







ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITTERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XXXVIII. JAHRGANG, 72. BAND.

BRAUNSCHWEIG,

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1884.

Inhalts-Verzeichnis des LXXII. Bandes.

Abhandlungen.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Programmenschau.

Miscellen.

Bibliographischer Anzeiger.

Zum Andenken Robert Püschels.

Der fern von der Heimat unter aufserordentlichen Umständen erfolgte Tod R. Püschels, welcher das blühende Leben eines durch Geist und Gemütseigenschaften ausgezeichneten Gelehrten unerwartet aus der Welt rief, hat so allgemeine Teilnahme gefunden, dafs vielfach der Wunsch rege geworden ist, etwas über die letzten Tage des Verstorbenen zu erfahren. Diesem Wunsche komme ich, der allein in dieser Zeit um ihn war, bereitwillig, wenn auch mit wehmütiger Trauer, nach.

Ein längere Zeit gehegter Plan, gemeinschaftlich die klassischen Stätten Griechenlands zu besuchen, wurde von uns anfangs April zur Ausführung gebracht. Wie P. noch öfter auf dem Krankenbette äufserte, fing die Reise unter den glücklichsten Auspicien an. Als wir am Abend des 4. April den Schlafwagen des Münchener Zuges bestiegen, da fehlte kaum einer der Näherstehenden, und ein langer Zug von Verwandten und Freunden bewegte sich auf dem Perron, welche uns Segenswünsche mit auf den Weg gaben. Ich hatte dem Freunde zulieb den Weg über Italien gewählt, das mir durch oftmaligen Besuch bekannt und vertraut war, so dafs ich als Führer dienen konnte. Mit welcher Frische nahm derselbe hier alle Eindrücke in sich auf, und wie freute er sich, als ich ihn in einen der ersten Kreise Roms, in das Haus meines Freundes, des Minister Genala, einführen konnte! Die feine Art, mit der er sich hier zu bewegen wufste, verbunden mit einer lebhaften und interessanten Konversation in gewählter französischer Sprache, verfehlte nicht, die wärmsten Sympathien für ihn zu erwecken, was auch daraus

zu erkennen ist, dafs der Minister auf die Kunde seiner Krankheit die italienische Gesandtschaft in Athen telegraphisch aufforderte, dem Kranken jeden möglichen Beistand zu teil werden zu lassen. In heiterster Stimmung zogen wir in Neapel ein. Der erste Tag führte uns an den Posilipp und die strada nuova, der zweite nach Pompeji. Mit staunenswerter Ausdauer im Schauen und Prüfen eilte er durch die Strafsen der verödeten Stadt, und weit eher ermüdete der rüstige Führer auf der 4½ stündigen Wanderung, als seine Kraft geschwächt und seine Sehlust vermindert war. Als uns dann ein gutes pranzo im albergo del sole vereinigte, wer hätte da wohl des Sprichwortes gedacht: „vedi Napoli e poi muori." Bei munterster Laune langten wir in Brindisi an und begaben uns unter heiteren Scherzen mit dem unser Gepäck befördernden Facchino, der uns von seinen vier Kindern fabelhafte Dinge vorerzählte — „grande commedia" bezeichnete P. diese Episode in seinem Tagebuche — an das Meeresufer, wo wir den nach Korfu abgehenden italienischen Transportdampfer bestiegen. Die Frische der Seebrise lockte P. schon früh am Morgen auf das Verdeck, und triumphierend, dafs er von der bösen Seekrankheit verschont geblieben war, langte er in Korfu an. Wir hatten uns vorgenommen, nur wenige Tage auf dieser interessanten Insel der Phäaken zu verweilen; da indessen eine Dampfschiffgesellschaft ihre Fahrten eingestellt hatte, waren wir genötigt, fünf Tage auf derselben zu verweilen. Das war zwar ein Strich durch unseren ursprünglichen Plan; doch war es uns gar nicht unlieb, hier länger gefesselt zu werden, nicht nur weil die herrliche Natur uns lockte, sondern auch weil wir hier am leichtesten den Übergang von dem nördlichen zum südlichen Klima überwinden konnten. Es waren sonnige Tage, die noch dadurch einen besonderen Reiz erhielten, dafs in sie gerade die Vorbereitungen zu den griechischen Ostern fielen, welche die Landbewohner aus dem Inneren der Insel mit ihren charakteristischen Trachten in die Hauptstadt führten und uns zugleich manche interessante Sitte zur Anschauung brachten. Freilich schon warf die Hand des Todes, die ihn so bald erfassen sollte, einen Schatten in diese lichte Welt, in der er lebte. Es hatte jemand zu ihm geäufsert, dafs die am Strande von St. Lucia zu Neapel

genossenen Austern bei dem dort besonders stark infizierten Meerwasser nicht selten den Typhus im Gefolge hätten. Da er zum öfteren deren genossen, teilte er mir seine Besorgnis mit, dafs auch ihn diese Krankheit erfassen könnte. Wenn dieselbe auch noch anfangs zurücktrat, so beschäftigte sie doch immerhin seine Phantasie, zumal man nicht versäumt hatte hinzuzufügen, dafs die furchtbare Krankheit bisweilen erst nach vierzehn Tagen eintrete. Am Ostersonntag langten wir in Athen an, das wir wie ausgestorben fanden. Keine Restauration, kein Kaffeehaus, keine Bierwirtschaft war geöffnet. Die Macht der geistlichen Ideen, welche sich in dieser Heilighaltung des Festes zu bekunden schien, war P. wunderbar, und Gottesdienst wie Geistlichkeit gewannen sein volles Interesse. Sein Tagebuch aus dieser Zeit äufsert sich darüber folgendermafsen: „Einen eigentümlichen Eindruck machen in Griechenland die Geistlichen, in Korfu sowohl wie in Athen. Mit ihren männlich würdigen Bärten und ihrem ernsten Talar und der Mitra machen sie weder den Eindruck von Heuchlern noch von Schwärmern. Malerisch ist insbesondere der rüstige Gang der männlich schönen Gestalten beim Abendgottesdienst zur Kanzel, und mächtig wirkt ihr Gesang des Evangeliums. Überhaupt ist der griechische Gottesdienst ergreifend einfach.“ Es folgte eine Woche genufsvollen und lehrreichen Schauens. Mit der gröfsten Gründlichkeit und Ausdauer studierte er auch hier wieder die erhabenen Reste des Altertums und wurde nicht müde, die Ruinen abzuschreiten und zu messen, so dafs er nicht eher ruhte, als bis er sich den Plan der antiken Gebäude ganz klar gemacht und dieselben in seiner Phantasie hatte wieder aufleben lassen. Zugleich suchte er sich das Verhältnis von Land und Leuten klar zu machen. Sein Tagebuch sagt in dieser Beziehung: „Einen herrlichen Eindruck macht Athen, wenn man auf dem Platze vor dem Theseion steht und um sich herum die ewig unveränderlichen Berge schaut, den Hymettos, den Lykabettos, den Pentelikon, den Parnes, die gewaltige Schutzmauer Attikas gegen die Perserstürme, und im Vordergrunde die herrliche Akropolis, die selbst in ihren Trümmern noch erhaben und schön ist; darüber den reinen blauen Himmel Griechenlands und die durchsichtige Luft, welche die Ferne

mit wunderbarem Farbenschimmer überzieht und die Nähe scharf vor die Augen treten läfst. Freilich der Veilchenduft Athens und die Bienen des Hymettos sind geschwunden.“ Und weiter: „Wenn man in der köstlichen Landschaft sich befindet, begreift man, dafs ein Volk, reich begabt, auf vorangegangene orientalische Kultur gestützt, den Begriff der höchsten, vollendetsten Schönheit in allen Zweigen der Kunst und Wissenschaft, vielleicht mit Ausnahme der Musik, finden und fortbilden konnte. Ohne Ägypten wäre Griechenland nie zur Höhe seiner Kunst gestiegen, aber ohne seine eigenartige Begabung und ohne seine harmonische Natur, erhaben, grofsartig, lieblich und abgeschlossen zugleich, hätte es nie in Kunst und Geschichte das werden können, was es war. Was die Kunst betrifft, so vergleiche man nur die Kunst-, insbesondere die Bauwerke Roms mit denen Athens. Ich meine hier die Schöpfungen der Kaiser, der Herrscher mit den weltumfassenden, an Gröfsenwahn streifenden Ideen. Die Thermen des Caracalla, das Colosseum, die Paläste eines Tiberius, eines Domitian, eines Septimius Severus — sie erfüllen uns nur mit einer Idee, mit der des Gewaltigen, des Erdrückenden, das den Erdgeborenen in den Staub drücken soll. Die Schönheit des Einzelnen ist vernachlässigt oder entartet, darauf sahen die Kaiser nicht, vielleicht hatten sie auch nicht immer die Künstler an der Hand, genug — sie wollten durch das Ganze imponieren. Sie erinnern in diesem Streben an die massigen Werke der ägyptischen Tyrannen. Im Gegensatz dazu stehen die Bau- und Kunstwerke der Athener. Man ist nach den Darstellungen dieser herrlichen Denkmäler, und besonders, nachdem man Rom gesehen hat, im ersten Augenblicke fast enttäuscht. Wenn man aber erst das Ganze der Umgebung, die Zwecke des Werkes, die Harmonie der Teile und den Umfang der Stadtgemeinde in Betracht zieht, so wird man ganz von diesem Gefühl der reinsten Harmonie und der vollendeten Schönheit des Ebenmafses durchdrungen. Das besterhaltene Werk athenischer und griechischer Baukunst, das Theseion, wirkt in dieser Weise harmonisch, beruhigend und erhebend. Es könnte im Hinblick auf die Akropolis gar nicht gröfser sein. Am Fufse dieser macht das Dionysostheater einen ähnlichen Eindruck. Zuerst sagt man sich: ‚Das ist also das

berühmte Theater, das du so oft bewundert hast.‘ Nach einem Überschlag hatten höchstens 3600 Personen darin Platz, im Colosseum, glaube ich, über zwanzigmal so viel. Aber bei Durchdenkung der Harmonie der Teile, auch im Verhältnis zur Akropolis, und wenn man bedenkt, dafs nur das adelige Volk der Athener das Theater besuchte, findet man, dafs dies mit den herrlichsten Kunstwerken geschmückte Theater der schönste Raum für diese aristokratische Demokratie war.“

Mitten in diesen Kunstbetrachtungen fühlte P. einen Vorboten der Krankheit herannahen. Eines Morgens zeigte er sich vollständig verändert. Ihn beschäftigten allerhand beunruhigende Gedanken, was alles seiner Gesundheit geschadet haben könne, wie z. B. aufser den Austern Neapels auch der längere Aufenthalt auf der Akropolis ohne genügenden Schutz gegen die brennenden Sonnenstrahlen, Gedanken, die ich um so eher glaubte in das Gebiet der Hypochondrie setzen zu dürfen, als seine Stimmung bald wieder eine bessere wurde und er auf meine Mahnung zur Vorsicht sich für so gesund erklärte, um mit mir einen Ausflug nach Delphi unternehmen zu können. Noch einmal war es ihm vergönnt, sich mit Geistesfreiheit in die alte Griechenwelt zu versenken. Bei dem Anblick der schroffen Felswände der Phädriaden und der rauschenden Quelle Kastalia fühlte er mit mir den Eindruck der Erhabenheit dieser schweigenden Gebirgsnatur und begriff, warum die Griechen gerade an diesem Orte den Tempel ihres weisheitsvollen Gottes errichtet hatten. Jene Stimmung innerer Harmonie und vollendeter Befriedigung, wie er sie schon in früheren glücklichen Stunden der Reise gefühlt hatte, beherrschte ihn völlig, und schien es fast so, als würde er sie als köstlichste Errungenschaft aus diesem schönen Lande, wo die *σωφροσύνη* einst als herrlichste Tugend galt, mit in das spätere Leben hinübernehmen, und sie kräftigte ihn so, dafs er sich entschlofs, die Reise durch den Peloponnes sofort daranzuschliefsen. Ein bequemer Wagen sollte uns von Korinth nach Nauplia führen, von wo aus wir in aller Mufse die alten Stätten von Argos, Tiryns und Mycenä besuchen und auch an den Ausgrabungen Schliemanns in Tiryns wenigstens geistigen Anteil nehmen wollten. Doch schon auf halbem Wege fühlte er sich unwohl. Eine freundliche Lands-

männin, die wir in Anesti bei Argos mitten unter Griechen antrafen, erquickte ihn zwar mit heimischen Hausmitteln, aber in Nauplia mufste er sich legen, kaum dafs es ihm vergönnt war, einen Blick auf die herrliche Küste des argolischen Golfs zu werfen, kaum dafs er die Larissa von Argos, die aus seinen Fenstern zu erblicken war, wiederschaute. Die Krankheit nahm anfangs scheinbar keinen schlimmen Verlauf, und unter der Leitung seines verständigen Arztes, des Dr. Kotzunopulos, der ihm ein wahrer Freund wurde und ihn täglich drei- bis viermal besuchte, hofften wir von Tag zu Tag seine Wiederherstellung. An allen Erlebnissen, die ich ihm mitteilte, nahm er herzlichen Anteil, freute sich an den Fragmenten antiker Vasen und anderer Sachen, die ich ihm von Mycenä und Tiryuth mitbrachte, ja es fehlte nicht an Humor, und bisweilen noch ertönte sein herzliches Lachen, das jeder seiner Freunde so gern hörte, bei den kleinen Verlegenheiten, in die wir durch die aufserordentliche Situation — es fehlte u. a. an einem ausreichenden Vorrat von Wäsche, während die von Athen aus telegraphisch citierten Koffer im Piräus von der Duane festgehalten wurden — versetzt wurden. So vergingen acht bis vierzehn Tage, ohne dafs er das Lager verlassen durfte. Die Situation wurde immer peinlicher, und leicht hätte ein Kranker verzweifeln können. Denn es fehlte an allen jenen Vorkehrungen zur Krankenpflege, wodurch bei uns das Leiden des Patienten so ungemein erleichtert wird. Ist ja doch Krankheit ein seltener Gast an jenen schönen Gestaden von Argolis. Aber jene Stimmung innerer Harmonie und ruhigen Mafshaltens, die wir oben gekennzeichnet haben, verliefs ihn auch jetzt nicht. Kein Wort der Klage kam über seine Lippen; er sprach nur sein Bedauern darüber aus, dafs meine Reise durch seine Krankeit auf so unangenehme Weise unterbrochen worden wäre, auch bat er um Entschuldigung, wenn er vielleicht einmal im Beginn der Krankheit, wie er es nannte, „ungemütlich“ gewesen sei, und rührend waren die Ausdrücke der Freundschaft für mich, der ihm von allen seinen Freunden allein geblieben wäre. Andererseits mufs aber hervorgehoben werden, dafs seitens derer, die mit dem Kranken zu thun hatten, alles geschah, was Freundlichkeit des Herzens und guter Wille einzugeben vermag, so

dafs es zuletzt wenigstens an nichts Wesentlichem fehlte; auch besuchten ihn anfangs teilnehmende Freunde, wie der rühmlichst bekannte Architekt und Archäologe Dr. Dörpfeld und der Konservator der griechischen Altertümer Dr. Philios; später mufste aber bei der Gewifsheit, dafs die Krankheit der Typhus sei, jede Aufregung dem Kranken fern gehalten werden, und so war derselbe schliefslich nur auf den Umgang mit mir beschränkt. Noch einmal schien alles gut werden zu wollen. Eine brave Krankenpflegerin war gefunden und das Fieber schien nachzulassen, auch erregte die Aussicht auf das Kommen eines Verwandten, eines deutschen Arztes, welches telegraphisch avisiert war, freudige Hoffnung. Da erklärte am 15. Tage der griechische Arzt, der Patient gefalle ihm gar nicht: er fürchte, die Lunge sei angegriffen. Und so war es in der That. Die Ahnung, dafs er bald sterben werde, hatte der Kranke schon länger gehegt: er glaubte, das Lebensjahr, in dem er sich befand, das zweiundvierzigste, sei ein Stufenjahr, welches gerade jetzt besonders gefährlich sei, indem er auf die Zahl Gleichalteriger hinblickte, welche der unerbittliche Tod gerade aus ihm näherstehenden Kreisen dahingerafft hatte. Jetzt trat ihm die Gewifsheit baldigen Todes immer näher. Am Morgen des 16. Tages, am 15. Mai, war diese nicht mehr zu verkennen. Als ich ihn durch Zuspruch darüber zu täuschen versuchte, fragte er: „Soll man wirklich noch einmal deutsche Urkraft daran setzen?“ und als ich antwortete, dafs wir den Griechen doch zeigen müfsten, was diese vermöchte, sagte er: „Na, dann wollen wir es noch einmal versuchen.“ Indessen bald konnte sich der Patient selbst nicht mehr täuschen, dafs es zu Ende ginge, und nun dachte er daran, mir seinen letzten Willen mitzuteilen. Er gedachte zunächst der Gesellschaft für neuere Sprachen, deren Kassenführer er war, und teilte mir mit, wo die Papiere derselben lägen. Er wollte weiter sprechen, aber bald traten Phantasien ein. Gewifs dachte er an Weib und Kind daheim: eine freundliche Vision liefs ihn einen Engel an seinem Bette erblicken; er fragte, ob ich denselben nicht sähe, und als ich nach der Stelle blickte, wo er denselben zu sehen glaubte, sagte er: „Sieh nur, dort fliegt er hin.“ Alsdann schwebte ihm wohl das Bild seiner Schüler vor. Er glaubte

sich auf dem Katheder, wo er lateinisch dozierte; dann begann der Todeskampf. Die Nachricht hiervon hatte sich wie ein Lauffeuer durch Nauplia verbreitet, und noch waren die letzten Atemzüge nicht ausgehaucht, als bereits eine Deputation der Gymnasiallehrer kam, um mir ihr Beileid mit dem Trauerfall, den sie bereits eingetreten wähnten, auszudrücken. Ich empfing sie in dem an das Krankenzimmer anstofsenden Salon, öffnete die Thür und so that denn der Kranke um $^1/_4$1 Uhr mittags die letzten Atemzüge in Gegenwart seiner ausländischen, ihm persönlich fremden, doch so teilnehmenden Kollegen, die schweigend den Augenblick erwarteten, wo die Seele den Körper verliefs. Die gröfste Teilnahme fand der Todesfall auch bei den übrigen Bewohnern Nauplias. Unmittelbar nach dem erfolgten Ableben trafen Dr. Dörpfeld und Dr. Philios ein, welche sofort ihre Arbeiten in Tirynth verlassen hatten und nun die Sorge um das Leichenbegängnis im Verein mit dem mir befreundet gewordenen Amtsrichter Dimitriadis gänzlich in die Hand nahmen. Dieses aber gestaltete sich zu einem aufserordentlich feierlichen. Die irdische Hülle des Verstorbenen wurde in dem Salon des Hotels aufgebahrt. An dem von vielen Lichtern umgebenen und mit Blumen geschmückten Sarge hielten Frauen Tag und Nacht Wache. Es war ein freundliches Bild, kein grausiges, das sich darbot, und mancher Besucher, deren sich viele einfanden, schied mit Thränen von der Leiche des toten jungen Mannes, den er lebend nicht gekannt. Den klimatischen Verhältnissen des Landes gemäfs mufste die Beerdigung bereits am folgenden Morgen (den 16. Mai) erfolgen. Und hierbei beteiligte sich fast ganz Nauplia. Der Phrurarch (Commandeur) hatte die Militärmusik geschickt; der Nomarch (Regierungspräsident), die Stadtbehörden, die Richter folgten, sowie das ganze Gymnasium, voran das Lehrerkollegium. Die Schüler trugen einen prachtvollen Kranz, welcher mit langer, mit Goldschrift gezierter Schärpe geschmückt war, eine Totenspende des Lehrerkollegiums. Den offenen Sarg begleitete die griechische Geistlichkeit. Hinter demselben gingen neben mir Dr. Dörpfeld und Dr. Schliemann, welcher auch seinerseits thätige Teilnahme bei dem Tode des Landsmannes bekundet hatte; es folgten Dr. Philios und Dr. Dimitriadis. Unter den

Klängen eines ergreifenden Marsches ging es bei herrlichstem Sonnenschein hinaus in die argolische Ebene, wo sich unfern des Löwen, den König Otto einst zum Andenken hellenischer Tapferkeit in den Felsen meifseln liefs, der von Cypressen bestandene Friedhof befindet. In der Grabeskapelle wurde die Liturgie unter Verlesung des Evangeliums in einfach würdiger Weise abgehalten. Nach Landessitte drückten wir noch in der Kapelle den letzten Kufs auf die Stirn des Dahingeschiedenen, worauf dieser auf den Platz vor derselben getragen wurde. Hier hielten ihm die Grabrede der Gymnasialdirektor *Γεώργιος Τσαγρής* in griechischer und der Professor *Ἰωσὴφ Λαγκάδης* in französischer Sprache. Der erstere entwarf das Bild des klassischen, der andere das des neusprachlichen Gelehrten. Ersterer führte u. a. aus, wie der Verstorbene von Delphi aus an diesen „*ἀποῤῥώξ*“ des Palamedes gekommen sei, wo ihm die Ruhe zu teil werden sollte, welche ihm, dem Freunde von Hellas, die Pythia in hellenischer Erde verheifsen. Und als er zum Schlufs seiner Rede der zurückgebliebenen Angehörigen gedachte mit der Anrede: „*ὦ τέκνα, τέκνα*“ „*ὦ γυναικὶ*“ „*ὦ φίλων φίλτατε*“, da war es mir, als hörte ich den Epilog einer Tragödie, welche zwar alle Erschütterungen in sich barg, aber auch alle jene Weihe der Katharsis, welche den köstlichsten Inhalt jener grofsen Kunstschöpfungen des Altertums bildet, einer Tragödie freilich, die ich nicht nur geschaut, sondern selbst durchlebt hatte. Nachdem den Dank der Angehörigen Dr. Dörpfeld in griechischer Sprache ausgesprochen hatte, wurde der Leichnam der Erde übergeben.* So ruht denn der

---

* Die in Nauplia erscheinende Zeitung *Ἀργολὶς* veröffentlichte folgenden Nachruf:

ΡΟΒΕΡΤΟΣ ΠΨΣΧΕΛ.

Χθὲς ἡ πόλις ἡμῶν προέπεμψεν εἰς τὸν τάφον ἐπίσημον ξένον τὸν Ῥοβέρτον Πύσχελ καθηγητὴν τῆς Λατινικῆς, Γαλλικῆς καὶ Ἀγγλικῆς ἐν τῷ Φριδερικείῳ Γυμνασίῳ τοῦ Βερολίνου καὶ τῆς Γαλλικῆς ἐν τῇ σχολῇ τοῦ Μηχανικοῦ καὶ Πυροβολικοῦ. Ἦγε τὸ 42 ἔτος τῆς ἡλικίας του καὶ ἦν ἔνθερμος ὑπὲρ τοῦ Ἑλληνισμοῦ. Κατῆλθεν εἰς τὴν φίλην του Ἑλλάδα χάριν ἀρχαιολογικῶν σπουδῶν, ἀλλ' ἐλάχιστα κατώρθωσε νὰ ἴδη μέρη αὐτῆς, διότι ἐλθὼν ἐκ Δελφῶν ἐνταῦθα ἠσθένησε πρὸ 16 ἡμερῶν καὶ τὴν μεσημβρίαν τῆς 3 Μαΐου ἀπεβίωσεν ἐν τῷ Ξενοδοχείῳ μακρὰν τῶν δύο προσφιλεστέρων ἀντικειμένων του, τῆς πατρίδος καὶ τῆς οἰκογενείας αὐτοῦ, ἀποτελουμένης ὑπὸ τῆς συζύγου καὶ τεσσάρων τέκνων του. Ἡ κηδεία αὐτοῦ ἐγένετο μετὰ τῆς μεγαλητέρας ἐπισημότητος προπαρασκευασθεῖσα τῇ ἀξιεπαίνῳ φροντίδι τοῦ φιλο-

teure Mann in hellenischem Boden, den er so sehr geliebt, im Angesicht der klassischen Stätten von Argos und Tirynth. Ist er zu beklagen, der nach einem harmonischen Leben unter Erreichung seines Lieblingswunsches, fast ohne die Bitterkeit des Todes zu schmecken, dahinsank und in dem Lande seiner Sehnsucht bestattet wurde? Wohl mancher möchte sprechen, er war ein glücklicher Mensch. Diejenigen aber, welche ihm näher standen, sprechen wohl mit Matthias Claudius:

Ach, sie haben einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr.

Ferdinand Schultz.

τίμου δημάρχου ἡμῶν κ. Επ. Κοτσονοπούλου. Ἠκολούθησε μέχρι τοῦ τάφου ἡ ἐκλεκτοτέρα κοινωνία τῆς πόλεως ἡμῶν, ὁ δὲ Σύλλογος τῶν κ. κ. καθηγητῶν τοῦ ἐνταῦθα Γυμνασίου κατέθηκεν ἐπὶ τοῦ φερέτρου στέφανον πρὸς τιμὴν τοῦ ἐπισήμου συναδέλφου. Καταλληλοτάτους ἐπικηδείους ἐξεφώνησαν ὁ Γυμνασιάρχης κ. Τσαγρῆς ἑλληνιστὶ, καὶ ὁ Καθηγητὴς κ. Λαγκάδης γαλλιστί. Εἴθε ἡ γῆ τῆς Ἑλλάδος ν' ἀναπαύσῃ τὸν φιλέλληνα τοῦτον, ὁ δὲ Θεὸς νὰ παραμυθίσῃ τὴν ἀτυχῆ αὐτοῦ οἰκογένειαν, τῇ ὁποίᾳ τὰ θερμὰ συλλυπητήρια τῆς πόλεως ἡμῶν διερμηνεύομεν.

Ähnliches schrieben andere Zeitungen. Ich aber drückte meinen Dank in der zu Athen erscheinenden *Εφημεφὶς* in folgender Weise aus:

Ἐν τῇ πληξάσῃ με δεινῇ συμφορᾷ, τῇ ἀπωλείᾳ τοῦ ἐπιστηθίου καὶ ἀγαπητοῦ φίλου μου καθηγητοῦ R. Püschel, *μεθ' οὗ συγκατῆλθον εἰς τὴν Ἑλλάδα, ἡ πόλις τοῦ Ναυπλίου φιλόξενον καὶ ἐγκάρδιον ἐπιδείξασα συμμετοχὴν εἰς τὴν θλίψιν μου κατὰ τὴν κηδείαν τοῦ νεκροῦ μυχιαίτατα συνεκίνησέ με καὶ μὲ ὑποχρεοῖ δημοσίᾳ διὰ τῆς Ἐ φ η μ ε ρ ί δ ο ς θερμὰς νὰ ἐκφράσω τοῖς κατοίκοις καὶ πάσαις ταῖς ἀρχαῖς αὐτῆς εὐχαριστίας. Τῷ δημάρχῳ τῆς πόλεως κ. Κωτσονοπούλῳ πλείστας ὅσας ὁμολογῶ χάριτας καὶ ὡς ἰατρῷ μετ' ἀγάπης καὶ φιλοξένου καρδίας ἐπιμεληθέντι τὸν ἀσθενῆ, εὐγνωμόνως δὲ θ' ἀναμιμνήσκωμαι πάντοτε τοῦ γυμνασιάρχου κ. Τσαγρῆ καὶ τοῦ καθηγητοῦ κ. Λαγκάδη, ὧν οἱ λόγοι ἐπὶ τοῦ χαίνοντος τάφου τοῦ φίλου μου παρήγορον ἐνεστάλαξαν βάλσαμον εἰς τὴν τεθλιμμένην καρδίαν μου. Ἀπὸ καρδίας ἐπίσης εὐχαριστῶ τοῖς φίλοις κ. κ. Δ. Φιλίῳ, ἐφόρῳ τῶν ἀρχαιοτήτων,* W. Dörpfeld *καὶ Δημητριάδῃ, ἐπὶ τῇ ἀγάπῃ καὶ προθυμίᾳ, ἣν ἐπεδείξαντό μοι κατὰ τὰς ὀδυνηρὰς τῆς ἀπροσδοκήτου δοκιμασίας στιγμάς.*

Ἐν Ἀθήναις τῇ 7/19 *Μαΐου* 1884.

Ὁ Γυμνασιάρχης τοῦ ἐν Charlottenburg *Γυμνασίου*
F. Schultz.

Zwei mittelenglische Bearbeitungen
der
Historia de excidio Trojæ des Phrygiers Dares.

Während meines Aufenthaltes in London im Sommer 1881 schrieb ich mir aus den beiden damals bekannten Hss. Harl. 525 und Lincoln's Inn 150 das folgende Gedicht ab, in der Absicht, dasselbe in kritischer Gestalt zu publizieren. Da sich jedoch inzwischen eine dritte Hs. (im Besitze des Duke of Sutherland) gefunden hat, von der ich mir leider keine Abschrift habe verschaffen können, bin ich genötigt gewesen, von einer kritischen Ausgabe Abstand zu nehmen. Die von Herrn Prof. Kölbing angekündigte Ausgabe ist bis jetzt ebenfalls noch nicht erschienen, es sollen wegen einer etwaigen Vergleichung mit meiner Abhandlung „Über Quelle und Sprache des mittelenglischen Gedichtes *Seege* oder *Batayle of Troye*", Kassel 1883, die beiden von mir benutzten Hss. abgedruckt werden. Bemerken will ich noch, dafs die im Texte vorkommenden Abkürzungen meist aufgelöst, die Eigennamen und Versanfänge der Gleichförmigkeit wegen mit grofsen Buchstaben wiedergegeben sind. Die zuweilen am Wortauslaut stehenden Häkchen sind wohl nur als Verzierungen der Schreiber anzusehen und als solche im Druck deshalb unbeachtet geblieben. Aufserdem ist Harl. fol. 9, das wohl durch ein Versehen beim Einbinden des Codex an eine falsche Stelle gesetzt war, im Texte nach Vers 412 eingefügt worden, wo die dortstehenden Verse 529 bis 592 folgen müssen; die in Klammern gesetzten Zahlen geben die alte Reihenfolge an, wie ich sie in meiner Abhandlung beobachtet habe.

Harl. 525.

The seege of Troye.

Sithyn that god this worlde wrought
Heven and erthe all of nought
Many wondris have befalle
That for sothe among them alle
It maye nought bene foryete out 5
The batayle of Troy that was so stought
For soche a werre as it was
Neuer is nor neuer was
Too and thurtty wyntyr with out fayle
Men of Grece helde batayle 10
Agayn þe kyng of Troye þat was so grym
And at the laste þey ouercome him
So seyde a knyght þat þer was
He was cleped sir Darras
He sawe þe ende and þe order of þat batayle 15
In grew he wrot it eueri dele

A mayster þat was full konyng syþyn
From Grewe it turned in to latyn
And now from latyn god it wote
A clerke in to Englishe it wrote 20
Lordyngis som time in Grece þer was
A kyng þat was called sir Pelles
He was not no kyng of hy degre

But a noder þer was on him of greter dignite
But yit he was kyng of Pelpeson 25
And had a cosyn þat hit Jason
Sir Jason was for þe non(e)s
Faire man of body and bones
Curteys hende hardy and bold
Him loved boþe yong and old 30

The kyng cleped this Jason
And aresond him anon
Jason he seyde I vndirston(d)
þe kyng of Troye hathe in his lond
A wonder þyng þat he loueth wele 35
That is a Gyldyn weders ffelle
And wuldest þou with summe gynne
That wonder fell from him wynne
And bring me that fell of gold
Thy whyle shuld bene well yold 40
Par fay seyde þenne sir Jason
I wulle do þat I kanne
Among þe Troyeaunce I wolle gonne
Mervayles to here and that a nooune
And if I may manly and well 45
Bryng I wull þe gylden fell
The kyng hereth þat he wull gone

Lincoln's Inn 150.

Bellum trojanum.

Sythen god hade þis worlde wrouʒt
Heouene and corþe and all of nouʒt
Mony anturis han byfalle
þat we no knowen heom nouʒt alle
Forþy y wol a stounde dwelle 5
And þeo bataile of Troye telle

For soche a bataile as hit was on
Ywis me nuste neuer non.
þrytty wyntyr wiþ oute faile
Men of Grece heolden gret bataile 10
Wiþ þe kyng of Troye stout and grym

And at þeo laste þey ouercome him
So saide a knyʒt þat þer was
þat was hote sir Dares
He sauʒ þat weore wiþ oute faile 15

And dude write hit ilke a bataile
And seochen a maister of sotil engyn

Turnede hit fro gryw in to latyn
And out of latyn wel ich wot
A clerke on englysh þus hit wrot 20
Lordyngis in Grece a mon þer was
A prynce þat hette Pelyas
He was nouʒt of Grece þeo hyʒeste lordyng
For ouer hym was an hyʒer kyng ꝫ

And callid was prince of Pelpensoun 25
And hadde a neuew þat hette Jasoun
Jason was fair mon for þeo nones
Styf and strong of body and bones
Corteis and hende hardy and bold
Alle folk him loved boþe yong and old 30
The kyng callid to him sir Jason
And toke him þis reson
Me is don he saide to vndirstonde
þat þe kyng of Troye haþe in his londe
þeo koyntiste þyng aboue molde 35
þat is a shepis skyn of golde
Myʒtest þou wiþ þy coyntiste gyn
And from heom þat skyn wyn
And brynge to me þat skyn of gold
þy trauayle qweyte þe y wolde 40
Parfay sayde Jason þan
Y schal do al þat y kan
And to þeo Troens y schal fare
Tidandis for to spie þare
Bote ʒef y may wiþ any gynne 45
Brynge y schal þat schepis skynne
When þe kyng herde he wolde gon

And clepeth his carpenters euerichone
And bad hem þat þey shuld timber take
A nobill shepp for Jaso(n) to make 50

And whanne þe shypp was redy wrought
Sir Jasonne foryettet nought

Of tresour he fellyd it full
And taketh with him whom he will
He taketh with him sir Ercules 55
A stalworth knyght hardy and fers
And mony a noder hardy and hende
With him to Troye for to wende
To the crekkyshe see þey come anone

Arerith seyle and gyneth gonne 60
Ouer þe se the wynde hem dryves

And att the havon of Troye aryves

The kyng of Troye Sir Lamatan
He was a wonder wyse man
He herd telle that men of Greke beth 65
In to his lond corn and þer in entreth
And comandeth with myght and mayn
That þei shuld seyle swythe agayn
And swore so mote he thryve
There shall none alyve fro thens ryve 70
He bad hem thens swythe gone
Or þey shuld dye euerichon
Sir Ercules and Jason also
In to that lond were comyn þoo

Of þe kyng they were sore agreved 75
And of his wordes sore ashamed
To be so rebuked of a kyng
So as þey mysdeden nothyng
To dwell lenger it vaileth nought

They turned her shep and cast abought 80

So long thei have her wey nome
Ayen to Grece they ben come
Four Barons ther gune goo
Wheche were gret lordis thoo
The ton hit Pollex þe toder Castor 85
The therde Talamon the fourthe Nestor
And seyd lordyns all thus atte ende

He sent after wryȝtes mony on
And bad þey shulde tymber take
And a sikir schip to Jason make 50
þe kyng dude make a sikir schip
Above þeo water deop
And was boþe styf and god
þeo mast was gold þer yn stod
And whan hit was all redy wrowȝt 55
And was on þeo water browȝt
He dude hit charge wiþ oute faile
Wiþ mete and drynke and oþir vitayl
And also priuendre corn and hay
To stedes and to palfrayes 60
þo hit was þus vitailed wel
He tok wiþ him knyȝtis armed wel
He tok wiþ him sir Ercules
þat stalworþe knyȝt and hardy wes
And mony anoþir hardy and hende 65
Wiþ him to Troye for to wende
þeo knyȝtis schipeden wiþ gomen and play
And saileden forþ boþe nyȝt and day
þat ouer þe se þeo wynd heom dryves
And at Troye vp þey aryueþ 70
þey made heore schip at hauene stand
Ercules and Jason wenten aland
The kyng of Troye sire Leomadan
Was a wondur wis man
Herde telle þat men of Grece weore ycome 75
In til his lond al and some
þeo kyng comaundede turne agayn
Or þey scholde dyȝe knyȝt and swayn
And swar al so moste he thryue
Aliens scholde nouȝt on his lond aryue
And comaunded heom to turne agayn
Or þey sholde dye boþe knyȝt and swayn
Sir Ercules and Jason baþe
þat þider weore come to wayte skaþe
Of his wordes agreued ware 85
And ouer al þyng aschamed sare
To beo so rebuykid of a kyng
So as þey hadde mysdo noþyng
To dwelle þer lengore no þouȝte heom good
And sailedyn agayn ouer þeo flod 90
And passeden forþ nouȝt to layn
And hom to Grece þey comen agayn
Byfore foure baronus come þey gon
Grete lordyngis þey weore ilkon
þat on was Pollex þat oþir Castor 95
þat oþir Talamon þat oþir Nestor
Lordyngis þey saide herkeniþ bygynnyng and eynde

The kyng of Troye thus gan vs shend
But these wordis bene jbought
Eche of vs shull be told for nought 90
And therfor helpith with socour
And meynten manly our anour
Or els the Troyens þat bene so fers

Woll vs holde for losengers
Sir Pollex and sir Castor 95
Sir Talamon and sir Nestor
Answerdyn ryght manly
And seyd they wold stoughthly
Among þe Troyens comen and gone
Magre þe kyng sir Lymadone 100
And magreth him and all his
We well done that vs listis
Nowe go we manly abought
And geder we vs a noble rought
Uppon his lond we will vp ryve 105
And loke who will vs ayen dryve
They did do ordeyn for hem selfe

Good new sheppis twelfe
And stoffed hem well and sure
With vittayl and good armore 110
They gedered hem nobil Squyery
And went to shep all in hye
Ouer the see þe wynde hem drives
And þe havon of Troye þey ariues

They armed hem welle and went to lond 115
Auntres to herkyn and to fond
The Troyens were myspayed

And of her comyng evel afrayed
Thorow out the cite the crye arose
That eche man of hem afferd was 120
The kyng of Troye hathe vndertakyn
That folke o Grece bene icomyn

With a grete ost stought and grym
And thenke þey will besegen him
He lete make a crye ouer all þanne 125
To hors and armes eueri man(ne)

Him silf armith him aryght
And all his meyne well idyght
And bene igadered vpp a down
And sued þe kyng out of Town 130
Sone þey be to geder mette

How þe kyng of Troye vs gan shend
And bote his wordis beon deore abouȝt
Vchon of vs is told for nouȝt 100
Forþy helpeþ wiþ ȝoure socour
And meynteneþ ȝoure owne honour
Or elles men of Troye þat beon stowt and fers
Wolen holde vs alle for losengeris
þo spak sir Pollex and sir Castor 105
Sire Talamon and sir Nestor
And sworen alle in a companye
And seiden þey wolden al stoutlye
Amongis þeo Troeynes comen and gon
To greue þe kyng sir Leomadan 110
And maugre him and alle his
We wollen do þat god is
Now go we alle monly abowte
And gedre we vs a noble rowte
Apon his lond we wolen aryue 115
And loke who wol vs þennes dryue
They dude make schipes mony and gode
For to passen ouer þeo flode
And chargid heom wel and sure
And vitailed heom wiþ good armure 120
And token wiþ heom gret chiualrye
And duden heom to schip ful hastely
And drowen seyl þeo wynd was god
And saileden ouer þeo salte flod
Al by water conne þey wende 125
And at Troye conne þey londe
þey aryueden alle on lond

Of anturis for to fonde
þeo folk of þeo cite hadde wondur what þey wolde do
And wheþen þey comen and whar to 130
In þeo cite was muche folk spekand
And mony a mon ille lokand
And dude þeo kyng to vndurstande
þat schipes of Grece weore come to laude
With mukil folk stout and grym 135
And saide þey wolde bysege him
þeo kyng anon dude make a cry
þat alle folk scholde arme heom hastely
And heom dyȝte swiþe wel
Boþe in yrn and in steil 140
And alle þat myȝte beore brand
Or any weopne in his hand
Wiþ albaster or wiþ bowe bent
þis was þe kyngis comandement
þeo kyng him armed anon ryȝt 145
And al his folk was wel ydyȝt
And wenten hastely out of þe town
And come to gedre apon a downe
And when þey weore togedres met

There was strokes well isette
There myght men see shaftis shake
And mony krounes all to crake

There were sheldis gylt and leyd wyth ynde 135
And baners rustland with þe wynde
Many nobill men vnder sheld
Sone were slayn in þat feld
The kyng with Ercules mette
And hard strokes on him sette 140
And with a launce smote him þere
That out of his sadill he ganne hym bere
Sir Ercules for that dynt
Fille downe on þe pament
Thenne cam rydyng sir Jason 145
With a launce to Lymadown
Hard to geder there þey dryves
That ther shaftis all to reves
Swerdis þey drowyn in that stonde
And ether gave oder grysly wonde 150
And strong batayle there beganne
Betwex sir Jason and Lymadan
There whyles þey to fyghtes
There come of Grece to hundrid knyghtys
And brought on hors sir Ercules 155
All jarmed as he was
And whenne he was vppon his stede
He thought he brynt as ony glede
With a launce he com forth thenne
And cometh rydant to sir Lymadan 160
And bare him thorowe þe sydes too
And thre of his sones he slowe also
And alle here folke owt and owte
Sone they wer to deth brought
Tho the kyng was to grounde falle 165
Ercules and his felows alle
Goth and robbeth that cyte
Of no man hathe no pyte
The kyng hath dowghters none but one
That was called dame Isyon 170
Whanne her fader had loryn his lyve

She went and hydder also blyve
But Ercules þat was so stought
Anone ryght he sought her ought
And lad her with him awey 175
Noo wonder þow she wer sory

The gylden fell they tokyn also
The wheche awaked awaked al þat woo

þer weore strokis wel yset 150
þer was crakid many a crown
And many a stout bacheler falle adown

þeo kyng of Troye wiþ Ercules met
And ȝaf him strokis wel yset
And Ercules wiþ his myȝt 155
Defendid him as an hardy knyȝt
So þat wiþinne a litel stounde
þeo kyng of Troye was brouȝt to grounde

He stikede þeo kyng þoruȝ sides boo
þreo of his sones he dude also 160
þeo men of Troye in a litel stounde
þeo Gregeys him brouȝt al to grounde
Whan þe kyng was þus to deþ falle
Ercules and his felawes alle
Wenten and robboden þat riche cite 165
Of mon no womon þey nade pyte
þe kyng of Troye nade dowȝtir bote an
And heo was hote dame Vsian
When heo herde hire fadir was brouȝt of lyf
Heo wente and hudde hire swiþe 170
And Ercules was so stout
Ful hastely he fond hire out
And ladde hire to schip in hy
No wondur þauȝ heo weore sory
Heo hadde sorwe and mukil þouȝt 175
For hire fadir was to deþe brouȝt
Hire þreo breþeren and al hire kyn
Gret was þeo sorwe þat heo was yn
Ercules wan þe skyn also
For wham was wakene dal þis wo 180

They token vessell armour and cloth
To the water forth þey gothe 180
And passed ou(er) the salt fome
And euery man went to his home
And make mery and slew care
And loke how þey may best fare
The kyng of Troye was þus slayne 185
He had a sone left in þat reaulme
His name sir Priamus he hitt
He was a prince of myche myght
The heritage him wuld befalle
To bene kyng of Troyens alle 190
In Fygry he dwelled tho
His wyf and his childryn also
Of the discomfeture wist he nought
How the Troyens were down brought
Whan he vndirstode bothe all and sum 195
His fader was slayn Sir Lymadon
And his thre bredryn him by
And also his sistryn lad away
Alas who hathe my fadir slauwe
And my broder brought adauwe 200
And raveshed my suster dame Ysyon
Alas frendes nowe have I none
And treuwe Troye is þus distroyed
He sorowed ay and was anoyed
Thenne had Priamus sones þre 205
Nobill men curteys and fre

þey token tresour armure al so
And duden heom in haste to schip to go
And passeden ouer þeo salte fom
And to Grece þey comen hom
And maden murþe and slowe care 185
And lokid how þey best myȝte fare
þeo forme bataile þis þenne was
Wher þoruȝ was mony child faderles
þeo werre laste ich vndurstonde
þrytty wyntyr wiþ mukil wronge 190
þeo children þat in heore modir wombe weoren
Waxeden and vengede heore fadir þere
þus was þe kyng þo brouȝt to grounde
Wiþ dunt of sweord and speris wounde
His barounes and al his meyne 195
Borgeys and bacheleris of þat cite
þeo romaunce me doþ to vndurstande
þat Ercules tok þeo kyngis douȝter by þe hande
And brouȝte hire to Grece wiþ mukil care
And lokid how þey best myȝte fare 200
Bote for soþe þey no wiste nouȝt alle
After þat murthe what wolde byfalle
Stynte we now of al þat ioye
And speke we of þe kyng of Troye
Y telle ȝow alle wiþoute fayle 205
þus endiþ þeo forme bataile.
Listeneþ lordyngis er ȝe gange
Of þe kyng of Troye þat was ded wiþ wrange
He hade a sone þat Priamus hyȝte
þat was a mon of mukil myȝte 210
þoruȝ heritage him wold falle
To beo kyng of Troenes alle
And in þe lond of Fryse he wonode þat tyme
Wiþ child and wif we fynden in ryme
And of þat discomfiture wiste he nouȝt 215
How his fadir was to deþe brouȝt
And his þreo breþeren apon a day
His faire suster lad away
And saide alas who haþ don þat dede
Of frendis is me now ful nede 220
Now Troye is þus distroyed
He sorwede and was ful sore anuyed
Priamus hade sones þreo
Noble men cortaise and freo

Sir Ectour the prince eldest is	Sir Ector was his eldeste sone ywis 225
Troyell and Alisaunder of Paryse	Troylle Alisaunder Paris
That nyght that Alisaunder was begeteth	þat nyȝt þat Alisaunder was geten of man
A mervelous dreme his modir dremeth 210	A drem his modir dremede þan
That out of her body sprong a brond	þat out of hire body a braunche sprang
That brent Troye and all þe lond	þat brennede Troye and al þat lond 230
And whanne she waked of here dremeng	And when heo wakened of hire dremyng
She sent for clerkys in grete hastyng	Heo sende after maistres olde and ȝyng
	And when þey weore alle ycome
	Byfore þeo qwene alle and somme
And tolde hem her dremyng euery word 215	Heo tolde hire drem byfore heom alle 235
Howe in her slepe meved was her mode	And had heom say what scholde byfalle
And bad hem telle and nought lye	And bad heom say and noþyng lyȝe
What her dreme myght synifye	What hire drem scholde sinefye
Madame þey seyd for sothe iwis	Madame þey saide wiþ oute les
In thi body a chyld þere is 220	In þy body a chyld þer is 240
That shall Troy to shame bryng	þat schal brynge Troye to nouȝt
Thorough his foly with ought lesyng	For him mony mon to deþe biþ brouȝt
They therfore were full woo	For þe sawe þeo qwene was wo
And though it shuld not be soo	And saide to heom hit schal nouȝt so
Whanne he was born she sent him 225	When þeo child was born of þat lady 245
Too an herd to kepe swyn	Fairer myȝte no mon seo wiþ eyȝte
	Norices feole to him weore souȝt
	þe child was ȝemed fair and softe
	And whan þe child was seoue ȝer old
	He was fair and of speche bold 250
	His modir þouȝte on hire dremynge
	þat heo mette in hire slepyng
	And þouȝte he no scholde sle no men
	No þeo cite of Troye make heo slayn
	And dude make þe child cloþus tyȝt 255
	Curtel and tabard and hod al whyt
	And made him to þeo feld to gon
	To kepe swyn wiþ staf and ston
	Undur a mon þat better couþe
	þat kneow þe feldis by norþ and souþe 260
	þe qwene sende hire owne child
	In to a contray wast and wilde
	And made him kepe swyn þere
	As he a pore monnes sone weore
That he shuld se non armes bryght	For he no scholde seo non armur bryȝt 265
Ne nought lerne for to fyght	Ny no batail ny no fyȝt
There he was out of knowyng	Bote when þe child sawȝ fyȝte bole or bore
Yeres fyftene with out lesyn(g) 230	Or any oþir best lasse or more
But game he hadde and gret solace	He hadde gret ioye heom to byholde
Where so he sawe in ony place	Whiche of heom oþir ouercome scholde 270
Beres or bolles fyght to gedere	þeo child wolde do ilke best to fyȝt
For soche game louid his fadere	And hade gret ioye of þat syȝt

And where he sawe þoo þat were strong 235
He crowned þem with a garlond
Of alle domes he was wyse
Therefore men cleped him Parys
The kyng of Troye herd tell of this
That his sone of the lawe was so wyse 240
After him he did sende
With him to Troye for to wende
His wiff his chyldren he toke with him
And hastely into Troy they entered in
And he swore and seyd in his þought 245
His ffader deth shuld bene dere bought

After masons he sent anone
That were in his kyndom
And dede hem to werke alle
The town of Troye for to walle 250
Veryly withought wene
There was no mason in þat reaume
Wold take a dragme of gold a day
But that they myght fette þere paye
They wrought þe walles wonder hye 255
Stronger neuer no man syye
Abought the walles he did make a grete dyche
Soo depe no where were hem lyche
Too and thirty yatis he made jwis
With doubill bryg and portcolys 260
And whanne the see is hye at the full
Abought the town rynne it wull
The dyche was soo rome and large
Theryn myght seyle boþe bote and barge
Grete sheppis þer in myght rouwe 265
There was joye and myrthe jnowe
And whanne the se gothe ageyne ward
The dyches bene so ouer garde
That no man entere ne may
Ayen ther will soth to say 270
Strenger Cyte was non vnder sone
Soo seker it was it myght neuer be wone
But if it be with grete treson
In all this world was non sweche a town

Wilke best wolde fyȝte and stande
He wolde him coroune wiþ a garlande
Of alle dedis þe child was wis 275
Forþy he was called child Parys
The kyng his fadir herde þe sawe
How his sone was wys of lawe

And after þe child dude he sende
Wiþ him to Troye for to wende 280
His qwene his sone wiþ him he nam
And hastely to Troye he cam
And swor and saide al his þouȝt
His fader deth scholde beo deore abouȝt
And after alle masons sende anon 285
þat wel couþe worche wiþ lym and ston
And dude heom go to worche alle
þeo cite of Troye to bywalle

And dude make þeo walles wonder hyȝ
Fairer mon neuer no syȝ 290
þe cite he closede wiþ a dych
Non deopper vndur heouene riche
And seouen ȝates he made ywis
Wiþ drawe brugge and portcolys
And whan þe see was hyȝ on flode 295
Hit scholde renne aboute þeo cite god

And when hit ebbed agayn ward
þeo dych scholde beo deop and hard

A better cite nas neuer vndur sonne
For certes hit no myȝte neuer beo wonne 300
Bote hit weore þoruȝ treson
In al þeo world nas neuer such a toun
In Troye he made a tour
Of alle toures hit was flour
And in þe tour he made an auter 305
Of þe false god sire Jubiter
A mawmet riche for þe nones
Of gold seoluer and precious stones
þis was mony hundred ȝer byforen
Er ihesu weore of Marye boren 310
þey naden non oþir a vowery
Bote false godes and mawmetrye

Whanne it was dyght as it shulld be 275
Priamus sent for all his barons to that cite
And dide him for to be kyng cronned tho
And Ekeuba his quene alsoo
Ector his eldest son takes
And vnder him princes he makes 280
And Alisaunder his sone Paris
His yonger sone that his soo wyse
An Erldom he yeveth him in honde
And all his sones makes lordis in þat londe
And thenne after al his reaulme he sent 285
And maketh a ryalle parlement
And whanne þe parlement plenor is
Eche man seyth þanne his devis
ffirst speketh þenne þe kyng Priamus
Lordyngis he seyd thus and thus 290
Ye wote whanne þey of Grece come
And þis lond robbed and nome
Alle our elders have destroyed
Grete cause have we to be avenged
And if ye will geve þerto counsayle 295
We shull hem yeve newe batayle
And werre on hem nyght and day
All the baronage tho seyd nay
Better is pees euer with ought ende
Thenne eche of vs with batayle oder to shend 300
There fore sir do as we you desyr
And of your barouns send thedyr
To hem that oure elders sley
And her goodis did bere awey
And loke if þey wull wage 305
Raunsom or ony trevage
And brynge ageyne þy sustir right
Dame Ysyon þat is so bryght
And if þey wull do as good is
If þey no wull doth your avyse 310
Thenne seyd þe kyng I graunt þer to
Late be sene who may best þeder go
Amonge them all þey seyd anon
Sir Ectour theder most gon
Sir Ectour to this greeth him 315
And passeth the grekeshe see þat is so grym

Night and day forth he ryght (Ms. ryȝt)
Tille he com to Greke ryght
He cometh to sir Ercules
That mayster ouer al Aufryk was 320
Sir Pollex and sir Castor

In þat tour Priamus made his woneyng
A richer hade neuer no kyng
When þe tour was dyȝt as hit beo schal 315
Priamus sende after his baronage al
And dude coroune him kyng þo
And dame Ecuba his qwene al so
Ector his aldest sone he tas
A prince vndur him he was 320
His oþir sone Alisaunder Parys
þat was halden war and wys
An eorldam he sesede in his hond
And alle his freondes he made lordis of lond
And siþen he made his parlement 325
And after al his kyndam sent
When þeo parlement plenor was
Ilke mon saide his avys
First þenne saide Priamus
And saide lordynges þus and þus 330
Yo witen how þeo Gregeys hider come
And þis land þey slowe and nome
And al ȝoure freondis þey han distruyed
Alle ȝe auȝten to beo anuyed
Ȝef ȝe wolen here til counsail 335
Y schal heom ȝeue a newe bataile
And weorre on heom boþe nyȝt and day
And his counsail saide sir nay
Better weore pes for euer and ho
þan bataile slauȝter weorre and wo 340
We rede ȝou do as kyng hende
Som wys baroun þider to sende
To heom þat owre aldres slowe
And oure godes away drowe
And bote þey wolen amendes don 345
þat þey duden in þis town
And senden aȝayn þy suster bryȝt
Dame Vsian faire of syȝt
Ȝef þey wolen do so good is
And ȝef þey no wolen do ȝoure avys 350
þeo kyng saide y graunte þer to
Who may best þeo message do
Amongis heom all þey saiden ilkon
Sire Antynor moste forþ gon.
Sire Antynor graunted and greiþed him
And passede þeo see þat was grym
And tok wiþ him þat he wolde also
And drowe seyl and konne forþ go
Nyȝt and day forþ conne þey ryden
And come to Grece wiþ mukil pruyde
þe mesanger com to sir Ercules
þat maister of þat discomfitoure was
And to sir Pollex and to sir Castor

Sir Tallamo(n) and sir Nestor	To sir Talamon and sir Nestor
Lordyngis he seyde I am now her	And saide to heom y am comen heir 365
Com from Troye as a mesenger	Fro Troye as a neowe mesanger
The kyng Pryamus me hedur send 325	þe kyng Priamus made me hider wende
And asketh howe ye will be demened	To wite ȝef þat ȝe wolen amende
Of that ye comyn ayens his pees	Of þis þynge ȝe comen agayn þe pes
And slouwe his fader gylteles	And slowen his fadir gulteles 370
And wheche of you haue his suster hend	And whiche of ȝow haþ his suster hende
I rede þat ye ayen her send 330	Y rede þat he agayn hire sende
ffor sekerly it is nought ryght	ffor certainly hit is vnryȝt
A kyngis doughter to serue a knyght	A kyngis douȝter to serue a pore knyȝt
I rede þat ye to him gone	Forþy y rede ȝou to him gone 375
And in his grace put you anone	And do ȝou in his mercy anon
	þo him spak a gret lordyng,
	Ful sorly him likid þat tydyng
	Ercules was his nome called
	He was a baroun swiþe bold 380
ffy on develes name seyd Ercules 335	ffy a debles said sir Ercules
Soche a dispyte don to vs neuer was	þilke dispyt ows neuer do wes
Shulld we in his grace abyde	Scholde we in his mercy abyde
Nay for thing that may betyde	Nay þat schal ows neuer bytyde
Goo sey his fader did vs wrong	Go say ȝour kyng he dude ones a wrong 385
And we him anoder also strong 340	And we him anoþir al so strong
And if þou were not a mesyngere	And bote þou no were a mesanger
Too wrother hele com þou here	Ful eouel hayl þou come heir
And if you þynkest hens on lyfe	For þou ȝe þenkist to passe on lyue
Trusse þe out of þis lond blyve	Trusse þe hennes and þat swiþe 390
Sir Ectour sey þer was no wey 345	Sir Antynor saw hit was no bote
But turned to shep and went þat day	Agaynes heom alle for to mote
	And turnede agayn wiþoute targyng
	And com hom and tolde Priamus þeo kyng
And told sir Priamus eueri worde	He tolde þeo kyng his lord 395
How he was rebuked ende and orde	How he was rebuykid ilke a word
Sir Priamus at þat time	þeo kyng was so wondur wroþ
He was full wrothe it was well sone 350	And swar mony an hard ote
	þat he no scholde neuer beo bliþe
	Til he weore venged and þat swiþe 400
And sent þorought his kyndom	And sende abowte swiþe anon
After his carpenters echon	After wryȝtes mony on
And fellith tymber and geue to henwe	And bad heom gon and tymber take
And fourty sheppis he did make newe	And foure score schipes dude heom make
	And when þey weore alle wrouȝt 405
	And apon þeo water brouȝt
	He charged heom wiþ oute fayle
	Wiþ mete and drynke and oþer vitaile
	Boþe wiþ provandre corn and hay
	To stedis courseris and palfrey 410
And gadered swythe be his conseyle 355	þe kyng him purveyede þoruȝ counsail
A nobill ost with out fayle	A noble ost wiþoute raskayl
Whenne þey were gedered on grete hyyng	þe kyng made him boun to Greece to fare
They com to Troye before þe kyng	Wiþ alle his knyȝtis lasse and mare

The kyng thyngketh no lenger to lende
But dyght him forth redy to wende 360
Ectour the prince that was eldest
Of all þe kyngis sones he was boldest
Sir he seyde my lord the kyng
Ye shull travayle noþyng
But be at hom and meri make 365
And þy host I wull take
And werryn with our enmyes
And stoughtly bryng home þe pryce
The kyng answerd with wordis still
And þanked moche his sonys will 370
And þenketh he wull be good werrer

And taketh him all his power
And bad him take his host and gone
For to awrekyn hym of his foone
Thenne comyth Alisaunder of Parys 375
His yonger sone þat is so wyse
Sirr he seyd my lord þe kyng
I will you telle a noþer þyng
If ye take your self your ost
And goth to Greke in grete bost 380
þou shalte be discomfet and ouer þrouwe

And all þy folkys nere jslawe
Sir I wille tellyn the anoder
Iff ye send Ector my broder
His host shall be all to tore 385
And þenne we be all for lore
And if ye wull be leven her
I wull go with your poere
And I will batayll and werryn soo
Men shall speke þer of for euer moo 390
And wyn the pryce with honour

And comen hom as conquerour
Thanne seyd sir Priamus þe kyng
Now is þis a wondir thyng
Alisaunder son how spekest þou 395
Ector is ten so strong as þou
Telle me now I sey the
Wenest þou to spede better thanne he

Sir he seyd listeneth a stounde
Thre goddes an apull fonde 400
Juno the lady of wysenesse
Dame Pallas and dame Venesse
That fortune cast with outyn lees
Too makyn werr þat ere was pees

þo com Ector his sone eldest 415
Of alle his breþeren he was boldest
And saide þus to his lord þe kyng
Y rede ȝou travaile to Grece no þyng
Bote dwelle at home and murye make
And þyn host y wol take 420
And weorre agayn ȝoure enemyes
And stoutly brynge hom þeo pris
þe kyng onswerede wiþ wordis stille
Y alowe sone þy gode wille
þe kyng hoped þat he wolde beo good werrer 425
And graunted him al his power
And biddes him take his host anon
And fong on to avengyn him of his fon
þenne com forþ Alisaunder Parys

þe kyngis medlyste sone of prys 430
And saide þus to his lord þe kyng
Y schal ȝou telle a noþir tydyng
Ȝef ȝe tan ȝoure self ȝoure ost
And wendest þider wiþ mukil bost
Ȝe may beo scoumfited oþir ytan 435

And ȝoure folke slayn euer ilkan
Ȝet sire wol ȝe heren anoþir
And ȝe send forþ Ector my broþir
His host and he may be al to torn
And þenne arn we alle for lorn 440
Y rede ȝe dwelle stille here
And let me go forþ wiþ ȝowe power
And y schal in Grece weorre swa
þat men schal speke þer of euer ma
And wynne þeo maystry wiþ much honour 445
And come agayn as conquerour
þo onswerde Priamus kyng
And saide his sone ȝyng
Sone he saide how spekestow now
Ector is ten siþe streyngor þen þow 450
þow telle me y comaunde þe
On what maner hopest þou spede better þan he
Sire he seyde treowely
Y wot hit wel certeynly
Herkeneþ fadir to my spelle 455
And of a wounder y schal þe telle
þis endurday ich wente in to þeo forest
To hunte and take som wilde beste
Y tok þeo honte and houndis tene
To witen how þey wolde renne 460
We haden mukil gomen and gleo
Of venesoun we haden gret plente
þo wente we ilkon oure way fer

That appul was with gold begrene 405

And seyd the fayrest it shuld have

Thanne seyd Juno myn shall it be
ffor I am fayrest of vs thre
Pallas seyd it shall be myn
She swore be Jubiter and Appolyn 410
For well it is knowyn and vnderstond
The fayrest I am of þat is in ony lond
Dame Venesse seyd now be stylle
That appul is myn be ryght skylle
ffor I am with out lees 415 (531)
The fayrest that euer born was
Dame Juno seyd be Mahomid nay
O non wyse it may not be
That it be at our juggement
For ilkone seyth his owne talent 420 (536)
Thou seyst sothe seyde Pallas sekerly
Anoder man þat most jugegy
Whyche shall have þis juell
Thenne seyd Venus þou seyst well
Paris is the trewest man 425 (541)
That god leyd euer lyf vppon
Best it is our juge þat he be
Who shall it have of vs thre
All þey graunted þerto jwisse
Juno she went on to Parysse 430 (546)

To honte for þeo wilde deor
Y prikide and rod forþ good pas 465
þeo weder chaunged gret myst þer was
So þat y loste my felawes ilkon
Of alle heom no saw y neuer on
And in þeo forest y rod so longe
þat my ryȝte way y loste and tok þeo
wronge 470
So in wiþ a litel while
Y passede in to þeo forest two myle
Anon aslep me tok
þat y no myȝte ryde no loke
Y alyȝte adoun apon þe grounde 475
And lay and slepte a litel stounde
And also y slepte vndur þat treo
Deore fadir listene me
In þat forest weore gangand
Foure ladies of eluene land 480
þat tyme of heom wiste y no del
Bote after ward ich wiste wel
And as þey wenten heom to play
þey founden a bal of gold verray
Hit was a ful riche bal 485
Of brend gold hit was al
þer on was in lettrure
Lettres of seoluer ful fair scripture
þat vche clerk myȝte hit rede
þat to boke was set or to scole ȝeode 490
þe lettres saide þe faireste wommon
of al
Schal haue and welde þis riche bal
Saturnus þeo eldest þeo bal vptoke
And on þeo lettres gon he loke
And saide y wol haue þis riche bal 495
And when me likiþ playe wiþal
Nay saide Jubiter so god me saue
þis riche bal y wol haue
For y am fairer so haue y blis
And so am y halden þer wise men is 500
Nay saide Mercurius so mote y go
Y am fairer þan ȝe bo
Forþy y wol haue þis riche bal
And whan me likiþ playe wiþ al

þo spak Venus ful hendely 505
Susteris flyten con nouȝt y
Bote ȝou he saide lyþ a knyȝe
He schal tryȝe al oure ryȝt
Whiche of ows schal haue þeo bal
And þerto graunteden þis sustres al 510
Fadir saide Paris þus hit was
Here now a wondur cas
þo konne þis wymen to me gon
And stode byfore me euerilkon
And beden me anon rise vp and wake
And in myn hand þeo bal gon take

And seyd Parys wilt þou be
ffor grete nede I com to the
ffor an appull þat we fownde

This endir day vppon the grounde

That appul Parys yef þou me 435 (551)
Thou shalt be wyse wilt þou ma lyve
Parys seyd soo I wille
If þou have ther to skylle
Pallas þe wey from him has taken
And Venesse to him was jcomen 440 (556)
And sayd Parys wele be þou ay
Mahomed the save þat best may
For þou art þe trewest knyght
And all þyng þou jugest ryght
Ther fore Parys I pray the 445 (561)
That appull þat þou graunte me
That we fond this endirdaye

As we went on our playe

That appull Parys graunt þou me
A feyre leman I will yeve þe 450 (566)
Thou shallt have the fayrest leman
That euer god leyd lyf vppon
And thenne sire I beþought me so
That Juno hadd no ryght þerto
Though she were lady of wyse-
nesse 455 (571)
She had nought so moche fayrenesse
Ne Pallas Sir so mot y the
Venesse was fayrer þanne þre
Ther fore I graunt her to have
That appul was with gold be-
greve 460 (576)
And therfore with myn entent
Thus I yave þe iugegement

And ȝeue þeo bal þer corteysely
As þeo lettres spak to þeo faireste lady
Whiche was þeo faireste couþe y nouȝt
sayn
þey weore so faire euerilkon 520
þo spak Saturnus to me ful sone
Knyȝt ȝef me þe bal and hauy don
A bettre ȝefte y wol ȝeue þe
Ȝef þou þeo bal wolt ȝeue me
Y schal þe make þeo rycheste man 525
þat lyueþ vndur god alone
For y haue myȝt to ȝeue richesse
To whom y wol more and lasse
Forþy þis faire bal ȝef þou me
And gret richesse y schal ȝeue þe 530
What kyn richesse þat þou wolt craue
For þeo bal schaltow haue
And y þouȝte ich was riche ynouȝ þo
What schold y wiþ more richesse
do
þo spak Mercurius þat oþir lady 535
Knyȝt ȝef me þeo bal for þy cortesye
And y schal ȝeue streynþe and myȝt
In al þeo world schal beo such a knyȝt
Ector ny no knyȝt in lande
Schal haue no myȝt agayn þyn hande
In turnement no in batail feor no ner
In al þis world schal beo þy per

For y haue power to ȝeue mon myȝt
Boþe to squyer and to knyȝt
Forþy þis faire bal ȝef þou me 545
And muche streynþe y schal ȝeue þe
Me þouȝte y was strong ynouȝ þo

What schold y wiþ more streynþe do
þo saide Jubiter þe þridde lady
Knyȝt ȝef me þeo bal for þy cortesy 550
And þou schalt beo þeo faireste mon
þat liueþ now vndur god alone
For of bewte y haue þe myȝt
To make boþe fair clerk and knyȝt
Forþy ȝef þeo bal to me 555
And a fair knyȝt y schal make þe
And me þouȝte y was fair ynouȝ þo
What schold y wiþ more bewte do
So spak Venus þe furþe lady
Knyȝt ȝef me þeo bal for þy cortesy 560
And þou schalt haue loue and wolde
Alle folk þe schal boþe ȝonge and olde
Alle wymen þat þe seon wiþ syȝt
Schole þe loue wiþ al heore myȝt
Maydenes in chaumbre schal loue
þe alle 565
Ladyes in boure and wyues in halle
Alle wymen schole beo in þy pouste
And alle schole þey loue þe

Now Alisaunder seyd she
Thou hast full fayre honoured mee
Therefore I graunt the anon 465 (581)
Whanne thou will to Grece gone
ffor noþyng the no drede
With out dought þou shat welle spede
The fayrest lady þat bereth lyfe
Thou shat wynne to be þy wyfe 470 (586)
Therfore I have will to wend
In to Grece all hem to shend
Sir Etour and his bredryn alle
Answerd sir Priamus in his halle
And seyd if Alisaunder Parys 475 (591)
Goo too Troy to wynne the pryss
Men of Grece will stynte no stounde
Er that Troye be brought to gro(u)nde
Neuer þe later þe kyng anon
Graunted Alisaunder for to gon 480 (416)
All his poer he him takes
And mayster of his host makes
And bad him bere him stoutelyche
Ouer all other and manlyche
And euer more with his myght 485 (421)
Meynten well his faders ryght

Alisaunder is now in jolyte
Seyland in þe se with ryal meyne
With fourty shyppis good and stronge
The mastes were grete and wonder longe 490 (426)
And hadde stremers of rede sendel
With armes of Troye wrought full well
The seyles were of ryche clothe
They haddyn good wynde and forth gothe
Nyght and daye forth they drives
Comen to Grece and there aryves
The folke of Grece hath vndirnome
That sweche shyppis þere bene come
And have wonder what þay wull doo
Wherfore they comen and wharr too 500 (436)
Eueri man come hem to behold
And curteysley asked hem what þey wold
Sir Alisaunder seyd and al his
And answerd hem with wordis wyse

þan hade y muche blys
To haue þeo loue of alle þis 570
And ȝaf hire þeo bal hastely
And saide heo was þeo faireste lady
And y saide þo moste y þe
Heo was fairer þan þeo þreo
In alle þyngis treowely 575
And Venus saide wel hendely
Alisaunder y schal qwyte þe
þat þou hast þus honoured me
Bide þy fadir as he is kyng hende
Graunte þe to Grece to wende 580
For noþyng schaltow þer drede
Ful wel schaltow þer spede
þeo faireste lady þat beoriþ lyf
þou schalt welde to þy wif
Forþy sir let me þider wende 585
His fader graunted as kyng hende

And al his power him bytakes
And mayster ouer his ost him makes
And bed him beore him manly
And ouer al þyng steore him stoutly 590
And euer more wiþ al his myȝt
Meyntene his fadir ryȝt
Alisaunder and his folk ilkon
In haste dude heom to schip to gon
þo was Alisaunder ful of iolyte 595
Saylyng in þe see wiþ real meyne
Wiþ fourscore schipes gode and strange
þeo mastes of fir gode and lange
Eche mast hade fane of red sandel
Wiþ þe signe of Troye wrouȝt ful wel 600
And newe sailes of cloþ
And hadden god wynde and forþ þey goþ
Nyȝt and day forþ þey dryueþ
And comen to Grece and þer þey aryveþ
þeo folke of þeo cite haden wondur what þey wolde do 605
And whennes þey comen and whar to
Mukil folk com heom to byholde
And hendly axed what þey wolde
Alisaunder Paris and alle his
Answerde þo wiþ wordis wis 610

Marchauntis þey seyd þat we be 505 (441)
Out of the see Octaman comen wee
And a tempest hedir vs drof
Therfore lordyngys be nought wroth
We ne dwell but a day or too
þenne we will take leue and goo 510 (446)
And þer auentour so it may betyde
We will not soo long abyde
Alisaunder hyeth him fast to here

Of Ercules to wete where he wer
And sir Pollex and sir Castor 515 (451)
Thalamon and sir Nastor
And all þe lordis euerychon
That held his ante Dame Ysyon

Thanne was it fallyn soo
In that self tyme thoo 520 (456)
The kyng of Grece syr Monelay
Sooiornede both nyght and day
In on of þe noblest cyte
That was in all þat contre
It was cleped Capharnoum 525 (461)
In all þe worlde was soche a town
Saue Troye trusty and trewe
ffor that was late bygged newe
Salamon the conquerour
Ne David of more honour 530 (466)
Ne þe hey kyng Alisaunder
Of whom þer was soo grete sklaunder
Held not soo ryal meyne
As did sir Menaly in his Cite
And with him Elyn his quene 535 (471)

The fayre lady bryght and shene
ffayrer formed was neuer none
In this world bothe blode and bone
She was full of goodnesse
Myght no man tellyn her fayre-nesse 540 (476)
Virgil þough he on lyve were
Or Aristodill that koude more
Or Neptanabus that nobill clerke
That koud most of soche werke
Too diskryvyn womans fayrnes 545 (481)
Here beaute and her mekenes
Dame Olympias I vnderstond
Crowned him with a garlond
Ouer all oder maystres to bere þe pryce
ffor that he was so good and wyse

And ȝeorne weoren aboute to spye and here
In what contre þat Ercules were
And sir Pollex and sir Castor
Sir Thalamon and sir Nestor
And alle þeo lordis euerichon 615
þat token his aunte Dame Vsion
þey þouȝten mukil and saide nouȝt ille
Bote ay þey hopeden to haue heore wille
So hit byfeol in þat tyme
As we fynden in oure ryme 620
þe hyȝe kyng of Grece syr Menolay
Soiornede boþe nyȝt and day
In þat ilke court al
Wiþ a meyne wel real

He was boþe kyng and emperour 625
And regned in Grece wiþ mukil honour

And hade wiþ him Dame Elayne his qwene
þat was boþe bryȝt and schene
A fayrer creature þat heo was on
Byfore hire was neuer non 630
Heo was gentil curtays and freo
Alle folk hire louoden in þat contre

Sir Menolay of Grece kyng
Herde telle of þat neowe tydyng
Of sir Alisaunder Paris 635
þeo kyngis sone of Troye ycomen is

Dame Elyn þe Quene wiþ myld mode
Speketh wordes oder þanne god
And seyd to her maydens thus
Moche men speke of Pryamus
The kyng of Troye þat crownede is 555 (491)
And of his sone Alysaunder Parys
That is in our lond a lyght
Men seyen he is a nobill knyght
And therfore so mote I the
Me longeth more him to se 560 (496)
Blynne neuer I ne will
Or I have sene him my fylle
A spye all þis mater herd
And told it Alisaunder eueri word
What the lady had jseyd 565 (501)
Tho held Alisaunder him wel payed
Certis seyd Alisaunder also
Me longeth to sene here hyen too
Glad shal I neuer be
Or I may her my fille se 570 (606)
On a day Elyn the Quene
With knyghtis and ladis mo þen ten
With her went moche grete chyualrye
And cometh to þe temple on hye
With outyn the temple eþer oder metis 575 (511)
And gentely ether other gretis
Ether beholdeth oder lovely
Wonder long sekyrly
The quene turneth and goth awey
With many a knyght and many a lady 580 (516)
Alisaunder seeth that she will goo
Soore he seyeth and his full woo
The love of here he takys be lyve
That his hert is point to ryve
And swereth he will neuer ete 585 (521)
Or he have her with strength gete
Toward his Ost he gynneth gone
And cryed as armes lordyngis echon
Eche man make redy and arme him
And take his wepyn stought and grym 590 (526)
He bad first of all þyng
Take sir Monelay the kyng
But where som euere the kyng become
The Quene algate þat she be takyn

Into þis lond wiþ gret chyualrye
Bote he no wiste wherfore no why
Dame Elayne þeo qwene wiþ blisful mod
Spake mo wordis þan weore god 640
And bygan to say þus and þus
Mukil folk spekiþ of sire Priamus
þat kyng of Troye koroned ys
And of his sone sir Alisaunder Parys
That comen is hider wiþ streyngþe and myȝt 645
Men telliþ he is a fair knyȝt
And þerfore heo saide so mote y the
Me longiþ sore him to seo
Neuer schal y blyþe beo
Til y him may wiþ eiȝnen yseo 650
A squyer herde þat tydyng wel
And com and tolde Alisaunder ilkadel
Parfay saide Alisaunder me doþ also
To seo hire eynen and vysage boo
Blyþe no wol y neuer beo 655
Til y mowe hire wiþ eyȝnen seo
Apon a tyme Dame Elayne þeo Qwene
Wiþ knyȝtis and ladies þrytty and tene
Come to a temple wiþ mukil blys
And sir Alisaunder herde telle þis 660
And greiþed him wiþ gret chenalry
And com to þeo temple ful hastely
Wiþoute þeo þey conne mete
And ful hendely eyþir oþir con grete
Eyþir byhuld oþir louely 665
Boþe weore þey fair and comly
þeo qwene byhuld Alisaunder ofte
And in hire heorte so hire þowȝte
þat heo no saw neuer a fairer knyȝt
Neyþir by dayes no by nyȝt 670
And þouȝte hire heorte wolde to sprynge
So was heo cauȝt in loue longynge
Alisaunder sawȝ þeo qwene forþ go
And sore syked and was ful wo
þeo loue of here hadde tan so blyue 675
þat nyȝh his heorte to brak on fyue
And saide he nolde ete no mete
Er he hire hadde wiþ streynþe ygete
And to his ost bygynneth to gon
And hyd heom arm heom euerychon 680
And comaundede ilk mon arme him
And his weopne wiþ him nym
And furst saide of alle þyng
Takiþ sir Menolay þeo kyng
And wher þat euer þe kyng bycome 685
þat þeo qwene beo ynome

Now eueri man forthe þey shove 595
ffor Alisaunder hir lordis love

Alisaunder the game did begynne
To assayle the cite þe Quene was inne

The folke of the Cite defended hem faste
Begynne to shete and stones to cast 600
Alisaunder leseth many men
That lay to dreve in that fenne
But he fauht as a god baroun
Many grete lord he drave adown

Helmes to heuwyn sheldis to rappyth 605
Many hedis fro the body swappith

He and his folk that same day
Sleeth pepill þat noman nobir may
The kyng seeth the Barouns all
Bene jslayn and jfalle 610
And doughtyth him sore of his lyf
And fleth awey and forth he goth
No man wote wher he is becom

And Alisaunder the Quene hath takon
He takes her in her worthy wede 615
And setteth here beforn him on a stede
She wepith fast and maketh cry
And neuer þe later he lad her awey
And mony counteyes and ladies also
The fayrest þat myght on erthe go
There whyle his men robyn and reves 620
In all þat countre noþyng beleves

Alisaunder cometh home to his faders toure
His ffader him welcometh with honour
How hast þou sped sonne myn 625
ffader he seyd welle and fyn
I have distroyed in all þyngis
Of Grece þeo grete lordyngys
But the kyng sir Menolay
He is askaped so wele away 630
The Quene I have whyte as flour
With all þe maydens of her bour
Gold and siluer grete and smalle

And ilk mon force him wel to do
And y myseolf schal do al so
þo rod Alisaunder forþ wiþ his ost
Cryenge and blowynge wiþ mukil bost
Faste asaut conne þey gynne
þeo cite þe kyng þe qwene weoren ynne
On vche a side þeo schipes of Troye al
Ȝeuen asaute to þe wal
Vche maste hade top castel 695
And asayliþ þe cite harde and wel
And bygan te scheote stones and caste
þeo folk of þeo cite defendiþ heom faste
Alisaunder loste monye of his men
Wiþ scheot of bowe and dunt of ston 700
Mony good body he feol adoun
And deffended him seolf as a noble baroun
Helmes ryuen and scheldis rappes
And mony hed fro þe body swappes
þer no was baroun knyȝt no swayn 705
þat myȝte wiþstonde his dunt agayn
þer no wal no ȝate aboute þe toun
þat he and his ost no fellen adoun
Alisaunder and his folk slowe þat day
þat folk þat no mon nombre may 710
þe kyng of Grece saw his knyȝtes alle
Weore slawe and to grounde falle
And was adred to go to deþ
And fled away and forþ he geþ
So þat no mon wiste wher þe kyng bycam 715
And Alisaunder þo þe qwene nam
And toke þeo qwene in hire wede
And sette hire before him on his stede
þeo Qwene grette and made gret cry
And ladde hire forþ to schip in hy 720
And mony contasses and ladyes also
þe fayreste þat myȝte on eorþe go
þeo whiles his folk robbed and reued
In al þat contray nouȝt þey leued
Wiþ tresour þey charged heore schipes wel 725
þeo tresour þey token ilke a del
Leyngore to dwelle heom was loþ
Avoideþ þeo lond for doute of scaþe
Alisaunder com hom to his fadir tour
His ffadir welcomede him wiþ honour
And saide how hastow sped sonne myn
ffadir he saide wel and fyn
Y have destryed in þyngis
Of alle Grece þeo grete lordyngis
þe kyng hym seolf sir Menolay 735
Away is fled wel away
þe qwene y haue whyt so flour
Wiþ alle þeo maydenes of hire bour
þeo gold þeo seoluer gret and smal

The tresour of þe contre all
Sir Prianius was glad tho 635
That Alisaunder had sped soo
But þe Quene weped sore
And thus she seyd euer more
Alas alas þat I was bore
She wepis and wryngis euer more 640
Her heer þat shynyth as gold wyre
She to drowe and her nobill atyre
Alas I am to long on lyfe
Why wyll myn hert breke on fyve
But Alisaunder at the laste 645
Comforted here swythe faste
And loved here as his lyve
And wedded her to his wyfe
ffirst she was quene and Empres
And she is now but a countes 650
Alisaunder hadde at his gestyng
Of all the kyndom euery lordyng
And holdeth a feste riche and ryall
As eueri kyngis sone shall

There weryn grete yiftis for the nons 655

Of ryche gold and precious stonys
The more myrthe þat eche man makes
The more sorow Dame Elyn takes
But tho that there weryn wist not all
After her myrthe whatt wuld befall 660
Now reste we a litill pece
And speke we of the kyng of Grece

The kyng of Grece sir Monalay
Syght and soroweth nyght and day
He leveth in mornyng and strife
And often he remembrith Elyn his wyfe 665
Here beaute and her fayrenesse
Here gentil body here lovesumes
Allas he seyd my Quene is go
Myne erles Barouns slayne also
And my lond robed and reved 670
And my self in sorow leved
And whanne he sawe ther was non other
He sent fast after his brodir
That was cleped Agamenoun
He was a Duke a nobil man 675
And also after Euluxes
þe best knyght in his kyndom was
They to in all maner thyng
Confortedd well her lord þe kyng
And bad him lyve þanne send 680
In to his kyndom to eche ende

And þe tresour of þat contre al 740
þe kyng of Troye faste louȝ so
For he haþ so well ydo
Dame Elayne weopede sore
And alle þe ladies þat wiþ hire weore
In heorte heo sayde me is ful wo 745
Why no wol hit to berste atwo

Alas why no wol myn heorte to ryue
Al to longe y am on lyue
Alisaunder þat gode knyȝt
Comforted hire wiþ al his myȝt 750
And lovode hire as his owne lyf
And hire weddede to his wyf
ffurst heo was qwene and emperesse
And þo was heo bote a simple countasse
Alisaunder hadde at his weddyng 755
Of þat lond ilke a lordyng
And huld a feste swiþe real
As a kyngis sone schal
þer was ioye and melodye
Of alle skymes menstracye 760
Of trompe tabour harpe and crouþ
And mony mury dissour of mouþ
þer weore ȝeue mony ȝeftes for þeo nones
Of gold seoluer and preciouse stones
þeo murgere þat ilke mon made 765
þeo more sorowe Dame Elayne hade
Heo þat þer weoren wiste nouȝt alle
After þat murþe what wolde byfalle
Reste we now a litel pece
And speke we of þeo kyng of Grece 770
Lordyngis saun fayle
þus con ende þeo secounde batayle
þe kyng of Grece sir Menolay
Sykede and sorewe nyȝt and day
And wiþ muche sorwe lediþ his lyf 775
And sore bymeneþ Dame Elayne his wif

Alas he saide my wyf is from me tan
Myn eorlis my barouns alle slayn
And al my lond robbed and reued
And y myseolf in sorowe am leued 780
And when he saw he myȝte non oþir
He sende anon after his broþir
þat was called sir agaman
He was a duyke a noble man
And also he sende after sir Dares 785
þeo beste knyȝt þat in his lond wes
Agaman and Dares in al þyng
Solaceden and conforteden heore kyng
And bede þe kyng sende wyde
Ouer al his kyndam on vche a syde 790

Too eueri man yong and elde	To alle men þat weore of elde
That myght ony wepyn welde	þat any armes myȝte welde
Too comy beforne him euerichon 685	Scholde come before him euerichon
The kyng graunted þer to anon	þe kyng graunted þer to anon
Sir Menolay sent on hyyng	He sente anon wiþ oute dwellyng 795
Too Duke Erle and eueri lordyng	Ouer al to vche a lordyng
That eueri of hem to him bryng	To duyke eorl baroun and knyȝt
Too ther power in all þyng 690	And to vche mon þat was of myȝt
Of good shippis grete and wyde	And gedered on heore side
ffor all be water þey must ryde	Alle þat myȝte gon or ryde 800
And comyn in to a certeyn stede	And comen to a certeyne stude
And ryght soo eueri lordyng dede	And so vche a lordyng dude
Sir Monaly the kyng of Grece 695	þe kyng of Grece wiþ oute les
A litill man and a leue jwis	A litel mene mon he wes
His hede was rede his her also	His hed was red his berd also 805
The queyntest man þat myght go	þeo hendeste knyȝt þat myȝt go
He was egre and hardy also	And was stalworþe and hardy among
And loth ony wrong to ben don to 700	And him was loþ to soffre wrong
He gadered him with his myght	þeo kyng him purueyede wiþ al his myȝt
A gret ost he ded him dyght	A gret host and wel ydyȝt 810
And maked him shippis a hundrid	þeo kyng dude make shipes fyue hundred
Sweche to sene men had wonderid	So mukil hit weoren þat hit was wondur
	And dude heom charge wiþ owte faile
	Wiþ mete and drynke and god vitayle
	Some wiþ provandre corn and hay 815
	To stedes and to palfreyes
	þeo kyng gedered a ful good rowte
	Of stronge men and of stowte
His broder sir Agamanoun 705	þeo kyngis broþir Agaman
þat was a duke a nobill man	Was a wondur mukil man 820
ffayre of body queynte and ryche	
He was not his brodir liche	
He was duke of Messen	And was Duyk of Mestene wyterly
He brought shyppis fifty and ten 710	And brouȝte wiþ him shippes l
And with him a noder oste	And an ost stout and good
Better fyghters noman neuer wost	To passe over þeo salte flod
Sir Eluxes come wele jdyght	Sir Dares com ful wel ydyȝt 825
In armes he was a nobill knyght	In armes he was a douȝty knyȝt
Noon hardier man bereth bonys 715	An hardier mon bar neuer bones
Hende and large for the nonys	Curteys and large for þe nones
Glad of semlant and rody	Glad of semlant and knyȝt hardy
He was lord of Parpachy	A lord he was of Parchy 830
A fayre pepill wit(h) hem he brought	He brouȝte fyfty schipes gode and sure
ffyfty shyppis wel ywrought 720	Vytailed wel wiþ good armure
	And an ost stout and good
	To passe ouer þeo salte flod
Sir Tolemew I prey ,	Sir Polipete of Empy 835
ffour skore shyppis he brought on hye	ffour skore schipes he brouȝte hym by
	And an ost stowt and good
	To passen ouer þeo salte flod
Sir Hectour þe lord of Pelye	Sir Nestour þeo lord of Pyle
He brought with him out of his ile	He brouȝte wiþ him out of his yle 840
ffull nobill folkis I telle you before	And gret ost and a wel ykore
And good sheppis foure score 725	And gode schippes foure score
Sir Podane of Colapy	Sire Podam of Calapy

Brought sheppis nyne and thirty

Sir Archeley þe lord of Boys
Of all the londe he hathe þe choyse 730
Of good men and hardy
He brought sheppis fyfty
Sir Sennes of Cypres also anon
Bryngeth sheppis twenty and on
And also the lorde of Parpadode 735
With wariours stought and gode
ffourty sheppis he brougth on hye
With well fayre Chyualry
Sir Pollex and sir Talamon
That lordis were of Antaton 740
Brought god sheppis of defense
With hir vytailes and here dispense
ffoure score sheppis vppon the flode
And whyte men in armour gode
Also the lord Sirr Anys 745
A lord of Grece of mekyl pryse
Syxty sheppis with him he brought
With grete folke grym and stought
Sir Askelop the good werere
þat was lord of Orkemere 750
ffourty sheppis with outyn fayle
He brought with him to batayle

Brouȝte schipes foure and þrytty
And an host stout and good 845
To passen ouer þeo salte flod
Sir Archelay þeo lord of Boys
Of all his lond he brouȝte þe choys
Of gode men and hardy
And brouȝte shippes fyfty 850
Sir Ywayn of Cipre also
Brouȝte twenty schippes and no mo
Wiþ mony stout bacheler
And wenten forþy with glad chere
Sir Astolope þeo gode weorrer 855
He was lord of Erkemer
þrytty schipes he brouȝte wiþ him
And an ost stout and grym
Sir Prestolay of Manassy
Brouȝte schipes fourty 860
And an ost stout and god
To passen ouer þeo salte flod
Sir Etrop of Paladyde
He brouȝte his ost hym bysyde
Wel yarmed into þeo teþ 865
And fourty schipes also he deþ
Sir Monstow of Arbady
Brouȝte schipes ful fyfty
And an ost wiþ muche joye
To wende wiþ þeo kyng to Troye 870
Sir Aiax of Salamayn
Brouȝte his ost wiþ myȝt and mayn
And XL schipes gode and sure
Vytailed wiþ good armure
Sir Sarpenor of Barbary 875
Brouȝte schipes fourty
And an ost stout and gay
Wiþ al þeo ioye þat he may
Sir Polinestor as wel
Wiþ his lord gon he wel 880
And brouȝte his ost wiþ streynþe and myȝt
And XX schipes wel ydyȝt
Sir Philete of Melebow also
Seoue schipes he brouȝte and no mo
And com to Grece as y ow say 885
þer þe grete naue lay
Sir Tholas of Tholy
Stronge schipes þreo and þrytty
And an ost stout and god 890
To passe ouer þeo salte flod
Sir Ancipe of Alyde
Com wiþ XV schipes him by syde
And com to Grece ieo vous dy
To passe wiþ þat company
Sir Ulex a bold baroun 895
Swar þat Troye scholde al adonn
And brouȝte his ost wiþ oute wene
And gode schipes XV
Sir Theofele of Rode

Sir Portislay of Polleke
He goth to Troye ryght worthele

Toward þat host he bryngyth more 755
ffourty sheppis with seyle and ore
Thus they gynne to geder dryve
Wit(h) twelfe hundryd sheppis XX and V

Thanne spake sir Monalay þe kyng
He cleped his Barouns on hyynge 760
Lordyngs he seyd in all wyse
We must doone Apolyn sacrifyse
The better I hope we shall doo
And al þe Baronage graunted þer too
The kyng cheses precious stonys 765
Ryche relikis for þe nones
Plente of siluer and of gold
And cleped Eluxes þat was mekyl to byhold
Eluxes take this tresour
And offered to Appolyn ther sauiour 770
And herkyn at him þat we ne fayle
How we shall spede at our batayle
Eluxes toke þe tresour fyn
And goþe to þe temple of Apolyn
And offered as þe maner was þo
And falleth adown on his knees too 775
Lord he seyde I þe beseche
That þou answere with mylde speche

He brouȝte shipes monye and gode 900
And com to Grece y ȝow say
þer þe grete naue lay
Nir Ancipe of Caladoun
þrytty schipes he brouȝte al boun
Wiþ al þe power of þat ende 905
And redy was to Troye wende
Sir Ampedy of Pery
Ten schipes he brouȝte him by
þeo schipes weoren gode and sure
Vitayled wiþ god armure 910
Sir Edomeyne þeo lord of Grete
To wende forþ nolde he nouȝt lete
Four score schipes he dude brynge
Ful wel vitayled in al þyng
Sir Ermupil com also 915
Wiþ XV schipes and no mo
And an ost stout and good
To passe ouer þeo salte flod
Sir Castor of Locry
Com wiþ gret cheualry 920
And was redy swayn and knyȝt
And fourty schipes wel ydyȝt
Sir Namply of Palamyde
Com wiþ þrytty schippes large and wide
And an ost stout and good 925
To passen ouer þeo salte flod
Sir Prestolay for soþe to telle
To wende to Troye wolde he nouȝt dwelle
And a gret ost brouȝte and mare
And fourty schipes wiþ sayl and ore 930
þus þey conne alle to gedres dryue
Wiþ tweolf hundred schipes l and V
Herkeneþ now to my spelle
And more of þis y wol ȝou telle
þo spak Menolay of Grece kyng 935
To his barones an euenyng
We moten to Appolyn sacrefice make
þat he me helpe and for ows wake
þeo betre ich hope þat we shal do
And alle his barounes grauntiþ þar to 940
þeo kyng tok a riche coupe for the nones
Ful of gold and precious stones
And tok þis coupe wiþ seoluer and gold
And called a baroun þat was bold

Tak he saide þis riche trasour 945
And offre hit to Appolyn oure saueour
And wite at him wiþ owte faile
How we schule spede in oure bataile
Dares tok þeo tresour þat was fyn
And ȝaf hit to þeo temple of Appolyn 950
And offrede as þeo maner was þo
And feol adoun on his kneoes þo
Lord Appolyn y byseche þe
þat þou wol onswere me

If we shull in to batayle wende
Whoo shall have the batayl at ende
That ymage answered of Appolyn 780
Goth and werreth with leve myn
And loke þat ye stynt nought
Or Troye be to erthe brought
For er this ten yere be gon 785
Ye shull ouercome hem euerichon
Eluxes hereth þis tydyng
And cometh to Monaly þe kyng
He tellith him gynnyng and ende
How þe ymage had isayde 790
Sir Monaly is glad inow
And for tho tydyns fast he low
He cleped Agamynon his broder
He loved hym more than ony oder
And leder of his ost him makes 795
And all his poer him be takes
And comaundeth that eueri man
To be entendaunt to Agamynon
For he shall with gret honour
Bene all þer governour 800

Now is Agamynon with grete maystrie
The kyngs broder with his baronye
Ouer þe see þey flyng awey
With XII hunderd sheppis and fyve and twenti
And be at Troye comyn to londe 805
And ther they make hir sheppis stond

Whanne they com to lond echon
They sent to þe kyng anon
And bad hem þat þey shuld to þem sende
Dame Elyn her Quene hende 810

And if he will soo god is
Or we shull slene him and alle his
The kyng of Troye sir Priamus
Answerd stoughtlyche thus
Ye of Grece my fader slowe 815
And my suster fro hens drowe
And ye distroyed al my lond
I woll you do to vndirstond
Therfore I hold Elyne your quene
The lady that is so bryght and shene 820
And moche magre com you to
But ye loke what ye kan do
ffor I have here I vndirstond
All þe power of my lond
ffor to defende vp and down 825
Troye þat is my ryche town
The messangers sene þer is no gayn
Thy have þer answer and turne ayen

ȝef we schal to bataile wende 955
How schole we spede at þeo last eynde
þeo mawmet onswerde hym afyn
Goþ and werreþ by lene myn
And loke þat ȝe no stunte nouȝt
Til Troye beo to grounde ybrouȝt 960
And er þis ten ȝeir beon ygon
ȝe schole ouercomen heom eueryehon
Dares herde þat tidyng
And comeþ and telliþ Menolay þeo kyng
And telliþ þe kyng his lord 965
þeo mawmetes onswer vche a word
þeo kyng þo was glad ynouȝ
And for þat tidyns faste he louȝ
þeo kyng callede Agamon his broþir
He truste him more then any oþir 970
And constable of his ost him makes
And al his power to him he takes
þeo kyng comaundede þer vch a man
To beo attendaunt to Agaman
For he schall wiþ mukil honour 975
Beo ȝoure alle gouernour
þeo kyng greiþed him to gon
And his ost euerilkon
þo wente Agamon wiþ al his chiualry
Sailyng ouer þeo see hastely 980
Wiþ þreo hundred schipes I and V
þat was a fair company to ryue

To Troye on haste þey come to londe
And þer þey made heore schipes stonde
And wenten on londe euerichon 985
And senden to þeo kyng of Troye anon
And beden þat he scholde heom sende
Dame Elayne heore Qwene cortais and hende
And ȝef þey þat wolden do
Wiþ pes agayn wolde þey go 990
And ȝef þey nolden non oþir þer nys
þey wolden him slo and alle his
þeo kyng of Troye sire Priamus
Suffrede heom and saide þus
ȝe of Grece my fadir slowen 995
And my suster hennes drowen

Forþy ich wole holde ȝoure qwene
Dame Elayne bryȝt and shene
And mukil maugre come ȝou to
Bote ȝe alle ȝoure worste do 1000
Y haue here ydo ȝou vndurstonde
Al þe power of my londe
ffor to defende vp and doun
Troy my riche toun
þe messangers speken nouȝt agayn þo
Bote agayn duden heom go

The ffolke of Grece be ganne to ryde
To besege Troye on eueri syde 830
Cryyng and blowyng an bekeryng fast
With all maner of gonnys þey did cast
They had an ingyn for the nons
That cast many full grete stonys
Tho þe walles þey gonne asayle 835
Almost twelve monthys with þer bataylle
An hundrid gynnys þey were vpset
Of Maungeneles and Treybochet
The leste of hem the sothe to seye
Myght castyn a large myle of þe way 840
All abought Troye þe true
Nyght and day þey stonys in threwe
Att eueri tyde the shyppis all
Yoven asaught on þe wall
Drowen vp her botis to the myd mast 845
And shett men with dartis and arblast
And sharpe crurelle and eke ffloon
As þyke as ony hayle ston
Soo strong asaught as þer beganne
Sawe yett neuer non erthely man 850
Sen Jhesu Cryst was borne
Nether after ne beforne
They leyden on with axis of stele
And faught to geder hardy an(d) wele
The ffolke of þe cete wyth ynne 855
Defended them with many a gynne
Eche toure is full abought þe walle
Of arblast devise and spryngalle
Kenne arous and god bouwe
Slengis stonys for to throuwe 860
They with out þe tourys breken
And þey þought welle to be wrekyn
En boþe half grete folke were þrouwe down
Of lordis that were of grete renown
That first yere with that fyght 865
Many man was to deth dyght
Of all þat yere for no nede
They myght neuer ayen Troye spede
That oder yere sir Priamus
The kyng of Troye doth þus 870
He cleped anon before him
Too of his sonys that was so grym
Sir Ector that eldest is
The toder Alysaunder Parys
Take your host in to þe feld 875
The folke of Greke batayle to yelde
And preve your self doughti knyghtis
And meynten well your faders ryghtis

And tolden þe kyng heore lord
þeo onswere vche a word
þeo folk anon gonne ryde
And asailed Troye on vche a syde 1010
And crieden and bleowen and schoten faste
Wiþ al maner engyn þey gonne caste
And haden grete engynes for þe nones
þat casten wondur grete stones
Vche tornel of þe toun þey gonne assaile 1015
XII moneþ wiþ gret bataile
And þey of Troye þat weore wyþynne
Defendiþ heom wiþ al maner gynne
Vche tour was ful aboute þeo wal
Wiþ bowe alblast and spryngal 1020
Wiþ gode bowes and alblast
And gode slyngis stones to caste
þey wiþoute þeo wal breken
And þey wiþynne heom awreken
On boþe partyes þeo folk ȝeode doun 1025
Bote þey haden þeo worse wiþoute þeo toun
þeo forme ȝeir wiþ gret fyȝt
Mony þousand was to deþe dyȝt
Lordynges saun faile
þus endiþ þeo þrydde batayle 1030
Anon þer after sir Priamus
þeo kyng of Troye dude þus
He callede forþ byforen him
His to sones stout and grym
Ector his sone eldeste is 1035
And þat oþir Alysaunder Paris
Takiþ ȝoure ost and goþ in to þeo feld
þeo folk of Grece bataile to ȝeilde
And knyþes þat ȝe arn douȝty knyȝtis
And meynteneþ ȝoure fadir ryȝtis 1040

And þey answerd him smertly
ffader þey seyd we ar redy 880
Sir Ector and his broder stought
Brought her ffolke þe Cete without
And were wel armed and seker
Thenne there beganne a newe beker
Sir Ector that bold Baron 885
Many a lord he drewes adown
There was helme shelde ne targe
That myght stond his strokis large
And Alysaunder beganne to hewe
He fellid an hundred on a rewe 890
Many a grete lord of Grece
He them heuwes al to pecie
Grete slauter was made on eueri syde
Of hors of men in þe feldys wyde
The valeys ron on blode 895
There dyed many a frely food
Thus thy fowghtyn þen in fere
Nyne monthis of þe yere
They of Troye rested eueri nyght
And eueri morn prest to fyght 900
The folke of Grece in here syde
Toke truce for to abyde
Why they beryed the dede in ground
And heled hem that hadde wound
The kyng graunted well ther too 905
Thus the toder yere is go

The þerde yere Ector þe werrour
Brought his host with grete pouer
And brought his folke in to þe feld
Stoughtly arayed with spere and sheld
The folke of Grece he ascries
And þey hem hasted and hyes
A duke of Grece sir Portuflay
As fast he priketh as he may
Ayens Ector a stroke he wande 915
The shafte is shevered al in his hande
They breyd out swerdes sharpe igrounde
Edere gave oder grymly wounde
They streken faste hem betwene
With swerdes that were sharpe and kene 920
That ffyre out of the helmes sprong
Betwene them was batayll strong
That no man cowde þe sothe sayne
Wheder myght þe better bene
Sir Ectour thanne a stroke wonde 925
I do you all to onderstande
What neuer soche smytyng or þat day
Sertenlych as j yow say
The ffleshe quyte he paryth a down

Ector and Alisaunder þat weore stoute
Brouȝten heore ost in to þe felde oute
And weoren armed wel and sekir
And þer bygon a wel strong bikir
Sir Ector þat stoute baroun 1045
Mony gret lord he feol adown
þer no was helm no targe
þat myȝte stonde his strokes large
When Alisaunder bygon to smyte
He sparede nouþir muche so luyte 1050
Mony eorles and barouns of Greece
Wiþ heore hondes þey heowe to peces
þus þey fauȝte wiþ sweorde and spere
Mony moneþ of þe ȝere
In Troye þey restiþ ilke a nyȝt 1055
And amorwe agayn to fyȝt
þeo folk of Grece on heore side
Beden Treowenes for to abyde
Til dede bodies weore buried in grounde
And to hele heom þat haden wounde 1060
þeo kyng of Troye graunted heore bone
Til þe ȝer weore al done
Lordyngis saun faile
þus endiþ þeo IIII bataile

þe feorþe ȝeir Ector þe gode werreour
Brouȝte his ost wiþ gret honour
Oute of Troye in to þe feld
Him seolf on stede wiþ spere and sheld
And þe folk of Greece he destruyes
And þey again him harde dryues 1070
A duyke of Greece sir Prestolay
Com prikand vppon his way

Both þorow hauberk and akton 930
And as god gave hem grace
It made þe swerde somdel glace
þat halvendell þe brode sheld
fley quyteley in to þe felde
But sir Ectour anon him hitte 935
That the hede of þe body he of smyte
Thenne come a lord sir Padradod
And oder werrours many and good
And all þey leyden Ectour vppon
But he him defended as a leyon 940
He leyd abowt him good spede
Many a side he made to blede
Padradodes body he smot atoo
And many a man he slow also
Thus þey faught with dolfull play 945
ffourti dayes day be day
Sirr Monastew of Grece þenne
Rode to juste Ectour ageynne

And with a spere he yede him nyh
And smote sir Ectour þorough þe thygh 950
Ector seth his blode ryn down
And wexith egre as ony lyon
He gynnyth to sle with dilfull dynt

And thowsaund men er euer he stynt
And Alisaunder his brodir Parys 955
ffawght as manly as nede is
The kyng of Grece him sey

Too Alysaunder he cryed on hye
Tretour sende hider my Quene so bryght
That thou holdest with gret onryght 960
Or thou shalt sey er þou dye
Cursyng the tyme þat euer þou here sey
Alisaunder wold to him anon goo
But for prese myght he not do soo
But of a man hes bowe he toke 965
And drewe an arowe vp to þe hoke
And shet it to þe kyng anon
It fley þorow his shulder bon
A leche anon the arow out drow
And helid the kyng wele jnow 970
Noman myght nombryn with outyn les
The folke þat on boþe sydes slayn was
There was full of manys blode
There as men rode and yode
There was slayn so moche folke 975
That on blod ranne eueri polke
Men myght not fynden a bare stede
But on dede men to trede
And whanne þe pepill beganne to fayle
Thanne departed þat batayle 980

Sir Ector smytiþ him wiþ his spere
þat out of his sadel he con him beore
þo com a baroun sir Patrode 1075
And oþir weorreours mony and gode
Al þey leyden sir Ector on
And he defendede him as a mon

Patrodes body he smot atoo
An hundred knyȝtis he slouȝ also 1080
þus lesteþ þat sory play
ffourty dayes day by day
Sir Monstow of Grece a noble baroun
Com to iuste wiþ Ector þeo champion
And wiþ his spere rideþ him nyȝh 1085
And smot sir Ector þorouȝ þe þyȝh

When Ector saw his blode renne adoun
He wax egre as any lyoun
Ector bygan to sle wiþ sweordes dunt
Sixty men er þen he stunt 1090
And his broþir Alisaunder Paris
He feol down mony knyȝt of pris
þeo kyng of Grece sauȝ Alisaunder his fo
To him he criede and saide so
Traytoure deliuere me my quene so bryȝt 1095
þat þou haldest wiþ mukil vnryȝt
Or þou schalt say er we gon
Ful eouel hayl þou hire won
And eyþir wold to oþir winne
Bote þeo ost heom starte bytweone 1100
Alisaunder of a mon a bowe tok
And drouȝ an arwe to þe hok
And smot þeo kyng þoruȝ þe syde
For al his armure a wounde wyde
A leche anon þeo arwe owt drouȝ 1105
And helede þeo kyng wel ynouȝ
No mon myȝte nombre wiþ owte les
þeo folk þat on boþe syde slawe wes

When þeo folk bygan to faile
Anon departiþ þat stronge bataile 1110

They of Troye gon in to þe town
And they of Grece to pavilion
Trews þey token in both the party
Half a yere with outyn lye
And ther whyles þe kyng full wyde 985
Gadered more folke be eueri syde

And time of trewes was com to ende

They were redy to batayle wende

Sir Monelay of Grece the kyng
Clepyd his barouns on hyyng 990

Lordyngis he seyde se ye nought
How our folkys is down brought
And but ye we fyght beter wone

Ector will slene us euerichone
And therfor lordyngis euerichon 995
ffor my love abought ye gon
To fellyn Ector if that ye kun
ffor þenne have we þe maystri wone

A mayster seyd with out lees
He cleped was sir Palmydes 1000
He seyd on to þe kyng thoo
Sir speketh ye nought soo
In all þis world is man jfounde
That myght bryng Ector to ground
But a chyld sir sekerly 1005
That was born in Parpachy
If ye that chyld fynde mowe
He shall him sle I will avowe
ffor a man the god of Lybye
He shewed me full vtterly 1010
In a planete verement
He shall him slene with dolfull dynte
But how Achylles was jbore
It is nouht knowyn eueri where
Therfore I will a stownd dwelle 1015
And of Achylles I will you telle

Half hors half mon his fader was
And jcleped sir Pelles
His moder was goddes of þe see
Half fishe half womon was she 1020
Her name was called Dame Tytes

And þey of Troye wenten into þe toun
And þey of Grece to paueloun
And maden pes on eyþir side
Half a ȝeir to abyde
þeo dede bodyes þey laiden in grounde
And heleden heom þat haden wounde
Alle þeo woundede þey helede faste
And þeo dede in eorþe caste
Lordyngis saun fayle
þus endiþ þeo fyfþe bataile 1120
When time of treowenes was come to þe ende
þey maden heom redy to batail to wende
And dyȝten heom faste on eyþir syde
Wiþ alle þat myȝte gon or ryde
þe kyng of Grece Sir Menolay 1125
He callede byforen him apon a day
Sir Agamon his broþir ywis
þat constable ouer his host ys
Til eorles and til mony baroun
And oþir lordes of gret renoun 1130
And saide lordyngis seo ye nouȝt
How oure folk is to grounde ybrouȝt
Bote ȝe worche wysloker or betre ȝou tan
Ector wol sle ows euerilkan
Forþy now y pray ȝow 1135
Euerichon for his owne prow
þat ȝe sle Ector ȝef ȝe may
þanne haue we þeo maystry for euer and ay
þanne onswerde a clerk and saide ryȝt
Maister Palmydes y wot he hyȝt 1140
Sire kyng he saide herkene me
And god counsaile y schal ȝeue þe
In þis world nys mon lyuand
þat may sle Ector wiþ dunt of sweord
Bote a child þat was wyȝt and hardy 1145
And was born in þe lond of Parchy
Ȝef þou þat child haue myȝt
He schal sle Ector þat douȝty knyȝt

Achilles is þeo childes name
His modur is a wyche kan mukil schame
Ȝe þat wolen a stounde dwelle
Of þat child y wol ȝou telle
And how he was geten herkeneþ now
For alle men wyten nouȝt how
Half mon half hors his fader was 1155
And was hote sir Pyles
His modur was a goddes of þeo see
Half fysch half woman was heo
Hire name was Dame Tetes

On her was gotyn Achylles
ffor whanne he born was with outyn fayle
And that he shull be stronge in batayle
She baþed him verament 1025
Of water of enchauntement
That also hard his skynne be came
As ony baleyn to hewen vppon
Save the soles of his fete
There his moders handes sett 1030
And sythen he was slayne þere
As ye may sone after here

Uppon a day Dame Tytes
Loked vppon þe furmament with outyn les
And sauwe þeryn with outyn fayle 1035
He xall be slayn in Troye bata(i)le
His moder therfore was full woo
And þought it shuld not be soo

She sent him in to Parpaty
In Maydens wede sekerly 1040
And seyd it was Achelles nought
But his suster they had brought
Sir Likamedes hit the kyng
And hadde a doughter fayre and ying
Dyademedes was her name 1045
Moche she cowd of gle and game
She was a lovely creature
Gentill and swete of fayre porture
Lovely were her eyen too
Graeious viee she had also 1050
Soo long was Achylles in her bour
With the Maydens of anowre
The kyngis doughter with chylde was
And ther after befille a cas
That knyghtis sekerly 1055
Comyn to the lond Parpachi
That comyn fro sir Monaly
And in that lond comyn wer þey
For to sekyn Achilles
In þe contre where he was 1060

On hire was geten Achilles 1160
When he was born wiþ oute faile
For he scholde beo strong in bataile
His modur baþede him verrement
In a water of enchauntement
þat also hard byeom his skyn 1165
As any baleyn to hewen yn
Bote þeo soles of his feet
þer his modur hondys seet
And seþen he was slayn þer
As ȝe her after schal now here 1170
When Achilles was seoue ȝeir old
He was wys and of speche bold
And þus was his fadir wone
For til gere his ȝonge sone
So waden in þeo deope see feor yn 1175
And made him stonde vp to þe chyn
To fyȝte aȝen þe waves grete
And ȝef he feolle he wolde him bete
And ȝet he made þeo child more do
To take þeo lyounes wheolpes hire fro 1180
And for he was so hard of skyn
þey no myȝte no damage do him
Apon a day Dame Tetes
To þe firmament heo lokid wiþ oute les
And þer heo saw saun faile 1185
Hire sone scholde beo slayn in bataile
Forþy his modir was ful wo
And saide certes hit scholde nouȝt beo so
And sende him into þeo lond of Parchy
In a maydenes tyr witerly 1190
And saiden Achilles was hit nouȝt
Bote his suster they haden þyder brouȝt
Sir Lycamydes bette þeo kyng
He hadde a douȝter þat was ȝyng
Tyamedes was hire name 1195
Muche heo kouþe of gleo and game

So longe Achilles was in boure
Wiþ maydenes of honoure
þe kyngis douȝter wiþ childe was
Heriþ now a wondur cas 1200
Knyȝtis of Grece comen hastely
In to þeo lond of Parchy

To seo Achilles þat was so wyȝt
In þe kyngis court þey fonde him ryȝt

They aryved in that Cyte
There was þe kyng and his meyne
The knyghtis þat day with out lesyng
Eten with Lykamedes the kyng
They weryn servid rychely 1065
With metis and drynkis nobely
With swanys and cranys and betoris
Plover partriche and wyld Bores
With corlnes and cormerant
With Malardes wylde and fesaunt 1070
And whanne the clothe was idrawe
Thanne begynnyth nowe playe
An hundrid mynstrelles in a rewe
Diuerse melodye for to shewe
Of trumpis tabours and nakeres 1075
Pypers sarsynneis and symbaleris
And whanne all men etyn hadde
The kyngis doughter þe daunce ladde
Her name was Dyademades
And lad in her hond Achelles 1080
Dyademedes was gentill and small
Achelles was long and grete with all
Brode brest and stought vysage
Long body and shulders large
Alle þe knyghtis þat þere was 1085
Behelden euermore on Achelles
How he was so stowght and gryme
And inwardly be bylden him
And seyd it was neuer woman
So large of shappe body ne bone 1090
The knyghtis token leue to goone
And tokyn her consayle euerichon
They wold geve maydens both broge and ryng
But Achilles wold þey geve no þyng
But an hawberke and a spere 1095
And with hem þey wold it bere
And when þey comyn to þe place
They wold leyn it on the grasse
And seyden if he be Achilles
He wolle it have with outyn les 1100
He wolle forsake broche and ryng
And taken it in al þyng
The toder day next suyng
The knyghtis etyn with the kyng
And whanne they all etyn hadde 1105

The kyngis dowter the daunce ledde
They yaf the maydens broches and ryng(is)
But Achilles þey gave noþyngis
But an hauberk and a spere
Vppon þe erthe þey leyd it there 1110

Achilles beheld aryght
The fayre armur þat was so bryght
Ther to he lepe al in haste

And sone þey come to þat cite 1205
þer þe kyng was and his meyne
þat day þeo knyȝtis wiþout lesyng
Eten wiþ Lycamedes þe kyng

And when þey al eten hadde
þeo kyngis douȝter daunce ladde 1210

Achilles was grete and long wiþ al
þe kyngis douȝter was genti(l) and smal
Achilles hadde stouȝte visage
And was ful gay and sauage
þeo knyȝtis saiden euerychon 1215

þat hit nas no womon
And token heore counsail þer anon
Er þey wolde þennes gon

So ȝeue þeo maydenes broche and ryng
And Achilles ȝeue noþyng 1220
Bote an hauberk and a spere
To Achilles wolde þey beore

When Achilles saw þat þyng
He forsoke broche and ryng
To kynde armure he wolde take 1225
And broche and ryng he wolde forsake

And amorwe wiþ oute lesyng
Al so þey eten wiþ þe kyng
And when þey haden ete and bord was tan
þeo maydenes daunceden euerilkan 1230
þeo knyȝtis ȝeuen heom broche and ryng

Bote Achilles ȝeue þey no soche þyng
þey leyden byfore him sheld and spere
And al maner armure þat knyȝt scholde weore
Achilles stod and byhuld ryȝt 1235
þeo armure þat was fair and bryȝt

And vppon hy he hath it caste

The bryght swerd he ganne out breyde
And skyrmed and abought hym leyde
And tô þe kyng he seyd thenne
Wenyst þow sir I were woman
I am Achilles soo mote I the
Strenger thanne ony of þy men 1120
And god yef me myschaunce
If I go more on your daunce

To þe batayle of Troye I will ryght
To preue ther my mayn and my myght
Yeve me hors and armis also 1125
And make me knyght and late me go
Sir Lykamedes anon ryght
Made Achylles that day a knyght
And yaf him armis good and sure
With a lyon of good a fure 1130
And yave him stedes good wone
And toke his leve to Troye to gon

The Grekys were glad euerichon
Whanne he was to Troye come
Sir Monaly of Grece þe kyng 1135
Cleped to Achilles in gret hastyng
Achilles thenne seyde he
Thow art hertely welcome to me
I shall the telle wythout lesyng
Sir Priamus of Troye the kyng 1140

Thorough a sone a nobill knyȝt
A bold man he is in fyght
There is no man in all þis londe
May stond a stroke of his hond
Therfore Achilles I prey þe 1145
With him to fyght whenne þou him se
Fore were he to grounde falle
We shuldyn bene maysters of hem alle
Achylles answer þoo
That I may I wol doo 1150

Be the trowth that is myn
The first batayle þat he cometh jnne
Be he neuer so stout ne grym
He shall me slee or I will him

And on hym sone he con hit caste
And in þat atyr he wente in haste
And when he was armed in yrn and stel
þo him liked wondur wel 1240
þo spak Achilles hastely
Sir kyng armure bryȝt weore wol y

In maydenes daunce wol y nouȝt go
Bote to armure bryȝt wol y me ta 1245
Forþy sire kyng now pray y þe
Dobbe me knyȝt par charite
And ȝeue me armure scheld and spere
And stede god my body to beore
Anon þe kyng him dobbed to knyȝt
In riche atyr þen was he dyȝt 1250
And ȝef him armure good and sure
Wiþ a lyon of good a fure
And gode stedes he ȝaf him to
And bed him swiþe to Troye to go
þeo kyng of Grece to socoure 1255
Boþe in bataile and in stoure
Achilles wendiþ to Troye as faste
as he may
To helpe þe kyng sir Menolay
When Achilles was come to Troye
þeo Grekes maden mukil ioye 1260
Sir Menolay of Grece kyng
Wilcomede Achilles in alle þyng
And saide Achilles y telle þe
Of þyn help gret mester haue we

For sir Priamus of Troye kyng 1265
Haþ a sone a fair ȝonglyng
And is a mon of mukil myȝt
A balder mon com neuer in fyȝt
þere nys no mon in oure side
þat dar his strokes in batail abyde 1270

Achilles onswerde þe kyng þer to
Al þat y may y wol do
Y swere sire by god Mahom
Beo Ector neuer so strong cham-
pioun
þeo firme tyme y may to him wynne 1275
He schal me sle or y wol him
Achilles modir was a wiche ywis
Heo tauȝte hire sone a fair coyntise
How he scholde him kepe hol and
sounde
And come fro bataile wiþoute wounde
Achilles dude þo pryuely
As his modir him tauȝte witerly

Achilles armith him anon 1155
Too bataylle with his oste to gon

Sir Priamus þe kyng also
Ector and Alisaunder his sonys too
And comyn forth in her syde
With all that þey may go or ryde 1160
Thenne com þe cowntes syr Ectors wyf
That lovede her lord as her lyfe
Wepyng and cry(y)ng on hy
Sir Priamus merci I cry
Too nyght abowte mydnyght 1165
In my swevyn I sey a syght
Sir Ectour my lord to batayle goth
He shall be slayne with dolful deth
And therfore sir pur charite
Lete him dwell at home with me 1170
Thenne seyd sir Priamus the kyng
Ector sone on my blessyng
Be here with þy lady hynde
We be jnough to batayle wende
Ector at hom with his wyf abytt 1175
The kyng with his hoste to batayle rytt
Ether ost begynnyth oder to asayle
There begynnyth newe bataylle

ffourty dayes þere þey fought
There to gyder strong and stought 1180

There myght men sene withoutyn
lesyng
Good knyghtis be her styroppis hyng
Many an helme þere was of wevyd
And many a basnett þere was cleved
Many a spere and many a sheld 1185
fley abowte in to þe feld
There were many wondis wyde
And also mony a blody syde
And many on les þe hert blode
And many on þe ballis in þe hode 1190
Many on brayned in to þe hede

Wiþ wiche craft and nygremancy þer til
His moder him baþede in þe water
of helle
And was honged by þe feet and þries
deopped adoun
Body and blod hed and croun
Bote þeo soles of his feet
þer his modir hondes seet
And his hed was blak as Mahoun
Fro þeo feet to þe croun 1290
And al his body was hard as flynt
þat was good agaynes dunt
When Achilles was þus ydyȝt
He armede him wel in armure bryȝt
And to þe feld anon he rydes 1295
And wiþ þe kyng batail abydes
Sir Priamus of Troye kyng
Wiþ his ost was redy in al þyng
And Ector and Alisaunder Parys
þat weore knyȝtis of gret pris 1300
þenne com forþ sir Ectoris wyf
þat lovode hire lord as here lyf
Heo cryede and grette tenderly
And saide lord kyng y cry þe mercy
To nyȝt abowte mydnyȝt 1305
In my drem me þouȝte ryȝt
Ȝef Ector my lord to bataile gos
He wol beo slayn among his fos
And þerfore lord y ȝou pray
Mak him dwelle at home to day 1310
þenne onswerde Priamus kyng
Ector for chaunse of þy wyues dremyng
Dwelle at home wiþ þy lady hende
We beon ynowe to bataile to wende
Ector þo at home abydes 1315
And his fadir wiþ his ost forþ rydes
And eyþir oþir con assaile
þer bygon a strong batail
Mony þousand weore slayn saun
faile 1320
þus þey fouȝten þeo knyȝtis stoute
Fourty dayes out and out
Of barounes knyȝtis and oþir vittayle
Fyue hondred þousand dyeden saun
fayle

And many a good stede hys lyf bereved
Many a knyght les bothe his armes
And many a stede trayled his tharmes
Many a doughty man in þe feld 1195
Layne þere slayne vnder shelde
Noman myght se for no good
In all the feld but redde blode
As after a flode þe blode ganne rynne
And euer þey faught lyche yerne 1200

That time Achyles hath vndertakyn

That Ector is nott to batayll comyn
He leyd abougth him in length and bredc
And cryed tretours y bene dede

Achilles an Erle of Troy hitt 1205
Bothe mon and hors atoo he slette
A noder he clef above the shellde
That hors and man felle in þe felde
The fourthe the fyfte þat he myght hitt
Myght noman his stroke with sitt 1210

The kyng of Troye saw him so ryde
He flle away and myght not byde

And certenlyche with outyn fayle
Thus departed þat batayle
It was vppon þe Pentecost 1215
Swiche time as þe holy gost
Lyght adown in forme of fyre
Amongis his aposteles with glad cher
Ector stant in toure and seeth
How sir Priamus his fader fleeth 1220

Alas he seyth þat I was borne
My faders honour to day is lorn
Shuld y wheder I may go or ryde
Se my fader swyche shame be tyde
And namely for a womans sweuen 1225
That is fals and nought to leven
He armith him in stelyn wede
And leppe vppon a nobill stede

He priketh forth with all his mayn
And al þe ost he dryveth ageyn 1230

Nomon myȝte seo for no good
In al þe feld bote blod 1325
In grete ryuers þeo blod con renne
Of hors of bodies of dede menne
And euer Achilles souȝte vp and doun
After Ector þeo champion
Bote Achilles myȝte nouȝte mete wiþ him 1330
For he was nouȝt in þe feld þat tyme
When Achilles myȝte mete wiþ him nouȝt
He mette wiþ an eorl þat deore hit bouȝt
Achilles þeo eorl harde strikes
And his body atoo sone smytes 1335
And anoþir he huttes on þe scheld
þat hed and helm flauȝ in þe feld
þe þrydde knyȝt he sparede nouȝt
Hors and mon to deþe he brouȝt
Doun to þeo sadel he clef þeo furþe 1340
Alle þat he smot wente to þeo eorþe
As a wod lyoun ferde he
þat hadde fast dayes þreo
þeo kyng of Troye saw Achilles so ryde
And flauȝh wiþ his ost and durste nouȝt abyde 1345
Achilles Monted þeo ost al
Ryȝt to Troye þe castel wal
þis Achilles wan þe maistry
þe kyng of Greee was glad forþy
Lordynges saun fayle 1350
þus con enden þeo sixte bataile

Ector in a toure stant and seos
How sir Priamus his fader and his ost flees
Alas saide Ector þat y was born
My faderis honour to day is lorn 1355
Y no schal whil y may go or ryde
Seo my fadir suche hap bytyde
And namely for a drem of a woman
Of feble comfort for soþe y am
Ector armede him ful hastely 1360
For soþe hit turned to gret foly
When þat Ector was redy boun
He went him forþ out of þe toun
And prikede forþ wiþ myȝt and mayn
And al þe oste he drof agayn 1365

He gynyth to sle with dilfull dynt
A thousand men er euer he stynt
Was knyght neuer sythyn god was born
Never sythyn ne beforn
That bettir bar him saunces delaye 1235
Thanne dede Ectour that elke day
But for sooth he was slayne with dolfull cher(e)
As ye mown her after here
Sir Achilles with him is mette
Thenne were strokis well jsette 1240
ffor neuer in þis world weryn
Too stronger kympis as j ween
ffirst Ector Achilles smotte
That in his sadell onnethis he satte
And Achilles with all his mayne 1245
On Ectours helme he smote agayne
Soo hard he smote I you insure
That al his helme shon fyre
Ector seeth he is wyth his make mette
Strokes on Acheldes sore he sette 1250
That his sheld to pecis fleye
And a side of his gambyson awey
Hauberke and acton also
And his thygh well nygh in too
In þe sadell þe swerd with stode 1255
Achyles is greved wel ny wode
He smote Ector on hellme on hye
That cercle and crest adown fleye
And a quarter of his shelde
Went whytly in to the feld 1260
And whanne his shelde was slowyn to nought
Sone him was a noder brought
Newe batayle with outyn lees
Beganne betwene Ector and Achiles
Myght noman knowe for swerdis bryght 1265
Wheder was the better knyght

To fyghten thus they weryn all prest
Tille the sonne yede to reste
In the morn sir Priamus the kyng
Is redy in almaner thyng 1270
And all that euer doth Ector mete
Sone þey gonne the lives lete
That sawe sonne a champyon
A lord of Grece of grete renown
That was called syr Annys 1275

He was a man of moche prise
He was atyred in good armour
That shone as gold and afure

His owne body er þen he stynt
Slouȝ þrytty knyȝtis wiþ his dunt

Sone Achilles wiþ Ector mette
þere weore strokes harde ysette
Ector on Achilles harde strikes 1370
Wiþ his sweord þat wel bytes

Ector smot Achilles wiþ gret ire
þat of his helm sprang þe fuyre
And Achilles wiþ myȝt and mayn
Smot sir Ector harde agayn 1375
þat a qwarter of his scheld
Flauȝ away in to þeo feld
And Ector on Achilles harde strikes
Wiþ his sweord þat wel bytes 1380
þeo sweord was scharp and wel kene
þat on Achilles hed hit was sene

þeo sercle of gold doun he feld
þat hit flauȝ in to þeo feld
þo Achilles bygan to smyte
And sparede Ector bote lyte 1385
Achilles smot Ector on his scheld
þat a qwarter flauȝ in to þe feld
Bytweone heom þe batail was strong
And harde strokes þey ȝeuen among
Wiþ sweordes þey heowen on helmes clere 1390
þey nolde nouȝt stunde on no manere
Ector was wroþ mon ynouȝ
His gode sweord forþ he drouȝ
And smot Achilles on þe croun
þat his helm to peces feol doun
þeo sweord apon þeo schuldre glad 1395
And schar þeo hauberk an hande brad
Akedoun curtel hit schar atoo
Forþir þen þe curtel myȝte hit nouȝt go
þeo skyn no myȝte hit perce nouȝt 1400
Wiþ no weopne þat euer was wrouȝt
Achilles was baþed in þe water of helle
Forþy no myȝte him no mon qwelle
His skyn was hard as any flynt

	þat was god agaynes dunt 1405
	When Achilles was þus smyten
	He was wroþ wel may ȝe wyten
	To venge him he hadde good wille
	And smot Ector ful harde tille
	Apon his scholdre got hit wot 1410
	þat þeo sweord þeo scholdre bot
	Half a fote and sumdel mare
	þeo blod made red þat whyt was are
	When Ector saw his blod renne doun
	He wax wod as any lyoun 1415
	And smot Achilles in þat stounde
	þat he feol to þe grounde
	Bote Achilles ferde neuer þe wors
	þo Ector anon turnede his hors
	Toward Troye can he ryde 1420
	And nolde no lengore þer abyde
	Ector saw þat wiþ non ille
	Achilles myȝte he neuer com tille
	Ector flowȝ apon his stede
	And Achilles folewed good spede 1425
	As Ector prikede apon his way
	He sauȝ an helme þer hit lay
The helme was ryche for the nons	þat was riche for þe nones
Isette abowte with precious stonys 1280	Al byset wiþ preciouse stones
With rubies and safers orientall	And loþ him was þeo helm forgo 1430
With Cassedowns grete and small	Forþy he loste worþ þe too
ffast he ganne Ector to asayle	He loste his lyf for þe helmes sake
And he myght with strong batayle	For Ector in Troye gret sorwe þey makiþ
Sir Ector anon him hit 1285	Ector to þeo helme rod ryȝt
Bothe helme and hede of he smette	þer þoruȝ dyede þat douȝty knyȝt 1435
Sir Ectour sey þat ryche atyr	He leonede ouer his stedis mane
And ther to had grete desyre	þeo riche helm vp to tane
The helme to take adown he stopeth	
And Achilles þenne behynd him comyth 1290	Achylles com rydyng verrament
He smote him att the fundament	And smot him yn at þy fondement 1440
Syr Ector dyed of that dynt	And to þeo heorte smot him ryȝt
And thenne dyed þe dowghtiest man	þus endiþ þat douȝty knyȝt
That euere leued seþyn þe world began	
The kyng of Troye þis þenne seth 1295	
With woo and sorow to towene he fleeth	
And lyght of day beganne to fayle	þe lyȝt of day bygan to fayle
And thus departeth that batayle	þenne departiþ þat gret bataile
They of Troye gone town	
And they of Grece to pavylion 1300	
Treuws þey toke for that dede	And apon þe morwe for eyþeris sake
	On boþe half treowenes was ytake 1445
Twelf month be botheyrs redde	A ȝeir by boþes red
	þeo while þey graueden alle þeo dede
And þer whyles þe kyng full wyde	þenne aiþir kyng þo ful wyde
Gadered more folke be eueri syde	Sende after folk on boþe syde
	And also þey purueyden more vytaile
	þus con ende þeo seouenþe bataile
Sir Priamus and all his 1305	Kyng Priamus and alle his

Soroweth sore no wonder it is
ffor Ectour was so good a champyon
fforth they gone with grete procession
Too fett him hout of the felde
They turnne vp so down his sheld 1310
Sire Ectour is beryed with grete honour
Before the yate of the tour
That all the folke of the Cete
Weped and for him made grete pete
And sir Priamus as I you saye 1315
Wepes and sorouwes nyght and daye
ffor sir Ectour the god weryer
He wrong his handis and drewe his here
Alas he seyd what me is woo
Why nylle myn hert breke on too 1320
With þat he fille to þe grownde
And swoned in that ilke stownde
It was grete dole so god me glade
To se the weymentyng that he made

Uppon a day Dame Pollexene 1325
Ectours soster withouten wene
Come to that ilke place
There her broder slayn was
A lytill besyde the graue she stode

She weped and wrong hir hondis on blod 1330
Alas alas thenne seyd she
That I now this day now se
So doughty a body in þat stownd
That soo lowe is leyd in þe ground
Soche dolour she made for hem tho 1335
That ny her hert brak in too
Here lovely ffax shyned as selke
Here lovesom face whytte as mylke
She all to drewe here ryche gere
She rent here vice and tare her her 1340
And often she cleped her self caytyf
And seyd to longe in me last lyf
Achilles behalt ryght
þat may þat was soo redy and bryght
Soche dole she made and pyte 1345
Sory in here hert was she
The love of her he taketh be lyve
That nygh his hert all to ryve

A knyght anon he cleped him to
And bad him on his mesage to go 1350
To þe kyng of Troy sir Priamus
And sey to him þis wordus þus
ffor a woman þis woo was waked
And for a woman pees shall be maked

Maden gret sorowe no wondur nys
For Ector þat douȝty champion
þey wenten wiþ gret processioun 1455
And fatten Ector out of þe feld
Alas turned vp was his scheld
And was buried wiþ gret honour
Byfore þeo ȝates of þeo tour
Alle þeo folke of þat Cite 1460
For Ector maden sorwe and pitee

Achilles aboute þeo cite rydes
Ful seldene in paueloun he abydes
Apon a tyme Achilles comeþ and sees
Wher þat Ector buried ys 1465
And by þe buryes stont a mayde schene
þeo kyngis dowȝter Dame Polluxene

Heo weopte and sorwede and mony anoþir
And bymende Ector hire broþir

Achilles stod and byhuld ryȝt 1470
þeo maiden þat was fair and bryȝt
How heo was dyȝt in seoluer and gold
And þouȝte þeo faireste may on molde
And bygan to loue þeo maide so
þat nyȝh his heorte barst at wo 1475
He wolde haue speke wiþ hire þare
Bote for hire freondis he dude spare
And to his paueloun rides ryȝt
And to him he callede a knyȝt
Go to Troye and say kyng Priamus 1480
þat ich þe sende to say þus
þat for a woman þis weorre was waked
And for a woman pes schal beo maked

ffor Dame Elen our quene of Grece 1355
A hundred þousand have bene hewyn to pece
And if he will soo for his doughter
Pes shall be euer here after
If that he and his Quene
Woll yeue me his doughter Pollexene 1360

Thenne for that maydens sake
Pees for euer þenne shall I make
The knyght went to kyng Priamus
And tolde hem þese wordus thus
His mesage he told and sayde 1365
That his lord vppon him leyde
Sir Pryamus answerd on hye
And seyd he þat was his enymye

Shuld neuer his doughter have to wyff
ffor no man þat bereth lyff 1370
And namely that hadde sleyn his sone
Erst he shuld be hangged and drawyn
Troyell and Alisaunder Paryse
The kyngis sones bothe witti and wyse
Rebuked soo this mesanger 1375
That for thought þat he cam there
Thenne answerd the gentill quene
To þat messangere with outyn wene
Goo sey thy lord Syr Achilles
If he wull make durable pees 1380
That neuer more after shall be
He shall have my dowter fre
The mesanger withoutyn lees
Went ayen to Achylles
And told him both ende and orde 1385
Of his answere eueri worde
Achilles was bothe glad and blyþe
And went for sir Monaley full swythe
And told him in all thyng
How Pryamus of Troye þe kyng 1390
Wull yeve him his douhter without lees
If þat he wull graunt Pees
And sir better is in pees and rest to wende
Thanne leve in werre withoutyn ende
Sir Monaly of Grece the kyng 1395
Answerde Achilles without lesyng
And seyd to him þese wordes ryght
Though þi loue be on a lady lyght
Amendes have I neuer þe moo
Of the wrong þey have me doo 1400
Of robery and ravysheng my Quene
Elyn that is so bryght and shene
And yet in to þis time with holdeth her there

ffor Dame Elayne þe qwene of Grece
Many men han beon hewen to peces 1485

Ȝef me his dougter ȝef he wol swa
Schal beo mad pes for euer ma
Ȝef he and his gode qwene
Wol ȝeue me heore douȝter Polluxene
To beo myn owne contasse 1490
Alle harmes y wol redresse
For good weore pes on eyþir syde
Leste more harm wole bytyde
þe knyȝt wende to Priamus kyng
And him tolde þis neowe tydyng 1495

Priamus saide nay treowely
þat he nolde hire ȝyue to his enemy
þat day schal me neuer bytyde
þe whiles ich may go and ryde
þo spak þe qwene his owne wyf 1500
Sir good is heo saide to stynte stryf

Go to þy lord sir Achilles
So þat he make perpetuel pes
So þat neuer weorre beo
We schal him ȝeue owre douȝtir freo
þe knyȝt tok leue wiþ good acord
And com and tolde his lord vche a word
Ȝef ȝe wol make pes wiþoute eynde
Ȝe schal haue heore dowȝtir hynde
Achilles was glad of þat tidyng 1510
And wente to Menolay þe kyng
And saide to þe kyng wiþoute les

He was abowte to make pes

þe kyng of Grece sir Menalay
Answerde Achilles and saide nay 1515
To pes wol y neuer counsaile
þey beon ouercomen in pleyn bataile
For now Ector is to deþe falle
Y ne ȝeue a sore for heom alle

But I be wrekyn it rewith me sore	
And therfore he seyd tho 1405	
Consentyn shall I neuer þer to	
Tylle I wete without fayle	
Who shall wynne the batayle	
Achilles turneth and goth a wey	Achilles in wraþþe went away 1520
And leyth in mornyng þe soþe to sey 1410	And lyuede in lone longyng al þat day
The love of Pollexene him takes	
That grete sorow for her he makes	
He drowpis and dares nyght and day	
Often he menys þat lovesum May	
Here fayre semblant and lovely chere	
Here rode rede as blosom on the brere	
Here lovely vice here leppis swete	
His sorow is moche and vnmete	
And þus he syghyeth day and nyght	
And often bemenyth þat swete whyte	
	When tyme of treowenes was come to þe ende
Sir Monelay to batayle goth	þey made heom redy to batail to wende
Achilles his left att hom for wroth	Achilles at home in wraþþe abydes
Sir Priamus of Troye also	And þeo kyng of Troye comen ys 1525
And Alisaunder his sone tho	And his sone Alisaunder Paris
Comyn anon on her syde 1425	
With all that they may ryde	
And his oder sone þe yong knyght	And his oþir sone a ȝong knyȝt
Sir Troyel of moche myght	Sir Troyele was his name ryȝt
With Erles and barouns of moche pryde	And eorles and barouns wiþ mukil pruyde
There beganne batayle on rydde 1430	And bygan þe batail anon þat tyde 1530
On of the gretest I vndirstonde	
That euer befelle in ony londe	
And wo soo of the batayle here will	
Now after ye may here if ye be stylle	
All the somers day the batayll last 1435	Al þat somer þeo batail con laste
Many thousaund men to deth were cast	Mony knyȝt oþir doun kaste
Alysaunder and his broder yeng	Alisaunder Paris and his broþir
Slowyn of Grece many a grete kyng	Slowe þe lorde on and oþir
There men myght sone se	
Legges cutted be the kne 1440	
And many a man was born þorough	
That lay welteryng meny forow	
Many an helme þere was to ryven	
And many a sheld also clovyn	
Many an hawberke there was to hewyn 1445	
And many a face with blode bewreyen	
Many was þe shert steyned with blode	
There dyed many a frely foode	
And or þe batayle were ouer come	
There dyed many a moder sone 1450	
Troyelle wonded sir Monayl þoo	Troyle woundede þeo kyng of Grece þo
And Agamenoun his broder also	And Agamon his broþir bo
He wold adryven to þe deth	And wolde haue brouȝt heom til ded
But he skaped well onneth	Bote þey flowe away for drede
Monaly fley with his barouns 1455	þeo kyng of Grece flouȝ wiþ his barouns

And Alysaunder robbed hir pauelyons	þeo Troyens robboden heore pauelouns 1540
Of grete hors and good armour	Of tresour hors and heore atyre
And thre hundred shyppes he sette on fyre	And mony schippes þey setten on fuyre
Now schull ye here of Achilles	
Whenne of bed arysyn was 1460	
Toward the batayle he came rydyng	
And mette with Monaly þe kyng	
And whanne he the kyng mette	þe kyng of Grece com to sir Achilles
ffull curteysly he hath him grete	And sette him doun apon his kneos
How fareth it lord that ye flees 1465	And saide sir Achilles y crye mercy 1545
Hauve merci he seyd sir Achilles	þat þow ows helpe and þat in hy
A yong knyght ther is icome	In þeo batail was a knyȝt berdles
Sir Troyel of Troye þe kyngis sone	þries stalworþir þen Ector euer was
Sore wounded hathe he me	
And my broder as þou may se 1470	
Also sterne he is in fyght	
As a lyon outrages on heyght	
There is no man in all þis lond	þer nys nomon þat may astande
May stond a stroke of his hond	þeo strokes he ȝaf þer wiþ his hande 1550
Thorow him we have lost þis fyght 1475	Forþy help vs at þis nede
Cowardus bene we cleped ffull ryght	Or elles certes we narn bote dede
Achilles answerd to þe kyng	
Sir I have wonder of thi talkyng	
That he so strong a man is	
And is not but a chyld jwys 1480	
Ther is noman so strong of kynde	
But he may his make fynde	
And yet to day men shall see	
Wheder of vs shall mayster be	
Achilles armeth him aryght 1485	
In armor þat shone as þe sonne bryght	
And vpon him a nobil corset	
The helme vppon þe hede is set	
Bettir wered it yet noman	
It was the kyngis sir Limadan 1490	
In Troye it wan sir Ercules	
Whanne he wanne the gilden flees	
The helme was ryght rychely	
Wiþ pipes of gold and ryche pery	
With Charbuncles that shynes bryght	
And Perytotes of moche myght	
With rubies and savers orientall	
And all was sette with ryche aumiall	
And richer hellm was neuer onder sonne	
Sethenne the world was begunne 1500	
His sheld aboute his neke he cast	
And lepe to hors all in hast	Achilles com prykynge on his stede
And smote his stede with sporis of goold	Of Troye he takiþ good hede
Many a man ganne him beholde	
The feyre onderneth þe stedes fete aroos 1505	
The folke of Troye were sore agryse	
And of Troyell he hadde a syght	
And askryed him anon ryght	
Abyde thou yong bachelere	

ffor þow more shall fynde here 1510
Or þat þou þis batayle wynne
Anoder pley þou most begynne
I am Acheles þat to þe speke
Our kyng of Grece I woll aweke
Turne the heder and fyght with me 1515
With good chere seyd Troyell so mote y thee
Achilles to him a stroke raught
That his helme fley all to naught
Sir Troyell thenne agreved was
And smotte a stroke to Achelles 1520
That his shelde fley to þe grounde
Soo it is in frenshe fownde
Hard þey hewyn with swerdes clere
That helme and shelde þat strong were
They gunne to rendyn and ryve 1525
Soo delyd þey strokes wonder blythe
Achelles sore beganne to smerte
He smote sir Troyell to þe herte
Even ato his body he deled
ffond he no man þat him helyd 1530
A noder baron he mett with
That hors and man to þe eorþe sleeth
The þyrde þe IIIthe that he may hitte
May no man his stroke withsitte
The kyng of Troye sawe him soo ryde 1535
He fley awey and durst not byde
Achilles hunted the host alle
To Troye to þe eyte walle

T(h)e quene of Troye sir Priamus wyfe
With grete eare she ledeth her lyf 1540
ffor Troell she weped sore
And for Ectour moche more
Achilles þat tretour that thef
Hath slayne my sones þat were me soo leef
Myne hole herte woll to breke 1545
But I of him be awreke
Ailsaunder sone come too me
ffor my love I prey now þe
On my blessyng doo after my rede

Suche a strok he haþ him rouȝt 1555
þat his scheld wente to nouȝt
And Troile sore agreued was
And smot a dunt to Achilles
þat his scheld in peces feol to grounde
And Achilles smot agayn þat stounde
And smot a strok to his scheld
þat helm and hed flauȝ in þe feld

And anoþir he smot in þat stounde
And smot him ded to þe grounde
þe þrydde þeo feorþe þat he hittes 1565
Al þat he smyt he al to slyttes
þeo kyng flouȝ and durste nouȝt abyde

When he sauȝ Achilles so ryde
And Achilles folewes þeo ost al
Ryȝt to þeo cite wal 1570
þo tok þey treowenes half a ȝeir
And heled heom þat wounded were
And buriede þe dede bodies good sped
And purueyden heom þey haden of nede
Lordyngis saun faile 1575
þus endiþ þeo VIII bataile
þe kyng of Troye was in gret drede
For his folk weore brouȝt to dede
And made feorme his dyches vp and doun
And sette good warde ouer al þe toun
And comandede his baylyfs feor and wyde
To fache more folk on vche a side
þeo qwene of Troye sir Priamus wyf
In gret sorwe lediþ hire lyf
For Troye hire sone heo sykede sore
And saide þus euermore
Achilles traitour euer beo þou wo
þat Troyle hast slayn and Ector bo

Myn hole heorte wol berste on fyue
Bote y beo wreken and þat blyue 1590
Alisaunder sone come now to me
My deore sone y pray þe
On my blessyng do by my rede

Awreke þy brodren þat ben dede 1550
Alisaunder asked moder how
Shulld I wrekyn my broder now
In all þis world may man be fownde
þat myght Achilles bryng to grownde
ffor as hard is his skynne and his bone
As is baleyn to hewyn vppon
How shulld I þenne bryng him downe

Oo yes sone with treson
I tell þe sonne vtterly
Ther is a place of his body 1560
In the solis of his fete
There as is modir handis sete
Whanne she bathed him verament
With water of enchauntement
And yf þou wystet with sum wile com þer to 1565
Sone þou shuldest him there sloo
He hath desyred many a day
To wede þy suster þat fayre may
Therfore I will to him sende
That he in too our temple wende 1570
And wedde thy suster with grete honour
Dame Pollexene as whytte as flour
And therfore to þe temple goo
With a hundred men or moo
And whanne Achilles is theder come 1575
Quyk or dede that he be nome
Alysaunder vp and dowune
Men of armes of grete renown
An hundrid men þat cowde well fy(gh)te
And did hem in to þe temple be nyghte 1580
And helde hem þeren close stylle
And þought for to have here wille
The Quene sent to Achylles þer whyle

A mesanger that cowd of gyle
The mesanger was full of treson 1585
And come to Achelles in that seson
And knelled adown and seyd þus
Heder me sent sir Priamus
And sayde he nolde no more batayle
ffor his men begynneth to fayle 1590
But he wille acorde be þe pees
And holy of þe werre sees
He preyeth þat ye to þe temple wende
And wedde Dame Pollex(e)ne þe hende
And take þe kyngdom with her 1595
And þerfore spede the leve syr
And take hem with the that þou will take
And come to þe temple sekernesse to make
Achilles see þat he was fre
He yaf him yeftis grete plente 1600
He wist noþyng of his treson

And awrek þy breþeren þat beon dede
Alisaunder answerde modir how 1595
Schulde y awreke my breþeren now
For in þis world nas neuer mon founde
þat may Achilles brynge to grounde

How scholde ich þenne brynge him doun
Ȝus sone heo saide wiþ tresoun 1600

He haþ desired mony a day
To wedde my douȝtir þat faire may
þerfore y schal to him sende
þat he schal to þe temple wende
And wedde my douȝtir wiþ mukil honour
Pollexene whyt so flour
And þerfore to þe temple þou go
Wiþ an hundred men of armes or mo
And when he is þider comen
Qwyk or ded þat he beo nomen 1610
And Alisaunder ches him vp and down
Men of armes of gret renoun
An hundred men þat couþe fyȝte
And hudde heom in þe temple by nyȝte

And þe qwene sende to Achilles by treson 1615
þeo messanger wente out of þeo toun

And gretiþ Achilles wel and saide þus
Hyder me sende kyng Priamus
And saide he wol no more bataile
For his folk bygynneþ to faile 1620
And wol sauȝtenen al wiþ pes
And ȝeue þe his douȝtir sir Achilles
And to þe temple ȝe scholde wende
And wedde þer his douȝtir hende
And haue half his kyndam wiþ hire 1625
And þerfore haste ȝou swete syre
And whom þou wolt wiþ þe þou take
And go to þeo temple sykirnesse to make

Ne of her false conspiraconn	
Achilles dight him at wordis shorte	Achilles dyȝte him in riche atyr and gay
For he loved that may in herte	For he louode muche þat may 1630
Too weden her he his full prowde 1605	And cladde him in a fair schroude
He cloþed him in ryche shrowde	And for to wedde here he was proude
And lapped him in a ryche mantille	And lappede him in a mantel of sandel
And toke his swerde and did full welle	And tok his sweord and dude wel
Of al þe oste told he none	Of al his folk tolde he non 1635
Where abought þat he wold gone 1610	Whider þat he wolde gon
But a yong knyght with him he nome	Bote a ȝong knyȝt wiþ him he ladde
And in to Troye he is come	Ywis he was ful harde by stadde
He cometh to the temple and goth in	And proudly to þe temple he cam
Anone þey closed þe dore with gynne	Of no treson wiste he þan 1640
He doughteth him of no treson 1615	And com hastely þer yn
But in þe temple he knelith adown	þeo dore þey steken apon him
Ther whyle a man wele I wote	
Smote hym in þe soles of his fete	
And yaf him a wounde on rydde	
The knyghtis stert vp on euery syde 1620	
And al þey leyden him vppon	
And cryed tretour yeld þe anon	And crieden traitour yeld þe anon
	And he onswerde þo ful son
I ne was he seyde tretour ne neuer I nyle	Y was neuer traitour treowely 1645
But ye bene tretours proue I wulle	And þat sone preoue wol y
Abought his harme his mantill lappeth 1625	And abouten his arm his mantel lappes
He drow þe swerd and to hem swapeth	And drawiþ his sweord to heom he swappes
He wondid many and did hem harmes	And woundede heom and dude heom harm
	And smot of hedes and eke arm 1650
His felow of his lyf was lyght	His felaw was slayn anon ryȝt
He defended him as a nobill knyght	Bote he defended him as a knyȝt
	þey no myȝte Achilles do no dere
	Nowþir wiþ sweord no wiþ spere
	He stod ful harde agayn heore dunt 1655
	His skyn was hard so any flynt
In sexe stedes þey yaf him a wounde 1630	In mony steodis he ȝaf heom wounde
And sixti of heom he fell to grounde	And sixty of heom he brouȝte to grounde
	Wiþ sweord and þey asaileden him faste
	Achilles defended him whiles his lif laste 1660
Soo long he heuwe on helmes þoo	So harde he smot to heom þo
That is swerde barst on too	þat his sweorde barst atwo
Thoo he was in a febell cas	
Alas he seyde helples alas 1635	
With his fyst he leyd on fast	
That ther nekkis fast he barst	
He sterid him as nede him techith	Achilles sturede him for nede him teches
One be þe shulders he arechith	Wiþ þe schuldres to heom he reches
And threwe him abought and lete hym gon 1640	And slang heom abowte and lette heom gon 1665
That he tobrake eueri bone	þat heo tobarsten aȝeyn þeo ston

Anoder þe thirde ayen þe walle
He dasshed him to pecis smalle
Anodir he hent armed also stought
And at a wyndowe he cast him ought 1645
And as he ganne his fomen quelle
The blode out of his body ganne swelle
With dyntis he ganne amonge hem dryve
Of an hundred he left but fyve

His hert blode beganne to blede 1650
He wax all feynt he moste nede

Alisaunder speketh him to
Now þou shalt þy lyf forgoo

þow slow Ectour þe good werroure
And Troyell broder lefe and dere 1655

He ranne to Achilles and him slow
And out of the temple he him drow

And comaunded his men by and by
That without as hornes and with crye
That men shulde bende an engynne 1660
And þere vppon leyn him
And cast him to þe kyng of Grece
That houndis myght gnawyn him to pecis
Thus he had fast on hyeng
In dispyte of Monaly the kyng 1665
And swor as deply as he myght
He was a fend and noman in fyght
And þus ended Achilles þere
Ther was neuer in werld his pere
Sir Monaly of Grece þe kyng 1670
Herith telle of þis tydyng
How Achilles the god baron
Was imordred in þe toun
He maketh dole and his full woo
And all his barons he clepeth hym to 1675
And anon as armes he cryes
Iche man grythet and him hyes
Our good Achilles wrekyn we shall
Though we shall our lyves lese all
He taketh his host and forth heyes 1680
And cometh to Troye and hem ascryes

Sir Priamus of Troye also
And Alisaunder of Troye cometh forth too

And an oþir he slang aȝeyn a wal
And þer he dyede among heom al
þe þridde he tok in his armure stowt
And kaste him at a wyndowe owt 1670
As an hungry lyoun ferde he
þat hadde fast dayes þreo
So wiþ strokes he kan heom dryue

Of an hundred he no lafte bote twenty on lyve
Al þe blod of þat mon 1675
In swot out of his body hit ran
þo wax he feble and þat was no ferly
His heorte blod was al dreory
þat al parceyued anon ryȝt
And spak to Achilles þat gode knyȝt 1680
Traytour þou schalt to deþe go
Wiþ his sweord he smot Achilles þo
And seoþen þey twenty alle at ones
So fayn þey wolden to breke his bones
þey putten Achilles down to grounde
And vndur his feet þey ȝaf him wounde
Wiþ sweord and long knyf
þus þey raften him his lyf
þus was Achilles slayn wiþ treson
And by þe legges drawen out of þe toun 1690
þe kyng of Troye coma(n)ded on hy
Wiþoute horn and outcry
In to þe feld men scholde drawe him or beore

þat wilde bestes myȝte him teore

And swar grete oþes þan 1695
He was a deol and no mon
And þus endiþ Achilles þere
In al þeo world lafte his pere
Sir Menolay of Grece kyng
Herde telle of þat sory tidyng 1700
How Achilles his gode baroun
Was slayn wiþ foul tresoun
He made sorwe and was ful wo
And alle his barons callede him to
And seide as armes lordynges 1705
þat vch mon beo greiþe in alle þyngis
For Achilles venged beo schal
Or we scholde leose oure lyves al
þe kynge takiþ his ost and forþ he hyes
And comeþ to Troye and heom destruyes 1710
And Priamus of Troye also
And Alisaunder Paris and oþir mo

With her meyne in her syde	Heo heom greiþed on eyþir syde
With all þat þey may gone or ryde 1685	Wiþ al þat myȝte gon oþir ryde
	And wende agayn heore enemyes 1715
	And layden on harde ywis
	Wiþ sweord spere and wiþ knyf
	þryty þousand þer lafte heore lyf
	And þus þey fauȝte wiþ oute faile
	XX. dayes wiþ strong bataile 1720
Euer was Alisaunder in the voward	Ay was Alisaunder in vantwarde
Ther was no lond þat he spared	þer nas no mon þat he sparede
He leyd on as he ware wode	Eorl baroun knyȝt no sweyn
That day was spylled so moche blode	No no mon myȝte him stonde aȝeyn
That noman myght telle 1690	Mony of Grece he brouȝte to grounde
The folke þat in bothe the sydes felle	And ȝaf heom wiþ spere deþes wounde
There was many a blody syde	
And many a wounde depe and wyde	
Many was born þorought þe long	
And many thorow with sperys stong 1695	
And many a stede was brokyn the bakke	
And many les þe hede in his jren hatte	
Soche hurtelyng was in bothe syde	
That hors and man ley dede in feldys wyde	
It ferd of helmes and swerdis bryght 1700	
As þough it hadde fro heven a lyght	
This batayle lastid with outyn misse	
As bokes of gramer berith wittnesse	
Twelve dayes day be day	
Thus they faught with dollfull play 1705	
Whanne the twelve dayes to þe ende was brought	
Thanne was þe most sorow wrought	
That euer befelle in ony londe	
As that I vnderstonde	
ffor thanne endid sire Alisaunder 1710	
On a time Sir Aiax a barown	Sir Aiax of Grece a noble baroun
A lord of Grece of grete renown	He was a mon of gret renown
Come dryvyng with spere and shelde	He com prikyng wiþ spere and sheld
Too iustyn with Alisaunder in the felde	To iuste wiþ Alisaunder in þe feld 1730
Alisaunder tak a spere forth þanne 1715	And Alisaunder tok a spere also
Ayen sir Aiax fast he ryde beganne	And agayn Aiax he rod þo
And made the spere so in him glyde	And made his spere so nyȝ him glyde
That þe hede left in his syde	þat þe spere hed lafte in his syde
Sir Aiax is hurt full sore	þer was Aiax smyte ful sore 1735
And yet he þenketh to iuste more 1720	Bote he þouȝte to iuste more
He come dryvyng Alisaunder ayen	Aiax rod agayn ward
And smote a stroke þat was on gayn	And smot Alisaunder ful hard
Thorow the sheld in to þe herte	þoruȝ þe sheld to þe heorte ryȝt
Alisaunder dyed at worddis short	
And þus ended þat noble knyght 1725	And þus dyede þat douȝty knyȝt 1740
Jesu that weldeth day and nyght	
As thou dyedist for man kyn	
To washe hem out of her syn	
On her soulis have pyte	
If þat it þy wille be 1730	

Knyghtis and squiers þat þer were
Toke vp Alisaunder and home him bere
And byried him with Ector his broder
His fader made grete dole and many anoder

Sir Aiax of Grece gan home ryde 1735
The speris hede sat in his syde
And whyles þe hede in his side steke
He myght bothe live and speke
But þo it was take out full ryght
Sir Aiax diede as he was dyght 1740
Thanne speketh sir Monaly
To his barons on hyyng
Now hat Alisaunder his while
That he reste my quene with gyle

And therfore I am full siker 1745
That none of hem will more beker
And we bene now stiffe and stought
Go we bene sege hem abowte
And we shull slewe hem at our wille

Or ells for hunger þey shull spille 1750
And whanne the kyng þus sayde
All þei dressed hem at brayde
Besegen Troye in ilke a side
That no man myghte out go ne ryde
Too fetche mette ferre ne nere 1755
Thus is Troye beseged half a yere

In Troye was no myrth thoo
Sir Priamus was full of woo
His barons he cleped before him
All that euer was withinne 1760
Lordyngs he seyde were Ectour on lyve
He wold our fomen all to dryve
Or his brodir Alisaunder Parys
Litill durst we dowt our enemys
But I am an old man on 1765
I may not to batayle gone
And ye bene bothe styff and stowght

Knyȝtis of Troye þat þer ware
Token vp Alisaunder and hom him bare
And burieden him by Ector his broþir
His fadir sorwede and mony a noþir
And Dame Elayne his qwene also 1745
Heo weop for him and was ful wo
And saide Alisaunder wel away
Why fattest þou me fro Grece away
Wiþ streynþe hider to beo þy wyf
þerfore hastow lost þy lyf 1750
Down heo feol swowne him by
And knyȝtis token hire vp in hy
Lete we now Alisaunder beo
And of sir Aiax speke we
Aiax to his pauelon con ryde 1755
Wiþ speres hed in his syde
And saide he myȝte go and ryde
Weore þeo speris hed out of his syde
Bote when hit was out of þe knyȝt
Aiax dyede anon ryȝt 1760
þenne spak Menolay þe kyng
And kalled his barons an euenyng
And saide now haþ Alisaunder his mede
For he away my wyf can lede
Now is his treson wel yȝolde 1765
Y am qwyk and he is vndur molde
And þerfore now full siker am y
We geten now þeo maistry
We beon ynowe styf and stowte
Go we bysege heom al abowte 1770
We schole heom slee at oure owne wille
Or þey schul for honger spille
When þe kyng hadde þus ysaide
þey weore armed and sone graiþed
And byseged Troye on vch a syde 1775
þat noman myȝte go no ryde
Wiþ mete no drynke for no neor
þus was Troye byseged half a ȝeir
Lordyngis saun faile
þus endiþ þeo tenþe bataile 1780
So hit byfeol in þe bygynnyng of May
When foulis syngen on vche a spray
And blosmes breken on vche a boȝh
And ouer al was murþe ynouȝh
Bote in Troye was luyte murþe þo 1785
Sir Priamus þe kyng was wo
And called his barons to him ful sone
And saide lordynges what schal we don
Weore my sone now on lyue
He wold owre fomen fro ows dryue 1790
Or his broþir Alisaunder Paris
Luyte wolde we dowte of oure enemyes
And y am now old witerly
þat y no may go to bataile forþy
Bote ȝe beon ynowe stalworþe and stoute 1795

Take your hoste in to þe feld with out	Takiþ ȝoure ost and goþ in to þe feld with out
	þeo men of Grece to asaile
	And sleþ heom doun in bataile
Preve þat ye bene doughty of dede	And kyþes þat ȝe arn douȝty of dede
I hope ye shull ryght welle spede 1770	Ful wel y hope þat al spede 1800
Thenne answerd a foule faytour	þan onswerde a baroun a faytour
Sir Entemor þat vile treytour	Sir Antynor a foul treitour
Lord he seyde we woll gone	Lord he saide we schulen out gon
Out and sleen oure foon	And awreke ȝow of ȝoure foon
Sir Entemore told þis cas 1775	þo wente Antynor ful good pas 1805
Too anoder traytour sir Enneas	To anoþir traitour Eneas
Eneas he seyd what to rede	Eneas he saide what to rede
Wende we to batayle we arn dede	Ȝef we gon to bataile we arn dede
And if that we defenden þis town	Ȝef we dwelle stille and defende þeo toun
We shull bene slayn both al and sume	For honger we schal falle adoun 1810
Therfore this nyght go we out	Forþy at nyȝt we wole wende out
Too the kyng of Grece that is stought	To þeo kyng of Grece þat is stout
And bidde we hem yeve vs our lyves	And bidde hem graunte lyme and lyf
Our katell our chyldren and our wyves	And saue ows boþe child and wyf
And we will him the town yelde 1785	And we wolen Troye to him ȝeilde 1815
Better is þanne to dyen in felde	Better to is þen dye in feilde
	Eneas graunted þer to ful sone
	And plyȝte treouþis hit scholde beo done
Entmore and Eneas gunne hem dyght	Antynor and Eneas anon heom dyȝt
Att a postern out be nyght	And out at a postern wente by nyȝt 1820
And com to sir Monaly þe kyng	And comen to Menolay of Grece kyng
Entmor speketh at þe begynnyng 1790	Antynor spak furst þeo bygynnyng
Lord he seyde and speketh þus	And saide lord þus and þus
Ye besege sir Priamus	Ȝe bysegen oure kyng Priamus
	Bote certes wiþ none skynnes gyn 1825
	Troye þou schalt neuer wyn
And for all þat ye mowen don euer	For al þat þou myȝt don euer
With out helpe ye gete it neuer	þe cite of Troye wynne ȝe neuer
Will ye graunt vs to our lyves 1795	Wol ye graunte ows to oure lyues
Our catell chyldryn and our wyfes	And oure children and owre wyfes 1830
Our londis fre for euer more	And al owre godis euer meo
And we wull late in yow and youre	And we schal lete ȝou in to þe cite
This nyght þat cometh next	þis ilke nyȝt þat comeþ nest
And whanne ye be in do your best	When ȝe beon ynne do youre best 1835
The kyng of Grece seyde þenne	þeo kyng of Grece onswerde heom þo
Maketh me sekyr er ye goo henne	Now makeþ me sikir er ȝe go
Ether of you your trowthe plyght	And eiþir of ȝou ȝoure trewþe me plyȝte
For to laten in vs be nyght	To leten ows come yn þis ilke nyȝt
And as I am trewe kyng 1805	And as y am trewe kyng
I will you save in alle þyng	Y schal ȝou save in alle þyng 1840
With wyf chyld and with lond	Wiþ wyf child and wiþ land
There to I hold vp my hond	And þerto y hald vp myn hand
These to traytours plyte here trouthe	þeo traitoures anon plyȝte heore treouþe
To trayen her lord and that was rowth 1810	To bytraye heore lord hit was reouþe
They toke leve home to tenne	þey token heore leue þeose traytours boo 1845

Wist no man where þey had benne

On morn þes tretours gon vp and down
And comforted þe ost in þe town

And bad euery man with his myght 1815
Wechyn wele his ward aryght
And bad the kyng þat he not spare

To make him mery and sle care
And sir with your counsayle
Ye consentyn to þis batayle 1820
And þerefore þey seyde þey wold
Ayens her enmys þe town holde
þe kyng answerd blessed be ye
And all my good barons fre
Welle your travayle shall ben yold 1825

Of reche rentis and of rede gold
The nyght is comyn done is þe day
The kyng of Grece sir Monaly

Cleped before him anon ryght
Achilles sone a nobill knyght 1830
He was stalworth man and strong
Prince of Macendoyne his fader eyre
He hit sir Neptalamus
The kyng to him speketh thus
Willt þou wrekyn þy fader deth now 1835
Ye sirre and I wist how
Take he seyde all thin host
And ryde still with out bost
Go even þe yate on to
The brygge is down þe yate ondo 1840

Clepe Entemore and Eneas
Save here lyves in þis cas
Arere þi baner whanne þow art inne
Welle þou shalt Troye wynne
Sle whytly bothe vp and doun 1845
Alle þat þou fyndest in þe toun
And we will here with outyn be
To kepe that non shall fle
Neptalamus with his host ganne dryve
And rered his baner also blyve 1850

These to treytours he lete oute passe
And ells yeden to swerde more and lesse
Cry arosse þorough the cete
They leyden on withought ony pyte

And bytrayeden heore lord ay worþ heom wo
Apon þe morwe þey wente vp and doun
And comforteden þeo ost ouer al þe town
And beden þe folk wiþ al heore myȝt
Kepe wel þe wardes þat ilke nyȝt 1850
And beden þe kyng he scholde nouȝt spare
To make him mury wiþoute kare
And saiden hit was by heore counsaile
þat he bygon þat ilke batayle
Forþy þey saiden þat þey wolde 1855
Agayn his enemyes þe cite holde
þeo kyng saide blessed mote ȝe beo
And alle my barons þat helpeþ me
þeo kyng saide qwyte heom he wolde
Wiþ riche rentes and wiþ golde 1860
When nyȝt was comen and gon þe day
þe kyng of Grece sir Menolay
Comaundede his ost to greiþe heom stille
And saide þey scholde haue al heore wille
þe kyng callede byfore him ryȝt 1865
Achilles is sone a noble knyȝt
He was a douȝty mon and feyr
Prince of Murmydoun his fadir eyr
His nome was hote sir Pirrus
þe kyng of Grece to him spak þus 1870
Pirrus woltow venge þy fadir now
Ful fayn lord and y wiste how
þeo kyng saide tak half myn host
Ryȝt pryuely wiþ oute bost
And go to þe cite ryȝt ful sone 1875
þe brugge bes down and þeo ȝates vndone
Calle Antynor and Eneas
Saue heore lyues and let heom passe
And reyse þy baner when þow art yn
þus þou shalt Troye wynne 1880
And slee clenly vp and doun
Al þat þow fyndest in þe toun
And we shal wiþ owte beo
To kepe þat no mon away fleo
Pirrus wente ryȝt to þe ȝate 1885
And fond þeo traytours redy þer ate
He lette heom at þeo ȝates forþ passe
And slowen þeo oþir more and lasse
In at þeo ȝates þey conne dryue
And reysed vp his baner swiþe 1890
þeo two traytours he lette forþ go
Wiþ wyues and wiþ childre boo
þeo cry aros ouer al þe cite
And þey layden on wiþ owte pyte

All the nyght full fast they sleth 1855	Nyȝt and day þeo folk þey slees 1895
All þat þey fownden with dolfull deth	Al þat þey founde to deþe gos
Doughter and sone moder and fader	Suster and sone moder and fader
And þe yong chyld in þe cradel	þey slowe þe childre in cadir
Olde blynde men and all soche	And alle þey bleden sweyn and knaue
And crepullis þat yeden with her croche 1860	Men and wymen þat wente wiþ staue 1900
ffyve dayes þorough and þorough	ffyve dayes and V nyȝt þoruȝ and þoruȝ
They ne dede but sle men in that Borough	þey slowe folk in þat boruȝ
In fyve dayes were slayn tho	When þey hadde slayn heom so
On and twenti þousand and moo	Ten hundred þousand men and mo
There was shed soo moche blode 1865	
þat man and hors to þe knees yode	
Thanne spekith sir Priamus the kyng	þenne spak Priamus of Troye kyng 1905
Stant in his toure and sethe all þyng	When he stod in his tour and saw þis þyng
Alas quod he treson treson	Alas he saide wiþ foul treson
Alas who hath betrayed my town 1870	Now haue y lore my faire toun
Alas he seyde þat I was born	And saide Alas þat y was born
Thorow treson we be all lorn	þoruȝ treson arn we alle forloren 1910
If no treson hadde bene among vs alle	Hadde treowþe beon amongis vs alle
This myschaunce had neuer befalle	Troye hadde neuer þis chaunse by falle
	Trouþe wolde wiþ ryȝte and lawe
	þat traytours scholde beo todrawe
Grete treson is don among vs þis day 1875	Trowþe certes is leyd down to day 1915
We may þerfore say welle awaye	And treson vp rered wel away
Had I hadde Ectour or Alisaunder Parys	Lyuede Ector my sone or Alisaunder Paris
I had not bene as it is	Weore hit nouȝt þenne as hit now is
Now have I no frend to help me blyve	Now haue y no freond me to wreke
Allas he seyde to long I lyve 1880	Alas why nul myn heorte to breke 1920
	Now is þe kyng of Grece to day
	Lord of Troye weyl away
	þis no wende y neuer to seo
	þat myn enemy myn eyr scholde beo
	þeo kyng weopte for þeo mukil vntrewþe 1925
	To seo olde men weope hit is gret rewþe
For soo grete sorow þat he saye	For care and sorwe þe kyng saw þat day
He fallith adown and þere he lay	He feol to grounde and in swownyng lay
Knyghtis defended þe toure fast	His barons defended his toure fast
	Wiþ grete stones and alblaste 1930
	þeo men of Grece þe tour assayles
	Armed wel in hawberk of mayles
	And asaileden þeo tour faste
But Neptalamus brekith in at the last	And breken in at þe laste
All that he founde there he sleth 1885	Alle þat þey founden þey conne slo 1935
And sithin to þe kyng he gooth	And seoþen to þe kyng conne þey go
And heuweth atoo his lymys all	And heowen þe kyng on peces smal
And his body to pecis smalle	And þe qwene and hire maydenes al
	For heom moste go no raunson
	For kyng no for baroun 1940
There he takith Dame Pollexene	Pirrus takiþ Polluxene

Priamus doughter bryght and shene	þe kyngis douȝtir bryȝt and shene
My fader he seyde sir Achilles	My fadir he saide sir Achilles
ffor thi love slaynne he was	For þy loue slayn he wes
In the temple with gret gyle	In þe temple wiþ gret tresoun 1945
And therfore shall be yolde þe þat whyle	For þe schal go no raunsoun
She cryede mercy and is full woo 1895	Heo cryede mercy and was ful wo
And with his fist he smote her soo	Wiþ his fuste he smot hire necke atwo
That a too her nekke he breke	He nolde hire sle wiþ no wepne of steil
And all her kynnere he slowgh eke	þus he vengede his fadir wel 1950
Erles barons with grete honour	þeo qwene of Grece þey founden þat day
ffecheth Elyn þe Quene ought of þe toure 1900	And brouȝten hire to sire Menolay
And broughten her to þe kyng þeyr lorde	And þey brouȝten hire byfore hire lorde
Ether kyssid oder and were acord	And kusseden boþe wiþ good acord
And made hem glade as þey wele cunne	þe kyng made him mury wiþ his cheualry 1955
ffor they had þe maystry wonne	When he hadde wonne þe maystry
They dwelled in Troye with her hoste 1905	þe kyng dwelle in Troye wiþ his ost
A monthe with pryde and with gret bost	A moneþ and more wiþ mukil bost
As her owne þatt þey foynd þey takes	And sesen in Troye þe kyng gon take
And eueri man him mery makes	And mukil murþe and ioye þey make 1960
And they wold dwellyn no more	And when heom liked dwelle nomore
They dyght too hundred scheppis with ore 1910	þey dyȝten heore schipes wiþ sayl and ore
And stoftden hem with armour and cloth	And chargeden heore schipes wiþ mukil good
Doth hem to water and forth goth	
And seyled ouer þe salt fome	And sayleden ouer þeo salte flod
	þeo folk of Grece of mony a toun 1965
	Comen wiþ caroles and wiþ processioun
	And welcomeden hem in alle þyng
	Sir Menolay heore kyng
	And Dame Elayne his gode wyf
	For hire was wakened mukil stryf 1970
	þer was ioye in vche a toun
	Of eorles and of baroun
	Fourty dayes þeo kyng heold feste
	þat was ryche and honeste
	Of þe koctus feysans and bittar 1975
	þer was veneson of herte and har
	þer was pyment clarre
	To riche men and heore meyne
	þer was riche seruyse
	As riche as mon myȝte deuyse 1980
	And when þe feste was brouȝt to endyng
	þey toke leue at heore kyng
And eueri man went to his home	And vche mon wente to his contre
And maketh mery and fleth care 1915	And maden ioye wiþ heore meyne
And loken how þey may best fare	
And ferden well and so don we	
	þus was ended þe bataile of Troye 1985
God geve vs grace all well to the	God ȝeue ows alle heouene ioye

And yeve all cristyn soulis good reste
And owes whanne we com to that feste 1920
And that it may so be
Seyth all amen for charite

Explicit the seege of Troye.

Such a batail as hit was oon
Never byþ no neuer schal beo noon

þe batayle of Troye.

Sömmerda. Dr. A. Zietsch.

Physiologische Untersuchungen
über das
neufranzösische Lautsystem.

Von

Franz Lütgenau.

Vorliegende Arbeit bestand ursprünglich nur aus der Untersuchung einiger specieller Eigentümlichkeiten des neufranzösischen Lautsystems, ohne dafs nach dieser Richtung irgend welche Vollständigkeit erstrebt worden wäre. Zu dieser Untersuchung wieder hatte die beinahe völlige Übergehung des Französischen, wie des Romanischen überhaupt, bei Sievers, sowie der Mangel anderer lautphysiologischer Untersuchungen über die französische Sprache bestimmt. Es gab dann die Wahrnehmung, dafs selbst bei Philologen und Lehrern des Französischen häufig noch irrige oder unklare Vorstellungen über die Erzeugung der französischen Laute herrschen, und der Wunsch, hier zu einer Abhilfe beizutragen, den Anlafs, in eine Erörterung aller französischen Laute einzutreten. Die Kombination dieser beiden an sich getrennten Zwecke scheint um so weniger bedenklich, als auch die allgemeine Darstellung des französischen Lautsystems des Selbständigen und Neuen genug enthalten wird* — und zwar nicht nur, was die Artikulation der gegenwärtigen Sprachlaute und die verschiedenen Vorgänge bei ihrem Zusammentreffen anlangt, sondern auch gelegentlich hinsichtlich sprachgeschichtlicher Schlüsse. Zuweilen sind solche vom rein lautphysio-

---

* Beispielsweise fand ich fast auf Schritt und Tritt Grund, von Sievers, den ich besonders verglich, abzuweichen. Damit soll indessen dem gewifs bedeutenden Verdienste Sievers' keineswegs zu nahe getreten werden — ist doch sein Buch für das lautphysiologische Studium der meisten Jüngeren grundlegend gewesen und geblieben.

logischen Standpunkte aus möglich, ohne dafs das sprachliche Material philologisch erforscht zu werden braucht (wofür später einige Beispiele). Gelangt hier unsere Wissenschaft zu den nämlichen Ergebnissen wie die historische Lautlehre, so liegt dies an der Richtigkeit der Beobachtung auf beiden Gebieten.

Dafs allgemein Akustisches zuweilen aus den einschlägigen Werken entlehnt ist, wird keinen Tadel finden; wenn möglich, habe ich diese Stellen jedoch wörtlich herübergenommen und dann natürlich die Quelle bemerkt.

In Fällen, wo zwar nicht die Art einer Artikulation an sich in Frage steht, wohl aber, ob von mehreren Lautnüancen, deren Vorhandensein im neufranzösischen Sprachsystem überhaupt aufser Zweifel ist, in einem bestimmten Worte von der „guten" Aussprache (die natürlich an sich auf diese auszeichnende Benennung durchaus keinen Anspruch hat) die eine oder die andere vorgezogen wird, wurden die Angaben bei Sachs (Encyklopädisches Wörterbuch) zu Rate gezogen. Den dort mitgeteilten, durch die allergenaueste Forschung gewonnenen Ergebnissen gegenüber habe ich selbst meine abweichenden persönlichen Beobachtungen, deren Umfang selbstverständlich sehr viel beschränkter war, unterdrückt. Über die Artikulationen selbst giebt Sachs nur Dürftiges und Unzulängliches an (pag. XVIII—XX).

Die Lautphysiologie ist die Lehre von den Sprachlauten und untersucht zunächst deren Bildung, Wesen und Verwendung zum Bau von Silben, Wörtern und Sätzen, sodann aber auch die akustischen Vorgänge, welche ihre Wahrnehmung bedingen. In ersterer Beziehung gehört sie zur Physiologie, in letzterer zur Physik. Sobald indessen nicht mehr die lautlichen Vorgänge im allgemeinen und um ihrer selbst willen, sondern das bestimmte Lautsystem einer einzelnen Spracheinheit Gegenstand der Behandlung wird, beginnt das Gebiet der Sprachwissenschaft. Diese ist, soweit sie sich nur mit den Lauten, deren Erzeugung und geschichtlichem Wandel (Lautlehre) beschäftigt, Naturwissenschaft; denn unsere Rede gehört in lautlicher Beziehung durchaus zu denjenigen Verrichtungen, welche streng gemäfs den Naturgesetzen erfolgen, und selbst die Gesetze der geschichtlichen Entwickelung der Sprache sind notwendig und ausnahmslos wirkende Naturgesetze.

Auf eine vollständige, genaue Erklärung der Bildung des menschlichen Sprachorgans ist hier aus dem Grunde verzichtet, weil nur der kleinere Teil einer solchen Erörterung für den Zweck der vorliegenden Arbeit von Wichtigkeit ist, wie denn hier überhaupt nur das allgemein Lautphysiologische auf das specielle Lautsystem des Neufranzösischen appliziert werden soll. Am besonderen Ort findet sich hiervon jedoch so viel, meist in Form von Anmerkungen, angegeben, als zum Verständnis notwendig war.

Die Laute der Sprache sind teils reine Stimmtonlaute, d. h. diejenigen Laute, welche durch Schwingungen der Stimmbänder* erzeugt und durch Resonanzveränderung des Ansatzrohrs** modifiziert werden, teils Geräuschlaute („Konsonanten" im hergebrachten Sinne), bei welchen an einer bestimmten Stelle im Ansatzrohre ein Verschlufs oder eine Enge gebildet wird, wodurch der ausgeatmete Luftstrom in Schallschwingungen versetzt wird.

Eine besondere Stellung ist den sogen. Liquiden und Nasalen anzuweisen, welche teils reine Stimmtonlaute sind, teils Geräusche als Begleiter des Stimmtons haben, die dem akustischen Effekte nach den Stimmton häufig noch überwiegen, teils endlich sogar pure Geräuschlaute (ohne Stimmton) sind; letzteres gilt nicht nur von den Liquiden, wie gewöhnlich angenommen wird, sondern auch von den Nasalen, worüber weiter unten. Für die Sprachgeschichte sind diese Unterschiede bedeutsam.

Mit dieser auf den Lautcharakter gegründeten Einteilung ist nicht zu verwechseln die andere, eine Funktion in Bezug auf das Silbenganze bezeichnende, in Sonanten und Konsonanten (im strengeren Sinne). Sonant heifst derjenige Laut, welcher den vom Ohre sehr leicht wahrnehmbaren Silbenaccent trägt, während die übrigen Laute der Silbe

---

* Auf der Luftröhre ruht als ihr oberstes abschliefsendes Glied und als Träger des ganzen Kehlkopfs der Ringknorpel, über demselben der Schildknorpel. Durch den von beiden umschlossenen Hohlraum ziehen sich die Stimmbänder, zwei mit Schleimhaut überkleidete Muskelbänder, quer von hinten nach vorn. Der in seiner Breite wechselnde Spalt zwischen den Stimmbändern und den Seitenwänden des Hohlraums heifst die Stimmritze.

** Ansatzrohr heifsen insgesamt die oberhalb der Stimmritze liegenden Hohlräume, welche zum Sprachorgane gehören. Das Ansatzrohr besteht aus dem Kehlraum, dem Rachenraum, dem Mundraum (Mundhöhle) und den Nasenräumen (Nasenhöhlen). Gestaltveränderungen kommen hauptsächlich beim Mund- und Nasenraume vor.

Konsonanten, Mitlauter sind. Allerdings haben die mit Stimmton begabten Laute eine gröfsere Fähigkeit, Sonanten zu werden, als die Geräuschlaute.

I. Die Stimmtonlaute.

Die Stimmtonlaute* zerfallen in zwei Gruppen, je nachdem der zu ihrer Bildung benutzte Luftstrom durch den Mund oder durch die Nase entweicht.

Zur ersten Gruppe gehören die Vokale (im herkömmlichen Wortsinne) und die Liquiden; letztere können wir nämlich zu den Stimmtonlauten rechnen, weil die den Stimmton begleitenden Geräusche doch nur accessorisch und nicht einmal notwendig sind. Der wesentliche Unterschied zwischen den Vokalen und Liquiden besteht blofs in einer verschiedenen Artikulationsform der Zunge. „Die Artikulation der Vokale ist durchaus dorsal, d. h. die notwendigen Engen werden durch Emporheben eines Teiles des Zungenrückens (beim u des hinteren, beim i des vorderen) zum Gaumen gebildet. Der liquide r-Laut entsteht durch orale, der l-Laut durch laterale Artikulation der Zunge, d. h. für die r-Laute ist die Artikulation des vorderen Zungensaumes, für die l-Laute die der beiden Seitenränder charakteristisch." (Sievers.)

Die zweite Gruppe bilden die Nasalen.

1. Vokale.

Der Stimmton, mit welchem alle Vokallaute ausgestattet sind, hat nur eine und die nämliche Klangfarbe; der Unterschied der verschiedenen Vokale beruht auf der verschiedenen Gestalt des Ansatzrohres.

Beim a ist die Lippenartikulation gering und die Zunge entfernt sich nur wenig aus ihrer Indifferenzlage, d. h. derjenigen Lage, in welcher sie sich während des ruhigen Ein- und Ausatmens bei dem Mangel jeder willkürlichen Einwirkung seitens des betreffenden Individuums befindet.

Beim i ist die Zunge nach vorn gedrängt und nähert sich mit ihrem Vorderteile dem hinteren Gaumen. Dabei werden die Mundwinkel weit auseinander gezogen.

---

* Unter Stimmtonlauten sind in diesem Kapitel nur die reinen Stimmtonlaute verstanden.

Beim u ist hingegen die Zunge nach hinten gedrängt und hebt sich mit ihrem hinteren Teile zum Gaumen empor. Die Lippen ziehen sich bis auf eine kleine runde Öffnung zusammen und werden zugleich etwas vorgestülpt. „Beim u wird also im vorderen Munde ein ziemlich grofser, kugelähnlicher Resonanzraum mit kleiner runder Ausflufsöffnung hergestellt; beim Übergang zum i wird das Volumen desselben auf ein Minimum reduziert und dabei zugleich die Ausflufsöffnung möglichst vergröfsert. Demgemäfs werden beim u die tieferen Teiltöne des Stimmtons verstärkt und die höheren gedämpft, beim i umgekehrt.“ (Sievers.)

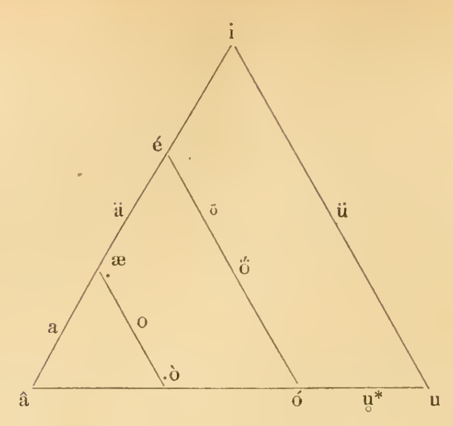
Anmerkung. Eine interessante Erscheinung ist, dafs die Flüstersprache weder das i noch das u kennt. Sie ersetzt ersteres durch die palatale, letzteres durch die gutturale stimmlose Frikativa (s. unten).

Hinsichtlich der Artikulationsform liegt das a hiernach in der Mitte zwischen i und u. Zwischen a und i, wie zwischen a und u sind dabei unendlich viele Zwischenstufen möglich. Insofern würde man bei dem Versuche der Aufstellung eines Vokalschemas am besten diese drei Laute in der Aufeinanderfolge i—a—u auf einer geraden Linie verzeichnen. Andere Rücksichten lassen jedoch die Anordnung in der Form eines gleichseitigen Dreieckes als entschieden richtiger erscheinen. Erstens ist nämlich bei der ersterwähnten Anordnung aufser Betracht gelassen, dafs die beiden Endlaute i und u eine direkte Verbindung besitzen, bei welcher ü die Mitte zwischen beiden Lauten bezeichnet, wie denn z. B. im Sürselvischen lat. ū sich durch die (im Französischen, Provençalischen und in oberitalienischen Dialekten, welche nebst dem Rätoromanischen bis zu einer bestimmten geschichtlichen Zeit eine einzige Sprache bildeten, noch bewahrte) Zwischenstufe ü zu i fortentwickelt hat. Zweitens haben die zwischen a und i liegenden Vokalstufen direkte Verbindungen mit Vokallauten auf der Linie a—u, und es läfst sich den hier vorhandenen Vermittelungsvokalen nicht bei der ersteren, wohl aber bei der letzteren Anordnung die ihnen zukommende Stelle anweisen.

Für das Französische erhalten wir nun folgendes Vokalsystem:*

---

* Bei rein systematischem Verfahren würde ein allgemeines (Normal-) Vokalschema dem besonderen, auf den französischen Vokalismus applizierten, vorangehen müssen. Das Fehlen desselben wird indessen hier kaum vermifst werden.



Zu diesem Schema bedarf es nun einiger erklärender Bemerkungen.

1) Was die beiden a-Laute betrifft, welche durch â und a bezeichnet sind, so ist ersteres dunkler und es läfst sich bei demselben eine Schiebung des Zungenkörpers nach vorn, bei letzterem eine solche nach hinten unter gleichzeitiger Hebung der Zunge wahrnehmen. Sievers bemerkt, dafs ein völlig neutrales, weder nach der u- noch nach der i-Seite neigendes a, wenigstens soweit seine Erfahrung reiche, kaum je vorkomme, sondern es liegen alle faktisch sich findenden Spielarten des a seitwärts von dieser Mittelstellung, und zwar meistens nach der dunkleren, der u-Seite hin. Nach dieser Annahme, welcher man beipflichten kann, würde das â nicht in dem Endpunkt des Dreiecks, welcher vielmehr vakant bliebe, sondern etwas weiter rechts auf der Linie a—o—u zu verzeichnen sein. Wenn der genannte Autor jedoch fortfährt: „Man kann daher das ‚neutrale‘ a nur als einen theoretischen Laut betrachten, für die Sprachgeschichte mufs an die Stelle der bisher angesetzten Einheit eine Zweiheit von Lauten treten, die man mit Winteler** passend die u- und die i-Basis nennen kann, insofern von der ersteren die sprachgeschichtlich nachweisbaren Übergänge zu o, u, von der zweiten die zu e, i ausgehen“, so ist hiergegen zu sagen, dafs allerdings ein aus a entstandenes o notwendig â, ein aus a hervorgegangenes e dagegen a gewesen sein mufs, dafs jedoch, da der sprachgeschichtlichen Entwickelung durchaus kein Abschlufs vorgezeichnet werden kann, dieses a wieder aus â und umgekehrt jenes â aus a her-

* Der Laut von o in roi. S. darüber weiter unten.

** Verfasser der lehrreichen und verdienstvollen Abhandlung: Die Kerenzer Mundart in ihren Grundzügen dargestellt. Leipzig 1876.

vorgegangen sein kann, wodurch die Winteler-Sieverssche Scheidung illusorisch wird. Als Beispiel kann altengl. camp angeführt werden, das einmal mundartlich mit comp wechselt, andererseits neuengl. camp, d. i. phonetisch cämp, wird. Die französische Lautlehre zeigt allerdings, soweit mir bekannt ist, Ähnliches nicht; das einzige a, welches hier in Dialekten o werden kann — so, um bei dem eben als Beispiel angeführten Worte zu bleiben, comp im Dialekt von Rouergue — ist nicht das sonst zu e gewordene vor einfacher Konsonanz, sondern das bis heute gebliebene a, welches dunkler gewesen sein mufs. Dies ist aber eine speciell französische Eigentümlichkeit, nicht allgemein lautphysiologisches Gesetz; natürlich kann nicht jede Sprache alle überhaupt möglichen Lautübergänge aufweisen.

Für den Laut â können, freilich mit verschiedener vokalischer Quantität (worüber unten), als Beispiele dienen: part, pas, pâte, cas, fade, flamme (in der bildlichen Bedeutung), lard, rare, renard, retard, Sarre, spare; combat, état, gâchis, mâcher, sas. Beispiele für a, mit noch gröfserer Quantitätsverschiedenheit, sind: âme, espace, lave, nation, race, tasse (nach einigen Orthoepisten hat dieses Wort jedoch â), vague;* dame, gage, lame, marc, nasse (nach anderen mit â); parle, lac, flamme (in eigentlicher Bedeutung), frappe, laque, larme, salle, sape, ma, ta, sa.

Von einigen wird â als das tiefe oder dunkle, a als das hohe oder helle a bezeichnet. Manche französische Orthoepisten, denen sich Plötz anschliefst, nennen ersteres das geschlossene, letzteres dagegen das offene a. Diese Bezeichnungen „geschlossen“ und „offen“ dürften indessen nicht zu empfehlen sein, da der Unterschied zwischen beiden Nüancen durchaus nicht mit dem Unterschiede zwischen geschlossenem und offenem o, geschlossenem und offenem e korrespondiert, mithin eher Verwirrung als Klarheit schafft. Während nämlich beim offenen o und e die Mundöffnung gröfser ist als bei geschlossenem o und e, läfst sich bei den zwei bezeichneten Spielarten des a eher das Gegenteil beobachten. Die vorher erwähnten Bezeichnungen beziehen sich zwar nicht auf die Artikulation, aber doch auf solche Unterschiede des akustischen Effekts, welche mehr als blofs subjektive Gehörauffassungen sind.

---

* Die von Plötz (Systemat. Grammatik, § 9) mitangeführten cadre, gare haben dagegen gewifs â.

2) Hinsichtlich der e- und o-Laute bedarf es gleichfalls einiger Erläuterungen. Dafs das kurze offene o sich nicht völlig mit dem deutschen kurzen offenen o deckt, sondern „schwach ö-haltig“ ist, hat schon Storm in seiner Englischen Philologie bemerkt. Noch nicht ist dagegen, wenigstens soviel ich weifs, ausgesprochen worden, dafs das offene e sich gleichfalls ein wenig dem offenen ö nähert. Zwar ist diese Abweichung von der direkten Vokallinie a—e—i nur gering, immerhin aber bleibt sie für ein geübtes Ohr zweifellos wahrnehmbar, und auch dem Auge stellt sie sich dadurch dar, dafs die Lippen sich schon, der o- und u-Artikulation entsprechend, zusammenzuziehen beginnen. Es gilt das Gesagte aber nicht nur von den genannten kurzen, sondern auch von den entsprechenden langen Vokallauten, und in Wörtern wie corps, encore erscheint diese Annäherung an den ö-Laut individuell zuweilen noch erheblich gesteigert. Recht bemerkenswert ist jedenfalls die Symmetrie, welche sich darin kundgiebt, dafs b e i d e Endlaute der Verbindungslinie æ—ö̀—ò gleichmäfsig einen (wenn auch noch sehr kurzen) Schritt gegen die Mitte der Linie hin machen.

Zwischen dem ganz offenen e (æ) und dem geschlossenen e ist jedenfalls ein halb offenes anzusetzen, wobei es noch dahingestellt bleibt, ob nur diese beiden Spielarten des offenen e im Französischen vorhanden sind, oder ein aufmerksames, geübtes Ohr nicht noch mehrere Abstufungen wahrzunehmen vermag. Praktisch sind diese leiseren vokalischen Nüancen jedenfalls entbehrlich.

Nachstehend einige Beispiele für das ganz, wie für das halb offene e (mit verschiedener Quantität).

Ganz offen: air, aître, braire, cerf, chair, cher, père, mère; forêt, succès; cerne, certain, cerveau, merde, perle, perte.

Anmerkung. Das ganz offene æ der Wörter père, mère ist um so bemerkenswerter, als dieselben im 16. Jahrhundert, wie durch die Angabe Meigrets und anderer damaliger Orthoepisten zweifellos feststeht, geschlossenes e hatten. Da das e dieser Wörter aus lat. a hervorgegangen ist, hat die lautliche Entwickelung hier einen Rückschritt gemacht. Mit der Möglichkeit solchen Rückschreitens mufs die sprachgeschichtliche Forschung rechnen, wenngleich eine derartige Entwickelung einer sehr geraumen Periode bedarf.

Halb offen: balaine, braise, chaîne, être, hêtre (diese beiden Wörter sind daher mit aître nur annähernd homonym), haine, tête; caisse, Corday, hochet, maison, messe, selle; abeille, penne, peste, quel, sel, tel.

Mit ̈ ist das dumpfe e in de, me, que oder in der ersten Silbe des Wortes revenir bezeichnet.

3) Das sehr wichtige stumme e haben u. a. Benecke (Französische Aussprache) und Lubarsch (Französische Metrik) zum Gegenstande einer eingehenden Untersuchung gemacht. Lubarsch leugnet das Vorhandensein eines wirklich stummen e und behauptet, dafs das unbetonte e am Wortende einen, wenn auch schwachen, doch stets vernehmbaren Laut besitze; er unterscheidet vier Stärkegrade desselben. Am relativ kräftigsten sei es hinter mehrfacher Konsonanz (vaincre, aimable), hierauf folge das e nach stimmhaftem Konsonanten (aube, oisive), dann erst das nach stimmlosem (troupe, petite); am allerschwächsten endlich sei das e hinter s, ch und den Liquiden (chasse, reine). In meiner Schrift: Jean Palsgrave und seine Aussprache des Französischen (Bonn 1880), habe ich Lubarsch beigestimmt und aus dem „stummen e“ ein „sogenanntes e muet“ gemacht. Es verhält sich indessen anders. Zwar ist die Aussprache des franz. Wortes „grosse“ eine andere als die des deutschen „grofs“ und es ist im Auslaut aller vorhin genannten Wörter ein Element vernehmbar, welches vom Ohre leicht als ein „schwaches“ und „dumpfes“ e aufgefafst wird; bei genauerem Hören aber wird man sich überzeugen, dafs jenes Element nicht nach dem Konsonanten erscheint, sondern sich über die ganze Dauer desselben verbreitet.* Dieser „Konsonant“ (nach der hergebrachten Benennung) ist geradezu das Gegenteil eines Konsonanten im strengeren Sinne, nämlich ein Sonant. Denn es ist ein neufranzösisches Lautgesetz: „Jede Silbe lautet mit einem Sonanten aus“;

---

* Diesen das Wesen der Frage treffenden Punkt erkennt Lange nicht deutlich, der p. 25 seiner Schrift: „Der vokalische Lautstand in der französischen Sprache des 16. Jahrhunderts“ (Elbing 1883) sagt: „In der That lautet heute das sogen. stumme e in denjenigen Fällen, wo es den Wert eines vollen Vokals erhält, wie in croyez-le, oder wenn von zwei solchen e in aufeinander folgenden Silben das zweite stumm und das erste um dessen Wert vermehrt wird, genau wie ein volles ǒ, so dafs z. B. le repas und leurs pas, je le retiens und je leur tiens in der Aussprache zusammenfallen (?). In anderen Fällen aber, wie z. B. am Ende mehrsilbiger Wörter nach stimmhaften Konsonanten, wo es ja im Grunde nichts weiter ist als der mehr oder minder deutlich austönende Stimmton, der (rounded) voice-glide Sweets (vergl. Handb. 66), sinkt es zu einem dumpfen Laute herab, der zwar auch den Charakter eines ǒ bewahrt (!), aber wegen seiner Schwäche kaum auf den Wert eines engen Vokals Anspruch machen kann.“ Wann hat denn das e „den Wert eines vollen Vokals“, und wann ist es „nichts weiter als der Stimmton“? Offenbar kommt es nur darauf an, ob nach der Konsonant-Artikulation das Tönen der Stimme noch fortdauert, oder ob der Stimmton mit dem Aufhören des Konsonanten erlischt. Aber im letzten Falle kann auch nicht Rede davon sein, dafs der Laut gleichwohl „den Charakter eines ǒ bewahre“.

Wörter wie table, glaive, dupe, reine, tache sind ihrer Artikulation nach zweisilbig, Wörter wie répondre, heureuse dreisilbig, wiewohl die letzte Silbe — deren Gipfel oder Accent eben in glaive das v, in heureuse das s, in répondre das r und in table das l trägt — keinen Vokal enthält. Ja, es erstreckt sich dies auch auf Wörter, welche nicht einmal ein stummes e am Ende haben, sondern ihrer graphischen Darstellung nach auf einen Konsonanten ausgehen; z. B. roc, hélas, public, spr. roque, hélace, publique, und diese Endung -ic unterscheidet sich von der in deutschen Wörtern wie *dick*, *Fabrik* in der Aussprache einerseits durch die besondere Silbengeltung des auslautenden Konsonanten, andererseits durch die ungetrübte Aussprache des Vokals i. Gerade für das Französische ist es, um zu einem richtigen Verständnis der Silbenkonstitution und einer ganzen Reihe weiterer lautphysiologischer Erscheinungen zu gelangen, unumgänglich notwendig, mit den traditionellen Vorstellungen zu brechen, dafs jede Silbe durchaus einen Vokal besitzen und ein Sonant jedesmal ein Vokal sein müsse. Ebenso unrichtig wie letzteres ist auch das Umgekehrte, dafs ein Vokal jederzeit Sonant sein müsse. Es bedarf indessen hierzu noch einer Bemerkung. Im style soutenu wird am Ende des Wortes répondre allerdings ein Vokal, ein ᵒ gesprochen; die Sachssche Bezeichnung ist in diesem Punkte durchaus korrekt. Es kommt dies daher, weil die Schallfülle der Liquida doch nicht bedeutend genug ist, um die vokallose Silbe, wenn sie sich von der vorhergehenden (betonten) scharf trennt, für eine weite Entfernung (etwa im Theater) deutlich vernehmbar zu machen. Aus keinem anderen Grunde wird den Wörtern mit mehrfacher Konsonanz im Auslaut und zuweilen auch anderen, hauptsächlich wenn der Vers (oder im Alexandriner das hémistiche) mehrere solcher vokallosen Silben enthält und dadurch bei der gewöhnlichen Vortragsweise nicht die erforderliche Zeitdauer erhielte, jener beinahe indifferente vokalische Laut hinzugefügt. Eine Erscheinung verwandter Art ist die ahd. Erweiterung von arm in aram, um der entstandenen Silbe mehr Klang zu geben. Ebenso kann hier an den Vorschlag von e vor anlautendem s impurum im Französischen und anderen romanischen Sprachen erinnert werden. Die Spirans s hat nämlich im Vergleich zu dem Explosivlaute die gröfsere Schallfülle. Diese Stellung entspricht aber nicht den Silbenbaugesetzen (Sievers § 22), nach welchen der dem Sonanten näherstehende Konsonant die gröfsere natürliche Schallfülle besitzen mufs. Der anlautende Konsonant strebt daher nach

Loslösung von der folgenden Silbe, d. h. Selbständigkeit der syllabischen Geltung; diese wird nun, da die stimmlose Frikativa zum Tragen des Silbenaccents immerhin noch etwas wenig Schallfülle besitzt, durch Vorschlag eines Vokals erreicht. Anders wird diese Erscheinung schwerlich erklärt werden müssen; direkte sprachliche Anhaltspunkte für die Erklärung werden wohl kaum vorhanden sein, sind aber auch nicht zu erwarten.

4) Schliefslich müssen wir noch der Nasalvokale gedenken. Die Artikulation derselben unterscheidet sich von der der gewöhnlichen Vokale nur dadurch, dafs sich das Gaumensegel mehr oder weniger von der hinteren Rachenwand abhebt und der Zunge nähert, wodurch dem tönenden Luftstrome Gelegenheit gegeben wird, zum Teil durch die Nasenhöhle zu entweichen. An sich kann jede Vokalnüance nasal gebildet werden. Das Französische besitzt folgende Vokale mit dem Nasenton: â (denn nasales a im Französischen ist â, nicht a, trotz der entgegenstehenden Angabe bei Sachs, p. XXI), æ̀, ò und ö̀.

Eine Eigentümlichkeit, durch welche sich die französischen Nasalvokale von denen anderer, etwa der slawischen Sprachen unterscheiden, besteht darin, dafs bei ihnen gutturale Engenbildung zwischen Zungenrücken und Gaumensegel hinzutritt. Sie sind, genau genommen, Verbindungen von einem Nasalvokal und einem gutturalen Nasal; am deutlichsten zu gesonderter Wahrnehmung gelangt letzterer vor gutturalen Verschlufslauten.

Anmerkung. Dieses Kapitel mögen folgende Litteraturverweise abschliefsen. Clédat, Études de philologie française II. Questions de prononciation (1. Voyelles longues et brèves, ouvertes et fermées. 2. Les mots en *at*, *et*, *ot*, *œu* ou *eu*. 3. Les mots en *asse*, *esse*, *osse*. 4. Correspondance de l'e fermé et de l'e ouvert long dans la conjugaison des verbes). In Annuaire de la Faculté des lettres de Lyon, première année, fascicule III, p. 61—116. (Dazu Gaston Paris in Rom. XII, p. 629.) — Eine Anzahl zerstreuter Bemerkungen in J. Storms „Englischer Philologie". — Czermak, J. N., Über reine und nasalierte Vokale. Wiener Sitz.-Ber. math.-naturw. Kl. XXVIII, 575 ff. — Der vokalische Lautstand in der französischen Sprache des 16. Jahrhunderts, nach den Zeugnissen der alten Grammatiker nnd den Grundsätzen der neueren Phonetik dargestellt von Dr. August Lange, Elbing 1883.

Eine andere, strenger auf die Artikulationsstellungen gegründete Klassifikation der Vokale wird von den Phonetikern der englischen Schule gegeben. Wenn auch die Wichtigkeit der englischen Einteilung wenigstens für die Zwecke der Sprachgeschichte bei weitem nicht so grofs sein dürfte, wie sie von skandinavischen Phonetikern (Storm) und mit entschiedener Unterschätzung der älteren deutschen Klassifikation neuerdings auch von deutschen (Sievers) angeschlagen worden ist, so mufs dieselbe doch hier erwähnt und auf das uns beschäftigende Sprachsystem angewandt werden. Für das genauere Studium des englischen Systems aber ist auf Sweet (Hand-

book of Phonetics S. 8 ff.), Storm (Englische Philologie S. 56 ff. u. S. 63 ff.), Sievers (S. 73 ff.) und Lange (S. 11 ff.) zu verweisen.

Scharf zu scheiden sind die Artikulationsstellungen der Zunge und der Lippe. Die Zunge hat drei horizontale und drei vertikale Hauptstellungen. In ersterer Beziehung unterscheidet man back, mixed und front vowels. Bei den back vowels wird die Zunge aus der Indifferenzlage zurückgezogen und gegen den weichen Gaumen gehoben; bei den front vowels wird sie vorgeschoben und gegen den harten Gaumen gehoben; die mixed vowels stehen zwischen beiden, nähern sich jedoch viel mehr den back als den front vowels.

Nach der gröfseren oder der kleineren Entfernung der Zunge vom Gaumen zerfallen die Vokale in high. mid und low vowels.

Die auf die verschiedene Gestalt der Zunge gegründete Unterscheidung von narrow und wide vowels (eng oder geschlossen und weit oder offen) ist von der besprochenen Einteilung unabhängig und kann innerhalb derselben als Unterabteilung dienen.

Nach der Verschiedenheit in der Artikulation der Lippen sind die Vokale rounded oder unrounded. Rundung ist nach Sievers „eine entweder durch Aufeinanderpressen der seitlichen Teile der Lippen oder durch Einziehung der Mundwinkel oder durch beides zugleich bedingte, mehr oder weniger ringförmige oder ovale Verengung der Mundöffnung“;* sie hat verschiedene Stärkegrade.

Durch die Anordnung der französischen Vokale nach dem englischen System ergiebt sich nun folgende Tabelle:

Unrounded.

	back		mixed		front	
	narrow	wide	narrow	wide	narrow	wide
high					am*i*, p*i*c	(engl. b*i*t, nrdd. W*i*nd)
mid		p*â*te	q*ue*	s*a*c (etwas palatalisiert)	bl*é*	n*e*t
low					t*ê*te	
			Rounded			
high	tr*ou*, c*ou*rse	(nrdd. B*u*nd)			r*u*se, d*u*c	
mid	c*au*se	(nrdd. M*o*rd)		h*o*mme	p*eu*	p*eu*ple
low						

Lange, welcher für alle französischen Vokale, selbst für jede Spielart des a, Engheit in Anspruch nimmt, vereinigt ö mid front wide und ö mid front narrow in einem einzigen Felde, und zwar dem für den letzteren Laut (nur dafs er denselben als low, nicht als mid ansetzt), „da offenbar peur und peuple nur durch die Quantität differieren“. Aber in peur, peuple ist ö wide, in peu, heureux dagegen narrow. Ebenso unrichtig ist es, ä in net und o in homme mit Lange als narrow zu charakterisieren, wodurch sich allerdings zwei weitere Vereinfachungen ergeben würden.

---

* Sweet definiert „a contraction of the mouth cavity by lateral compression of the cheek passage and narrowing of the lip aperture“.

2) Die Liquiden.

Die Artikulation des l ist keiner Erklärung bedürftig,* wohl aber die des r.

Es giebt zwei wesentlich verschiedene Arten des r, je nachdem dasselbe nämlich entweder durch vibrierende Bewegung der Zungenspitze oder durch Schwingungen des Gaumenzäpfchens (uvula) erzeugt wird. Ersteres ist das linguale oder Zungen-r, letzteres das uvulare oder Zäpfchen-r (fälschlich oft gutturales r genannt). Sievers vermutet, dafs das uvulare eine verhältnismäfsig sehr moderne Substitution für das linguale r sei; andere (z. B. J. Storm) haben sich dieser Annahme angeschlossen. Gleichwohl ist dieselbe irrig. Denn abgesehen vom Altgriechischen, über dessen r die Fachgelehrten geteilter Ansicht sind, mufs es im Semitischen ein uvulares r schon gegeben haben, da z. B. das hebräische ר (Resch) nicht selten mit gutturalen (Explosiv- und Frikativ-)Lauten wechselt. In den europäischen Sprachen ist aber das linguale r bis heute weitaus überwiegend. Das Zäpfchen-r ist nämlich nur in Frankreich und Deutschland heimisch. Das Englische kennt, was man auch Gegenteiliges behaupten mag, nur Zungen-r, wenn man von einem kleinen Distrikte in Northumberland (the Northumbrian burr) absieht. Das Skandinavische, das Slavische, das Romanische mit Ausnahme des Französischen kennen nur linguales r: dadurch widerlegt sich auch sehr einfach die Annahme, dafs das Französische sein uvulares r spanischem Einflusse verdanke — während die Thatsache, dafs das uvulare r von Frankreich aus erst nach Deutschland importiert worden ist, durch hinreichende direkte Zeugnisse zur Gewifsheit wird. Über das Neugriechische allerdings gestehe ich nicht unterrichtet zu sein.

Seiner genaueren Artikulation nach ist das linguale r teils kakuminal (wenn die Zunge sich dem harten Gaumen nähert), wie im Englischen, teils alveolar (der Zungensaum bildet die Enge hinter den Alveolen, d. i. der nach innen zu konvexen Wölbung oberhalb der Oberzähne), ferner entweder stimmhaft oder stimmlos.

Das Französische, welchem wir uns nun speciell zuwenden müssen, hat in der älteren Zeit gleichfalls linguales r gehabt, heute ist dasselbe in der als korrekt-national geltenden Aussprache tot.** Aus dem

* Das palatale (mouillierte) l lebt im Neufranzösischen nicht mehr.

** Über das r lebender französischer Dialekte siehe Charles Joret in Rom. XII, p. 125 u. 591, Axel Romdahl, Glossaire du patois du Val de Saire, Linkœping 1881.

vielfach (von Palsgrave, Dubois, Pilotus, Beza, Oudin) bezeugten Umstande, dafs im 16. und 17. Jahrhundert von den Parisern r und (stimmhaftes) s häufig verwechselt wurden, hat man den Schlufs gezogen, dafs r damals noch Zungen-r gewesen sein müsse. Dieser Schlufs ist zwar nicht unlogisch, jedoch nicht durchaus zwingend, da die Verwechselung, bei deren Eintritt das r ja allerdings Zungen-r gewesen sein mufs, nach der Verwandlung in den uvularen Laut als historischer Rest noch bestehen bleiben konnte. Dafs dem im vorliegenden Falle thatsächlich so ist, sehen wir daraus, dafs diese Verwechselung im vulgären Pariser Dialekt bis heute vorkommt.

Ehe das Zäpfchen-r sich in Frankreich Bahn gebrochen hatte, wurde dasselbe vielfach tadelnd mit dem Ausdrucke „grasseyer, parler gras, grasseyement“ bezeichnet. Seitdem indessen die uvulare Aussprache die unbestritten herrschende geworden ist, werden andere Fehler und Unschönheiten in der Artikulation des Lautes als grasseyement verworfen: Schnarren des r, Anstofsen mit der Zunge bei demselben, Nichtaussprechen des r (z. B. paole statt parole). Ein stark schnarrendes r wird auch als r toulousain bezeichnet.

Vom rein lautphysiologischen Standpunkte aus haben wir lediglich die angeführten Fakten festzustellen. Denn der Lautphysiologe ergründet und registriert einfach die lautlichen Thatsachen, ohne über den Wert oder die Vorzüglichkeit der anerkannten herrschenden Aussprache Reflexionen anzustellen; vielmehr gelten ihm alle lebenden Dialekte, die Laute der naturwüchsigen derben Volksmundart ebenso wie die polierte und sorglich gepflegte Sprache des Salons oder des Theaters als schlechthin gleichberechtigt. Wenn wir uns dagegen auf den ästhetischen Standpunkt stellen — welcher von einem gebildeten Kulturvolke doch auch nicht übersehen werden sollte und, wenigstens von den Franzosen, im allgemeinen auch wohl gewürdigt wird —, so werden wir die Verdrängung des Zungen-r durch den uvularen Laut nur bedauern können. Erinnert letzterer nicht an das unschöne Geräusch, welches dem Räuspern voranzugehen pflegt? Zudem kann das uvulare r für einen grofsen Raum — etwa im Theater — nur unter grofser Anstrengung vernehmbar gemacht werden, verursacht nebenbei auch eine Summe von Kehlkopfkatarrhen, Halsleiden u. dergl., von welcher mancher Schauspieler zu sagen weifs. Ob es indessen gegenwärtig noch möglich ist, etwa mit Hilfe der Volksschule das im Verlöschen begriffene Zungen-r

wieder zu kräftigem Leben anzufachen, mufs sehr zweifelhaft erscheinen.

3) Die Nasalen.

Die französischen Nasalen sind m, dentales und palatales (mouilliertes) n. M und dentales n unterscheiden sich nicht von den entsprechenden deutschen Lauten. Das palatale n, in der Schrift durch gn bezeichnet, ist nur schwach mouilliert und es schliefst sich ihm ein nachfolgendes, konsonantisches i an. Anderer Art sind die mouillierten Konsonanten der slawischen Sprachen, nämlich vollkommen einheitliche Laute, welche sich ohne Veränderung der Artikulation beliebig lange anhalten lassen, was im Französischen nicht möglich ist.

Wie mit dem französischen mouillierten n verhält es sich auch mit dem mouillierten n der anderen romanischen Sprachen (ital. gn, span. ñ, portug. nh), sowie mit dem mouillierten l derselben Idiome (ital. gl, span. ll, portug. lh). Im Französischen lebt mouilliertes l, obgleich einige es für die Deklamation konservieren oder wohl richtiger restituieren wollen, nicht mehr.

II. Geräuschlaute.

Einteilung.

1) Die Geräuschlaute zerfallen nach den Organen, welche bei ihrer Bildung beteiligt sind, in zwei grofse Gruppen, nämlich Lippenlaute und Zungengaumenlaute. Die in der Grammatik hergebrachte Dreiteilung in a) Lippen-, b) Zungen- oder Zahn-, c) Gaumenlaute ist physiologisch deshalb ungenau, weil sämtliche zu den beiden letzten Klassen gehörigen Laute durch Berührung irgend eines Zungenteiles mit irgend einem Teile des Gaumens hervorgebracht werden. Laute, welche blofs mit dem Gaumen artikuliert werden, giebt es überhaupt nicht.

Die Lippenlaute zerfallen in labiolabiale, mit beiden Lippen gebildete, und labiodentale, zugleich mit Beteiligung der Zähne — meist durch Unterlippe und obere Zähne — hervorgebrachte. Zu den labiolabialen gehören deutsches und französisches b und p, sowie unser w in rheinischer Aussprache* und in unserem Hochdeutsch hinter sch und q (*schweben*, *Quelle*). Labiodental sind f, frz. v (hochd. w).

* W in „Wein, Wunde“ lautet hier und auch in einigen mitteldeutschen Mundarten also nicht wie die stimmhafte labiodentale Spirans. Dagegen

Der labiolabiale w-Laut fehlt aber auch dem Französischen und zwar der anerkannten dialektlosen Aussprache keineswegs, wenngleich auf denselben wohl noch nicht aufmerksam gemacht worden ist. Das u der Verbindung qu hat in Wörtern wie questeur, Quirinal der faktischen Aussprache nach diesen Laut, während die französischen Orthoepisten — hier, wie immer, in traditioneller Anschauung befangen — den Halbvokal ü gesprochen wissen wollen.

Was die Artikulation der Zungengaumenlaute betrifft, so kann jeder Teil der Zunge mit dem entsprechend gelegenen Teile des Gaumens in Berührung gebracht werden, und die Einteilung wird somit durch allmähliche Verlegung der Berührungsstelle von vorn nach hinten oder von hinten nach vorn gewonnen. Bei den Gutturalen berührt sich der hintere Zungenrücken mit dem Saume des Gaumensegels. Bei den palatalen Lauten findet ein Verschlufs am harten Gaumen statt. Es folgen die cerebralen Laute, bei welchen sich der vordere Zungensaum dem harten Gaumen unmittelbar hinter den Alveolaren der Oberzähne nähert. An den Alveolen selbst wird der Verschlufs bei den alveolaren Lauten gebildet. Die dentalen endlich, bei welchen der Zungensaum den Spalt zwischen den beiden Zahnreihen verstopft, schliefsen die Reihe ab.

Eine weitere Einteilung der Geräuschlaute gründet sich auf die Gestalt, welche dem Ansatzrohr gegeben wird. Entweder wird nämlich an irgend einer Stelle ein völliger Verschlufs gebildet und plötzlich wieder gelöst, so dafs man eine augenblickliche Explosion vernimmt (z. B. beim k); oder nur eine Enge, an deren Rändern der ausgeatmete Luftstrom ein — beliebig lange anhaltbares — Reibungsgeräusch erzeugt. Die Laute der ersten Art heifsen Explosiv- oder Verschlufs-, die der zweiten Abteilung Frikativ- oder Reibelaute.

Es ist endlich noch eine dritte Einteilung zu machen. Zwischen den Tenues und Mediä der alten Grammatik besteht ein doppelter Unterschied. Einmal sind die Mediä vom Stimmtone begleitet, die Tenues nicht; aufserdem werden letztere mit einem stärkeren, energischen Exspirationsstofse hervorgebracht. In ersterer Hinsicht werden jetzt

---

hat den Laut der letzteren in der Aussprache des Rheinländers gewöhnlich das sonst in Norddeutschland überall stimmlose v (und in einigen Wörtern auch f). Die Bemerkung, dafs f und v im Deutschen nur zwei verschiedene Zeichen für den nämlichen Laut seien, ruft daher bei dem Rheinländer nicht selten ein Kopfschütteln hervor.

meist die Bezeichnungen „stimmhaft“ und „stimmlos“ (auch „tönend“ und „tonlos“) gebraucht, während man in Bezug auf die Intensität der Artikulation „Fortes“ und „Lenes“ unterscheidet. Auf dem uns hier beschäftigenden Sprachgebiete sind die Lenes regelmäfsig stimmhaft, die Fortes dagegen stimmlos. An sich braucht beides nicht zusammenzustimmen, wie denn z. B. die Lenes (Mediä) der meisten süddeutschen Mundarten stimmlos gebildet sind. Bei sprachgeschichtlicher Untersuchung ist stets festzuhalten, ob für die specielle Entwickelung z. B. eines d dessen Charakter als Lenis oder seine Stimmhaftigkeit in Betracht kommt.

Es folgt nun eine Übersicht der gesamten Geräuschlaute im Neufranzösischen.

System der Geräuschlaute, sowie der Liquiden und Nasalen.

	Labiale	Labiodentale	Dentale	Dorsale	Palatale	Gutturale	Uvulare
Geräuschlaute: Explosive: Fortes, stimmlose	p		t			k	
Geräuschlaute: Explosive: Lenes, stimmhafte	b		d			g	
Geräuschlaute: Spiranten: Fortes, stimmlose		f		s, š			
Geräuschlaute: Spiranten: Lenes, stimmhafte	w	v		z, ž	y		
Nasale (meist stimmhaft)	m		n		ñ	ŋ	
Liquiden {stimmhaft, stimmlos}			l				
Die Liquida ist durch den Zapfenlaut ersetzt							r

In der oben gegebenen Übersicht des französischen Konsonantismus hat das h nicht Platz gefunden, schon deswegen, weil dasselbe seiner Artikulation nach in der That nichts mit den Geräuschlauten zu thun hat. Der Laut desselben — über dessen Vorkommen im Französischen unten gehandelt werden wird — entsteht, wenn die Exspiration schon beginnt, während die Stimmritze noch geöffnet ist; erst nachdem schon ein erster Exspirationsstofs vorüber ist, nähern sich die Stimmbänder einander und beginnen zu schwingen. Man kann das h als „tonlose Kehlkopfspirans“ bezeichnen.

In der älteren Sprache und noch im 17. Jahrhundert lautete wirkliches h in den germanischen Wörtern und ausnahmsweise in einigen lateinischen und griechischen (z. B. héros). Heute besteht

die Artikulation nicht mehr; doch ist noch das in dem über die Berührung von Stimmtonlauten handelnden Abschnitte Gesagte zu vergleichen.

III. Die Verbindungen der Sprachlaute in Silbe, Wort und Satz.

Bisher wurden die Laute lediglich in ihrem Einzeldasein betrachtet, losgelöst aus dem Zusammenhang mit anderen Lauten, welcher die Bedingung ihrer wirklichen Verwendung ist, und ohne Rücksicht auf die Gesetze, welche die in der Silbe, im Wort, im Satze sich darstellende Einheit des Redeganzen den Teilen desselben vorschreibt. Es bedürfen aber auch die Vorgänge bei der Berührung von Lauten und die Einflüsse, welche dieselben hierbei aufeinander ausüben, der Untersuchung, sowie jene Gesetze, welche ihren Grund in der geistigen Einheit haben, die in dem Komplexe der mechanischen Laute als ordnende und belebende Kraft waltet. Wir erörtern diese Vorgänge und Verhältnisse, indem wir von unten nach oben, d. h. von der Silbe zum Worte und vom Worte zum Satze fortschreiten.

1. Die Silbe.

In betreff der Silbe ist zu behandeln:

A. Die Berührung zweier Laute, und zwar:
   1. Berührung zweier Stimmtonlaute;
   2. Berührung eines Stimmtonlautes mit einem Geräuschlaute;
   3. Berührung zweier Geräuschlaute.

B. Der Silbenaccent.

C. Quantität.

A. Berührung benachbarter Laute.

1. Berührung zweier Stimmtonlaute.

Wenn zwei Vokale aufeinander folgen, so ist zu unterscheiden, ob dieselben zu verschiedenen Silben gehören oder nur eine Silbe bilden. Für den ersteren Fall ist das Wort haïr ein Beispiel. Selbstverständlich beginnt mit dem Vokal i ein neuer Exspirationsstofs; da jedoch bei dem Beginne desselben die Wirkung des ersten Stofses noch nicht aufgehört hat, so entstehen Übergangslaute, deren Stärke allerdings nicht beträchtlich sein kann, da die Exspiration schon sehr geschwächt ist.

In deutschen Wörtern wie Be-amter, be-erdigen pflegt aufserdem „fester Kehlkopfverschlufs“ zur Trennung der beiden Laute verwandt zu werden; hierbei wird die Stimmritze nach Beendigung der Artikulation des ersten Vokals geschlossen und ertönt erst wieder, nachdem dieser Verschlufs durch einen neuen Impuls durchbrochen ist. Das Französische kennt diesen festen Vokaleinsatz nicht.

Der leise Einsatz, welcher hiernach im Französischen der einzige ist, unterscheidet sich jedoch von der einfachsten (indessen keineswegs gewöhnlichsten) Art des leisen Vokaleinsatzes durch den „leisen Hauch“, gradual glottid, über welchen Näheres bei Ellis, On Early English Pronunciation IV, 1129. Und zwar kommt dieser Hauch nicht nur als Aussprache des sogen. aspirierten h, sondern auch zwischen einfachen Nachbarvokalen, wie in haïr, fléau, vor, und wenn er sich für das aspirierte h manchmal etwas stärker geltend macht, so dürfte dies nur der Einwirkung von Schule und Theorie zuzuschreiben sein.

Wir wenden uns nunmehr der Besprechung des anderen Falles zu, wo die beiden Vokale eine einzige Silbe bilden. In diesem Falle wird die ganze Reihe der zwischen Anfangs- und Endlaut auf der Vokallinie befindlichen Zwischenstufen durchlaufen, und es sind dieselben, wenn sie auch hinter Anfangs- und Schlufslaut zurücktreten, doch bedeutend stärker als bei der lockeren Aufeinanderfolge zweier nicht zu der nämlichen Silbe gehöriger Vokale. Daher kommt es, dafs die beiden Laute dem akustischen Effekt nach zu einer Einheit verschmelzen. Man nennt eine solche Verbindung Diphthong.

Von gröfster Wichtigkeit ist bei den Diphthongen der Accent. Hat der erste Komponent den Accent, so heifst der Diphthong fallend; wenn dagegen der zweite den Ton trägt, steigend. Sievers gebraucht diese Benennungen nicht; er unterscheidet beide Arten der Vokalverbindung scharf, indem er die Bezeichnung „Diphthong“ auf die erstere Art beschränkt und im zweiten Falle von der „Verbindung eines Halbvokals mit folgendem betonten Vokal“ spricht. Es ist indessen nicht ganz korrekt, einen Laut, welcher seiner Artikulation nach völlig Vokal, nur nicht Sonant, d. h. Träger des Silbenaccents ist, „Halbvokal“ zu nennen; und es ist gewifs gestattet, beide Arten der Vokalverbindung mit dem gemeinschaftlichen Namen „Diphthongen“ zu bezeichnen, da beides Verbindungen zweier, mit einem einzigen Exspirationsstofse hervorgebrachter einfacher Vokale sind. Indessen hüte man sich davor, eine Gemeinsamkeit beider Gruppen auch in allen übrigen Punkten

anzunehmen. Für die Sprachgeschichte sind beide vielmehr auseinander zu halten. Zum Beispiel kommt die bei den fallenden Diphthongen so häufige progressive Assimilation (e͡i — è, oder á͡u — á͡o) bei steigenden Diphthongen gar nicht vor; die hier vorkommenden Assimilationserscheinungen zeigen sämtlich regressive Assimilation.

Anmerkung. Bei regressiver Assimilation assimiliert ein Laut sich einen vorhergehenden, bei progressiver einen folgenden Nachbarlaut. Man hat als dritte Unterart noch eine reciproke Assimilation angenommen, bei welcher beide Teile sich gleichmäfsig beeinflussen, wie beim Übergang von ai zu e. Es ist jedoch sehr fraglich, ob in solchen Fällen faktisch beide Teile sich gleichzeitig nähern. Soweit sich die Entwickelung sprachgeschichtlich nachweisen läfst, hat entweder zuerst regressive und alsdann progressive Assimilation stattgefunden, oder umgekehrt. Die regressive ging der progressiven Assimilation voran z. B. bei der Entwickelung á͡i — è͡i — è (mais, mèis, mę̀s) oder á͡u — ò͡u — ò (aurum, ǫur, ǫr). Der umgekehrte Weg wurde eingeschlagen bei dem Übergange von (sekundärem) á͡u durch á͡o zu o (z. B. áutre, áotre, otre — ich lasse das o unbezeichnet, weil es mir fraglich scheint, ob das Wort jemals òtre gelautet hat).

Da die Endlaute der Vokallinie mit geringerer Klangfülle begabt sind als die Mittellaute, so nehmen sie lieber die accentlose, also bei fallendem Diphthong die zweite Stelle ein. Verbindungen wie ie, uo sind daher als fallende Diphthongen ungewöhnlich. Umgekehrt gilt für die steigenden Diphthongen das Gesetz, dafs der erste konsonantische Bestandteil dem Ende der Vokallinie näher liegen mufs als der betonte Vokal, wenn beide einer Hälfte derselben (a — i, a — u) angehören, oder dafs die beiden Vokale verschiedenen Hälften zugehören müssen; es sind also als steigende Diphthongen möglich ié, iè, ia, uó, uò, ua, ue, ui, eu, iu, nicht aber aí, aú.

Hieraus erklären sich nun einige, bis jetzt nicht genügend aufgehellte Erscheinungen der Sprachgeschichte.

1) Die Entwickelung von ó͡i zu o͡á (roi) zu erklären, hat bis jetzt viele Schwierigkeit gehabt, besonders wegen des Accentswechsels. Dieser ist dadurch zu erklären, dafs ó͡e (wozu ó͡i zuvörderst geworden ist) eine zum fallenden Diphthong ungeeignete Vokalverbindung war. Nach dem Accentwandel ist die weitere Entwickelung klar, da sie nur in einer

* Lange (S. 43) sagt, man habe die Toblersche Unterscheidung zwischen fallenden und steigenden Diphthongen in letzter Zeit vielfach wieder aufgegeben. Diese Terminologie ist allerdings von einigen wieder aufgegeben worden, aber nicht, weil man den Unterschied für unwesentlich hielte, sondern umgekehrt, weil er so bedeutend ist, dafs die Zusammenfassung beider Arten von Vokalverbindungen unter der Bezeichnung „Diphthongen“ ihnen nicht hinreichend gerechtfertigt scheint.

einzigen Richtung erfolgt ist: der zweite Bestandteil des Diphthongen ist auf der Vokallinie allmählich von é über è bis a vorgerückt. Die sonst im Französischen beliebte Zusammenziehung des Diphthongs in einen einzigen Laut durch progressive Assimilation war nicht möglich, nachdem der Diphthong steigend geworden war.

2) Catēna ergab mit Vokalsteigerung cha-ine, woraus durch Diphthongbildung cha͡íne wurde. Da aber der steigende Diphthong aí nicht möglich ist, so wurde derselbe sofort in den fallenden verwandelt: chá͡ine, chè͡ine, chène. Ganz ebenso verhält es sich mit reine (regina) und seine (sagena). Re-ine, sa-ine wurden durch einsilbige Artikulation zu re͡íne, sa͡íne; hieraus sofort ré͡ine, sá͡ine, weil ei und ai als steigende Diphthongen nicht möglich sind. Vielleicht ist die französische Entwickelung des lat. magister nicht anders zu erklären. Für das altfrz. zweisilbige maistre steht die Betonung auf dem a sicher. Mágister wäre aber eine durchaus unromanische Betonung (vgl. intégrum palpébram), zu welcher denn auch ital.-span. maestro u. s. w. nicht stimmen. Vielmehr ging nach dem Ausfall des g ma-ístro, noch ehe ẹ́ zu i wurde, zu ma͡ístro, má͡istre über.

Ein weiteres Beispiel, welches auch für die Voraussetzung obiger Erklärung, dafs nämlich der Schwund des g dem Übergang von i zu e voranging, beweist, ist das Wort trigĭnta, das sich span. durch triinta, treïnta zu tre͡ínta, tré͡inta entwickelt.

Dies wohl die richtige Erklärung. Gegen die von mehreren für das Romanische angenommenen, aber stark unromanisch klingenden Grundformen víginti, tríginta sprechen mehrere Bedenken: 1) Ví̆ginti — denn ĭ müfste wegen span. veinte, treinta angesetzt werden — wäre insofern auffallend, als ein Vokal, welcher aufser dem Tone schon lang war, kurze Quantität angenommen haben sollte, nachdem der Accent auf ihn gerückt war. 2) Viele romanische Sprachen und Mundarten zeigen in viginta ein i, das dann also durch Vokalsteigerung aus geschlossenem e erklärt werden müfste. Wenn dies auch angeht, so ist doch eine streng lautgesetzliche Erklärung vorzuziehen. Auffällig wäre ferner auch, dafs die Hebung von geschlossenem e zu i bei viginti, nicht aber bei triginta eingetreten wäre, obwohl die Grundlagen völlig identische waren und beide Wörter gleichzeitig und übereinstimmend die Accentversetzung vorgenommen hätten. 3) Auch verdient diejenige Erklärung den Vorzug, welche für sämtliche Töchtersprachen übereinstimmend zutrifft. Hier mangelt diese Übereinstimmung, es widerstreben sich sogar die ital. Formen unter sich, und, was sehr schwer wiegt, diese Erklärung trennt auch das Port. (vimte) vom Span. so scharf, dafs sich gar keine Grundlage mehr finden läfst, von welcher beide Sprachen, die doch miteinander eine engere Spracheinheit bilden, ausgegangen wären.

Nach der gewöhnlichen Annahme besitzt die heutige französische Sprache überhaupt keine fallenden Diphthonge mehr. So sagt noch Lange, 39: „Das heutige Französisch kennt bekanntlich keine fal-

lenden Diphthonge mehr."* Dem widerspricht es freilich, wenn Lange in dem nämlichen Kapitel über die Artikulation der in der Schrift durch ail bezeichneten Lautgruppe angiebt, daſs letztere kein deutsches spirantisches j enthalte, ein solcher Konsonant existiere im Französischen gar nicht; vielmehr sei der fragliche Laut ein vokalischer, ein ̯i zwar mit konsonantischer Funktion, aber nicht konsonantisch dem Laute nach.** Hiernach würde paille, da die Einsilbigkeit doch auſser Frage ist, wie p͡á^{i} auszusprechen sein, d. h. es wären alle Bedingungen erfüllt, welche zur Bildung eines Diphthongen erforderlich. Nun ist zwar paille nicht wirklich p͡á^{i}, einen wirklichen Diphthong aber enthält das Wort in der That: die faktische Aussprache ist pá^{i}y. Und zwar ist die geschichtliche Entwickelung der Lautgruppe gewesen: al̃^{i}, al̃y^{i}, ay^{i}, a^{i}y. D. h. ursprünglich bestand sogenanntes „mouilliertes" l im Französischen, wie noch gegenwärtig in anderen romanischen Sprachen, aus schwach mouilliertem l und einem hier als Konsonant fungierenden i. Vor dem Vokal i stellte sich, da sich das Ansatzrohr in demselben stark verengert, leicht der spirantische Laut ein, in welchem der mouillierte Laut allmählich aufgegangen ist. Die nunmehr vorhandene Gruppe ay^{i} ging schlieſslich noch in a^{i}y über, weil der Vokal i eine gröſsere Schallfülle besitzt als die Spirans y (siehe die Silbenlautgesetze bei Sievers, S. 156). Die gegenwärtige Aussprache enthält also wirklich einen fallenden Diphthong. Ebenso ist z. B. feuille = f͡ö^{i}y.

Anmerkung. Sachs, Encyklop. Wörterb. XX, bemerkt über seine Aussprache-Figurierung aj: „Das deutsche j, mit dem bei deutlicher Aussprache desselben von selbst entstehenden kurzen Vorschlage von i ([i͡]jammern) bezeichnet genau die jetzt überwiegend vorherrschende Aussprache des sogenannten son mouillé im An- und Inlaute." Im Auslaut habe j denselben Laut, sei aber „schwächer, sanfter, weicher und halb verschwindend". Mit diesem „von selbst entstehenden" i vor anlautendem j verhält es sich doch wohl anders. Wenn wir nämlich vor j in „jammern" ein schwaches i zu

---

* Lange fährt dann fort: „Selbst in solchen vereinzelten Fällen wie aïe oder Raoul faſst der Franzose den Diphthongen als steigend auf, obwohl der akustische Effekt bei a als erstem Element dem fallenden a͡i und a͡u sehr nahe kommt." Dieser Bemerkung liegt zunächst ein Miſsverständnis zu Grunde: a͡í und á͡i, a͡ú und á͡u stehen sich nicht dem akustischen Effekt nach nahe, doch pflegen aus den im vorhergehenden angeführten Gründen a͡í und a͡ú wirklich in á͡i und á͡u überzugeben. Aber aïe und Raoul enthalten weder a͡í, a͡ú, noch á͡i, á͡u, sondern zweisilbiges a—i, a—u, gehören also gar nicht hierher.

** Ganz ähnlich R. G. Vianna (Rom. XII, 46): „L'ancipite lh a depuis longtemps disparu du langage commun en français; elle y a été remplacée par un ĭ consonne moins fricatif que le j allemand."

vernehmen glauben, so beruht dies auf akustischer Täuschung. Ein j mit schwacher Reibung faſst unser Ohr leicht als i auf, wie wir beim Flüstern an dem statt des i gesprochenen j bemerken können; und ebenso hören wir bei anlautendem j anfangs, ehe uns nämlich das Reibungsgeräusch deutlich vernehmbar geworden ist, leicht ein i heraus. In „jammern“ ist also ein j nur dem akustischen Eindrucke nach vorhanden, in paille wird ein solches dagegen wirklich artikuliert.

Das Vorhandensein eines fallenden Diphthongen ist übrigens noch in einem anderen Falle zu konstatieren. Der Diphthong ü͡í (zunächst steigend) geht in der unbetonten Silbe einiger Wörter erst in ü͡i über, vereinfacht sich dann aber gewöhnlich noch weiter zu ü; so z. B. in juillet. Ebenso würde die (z. B. von Littré gelehrte) Aussprache brŏ-yer, emplŏ-yer für broyer, employer die Übergangsreihe o̥͡á, ó͡a, ó͡a, o̜ (also mit erst regressiver, dann progressiver Assimilation) voraussetzen.

Die steigenden Diphthongen des Französischen sind folgende:

ia: diable, fiacre, viande, mariage. Dagegen i-a in: miasmes, vi-ande veraltet; science schwankt zwischen zwei- und dreisilbiger Aussprache.

iä: rien, fier, miel. Aber i-ä in hier; früher jedoch (wie die Etymologie bedingt) und noch in avant-hier einsilbig.

ié: pied, moitié. i-é in: piété (nach Malvin-Cazal indessen mit i͡é).

ió: il y aura (ĭ-li͡ó-ra).

iò: fiole. Schwankend: lion, pion (nach Malvin-Cazal ein-, nach Littré zweisilbig). i-ò in: médiocre.

iő: pieu, mieux, lieu. Aber i-ő in: pieux.

iȍ: sieur. Dagegen i-ȍ in: crieur.

iü: il y eut (ĭ-li͡ü).

ua: fouet, rouennais, bivouac, Alguazil, équateur. Nasal in: Rouen. u-a in: fouaille. Schwankend: fouace.

uä: girouette, ouest; graphisch durch ouhai bezeichnet in: souhait. Nasal in: babouin. Dagegen u-ä in: rou-et.

ui: oui. u-i in: ouir, éblouir.

u̥a (u̥ Mittellaut zwischen u und ó): loi, poivre.

u̥ä (nasal): moindre.

oä (o = ó): poète.

üä: cruel, continuel, questeur. Dagegen ü-ä in: continuer, ruelle, duègne.

üi: suivre, bruit, cuivre, Quirinal. ü-i in: ruine.

2. Berührung eines Stimmtonlautes mit einem Geräuschlaute.

Die möglichen Fälle sind folgende:

a) Stimmtonlaut und Frikativa:

α) Stimmtonlaut vor der Frikativa, und zwar vor

$\alpha\alpha$) stimmhafter,

$\beta\beta$) stimmloser Frikativa.

β) Frikativa vor Stimmtonlaut. Die Frikativa ist

$\alpha\alpha$) stimmhaft,

$\beta\beta$) stimmlos.

Bei der Verbindung einer stimmhaften Frikativa mit einem Stimmtonlaute, mag die Frikativa nun dem Stimmtonlaute folgen oder vorangehen, dauert der Stimmton durch die Lautverbindung hindurch an und die Mundorgane werden während seiner Dauer aus der eigentümlichen Stellung des ersten Lautes in die des zweiten übergeführt. Ist aber die dem Stimmtonlaute vorangehende (oder folgende) Frikativa stimmlos, so kann der Ein- bezw. Absatz des Stimmtons mit der Umstellung der Mundorgane gleichzeitig geschehen, aber auch etwas später (bezw. früher) erfolgen. Das Französische kennt wohl nur die erste Form, die des direkten Überganges.

b) Stimmton- und Verschlufslaut:

α) Stimmtonlaut vor dem Verschlufslaut, und zwar vor

$\alpha\alpha$) stimmhaftem,

$\beta\beta$) stimmlosem Verschlufslaut.

β) Verschlufslaut vor dem Stimmtonlaut. Der Verschlufslaut ist

$\alpha\alpha$) stimmhaft,

$\beta\beta$) stimmlos.

Gruppen wie ap, at haben im Französischen einen wesentlich anderen Lautwert als im Deutschen. Obgleich auch im Deutschen die Explosion des Verschlufslautes theoretisch zur folgenden Silbe gehört, indem die vorhergehende bereits mit der Herstellung des Verschlusses ihr Ende erreicht, so wird dies doch praktisch kaum empfunden; denn das Explosionsgeräusch klappt der Silbe unmittelbar nach und zudem modifiziert sich der Vokal sehr merklich je nach dem Organ des folgenden Verschlufslautes (a in ap und a in at unterscheiden sich deutlich), und es machen daher beide Laute den Eindruck engster Zusammengehörigkeit. Im Französischen hingegen ist die Silbenabteilung ganz zweifellos und die Modifikation des Vokals durch den Verschlufs-

laut nur eine minimale. — Bei den Gruppen pa, ba geschieht dagegen die Verbindung natürlich mittels direkten Überganges.

3. Berührung zweier Geräuschlaute.

a) Zusammentreffen von Lenis und Fortis.

Für das Zusammentreffen einer Lenis und einer Fortis (oder, wie wir auch sagen können, eines stimmhaften und eines stimmlosen Konsonanten), welche zu der nämlichen Silbe gehören, gilt im Französischen das Gesetz, dafs dieselben sich assimilieren, also entweder beide stimmlos oder beide stimmhaft werden.

Im Silbenanlaut hat dies Gesetz nicht nur für das Französische, sondern wohl allgemeine Gültigkeit; im Silbenauslaut herrscht es dagegen weniger streng.

Als Beispiele für die Berührung von Lenis und Fortis im Silbenauslaut können die deutschen Wörter „Abt“, „selbst“, meist „Apt“, „selpst“ gesprochen (die Aussprache „Abt“ erscheint einigermafsen pedantisch), und „Haupt“, früher „Haubt“ geschrieben — bei diesem Worte ist die Orthographie der Entwickelung der Aussprache gefolgt — gelten; „ragt“ ist in einigen Gegenden „rakt“, in anderen „ra'*x*t“ (in jedem Falle also zwei Fortes). Da im Neufranzösischen jede Silbe sonantisch auslautet, so ist in dieser Sprache im Silbenauslaut ein Zusammentreffen von Lenis und Fortis unmöglich, wenn ein nichtvokalischer Laut die Funktion eines Sonanten versieht. Weitaus die meisten der betreffenden Verbindungen bestehen aus muta cum liquida. Die einzelnen Fälle sind:

1) muta + l. In diesem Falle wird, wenn die Muta stimmlos ist, auch die Liquida stimmlos. Beispiele: triple, couple, obstacle, oncle. Dagegen sind in table, aveugle natürlich beide Laute stimmhaft.*

2) muta + r. Auch hier wird das r nach stimmloser Muta gleichfalls stimmlos.** Beispiele: pourpre, propre, titre, paître, médiocre, vaincre.

---

* Hunziker, Französisches Elementarbuch S. 240, behauptet, dafs l und r in den Endungen re und le mit vorhergehendem Konsonanten (auch in dre, ble) stimmlos sei. Der genannte Autor, in dessen Buche schon die Behandlung der Laute auf Grund der Beobachtung ein Vorzug ist, wenngleich sich manchmal die genauere lautphysiologische Vorbildung vermissen läfst, irrt in diesem Punkte gewifs.

** Wann überhaupt uvulares r stimmhaft, wann stimmlos ist, dürfte noch einer genaueren Untersuchung wert sein.

Es kommen jedoch aufser denen von muta cum liquida noch folgende weiteren Verbindungen vor:

3) fricativa + l.

4) fricativa + r.

Auch hinter stimmloser Frikativa werden l und r selbst stimmlos. Beispiele: trèfle, moufle, chiffre, offre.

5) fricativa (s) + muta. s wird vor stimmhafter Muta stimmhaft: Dresde.

6) An letzter Stelle führe ich das Zusammentreffen der stimmlosen Frikativa s mit dem Nasal m an. In diesem Falle bieten sich der Erklärung einige Schwierigkeiten dar — wenigstens wenn wir der Annahme mehrerer Lautphysiologen Glauben schenken, dafs stimmlose Nasalen überhaupt nicht vorkommen. Diese Behauptung ist aber irrig. Das Französische weist in unserem Falle, wie nicht zweifelhaft ist, solche stimmlosen Nasalen auf, da m hinter stimmlosem s im Auslaut regelmäfsig stimmlos gebildet wird.

Beispiele sind: paganisme, christianisme, archaïsme, néologisme, sophisme u. s. w.

Für einige Wörter, so für das angeführte christianisme, wird jedoch von den Orthoepisten daneben die Aussprache zm angegeben werden, d. h. das s assimiliert sich dem stimmhaften m und wird selbst stimmhaft.

Anmerkung. Sievers bemerkt über die Nasalen: „Halbsonore Nasale werden meines Wissens nirgends regelmäfsig gebildet, noch weniger existieren tonlose, denn mit dem Erlöschen des Stimmtons tritt auch die Resonanz der Nasenhöhle, die Erzeugerin des specifischen Nasalklangs, aufser Wirksamkeit.“ Was unter „regelmäfsiger“ Bildung zu verstehen sei, ist nicht recht klar; sollen unregelmäfsig gebildete Nasale daneben doch möglich sein? Im übrigen interessiert uns, da die Thatsache des Vorkommens stimmloser Nasalen im Französischen zweifellos feststeht, nur noch der von dem genannten Autor für seine entgegengesetzte Ansicht angeführte physiologische Grund. Richtig ist, dafs mit dem Aufhören des Stimmtons auch die Resonanz der Nasenhöhle aufhört; ebenso dafs diese Resonanz den specifischen Nasalklang erzeugt. Allein dieser specifisch nasale Klang ist für m-Laut keineswegs das Wesentliche; was uns den m-Laut so erscheinen läfst, wie wir ihn eben thatsächlich vernehmen, ist teils die Resonanz der Mundhöhle, teils sind es die begleitenden Geräusche. Ausreichender Beweis hierfür ist schon die Klangverschiedenheit zwischen m und n. Der verschiedene Laut von m und n kann doch nicht auf der Resonanz des Nasenraumes beruhen, welche bei beiden Lauten die nämliche ist! Zuzugeben ist, dafs solche ohne Resonanz der Nasenhöhle gebildete m keine „Nasalen“ in der wörtlichen Bedeutung mehr sind. Dann aber darf man nicht die Existenz stimmloser Nasalen einfach in Abredé stellen, sondern mufs den erwähnten Lauten eine richtigere Stelle, bezw. eine richtigere Benennung geben.

Wenden wir uns nunmehr dem Silbenanlaute — deutsches Beispiel: Er-bse — zu, so finden wir auch hier in der natürlichen, von keiner bewufsten Tendenz beeinflufsten Rede überall die Assimilation durchgeführt. Die Fälle sind:

1) muta + l oder r. Hinter stimmloser Muta ist die Liquida ebenfalls stimmlos. Dies ist der Fall in den Verbindungen: pl, pr, kl, kr, (tl fehlt), tr. Beispiele: plonger, crainte.*

2) fricativa (f) + l oder r. In flamme, frire sind l und r stimmlos, während r in vrai stimmhaft ist. Dem Deutschen macht die richtige Aussprache nicht die mindeste Schwierigkeit, da er in seiner Muttersprache die nämlichen Veränderungen zu vollziehen gewöhnt ist.

Anmerkung. Andere Verbindungen von Geräuschlauten, von welchen der erste eine Frikativa ist, kommen im Anlaute nicht vor, abgesehen von etlichen Fremdwörtern, welche mit sl, sm, sn beginnen. Hier bleibt das s wider die allgemeine Regel stimmlos (slavique, smegme, snob), doch können diese Wörter als Fremdausdrücke nicht mit den volkstümlich entwickelten Lautgebilden in Parallele gesetzt werden.

3) muta + s. In den Wörtern absent, observer, obstacle wird, soweit nicht eine bewufste Absicht auf eine mit der Orthographie in Einklang stehende Aussprache obwaltet, mit stimmloser Muta gesprochen; also a-psent, o-pserver, o-pstacle. Es ist daher nur zu billigen, wenn man in neuerer Zeit beginnt, diese (natur- und lautgesetzmäfsige) Aussprache auch zu lehren.

4) x = ks oder gz. Es wird x = ks gesprochen in Alexandre; = gz in exact (ebenso in dem nämlichen Worte im Englischen), examiner (ebenso in demselben Worte im Spanischen**).

Anmerkung. Mit Absicht ist in obiger Darstellung aufser Betracht gelassen worden, ob für die hier besprochenen Lautveränderungen der Charakter der betr. Laute als Lenes und Fortes oder als stimmhafte und stimmlose Laute der Grund gewesen ist. Wohl beides. Denn sowohl die Verwandlung eines zwischen zwei stimmhaften Lauten stehenden stimmlosen in einen stimmhaften, als das Festhalten der nämlichen Stärke des Exspirationsstoffes für zwei aufeinander folgende Laute bedeutet eine Aussprache-Erleichterung.

---

* Sievers (§ 32, b) bemerkt: „Tönende Laute lieben tönende, tonlose wieder tonlose Geräuschlaute untereinander, demnächst folgen die sonoren Konsonanten, zuletzt die Vokale. Die beiden letztgenannten Gruppen können natürlich (!) nur ein Tönendwerden eines benachbarten Geräuschlautes nach sich ziehen.“ Dies ist unrichtig und widerspricht auch dem, was Sievers § 8, Ende sagt: „Dagegen kommen tonlose l namentlich im Wortauslaut und nach tonlosen Geräuschlauten (besonders t und s) oft genug vor.“

** Und Russischen. Im Russischen ist überhaupt die in diesem Kapitel behandelte Erscheinung im weitesten Umfange zu beobachten.

b) Gemination.

Der gröfseren Deutlichkeit wegen seien hier über die Aussprache derjenigen Konsonanten, welche in der Schrift geminiert erscheinen, folgende allgemeine Erläuterungen vorausgeschickt. Es sind folgende Artikulationsarten möglich:

1) Eigentliche Gemination oder wirkliche Doppelsetzung des betreffenden Konsonanten. Für die Verschlufslaute würde in diesem Falle ein Verschlufs, die Öffnung desselben und sodann ein abermaliger Verschlufs nötig sein.

2) Gemination im uneigentlichen, jedoch gewöhnlichen Sinne. Wenn der „geminierte" Laut zu der Klasse der Dauerlaute gehört, so wird derselbe allerdings durch eine einzige ununterbrochene Artikulation erzeugt, jedoch wird der erste Teil des Lautes mit dem Exspirationshub der ersten, der zweite mit dem der zweiten Silbe hervorgebracht. Auf der Grenze der Silben aber findet eine beträchtliche Herabsetzung des Exspirationsdruckes statt, welche sich dem Ohre durch die geringere Intensität des in diesem Momente hervorgebrachten Lautes vernehmbar macht. Das Ohr empfängt daher den Eindruck eines doppelten Lautes. Etwas anders verhält es sich natürlich mit den Verschlufslauten. Sievers sagt darüber: „Der Doppeleindruak wird bei den Verschlufslauten dadurch hervorgerufen, dafs Verschlufs und Explosion durch eine längere Pause getrennt werden. Dann erweckt, etwa bei (ital.) atto, der deutlich von der Explosion getrennt zum Bewufstsein kommende geschnittene Absatz des a die Vorstellung eines silbenschliefsenden t, und diesem reiht sich das wirliche Explosions-t einfach an."

3) Die Gemination ist nur graphisch, die faktische Artikulation ist die eines einfachen Konsonanten.

Im Deutschen und Englischen (in letzterer Sprache nur abgesehen von Zusammensetzungen) werden statt der Gemination einfache Fortes gesprochen. Im Italienischen und im Schwedischen besteht dagegen die zweite Art der Gemination, welche auch im Englischen bei Wortkompositionen (z. B. comminution, superreward) vorkommt.

Ursprünglich hat auch das Französische diese Art der Gemination besessen, und zwar nicht nur bei den Dauerlauten, sondern auch bei den Verschlufslauten. Beweis hierfür ist, dafs a vor geminiertem Konsonanten a geblieben ist (flamme, natté), während a vor einfachem Konsonanten e wurde. Wann diese Art der Gemination aufgegeben worden ist, bliebe näher zu untersuchen. Dürfen wir uns in der Be-

antwortung dieser Frage auf die Handschriften stützen, so würden wir die Belehrung empfangen, dafs es während der altfrz. Litteraturperiode keine Gemination aufser der von r gab. Auch diese ist später verschwunden.

Nichtsdestoweniger schreiben die heutigen französischen Orthoepisten für eine grofse Anzahl bestimmter Wörter wieder die Gemination vor. Offenbar haben wir es hier wiederum nicht mit einer natürlichen, unbewufsten Entwickelung, sondern mit einer künstlichen Durchbrechung derselben, mit einer bewufsten Tendenz zu thun. Die betreffenden Wörter sind in der Regel entweder Eigennamen ausländischer Personen oder Gegenstände, oder gelehrte, meist dem Lateinischen entlehnte Wörter. Zu ersteren gehören Cinna, Sylla, mellon, zu letzteren: collatéral, dimissoire.

Zu dieser Annahme einer gelehrten Tendenz stimmt es auch, dafs die Orthoepisten bei manchen Wörtern das faktische Vorhandensein der einfachen Artikulation, welche sie als dem style familier eigentümlich bezeichnen, zugeben; so sollen nach ihrer Angabe alliance, pullulant, occurrence im style familier mit einfachem und im style soutenu mit geminiertem Konsonanten gesprochen werden.

Die in unserer bisherigen Darstellung noch nicht behandelte Gemination im strengen Sinne endlich, d. h. wirkliche Doppeltsetzung, kommt im Französischen in abgeleiteten Formen wie deuxième-ment, je montrerai vor; auf das sonantische m, mit welchem deuxième schliefst, folgt deutlich von demselben getrennt und eine neue Silbe beginnend das konsonantische m von ment.

c) *Einige andere Erscheinungen bei der Berührung von Geräuschlauten.*

In Fällen wie combler, gendre hat die Tochtersprache zur Erleichterung der Artikulation einen Verschlufslaut (b, d) eingeschoben, wie sie in anderen Wörtern einen solchen, fälschlich „unorganisch“ genannten Laut schon in der lateinischen Form vorfand und herübernahm. Übereinstimmend ist in diesen Fällen, dafs die Einschiebung zwischen zwei Dauerlauten (unter dieser Bezeichnung sind die Liquidä und Nasale mitbegriffen) stattfindet, von denen der erste an derselben Stelle einen Verschlufs hat, wo sich bei dem zweiten eine spirantische Enge bildet. Sievers erklärt den Vorgang richtig: „Beim Übergang von n, l zu s, r mufs gleichzeitig das Gaumensegel gehoben resp. müssen die seitlichen Öffnungen des l geschlossen und die Zungenspitze gesenkt

werden. Eilt die erstere Bewegung der zweiten voraus, wird der Nasenraum eher abgesperrt resp. werden die Seitenöffnungen geschlossen, ehe die Zunge sich vom Gaumen entfernt, so bleibt, wenn auch nur für einen Moment, der Mundraum vollkommen abgeschlossen, d. h. es schiebt sich, wenn nicht die Exspiration willkürlich unterbrochen wird, ein Explosivlaut zwischen die beiden Laute ein. — Durch Voreilen der Senkungsbewegung der Zunge kann natürlich auf ganz analoge Weise ein vorhandener Explosivlaut getrennt werden."

Namentlich ist hier das im letzten Satze Gesagte zu beachten. Die Ausstofsung eines d, b in den Lautgruppen ndr, mbl ist hiernach ebenso gut möglich, als die Einschiebung von d, b in den Verbindungen n(d)r, m(b)l. Daher wird auch z. B. die (neuerdings von Körting angenommene) Entwickelung ambulare, ambler, amler, aller durch den Einwand, dafs m und l erst das b zwischen sich entwickelt haben, b also doch nicht wieder fallen könne, noch nicht widerlegt. Es kann hier besonders auf das Englische hingewiesen werden, welches gegenwärtig in den Wörtern contempt, prompt das eingeschobene p wieder verstummen läfst.*

Im Französischen ist p stumm geworden nach einem Nasalvokale, z. B. compte, dompter. Doch wird es nach Plötz „ausnahmsweise deutlich gehört" in: somptueux, la somptuosité, la présomption, présomptif, présomptueux, un impromptu, le symptôme, une exemption, la rédemption. Diese Angabe ist richtig, wenn auch die Liste in Bezug auf die abgeleiteten Wörter nicht vollständig ist. Die Angaben bei Sachs stimmen mit denen bei Plötz überein; Sachs fügt bei rédemption noch hinzu: falsch und als Provinzialismus des Südens auch —ãß—, und bei symptôme: nach Littré auch zuweilen ßãt—. Die Aussprache des p ist bei den genannten Wörtern eine völlig deutliche, deshalb, weil sie von Theoretikern vorgeschrieben ist und mit Bewufstsein geschieht. Wenn auch nicht im einzelnen Falle — dies versteht sich von selbst —, so ist sich der Franzose doch überhaupt der auf dem gebildeten Usus beruhenden Notwendigkeit dieser lautlichen Aussprache, sowie der Verschiedenheit, welche in diesem Punkte zwischen der Aussprache von dompter, dompte einerseits und der von symptôme andererseits besteht, bewufst. Da, wo dieses Moment des Bewufsten, Will-

* Wenn man das Lautgesetz aufgestellt hat, dafs von mehreren lautlichen Elementen stets das jüngste überdauere, so ergiebt sich aus obigem, dafs dies irrig ist.

kürlichen in der Vornahme der Artikulation nicht hervortritt, pflegt die Artikulation eines solchen Explosivlautes zwischen zwei Dauerlauten erfahrungsgemäſs wenig energisch zu sein.

Anmerkung. Der Einfluſs der Schule und Theorie auf die lebendige Aussprache und überhaupt das bewuſste Pflegen der letzteren tritt in Deutschland weit weniger hervor als in Frankreich, wie denn auch unsere Litteratur über Aussprache im Vergleiche zu der französischen recht spärlich ist. Für diese Verschiedenheit zwischen den beiden Völkern lassen sich allerdings äuſsere Gründe anführen; vor allem fehlt uns die straffe Centralisation des öffentlichen Lebens, welche Frankreich seit Jahrhunderten besitzt und die das Herrschendwerden einer bestimmten „nationalen“ Aussprache ermöglichte. Noch stärker aber dürfte ein innerer Grund mitwirken, der auf der verschiedenen Anlage beider Völker beruht. Uns Deutsche charakterisiert ein Vorwalten der geistigen Existenz; wodurch wir uns voneinander unterscheiden, das liegt in der Tiefe des Inneren, und oft kennen wir uns schon lange vorher, ehe es an die Oberfläche tritt und Erscheinung wird. Man braucht nur in eine französische Gesellschaft zu treten, um zu bemerken, wie sehr sich die Franzosen in dieser Hinsicht von uns unterscheiden. Wie nun auf das Äuſsere, die Form überhaupt, so legen wir auch auf die Aussprache geringeren Wert als die Franzosen: nicht nur das Parlament, auch das Theater liefert den Beweis. Die Sprache ist uns zu sehr ein Stück unserer selbst und zu wenig ein Objekt auſser uns, als daſs wir an diesem Objekte unbefangen arbeiten könnten. Es erklärt sich hiernach auch, was häufig genug zu beobachten ist, daſs Deutsche sich einer fremden Sprache mit korrekt nationaler Aussprache bedienen, gleichwohl aber in der Muttersprache das Dialektische nicht abzustreifen vermögen. — Ein Hinweis auf diese Gesichtspunkte wird nicht als überflüssig oder zur Sache nicht gehörig bezeichnet werden können, seitdem einmal andere Faktoren die naturgemäſse Entwickelung der Aussprache unterbrochen und wirklich maſsgebenden Einfluſs gewonnen haben.

B. Silbenaccent.

Unter Silbenaccent ist nicht die Hervorhebung einer Silbe im Worte vor den übrigen, sondern die Hervorhebung des betonten Teiles der Silbe (d. h. des Sonanten) vor den unbetonten oder wenigstens minder betonten Teilen (nämlich den Konsonanten) zu verstehen.

Es giebt im wesentlichen zwei Arten des Silbenaccentes, den energischen und den matten. Ersterer ist in dem deutschen Adverb „mehr“ und in dem französischen Particip „mis“, letzterer in dem deutschen Substantiv „Meer“ und in der Femininalform des genannten französischen Particips, mise, vorhanden. Man vergl. auch das deutsche „Ei“ mit dem engl. „eye“. Der energische Accent beruht darauf, daſs der Vokal in dem Momente seiner gröſsten Stärke durch den folgenden Konsonanten abgeschnitten wird, während bei dem matten Accente die Abschneidung des Vokales erst eintritt, nachdem die Intensität desselben schon sehr geschwächt ist.

Beide Arten des Silbenaccentes kommen sowohl bei langem als auch bei kurzem Vokale vor.

Da die Kenntnis und selbst das Verständnis dieses Kapitels der Lautphysiologie meiner Erfahrung nach vielfach noch gering ist, dürfte es angemessener sein, von einigen Beispielen der eigenen Sprache auszugehen. Dabei drängt sich indessen sofort die Bemerkung auf, dafs die Silbenaccentuation in den einzelnen Gegenden Deutschlands häufig verschieden ist. So kenne ich z. B. das a in „schlafe", welches Sievers als matt accentuiert bezeichnet, nur energisch accentuiert. Es hat im Deutschen

den energischen Accent der betonte Vokal der Wörter:	den matten Accent der betonte Vokal der Wörter:
Pein, rein	Bein, dein, Hain, kein, nein
schön, schöner (starke Form des Positivs)	schöner (Komparativ)
weinst, weint	weine, weinen, Wein
wohnst, wohnt	wohnen
schonen	Bohnen
ohne, Drohne	Hohn
ihn, schiene, Liebe	Biene, Miene
gefeit, Maid, seit, (es) schneit	breit, Kleid, Neid, Zeit, Endsilben -heit und -keit
Zahl	zahlen
Knabe	Habe, labe, Rabe, Schwabe
Greises, Eises (Gen.)	Greis, Eis (Nom.)
leise, Meise, Weise, Waise, reise, weise (Adj.), Reise	preise, weise (Verb.)
Sühne	Bühne
Waldes (Gen.), wallt	Wald (Nom.)
bald, schallt, prallt	alt, kalt
vergällt, bellt, fällt	Geld, Belt, Held
bannt, fand, schwand	bekannt, genannt, Brand, Hand, Land, Rand, Sand, Tand
um, brumme, summe, Summe, verdummen, verstumme.	dumm, stumm.

Auch einige Beispiele aus dem Englischen mögen hier Platz finden.*

* W. Bischoff, dessen „Systematischer Grammatik der Englischen Sprache" ich einen Teil der folgenden Beispiele entnehme, nennt den

Energischer Accent:	Matter Accent:
art, cart, hart	arm, car,* harm
talk, war	tall, warm
mere	meet
fleet, greet	street
rice	rise
stir	stern
colt	cold
flute	plume
eye	by
life, strife	five
sin, gin	been, pin
one, won	none
sun	son
meant	men
sum	lump

Anmerkung. Zwischen dem Silbenaccent und der vokalischen Quantität bestehen Beziehungen. Dies zeigt sich besonders darin, dafs ein kurzer Vokal den energischen Accent nur vor der Liquida l und vor Nasalen, nicht aber z. B. vor Verschlufslauten haben kann. Es erfordert nämlich die Bildung des Verschlusses bereits so viel Zeit, dafs während derselben der Vokal den Augenblick seiner gröfsten Intensität schon überschreiten mufs. Die Einwirkung des folgenden Verschlufslautes auf die Accentuation eines Vokals zeigt sich selbst, wenn der Verschlufslaut gar nicht mehr zu der nämlichen Silbe gehört. So hat der Nasalvokal in den Wörtern grand, pont den energischen, in grande, monde dagegen den matten Accent und, was hiermit in Verbindung steht, eine längere Zeitdauer; denn die Zeitdauer der Nasalvokale, welche an und für sich schon so beträchtlich ist, dafs sie stets wenigstens halblange Vokalquantität bedingt, steigert sich durch die erforderliche Verschlufsbildung so weit, dafs an Stelle der halben eine volle Länge tritt. Es kann daher für die Quantität der französischen Nasalvokale überhaupt die Regel gegeben werden: „Die Nasalvokale sind in betonter vorletzter Silbe (d. h. wenn die letzte Silbe keinen Vokal enthält, oder, nach der graphischen Bezeichnung, auf ein stummes e endigt) stets lang.“

---

energisch accentuierten Vokallaut geschärft und betrachtet diese Schärfung als eine Vermittelungsstufe zwischen Länge (Dehnung) und Kürze („Schärfung“ nach der gewöhnlichen Anwendung des Wortes). Lang, d. h. gedehnt, ist aber eh in „mehr“ ebenso gut wie ee in „Meer“, wenn es auch der Zeitdauer nach kürzer ist wie dieses. Dehnung und Schärfung ist eben etwas von der Zeitdauer doch wesentlich Verschiedenes, wiewohl eine Beziehung zwischen beiden vorhanden ist und eine Zeitdauer von einer gewissen Ausdehnung die Dehnung zur notwendigen Folge hat.

* Auch card, wie Bischoff will?

C. Quantität.

Die Zahl der möglichen quantitativen Nüancen bei den Vokalen ist theoretisch eine beinahe unbeschränkte; thatsächlich hat freilich jedes einzelne Sprachsystem nur eine bestimmte Anzahl von Quantitätsstufen ausgebildet. Es ist indessen die Zahl der wirklich vorkommenden Schattierungen immerhin weit gröfser, als wir vermittelst des Ohres, das innerhalb der Mannigfaltigkeit der wirklich existierenden Quantitätsgrade nur wenige gegensätzliche Kategorien zu unterscheiden pflegt, auffassen.

Im Französischen bezeichnen die Wörter rase, pâte, combat, ma, lac fünf, und die Wörter crise, justice, bible, ami, vif, dominer sogar sechs verschiedene Grade der Quantität des nämlichen Vokals. In praxi dürfte es jedoch im allgemeinen ausreichen, drei Kategorien, nämlich lange, halblange (oder halbkurze) und kurze Vokale, anzunehmen; ein Irrtum würde es sein, zu glauben, dafs die Unterscheidung von langen und kurzen Lauten für die praktischen Zwecke der Schule genüge. Die zuverlässigsten Angaben über die vokalische Quantität findet man in dem Encyklopädischen Wörterbuche von Karl Sachs.

Etymologisch läfst sich zwischen ursprünglichen Kürzen und solchen, welche aus Längen hervorgegangen sind, unterscheiden, desgleichen zwischen ursprünglichen Längen, solchen, welche durch Kontraktion oder Vereinfachung von Diphthongen entstanden sind, und endlich ehemaligen Kürzen. Sprachgeschichtlich können solche Unterscheidungen von Wichtigkeit sein.

Die aus Diphthongen vereinfachten französischen Vokale sind, von dem graphisch durch eu bezeichneten ö abgesehen, unter dem Tone fast immer lang geblieben. So ist sowohl lat. o aus lat. au als auch das aus frz. au (= lat. a + l u. s. w.) hervorgegangene und graphisch noch so bezeichnete o immer lang (Ausnahme Paul); ai hat nur in wenigen Fällen — z. B. caisse, laisse — und hier vermutlich erst in jüngerer Zeit seine Quantität um einen Grad gekürzt.

Übrigens kann der Tonvokal des nämlichen Wortes je nach der Stellung des letzteren seine Quantität wechseln. So ist das a von brave in „le brave soldat" fast kurz, in „le soldat est brave" hingegen lang; table hat in „la table du roi" entschieden kürzeres a als in „le roi est à la table". (Sachs.) Der Einflufs des Accents auf die Quantitätsverhältnisse wird im folgenden Paragraphen behandelt werden.

2. Das Wort.

In diesem Kapitel haben wir es nur noch mit dem Wortaccente zu thun, da alle übrigen Fragen bereits bei der Lehre von der Silbe behandelt sind. Es sind zunächst die Gesetze des Wortaccentes selbst und sodann gewisse Wirkungen desselben zu erörtern.

1) Den Wortaccent trägt im Französischen die letzte vokalische Silbe; also entweder die letzte Silbe des Wortes überhaupt, oder, falls dieselbe auf stummes e endigt (aus dem Graphischen ins Phonetische übersetzt: vokallos ist und einen nichtvokalischen Laut zum Träger des Silbenaccentes hat), die vorletzte. Es ist jedoch das Übergewicht der betonten Silbe über die unbetonten bei weitem nicht so bedeutend als im Deutschen oder Englischen.* In der älteren Sprache, wenigstens noch lange nach der Trennung vom Provençalischen, ist der Wortaccent viel stärker gewesen, wie die vielen lautlichen Abschwächungen und Ausfälle in unbetonten Silben zeigen; aus den Angaben der Grammatiker des 16. Jahrhunderts geht mit Sicherheit hervor, dafs der Wortaccent damals ziemlich ebenso schwach war als heute. Ein weiterer Unterschied von der deutschen und englischen Wortaccentuation besteht in dem Mangel der Nebenaccente. Während nämlich im Deutschen gänzlich unbetonte und nebentonige Silben miteinander abzuwechseln pflegen (in Zusammensetzungen richtet sich die Lagerung der Nebenaccente natürlich nach der Betonung der einzelnen Bestandteile), besteht im Französischen nur einige durch die gröfsere oder geringere Lautfülle bedingte Verschiedenheit in dem Gewichte der einzelnen Wortsilben, aber keine eigentliche Ungleichheit des Accentes. Diese beiden Eigentümlichkeiten in der Wortbetonung drücken der französischen Aussprache zum grofsen Teile ihr specielles Gepräge auf; neben der vokallosen Silbe ist die Wort- und Satz-Accentuierung dasjenige, was dem Nicht-Nationalen am meisten Schwierigkeiten bereitet.

Es giebt nun aber eine Reihe von Fällen, in welchen von den angeführten allgemeinen Gesetzen der Wortaccentuation abgewichen wird.

---

* Mit einem hübschen und zutreffenden Bilde drückt dies Koch (Programm des Realgymnasiums zu Eisenach, Ostern 1858, S. 14) aus: „Der französische Accent ist ein leiser Hauch, der die Oberfläche nur kräuselt, der deutsche ist ein Windstofs, der die Tonflut zu starkem Wellenschlage erschüttert.“

Hier ist an erster Stelle die Thatsache zu vermerken, dafs die Endsilbe, welche blofs Flexionssilbe ist, häufig ihren Ton an die bedeutungswichtigere Stammsilbe abgiebt (logisches Accentuationsprincip). Sehr oft tritt dies beim Infinitiv der ersten Konjugation hervor, so dafs man z. B. parler, accabler mit betonter Vorletzten spricht. Bei Entgegenstellungen wie: l'homme *pro*pose, Dieu *dis*pose, ist dies bekanntlich Regel. Aber auch sonst ist die Zurückziehung des Accentes auf die sinnwichtigere Silbe keineswegs selten. Es zeigt sich darin ein Zug der Sprache, welcher vom Formalen zum Realen geht, und es ist durchaus nicht unmöglich, dafs das Französische auf diesem Wege allmählich zu ganz anderen Wortaccentgesetzen als den heute herrschenden gelangen wird.

Anmerkung. Die objektive Wichtigkeit des Wortaccentes (der die bedeutsamsten Veränderungen im Wortkörper hervorrufen kann) wird von unserem (gewöhnlichen, nicht durch lautphysiologische Schulung unterstützten) subjektiven Bewufstsein wenig empfunden und der Bedeutung der einzelnen Laute gegenüber durchaus in den Hintergrund gerückt. Wie aber Artikulation und Aussprache im Vergleiche zu einer früheren Sprachperiode weit mehr Sache der bewufsten Geistesthätigkeit geworden sind, so dürfte eben dieses Wissen um die Lautartikulation und das bewufste, in bestimmter Richtung gelenkte Streben in Dingen der Aussprache auch die künftige Entwickelung der Sprache beeinflussen. Eine Änderung des Accentuationssystems würde hierdurch entschieden erleichtert werden.

Das nämliche Princip waltet wohl auch ob, wenn Eigennamen nicht auf der letzten, sondern auf der vor- oder drittletzten Silbe betont werden. So würde zwar nach der Vorschrift der Orthoepisten Corneílle, Racíne, Voltaíre zu betonen sein, allein in der faktischen Aussprache läfst sich mindestens ebenso häufig das gerade Entgegengesetzte beobachten. Offenbar wird die Endsilbe als minder wichtig gegenüber der ersten empfunden, und es macht sich das Bestreben geltend, die dem Sinne nach wichtigere Silbe hervorzuheben. Diese mehr oder minder entschiedene Tendenz führt die Accentversetzung herbei, über deren Vorkommen sich andere und genauere Angaben wohl kaum machen lassen.

Weitere Abweichungen von dem gewöhnlichen Wortaccente gehören der Sprache des Affekts an. Plötz macht in seiner „Anleitung“ hierauf aufmerksam und erinnert an eine Stelle in dem Augierschen Stücke „Le gendre de Monsieur Poirier“, in welcher das Wort baron fünfmal hintereinander mit dem Ton auf der ersten Silbe gesprochen wird, wodurch das Lächerliche des Namens baron Poirier bezeichnet werden soll.

Im Vortrage von Versen endlich wird häufig aus ästhetischen Gründen eine von der gewöhnlichen abweichende Betonung gewählt. Hauptsächlich um eine Monotonie zu vermeiden oder eine bestimmte lautliche Wirkung, eine gewisse leibliche Schönheit der Sprache zu erreichen, wird die Accentuation auf eine Art abgeändert, für welche sich ein verstandesmäfsiger Grund meist nicht angeben läfst, die vom Ohre aber stets als schön empfunden wird. In der Deklamation wird man nicht de rivǽge en rivǽge, sondern de rívage en rivǽge betonen. Im Anfange der Athalie wird man betonen:

Oui, je viens dans son temple a*do*rer l'Éternel;
— — — — — — — — — — — — — —
Que les temps sont *chan*gés! — — —

also selbst mit Verlegung der Tonstelle vom Ende des Halbverses fort.

Anmerkung. Die Bedeutung, welche das Wort accent bei den Franzosen hat, und die Bezeichnungen derselben für die verschiedenen Arten des Accentes bedürfen für den Deutschen einiger Erläuterung. Accent bedeutet erstens Betonung, Verstärkung oder Hebung der Stimme. Der Wortaccent heifst accent tonique oder grammatical, der Satzaccent accent logique oder rationnel. Letztere Ausdrücke bezeichnen aber nicht nur den Satzton im Unterschiede vom Wortton, sondern auch insbesondere die gewöhnliche Art der Satzaccentuierung, im Gegensatze zur rhetorischen, dem accent oratoire (ähnlich accent pathétique). Accent hat aber zweitens die Bedeutung: fehlerhafte Betonung (zunächst: fehlerhafte Wortbetonung); diese Bedeutung hat sich unter dem Einflusse der viel verbreiteten Ansicht entwickelt, dafs die französische Sprache keinen Wortton, nach manchen auch keinen Satzton besitze. So enthält die Wendung: „Il parle avec un certain accent" einen Tadel, während „Vous n'avez pas d'accent" ein Kompliment ist.

2) Unbetonte Silben pflegen sich von den betonten durch geringere Zeitdauer und Dehnung des Vokals, sowie durch verminderte Intensität und überhaupt weniger energische Artikulation zu unterscheiden. Je weniger Ton eine Silbe hat, um so entschiedener tritt natürlich diese Wirkung hervor. Sie ist daher beispielsweise im Englischen viel bedeutender als im Französischen. Für letztere Sprache läfst sich im allgemeinen folgendes feststellen:

a) Accentuierte Vokale pflegen, wenn sie durch die Flexion oder durch Wortableitung ihren Ton verlieren, um einen Grad verkürzt zu werden, d. h. Längen werden ungefähr halbkurz, Halblängen kurz oder nahezu kurz; z. B. continuer (ü*) neben je continue mit ǖ, arroser (o) neben j'arrose mit ō, enterrer, entêter (æ) neben terre, tête (æ), dominer (ĭ) und je domine (i), presser (æ̆) und je presse (æ).

* ü (unbezeichnet) = mittellanges ü.

b) Offenes e und o verlieren ihren entschieden offenen Laut, werden also etwas geschlossener und in einigen Fällen sogar wirklich geschlossen; so in aimer (neben j'aime mit ǟe) und häufig auch in plaisir, raisin, traîner, traité.

c) Die nasalen Vokale verlieren in unbetonter Silbe an Nasalität. Zur Erreichung eines stark nasalen Klanges mufs nämlich der Eingang zur Nasenhöhle etwas längere Zeit hindurch ziemlich weit geöffnet sein. Bei rascherem Sprechen ist aber der gröfsere Teil des tönenden Luftstromes bereits durch den Mund entwichen, ehe das Gaumensegel sich völlig gesenkt hat.

3. Der Satz.

Ebenso wie die Wort-, ist auch die französische Satzaccentuation, welche uns hier allein noch beschäftigt, wesentlich von der deutschen und englischen verschieden. Während nämlich im Deutschen und Englischen lediglich die Bedeutung den Satzton bestimmt, so dafs derselbe nur den sinnwichtigeren Wörtern zuerteilt wird, fällt im Französischen stets auch ein Hauptton dem letzten Worte, ohne Rücksicht auf dessen logisches Gewicht, zu; es wird deshalb sämtlichen, dem Sinne nach einigermafsen bedeutsameren Wörtern ein Teil ihres Tones entzogen und dem Endworte zugelegt. Dieser Ton des letzten Wortes macht sich dem Ohre bedeutend stärker vernehmbar als der Accent der übrigen Wörter im Satze. Es ist aus diesen Gründen für den Nicht-Nationalen keineswegs leicht, selbst einfache Sätze wie etwa: „Comment vous portez-vous?“ oder „je ne sai pas“ mit echtem national-französischen Satzaccent zu sprechen.

Aufser der Tonverstärkung (dynamischer Accent) wird auch Tonerhöhung (musikalischer Accent) verwendet, und zwar werden durch die Verschiedenheit tonverstärkender und tonerhöhender Hervorhebung die verschiedenen Satzarten charakterisiert. In dieser Hinsicht gelten folgende Grundregeln für die französische und deutsche Satzaccentuierung übereinstimmend.

1) Dynamischer Satzaccent (mit nur geringer, gleichzeitiger Tonerhöhung) findet statt:

a) in einfachen Behauptungssätzen;
b) beim Satzgefüge in dem abschliefsenden (sei es Haupt-, sei es Neben-)Satze;
c) im zweiten Gliede einer Doppelfrage.

2) Musikalischer Satzaccent wird verwendet:
   a) in Entscheidungsfragen, auch im ersten Gliede einer Doppelfrage;
   b) bei Satzgefügen in allen Sätzen aufser dem letzten.

3) Beide Arten der Hervorhebung sind vereinigt:
   a) im Befehlssatze;
   b) im Ausrufe;
   c) in der Pronominal- und Adverbialfrage.

Im einzelnen hat die französische Satzaccentuation noch mancherlei Eigentümlichkeiten. Namentlich würde der schon oben erwähnte Unterschied zwischen logischem und rhetorischem Accente eine genauere Untersuchung erheischen, wie überhaupt das Kapitel vom Satzaccente (wozu auch das Tempo gehört) gröfstenteils noch unbearbeitet ist.

Im Anschlusse an obige Untersuchungen bringe ich hier noch einige Fakten und Ideen, welche sich durch die Vergleichung mit den Arbeiten anderer ergaben.

1. Zur Vokal-Anordnung. Trautmann (Anglia Bd. IV) verwirft die Bell-Sweetsche Vokaltheorie mit der Vierecks-Anordnung und stellt seinerseits eine neue Accord-Theorie auf, aus welcher er, wie er glaubt, auch eine neue Anordnung gewinnt.

Nach einem Naturgesetz sollen die Vokale Accorde bilden, und zwar sollen die Vokale u, ó, ò, a, è, é, i zwei Oktaven mit f-dur-Akkorden bilden:

1) u, ó, ò, a = Grundton, Terz, Quinte, Oktave;
2) a, ė, é, i = „ „ „ „

und zwar: f'', a'', c''', f''' (oder es''') — f''', a''', c'''', f'''' (oder es''''). Denselben Accord wie a, ė, é bilden nach Trautmann noch 1) die von a nach ü gehende Zwischenreihe ö̀, ö́, ü, 2) die Reihe ë̀, ë́, ï, in welcher ë̀ und ë́ die Lepsiusschen į und ę sind; ersteres soll die Zungenstellung von u und die Lippenstellung von i haben, letzteres, nur im Rumänischen vorkommend, die Zungenstellung von ó mit der Lippenstellung von é verbinden. (Siehe auch Sievers, S. 71, welcher sich übrigens gegen die Lepsiussche Theorie ablehnend verhält.) Endlich ï ist engl. u in but oder o in love, welches Trautmann scharf und durchaus richtig (so einfach richtig, dafs man an

das Ei des Kolumbus erinnert wird) bestimmt: „Zungenstellung von ò, Lippenstellung von è.“

Diese vier Accordreihen stellt Trautmann, um noch Zwischenreihen einschieben zu können, folgendermafsen in ein stehendes Kreuz:

i
é
è
ü ö́ ö̀ a ë̀ ë́ ï
ò
ó
u

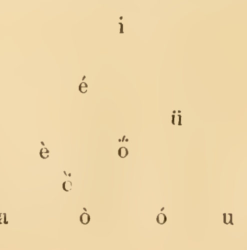
Gegen diese Trautmannsche Theorie und Anordnung dürfte nun folgendes einzuwenden sein:

1) Soll jenes Akkord-Verhältnis mathematisch genau oder blofs annähernd vorhanden sein? Dafs ersteres ausgeschlossen ist, leuchtet alsbald ein, wenn man z. B. die Reihe a è é i mit dem Lautwert der deutschen Vokale (Tag, läse, lehre, Biene) neben oder unter dieselbe Reihe mit dem Lautwert der italienischen Vokale (padre, bello, spesso, ride) stellt.

Deutsch: a è é i
Ital.: a è (é i)

d. h. ital. a steht dem è näher als das deutsche a, und wiederum steht ital. è dem a näher als unser nhd. è; mithin besteht kein übereinstimmendes Accordverhältnis für die nhd. und ital. Reihe. Soll aber das Accordverhältnis nur im approximativen Sinne genommen werden, so liefe das Ganze doch wohl nur auf eine Spielerei hinaus. — Mit theoretischen Gründen dagegen zu polemisieren, dafs das Accordbilden der Vokale auf einem Naturgesetz beruhe, ist allerdings müfsig; denn wenn die aufgestellten Accordreihen wirklich allgemein beständen, so wären sie auch offenbar naturgesetzlich.

2) Trautmann's Theorie bedingt keineswegs seine Anordnung. Denn auch die folgende Dreiecks-Anordnung:



zeigt sämtliche Trautmannschen Reihen bis auf die eine: (a) ë̀, ë́, ï. Aber es mufs statt dessen (Trautmanns Bezeichnungen einmal beibehalten) heifsen: (a) ï, ë̀, ë́. Und die Stellung der Reihe ist klar. Sie würde an die nämliche Stelle wie (a) ö̀, ö́, ü zu treten haben, nur mit der umgekehrten Bedeutung, dafs ihre Glieder, statt die Lippenstellungen von ò, bezw. ó, u mit den Zungenstellungen von è, bezw. é, i zu verbinden, vielmehr die Zungenstellungen der ersteren mit den Lippenstellungen der letzteren vereinigen. Für die so bestimmten Laute ist indessen die Trautmannsche Folge resp. Geltung der Bezeichnungen nicht zutreffend; sie erklärt sich ja dadurch, dafs Trautmann dem engl. ŭ — obwohl er es so richtig bestimmt hat — eine falsche Stelle anwies. Selbst ein so gewiegter Phonetiker wie Trautmann hat sich hier durch die englische Orthographie irreführen lassen, dadurch nämlich, dafs o und u der dem a entgegengesetzten Hälfte der Vokallinie angehören. Wir müssen den Laut von ŭ durch ë̀, dagegen die mit der Zungenstellung von ó bezw. u und der Lippenstellung von é bezw. i gebildeten Laute durch ë́ bezw. ï bezeichnen. Wegleugnen läfst sich die Existenz der Laute (ë̀) ë́, ï gewifs nicht, wenn ich auch über das Vorkommen von ë́ und ï in speciellen Sprachsystemen nicht durch eigenes Hören unterrichtet bin und daher nicht zu beurteilen vermag, ob Sievers recht hat, die von ihm in der ersten Auflage gegebene Bestimmung des russischen jery als ï in der zweiten Auflage wieder zu verwerfen.

Endlich hat die Trautmannsche Anordnung noch den Nachteil, dafs sie die Reihen è ö̀ ò, é ö́ ó und i ü u gar nicht zeigt. Somit bleibt die Dreiecks-Anordnung schliefslich doch die richtigste.

Zu meiner Bestimmung der französischen Vokale ist noch ein Zusatz zu machen. In dem steigenden Diphthongen ui (lui) ist ü gegenwärtig ein Mittellaut zwischen ü und u; phonetisch gebildete Franzosen unterscheiden es vom ü. Zwischen der Entwickelung des o in roi zu u̥ und der des ü in lui zu diesem Mittellaute liegt wieder ein bemerkenswerter Parallelismus; beidemal entfernt sich der als Konsonant fungierende Vokal von demjenigen Ende der Vokallinie, welches der betonte Bestandteil des Diphthongs bezeichnet, d. h. die Tendenz ist eine dissimilierende. In dem Vokalschema wäre der besprochene Vermittelungsvokal zwischen ü und u hinzuzufügen.

2. Gemination. J. Storm (Englische Philologie S. 30) nennt als ein Wort, in welchem der doppelt geschriebene Konsonant wirklich geminiert gesprochen wird, auch „Gambetta“. Das wäre deswegen interessant, weil es sich hier um einen Verschlufslaut handelt. Indessen habe ich diese Aussprache nicht gehört; auch giebt Sachs in der Aussprache-Figurierung einfaches t an. — Storms Angaben erscheinen übrigens oft einigermafsen subjektiv; gelegentlich Beobachtetes wird willkürlich verallgemeinert. Zum Beispiel: „Die französischen reinen Tenues lauten einem ungeübten germanischen Ohre leicht wie Mediä, z. B. car beinahe wie gar“ (S. 41). Dies soll auf halb stimmhafte Aussprache gehen, die doch gewifs nur wenig üblich ist. Die meisten Aufstellungen Storms über englischen Sprachgebrauch sind ungenügend, weil auf eine relativ äufserst geringe Zahl von Belegen gestützt.

3. Die labiolabiale Spirans. J. Storm (Englische Philologie S. 22) sagt von der rein labialen Aussprache des w, welche er „einem grofsen Teile von Mittel- und Süddeutschland“ zuweist, dafs sie „mehr vokalisch klingt“, nämlich als v. (Noch etwas weiter geht Bischoff, der in seiner Englischen Grammatik S. 1 versichert, dafs in der Rheinprovinz und in Süddeutschland „das deutsche w stets vokalisch, fast wie das englische w“ ausgesprochen wird.) Ich vermag dies nicht herauszuhören, oder vielmehr verstehe es nicht recht. Indessen fällt mir auf, dafs der der stimmhaften labiolabialen Spirans parallele stimmlose Laut sich in keinem mir bekannten Sprachsysteme vorfindet. Es ist dies das Geräusch oder der Schall, welchen wir beim Blasen wahrnehmen, der aber nicht fähig scheint, als Sprachlaut verwendet zu werden. Darin liegt allerdings in gewisser Weise eine Bestätigung der obigen Angabe Storms.

Zu der Anmerkung S. 14 und 15 ist noch hinzuzufügen, dafs in ndl. vader, vriend das v gleichfalls stimmhaft ist, und dafs bei dem rheinischen bilabialen w die Lippen einigermafsen (nicht sehr stark) vorgeschoben werden.

4. W. Vietor, dessen vortreffliche „Phonetik“ mir erst nach dem Drucke meiner Arbeit zu Gesicht kommt, bestimmt § 55 sogen. mouilliertes l als kurzes i; es anders als das unsilbige i, wo es = i oder y ist, zu bezeichnen, sei „ohne Grund“. Diese Erklärung stimmt

mit der meinigen wenigstens darin überein, dafs $\widehat{a^{i}}$, also ein wirklicher Diphthong gesprochen wird, obwohl Vietor dies nicht ausspricht. — Sonst führe ich aus Vietors Buche noch folgendes an. Die Erklärung, „ein französischer Nasalvokal ist jedenfalls ein einfacher Laut, keine Lautfolge“ (S. 171), weicht von dem, was ich oben als meine Ansicht ausgeführt habe, durchaus ab. Vietors nähere Erläuterung ist mir nicht ganz verständlich. Ich habe reinen Nasalvokal ohne nachfolgendes gutturales n im Französischen noch von niemandem sprechen hören, selbst von denen nicht, welche so zu sprechen glaubten. Ich nehme auch einen bedeutenden akustischen Unterschied zwischen dem einfachen Nasalvokal a (wenn ich denselben etwa selbst spreche) und der Gruppe: Nasalvokal + gutturales n, wahr. Bei der Bindung wird die Nasalität ein wenig abgeschwächt, dagegen tritt für das gutturale n dentales ein. — Engl. ou in house ist nach S. 43 a·ŭ, was mit meiner Angabe (Jean Palsgrave und seine Aussprache S. 19) übereinstimmen würde. Herr Prof. Trautmann, der hier gewifs kompetent ist, erklärt aber den zweiten Komponenten für offenes o. — Zu der Bemerkung (S. 47), dafs im Deutschen der geschlossene e-Laut nur als Länge vorkomme, erlaube ich mir berichtigend hinzuzufügen, dafs das Wort „jetzt“ ein seltsam vereinzeltes Beispiel für den geschlossenen kurzen e-Laut bildet; so habe ich das Wort noch in allen Gegenden Deutschlands, durch die ich gekommen bin, aussprechen hören. „Bretzel“ schwankt zwischen langem und kurzem geschlossenen Laut. — S. 47 wird ferner gesagt, dafs „die nhd. Orthographie doch im ganzen der nhd. Orthoepie als Grundlage dienen mufs“. Ein solcher Ausspruch aus dem Munde eines Phonetikers setzt mich doch in Erstaunen. — E in frz. le, je, que hat nach S. 63 einen mittleren Laut zwischen offenem und geschlossenem ö. Entschieden liegt der fragliche Laut dem geschlossenen ö näher als dem offenen. Sweet, Handbuch S. 133, stellt es geradezu dem geschlossenen ö in feu gleich, und ich glaube, dafs es sich von diesem nur durch Weite unterscheidet: ö in que scheint mir wide, ö in feu dagegen ist narrow. Storms Gleichsetzung des Lautes mit offenem ö in peuple widerspricht der wirklichen Aussprache durchaus. — Die trefflichen Bemerkungen über das e sourd (S. 64) bestätigen meine Ausführungen. — In die komplizierten Angaben über engl. u in but (S. 68 ff.) würde besseres Licht gekommen sein, wenn der Verfasser Trautmanns Bestimmung des Lautes schon gekannt hätte.

5. Accent. Die Behandlung des Accentes bei Storm (S. 77 ff.) drängt mir noch einige Bemerkungen auf. Das Wesentliche und Beste über den französischen Accent hat schon vor langer Zeit Gaston Paris (Étude sur le rôle de l'accent latin dans la langue française, Paris 1862) gesagt, und ich kann mich nicht enthalten, die schon von Storm citierte treffende Stelle (l. c., S. 17—18) nochmals hierher zu setzen: „La langue française a développé des accents secondaires aux dépens de l'accent principal, et elle a donné à l'accent oratoire une puissance exceptionelle; elle a, en un mot, effacé l'accent tonique autant que le lui a permis la nécessité de conserver l'unité et le caractère de ses mots. Cet affaiblissement de l'accent doit avoir été en croissant depuis l'origine de la langue, car de nos jours il est beaucoup plus avancé dans les classes polies et lettrés que dans le peuple. Il a pour cause la monotonie produite par la place unique de notre accent. Il est bien évident que si on appuyait fortement sur toutes les syllabes accentuées, si on n'esquivait pas au contraire par un parler rapide, par des inflexions de voix variées, la rigueur de la règle, il en résulterait une insupportable uniformité de prononciation.

Les diverses modifications apportées à l'accentuation française soit par l'accent oratoire, soit par les prononciations provinciales, se bornent à donner à un mot deux accents et à restreindre la valeur de l'accent principal, mais elles ne le détruisent jamais."

Richtig bemerkt Storm, dafs der Wortton in zusammenhängender Rede zurücktritt. Die phonetisch zu einem einzigen verbundenen Worte verlieren bis auf das letzte ihren Wortton. Wenn aber Sweet von der „meaninglessness" des französischen Accents spricht, so meint er vielleicht nicht gerade (im Sinne eines Tadels), dafs der französische Accent „sinnlos" sei (so übersetzt Storm), sondern, dafs er im wesentlichen nicht logisch, sondern lautlich, nicht durch die Bedeutung, sondern durch ein rein phonetisches Princip bestimmt werde. Und darin liegt nicht nur eine Schwäche, es ist vielmehr Vorteil und Nachteil zugleich. Das Zurücktreten des logischen Princips erlaubt es, ästhetische Klangwirkungen zu erzielen, zumal auf der Bühne. Dafs aber ein logischer Accent doch auch vorhanden ist, weist Storm treffend Sweet gegenüber nach. (Il faut se *sou*mettre ou se *dé*mettre.) Richtig ist auch, dafs in der volkstümlichen Sprache der Wortaccent stärker ist.

Einiges ist allerdings nicht recht deutlich. Was Storm mit „ab-

geschlossenem Accent" meint, bleibt z. B. ziemlich dunkel. Wenn gesagt wird, dafs in maison die erste Silbe den Nebenaccent trägt, so scheint mir Accent und Quantität verwechselt. Von Deutschen soll man vielfach Betonungen wie Feuill'eton, Mont'pellier, Fon'taineblau, A'vignon, Tro'cadero, Mont'blanc hören, was von manchen der genannten Wörter wohl bezweifelt werden mufs. — Im ganzen bleibt das Kapitel sehr lesenswert.

6. Zu dem Paragraphen „Silbenaccent" eine nachträgliche Bemerkung. In unserem uckermärkischen Dialekt giebt es zwischen dem energischen und dem matten noch einen mittleren Accent, den man etwa den halbenergischen nennen könnte. Herr Hauptlehrer Olm in Potsdam, ein geborener Uckermärker, spricht von den im obigen Paragraphen angeführten deutschen Wörtern mit halbenergischem Accent z. B. die folgenden: nein, Wein, Hohn; einen Beweis für die von mir behauptete dialektische Verschiedenheit bildet auch Olms matter Accent in „schonen, Sühne", während er in dem Verbum „sühnen" energisch betont. Zu dem Sieverssehen „schlàfe" (matt) meint Olm, dafs „schlàfe" allerdings „schlä̀frig" klinge. In der Gehörauffassung stimme ich mit Herrn Olm hinsichtlich der angeführten Wörter durchaus überein.

7. Zum Schlufs noch eine kurze Bemerkung über das Verhältnis der Schule zu dem behandelten Gegenstande. Man will neuerdings die Lautphysiologie auch in die Schule bringen; und da der Verfasser dieser Abhandlung nicht die Ehre hat, Universitätsdocent zu sein, sondern Oberrealschullehrer ist (ein Beruf, welchem man die Vornehmheit mit Unrecht abgestritten hat), so könnte vielleicht das Mifsverständnis aufkommen, dafs auch er der Einführung der Lautphysiologie in die Schule das Wort reden wollte.

Dies ist mit nichten der Fall. Vietors wissenschaftlich tüchtiges Buch wird nach meiner Meinung dem praktischen Schulunterricht wenig von Nutzen sein. Auch die gewifs bedeutende Autorität Münchs vermag mich diesmal nicht zu beeinflussen. Münch möchte am liebsten das Französische auf Quarta (zwei Jahre nach dem Anfang des Lateinunterrichtes) beginnen lassen; da es aber fraglich ist, ob das sich durchsetzen läfst, so macht er eine Art Kompromifsvorschlag: in Quinta nur Phonetik, keine Grammatik.

Unsere Realschüler brauchen aber keine theoretische Kenntnis der Laute; sie sollen nur korrekt sprechen. Aus dieser Prämisse folgt zwingend, dafs ihnen eine theoretische Belehrung über die Artikulationen der Laute in der Regel nur da zu geben ist, wo dieselbe das korrekte Sprechen erleichtert und befördert. Es mag ja recht anziehend sein, gerade beim Sextaner, der weit unbefangener hört als der Tertianer, weil er noch weniger durch das Schriftbild beeinflufst ist, phonetische Beobachtungen anzustellen, und innerhalb gewisser enger Grenzen kann dies auch für den Unterricht von Nutzen sein, aber man hüte sich hier ängstlich vor dem Zuviel und behalte im Auge, dafs das einzige Nötige in der Schule die richtige Aussprache ist.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Geschichte der neueren Litteratur von Dr. Adolf Stern, ord. Professor für Litteratur- und Kulturgeschichte am Königl. Polytechnikum Dresden. 5 Bände. Bibliographisches Institut 1883.

In unserer Zeit der strengen Arbeitsteilung, welche auf geistigem Gebiete oft in besorgniserregender Weise um sich greift, ist das vorliegende Werk geradezu als ein Ereignis zu betrachten. Wir kennen „Allgemeine Litteratur- oder Kulturgeschichte“ eigentlich nur noch in „Einzeldarstellungen“, wie das Schlagwort lautet; die verschiedenen Teile werden tüchtigsten „Specialisten“ anvertraut, welche sie gemäfs ihrer Individualität gestalten, — allein die „unerläfsliche Einheit des Tones“ fehlt. Das so entstandene Werk bringt wohl den Eindruck eines Mosaikbildes hervor, nicht aber den eines Gemäldes, welches in allen Teilen von einer Kraft künstlerisch beherrscht wird.

Dieses so wünschenswerte „aus einem Gufs“ ist es, was uns das Werk von Adolf Stern so wertvoll macht. Sicherlich gehört eine Fülle von Eigenschaften dazu, um einer Aufgabe zu genügen, wie Stern sie sich mit der Darstellung der gesamten Litteratur der neueren Zeit gestellt hat. Zu der Befähigung, dichterische Gröfsen zu beurteilen, gesellt sich die innige Vertrautheit mit seinem umfassenden Stoffe, sowie die Kraft, das Bleibende aus der Erscheinungen Flucht festzuhalten und in lebensvollen Bildern zu gestalten. Sterns Werk stellt sich zugleich als die reife Frucht jahrelanger ernster Arbeit dar; man fühlt es, nicht in der Brutwärme der Studierstube allein ist dieses Werk herangereift, sondern die warme Sonne des Lebens hat ihm geschienen, seine letzte Gestalt hat es durch die Wechselbeziehungen zwischen Docent und Hörer erhalten und ist daher auch seiner Wirkung auf die „draufsen Stehenden“ sicher.

Nicht einseitig hat der Verfasser die Litteratur- von der Kulturgeschichte losgelöst, sondern von Anbeginn dahin gestrebt, die Beziehungen des Einzelnen zur Allgemeinheit und die Einwirkungen des gesamten Lebens auf den Einzelnen zum Ausdruck zu bringen. Wir erhalten sonach mit der Lebensgeschichte des Autors zugleich die Geschichte seiner Zeit, die Schilderung des staatlichen, gesellschaftlichen und künstlerischen Lebens, aus welchem der Schriftsteller erwächst und in welches er seinerseits wiederum die Keime zu neuer Entfaltung streut.

Während andere allgemeine Litteraturgeschichten eigentlich nur in eine Reihe von Einzellitteraturen der verschiedenen Völker zerfallen, hat Stern

eine glückliche Neuerung in der Anordnung seines Stoffes insofern getroffen, als er die durch eine gemeinsame Idee beherrschten Litteraturepochen der verschiedenen Völker ähnlich den Gliedern einer Kette aneinanderreiht; so gleichen die einzelnen Epochen einem Rundgemälde, welches wir von einer idealen Karte überschauen und an der Hand des kundigsten Führers geniefsen.

Bei der Besprechung der einzelnen Werke und ihrer Stellung im Rahmen der Weltlitteratur stützt unser Verfasser sein eigenes Urteil, ohne dessen Selbständigkeit zu beeinträchtigen, auf Aussprüche bedeutender Fachmänner. Wir lernen somit für das jeweilige Gebiet zugleich die für dasselbe grundlegenden Werke kennen. Wie sehr übrigens Adolf Stern hierbei seinen eigenen Weg geht, zeigt z. B. sein Urteil über Molière. Dasselbe steht in vollem Gegensatze zu demjenigen von Hettner, welcher in seiner berühmten Litteraturgeschichte bekanntlich dem dichterischen Repräsentanten der französischen Nation die „sichere sittliche Fährte“ abspricht. In einzelnen Fällen, wo unser Verfasser zur Charakterisierung seines Autors glaubt Proben nötig zu haben, sind dieselben nach besten deutschen Übersetzungen gegeben. Wie reich wir Deutschen an mustergültigen Übertragungen und Nachdichtungen sind, ergiebt sich hierbei aus der reichen Litteratur, welche Stern am Fufse der Seiten als angenehme Zugabe aufführt.

Zu der Tiefe der Auffassung, der lichtvollen Anordnung und der anziehenden Charakteristik gesellt sich eine edle von Begeisterung getragene Sprache, welche auch da den richtigen Ton zu treffen weifs, wo sie bedenkliche Seiten der Litteratur zu berühren hat. Sicherlich haben wir es hier nicht mit dem ersten Gufs zu thun — denn der Autor weifs mit wenig viel zu sagen, — und doch stehen wir unter dem Eindrucke, als wäre diese Sprache „schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen“.

Bei seinem Streben nach Vervollkommnung wird es dem Verfasser sicher nur lieb sein, wenn wir sein Augenmerk auf einige specielle Punkte richten, — denn wer vermag ihm auf alle Gebiete zu folgen!

Ronsard scheint mir noch immer unter dem Urteil zu leiden, welches Boileau in seiner „Art poétique“ über ihn fällte: dafs seine Muse nicht französisch, sondern griechisch und lateinisch spräche. Und doch hat Ronsard, sehr im Gegensatz zu der zweiten Renaissance im 17. Jahrhundert, welche einseitig in der Antike aufging, den Versuch gemacht, auch in der Sprache das heimische Element mit dem antiken zu verschmelzen; freilich ist der Versuch nicht voll geglückt, aber dafs die Romantiker über das 17. Jahrhundert hinweg auf Ronsard zurückgriffen und seine Ideen über Sprachbildung und Spracherneuerung in Fleisch und Blut zu überführen suchten, zeigt doch, dafs diese Ideen gesunder und dem französischen Geiste entsprechender waren, als man gemeinhin annimmt.

In betreff des genealogischen Problems, ob nämlich Molières Frau Armande als Tochter oder Schwester der Madeleine Béjart zu betrachten sei, ist der Verfasser, wohl durch eine Untersuchung von Prölfs, welche dann auch in dessen treffliche Geschichte des neueren Dramas übergegangen ist, zu einem Zweifel veranlafst worden. Nach den die Verhältnisse der Wirklichkeit berücksichtigenden Untersuchungen von Mahrenholtz scheinen die Akten hierüber geschlossen; Armande ist hiernach als Madeleines Tochter zu betrachten.

Molands Ausgabe der gesamten Werke Molières ist bereits in zweiter verbesserter Auflage erschienen.

In betreff der Besprechung von Molières Werken hätte ich im allgemeinen den Wunsch, Zusammengehöriges noch mehr, als es bereits geschehen ist, zu vereinen; so könnte leicht und zwanglos an die Précieuses ridicules die Besprechung der Femmes savantes gereiht werden, sowie an den Malade imaginaire sämtliche auch possenhafte Stücke, welche sich auf die Verspottung der Ärzte beziehen.

Bei Sganarelle vermifst man den Hinweis auf den Monolog des Helden (!) über die Ehre, welche Scene uns allein auch heute noch namentlich wegen ihrer merkwürdigen Beziehungen zu Falstaffs gleichnamigem Monolog interessieren kann.

Das Citat: tu l'as voulu, George Dandin! wird, wie Büchmann schon bemerkt, stets in dieser Form angeführt; bei Molière lautet es: vous l'avez voulu, George Dandin!

Druckfehler habe ich wenig bemerkt, einmal Erasto statt Eraste. — Die neue Orthographie scheint nicht in allen Teilen den Beifall des Druckers gefunden zu haben. Denn während er das *h* sonst wegschneidet, scheint ihm Urt*h*eil ohne diesen Schmarotzerbuchstaben nicht vollwichtig genug zu sein.

Die Verlagsbuchhandlung hat das Ihre durch schönen Druck und vornehm einfachen Einband gethan; doch hätte ich der stattlicheren Repräsentation halber etwas mehr Durchschufs — wie in der Einleitung beispielsweise — und überhaupt ein etwas gröfseres Format gewünscht.

Der Verleger eröffnet uns schliefslich die angenehme Aussicht, dafs Herr Professor Dr. Stern mit einem VI. Bande die Darstellung der allgemeinen Litteraturgeschichte bis hart an die Schwelle der Gegenwart fortzuführen gedenkt. Nach dem Vorhergesagten, wie nach den Vorarbeiten von Adolf Stern auch auf diesem Gebiete dürfen wir mit Sicherheit erwarten, dafs dieser letzte Band sich würdig seinen Vorgängern anschliefsen wird.

Dresden. Dr. Wilhelm Scheffler.

Martin Hartmann, Victor Hugo. Chronologisch geordnete Auswahl seiner Gedichte mit Einleitung und Anmerkung für obere Klassen. Leipzig, Teubner, 1884. 1. Heft. VIII und 92 S.

„Mögen über einzelne seiner Werke die Urteile noch so sehr auseinandergehen, so viel darf man schon jetzt sagen, dafs echt dichterische Beanlagung, vielseitige und ausdauernde Schöpfungskraft, Vollendung im Beherrschen der sprachlichen und rhythmischen Mittel bei keinem Dichter des tausendjährigen, an grofsen Namen reichen Schrifttums der Franzosen zu einer so glänzenden Einheit verschmolzen erscheinen wie gerade bei ihm. Nach unserer Kenntnis ist in dieser Litteratur noch niemals eine so überwältigend grofsartige, bis ans Gigantische reichende Dichterphantasie aufgetreten wie die Victor Hugos.“

Diese Stelle aus dem Vorworte zeigt von vornherein, mit wem man es zu thun hat. Kein banausischer Lehrbücherfabrikant tritt uns hier entgegen, der eine der Höhe seines Honorars entsprechende Menge grammatischer und lexikalischer Anmerkungen unter jede Seite eines bei ihm bestellten beliebigen Autors zusammenträgt; M. Hartmann ist von edler und reiner Begeisterung für seinen Dichter erfüllt und will ihn der deutschen Jugend zugänglich machen, für die das Beste eben nur gut genug ist. Wie wenig Hugo in höheren Schulen gekannt und gewürdigt ist, hat Ref. an mehreren Stellen vergeblich beklagt. Vorliegende Ausgabe ist nun in seltenem Grade geeignet, den gröfsten Lyriker Frankreichs allen Vorurteilen zum Trotz endgültig in der Schullektüre einzubürgern und formelle wie sachliche Bedenken hinwegzuräumen. Ängstliche Patrioten werden bei Martin Hartmann keine Stelle finden, die ihre Empfindlichkeit verletzen könnte; im Gegenteil, sie werden sich an jenem gewaltigen Hymnus auf Deutschland erfreuen, den der schmerzerfüllte Dichter in der Année terrible singt, einem der eigenartigsten Denkmäler seiner subjektiven Dichtung.

Das erste Heft enthält zunächst sechs autobiographische Gedichte, je zwei aus *Feuilles d'Automne* und *les Rayons et les Ombres* nebst Od. V, 3 und

Contempl. V, 10, woran sich zwanzig Lieder aus der ersten und zweiten Periode anschliefsen (S. 43—92). Die schwierige Aufgabe, aus dem überreichen Schatze von Hugos Jugendlyrik in den Oden, den Orientales und den Feuilles die schönsten Goldkörner auszusuchen und daran die stetige Entwickelung Hugoscher Eigenart zu beleuchten, ist dem Verf. vortrefflich gelungen. Er kennt seinen Dichter und beherrscht die gesamte zeitgenössische und einschlägige Litteratur. Besonders klar tritt die geistige Durchdringung des Stoffes in der vielleicht für eine Schulausgabe allzu ausführlichen, sonst aber mustergültigen Einleitung, sowie in den Anmerkungen hervor. Wir finden hier nichts Selbstverständliches und Überflüssiges, sondern nur sachliche und ästhetische Bemerkungen, wie sie für den angehenden Hugo-Leser trefflich geeignet sind. An mancher Stelle tritt Martin Hartmann den Erklärungsversuchen A. Kühnes (Weidmannsche Ausgabe, 1876) siegreich und mafsvoll entgegen. Nur an einer Stelle ist Ref. anderer Ansicht und möchte S. 88, 44: *l'orientale d'or plus riche épanouit | Ses fleurs peintes et ciselées* so verstehen: Mit reicherem Golde geschmückt entfaltet das morgenländische Gedicht seine bunten und kunstvoll geformten Blüten.*

Entspricht die Fortsetzung dieser Auswahl aus Victor Hugo dem vorliegenden ersten Heft, so kann man das Werk getrost als eine der hervorragendsten Leistungen auf diesem Gebiet bezeichnen und um der Ehre unserer Wissenschaft willen ihr die weiteste Verbreitung wünschen. Es ist geradezu Pflicht für jeden strebsamen Lehrer, von Hartmanns Auswahl wenigstens Kenntnis zu nehmen. Vgl. Franco-Gallia I, 178 u. 179.

A. de la Fontaine, Mosaïque française. 1ère partie. 4ème édition. Berlin, Langenscheidt, 1881.

Ein aufserordentlich reichhaltiges Lesebuch für Anfänger und besonders Anfängerinnen; denn auf Töchterschulen weist die Art und Weise des ausführlichen Kommentars hin, wo die elementaren grammatischen Regeln in französischer Sprache gegeben werden. Der Unterricht soll also nach des Herausgebers Meinung gleich in die lebendige Sprache einführen, und Lehrer und Schüler, bezw. Schülerinnen, sich im Unterricht vorzugsweise der zu erlernenden Sprache bedienen. Ref. gesteht, dafs er auf anderem Standpunkte steht und daher den fleifsigen Kommentar anders gestaltet wünschte. Aber für Anhänger der ersteren Methode mufs das Buch willkommen sein.

Die prosaische Partie umfafst 76 Stücke auf 102 Seiten, die poetische ist noch umfangreicher: 115 Stücke auf S. 103—218. Allen Geschmacksrichtungen ist Rechnung getragen, namentlich im letzteren Teil, der sonst weniger bekannte Blüten der Kinderpoesie, worunter viele von dichtenden Frauen, dem Leser bietet. Auffallend ist es, dafs in dieser grofsen Zahl von Gedichten auch nicht eines von Victor Hugo Platz fand. Und doch hat Hugo nicht wenige Lieder gedichtet, die für das zarteste Kindesalter passen und auch in anderen für diese Stufe passenden Lesebüchern Platz fanden. Ferner ist konstant das Tiret nach *très* aus den früheren Auflagen beibehalten, cf. S. 26, 40, 46, 50, 102 und öfter. — Ein Anhang enthält eine Zusammenstellung französischer Verba, deren Konstruktion oder dgl. vom Deutschen abweicht, sowie ein genau gearbeitetes Vokabular. Das Lesebuch entspricht somit allen gerechten Anforderungen. Der Preis des schön gebundenen Exemplares ist ein wohlfeiler, 2 Mark.

* Der Druck ist im ganzen korrekt. Nur ist 39, 7 vor *lourd encrier* der Artikel *un* ausgefallen, 57, 35 statt pleurant *pleurer* zu schreiben, 68, 4 *tour* in den Plural zu setzen, 32, 34 *foudroyantes* (st. *fondr.*). Auch ist die Anm. zu dieser Stelle nicht ganz klar. Von fehlerhaften Accents fallen auf *sève* 37, 55 und *dernière* 58, 2; auch fehlt der Akut durchgängig auf grofs *E*, z. B. 29, 20; 40, 33; 45, 12; 60, 61; 62, 22; 66, 84; 80, 2; 89, 56. Endlich schreibt man nach neuer Orthographie *rythme* (30, 59).

Dræger (de Morges), Répertoire dramatique des écoles et des pensionnats de demoiselles. 3ème édition. Berlin, Langenscheidt, 1881.

In Frankreich und der Schweiz sind Schüleraufführungen noch sehr im Flor, und die Zeit ist noch nicht vergessen, zu welcher die Zöglinge der Jesuitengymnasien bei Schlufsakten und derartigen Feierlichkeiten ganze Stücke von Terenz zur Darstellung brachten. Hat doch auch Racine seine unnachahmliche Athalie zu einem solchen Zwecke gedichtet. — In diesem Bande von 158 Seiten hat eine schweizerische Pensionsvorsteherin dreizehn kleine und einfache Theaterstücke zusammengestellt, teils ganz nach eigener Erfindung mit moralischer Tendenz, teils um die üblichen Recitationen aus den Klassikern anziehender zu machen. So ist eine Scene aus Racines Iphigénie und eine aus Athalie mit einer Scene aus dem Misanthrope in Nr. 2 (La Répétition) hineingewebt, während im kleinen Schwank l'Examen verschiedene in Examensnöten befindliche Pensionärinnen in Versen aus Corneille und Racine ihrer Herzensangst Luft machen, bis die Gefürchtete erscheint und sich französische und englische Gedichte vordeklamieren läfst. Wie Lafontaines Mosaïque, die im gleichen Verlag erschien, so wird auch dieses Büchlein im Mädchenunterricht recht gute Dienste leisten.

Breitinger, Grundzüge der englischen Litteratur- und Sprachgeschichte. Zweite verbesserte Auflage. Zürich, Fr. Schulthefs, 1884. 93 Seiten. Mk. 1,20.

Der unermüdliche Züricher Professor zeichnet in den drei modernen Fremdsprachen sich in gleichem Grade aus. Von seinen Grundzügen der englischen Litteraturgeschichte ist eine neue Auflage nötig geworden, trotzdem in jüngster Zeit mehrere tüchtige Werke den Gegenstand behandelt haben.

Wesentlich verändert, und sehr zu seinem Vorteil, ist der kurze und inhaltreiche Abschnitt über die Entwickelung der englischen Sprache von Anfang an bis auf unsere Tage. Am Schlusse desselben betont der Verf., dafs der Flexionsreichtum einer Sprache kein unerläfsliches Mittel des klaren und wirksamen Ausdrucks ist, und schliefst mit Marshs treffender Parallele zwischen dem Englischen und dem Latein: „To parse an English sentence, you must first understand it. To understand a Latin period, you must first parse it. In this predominance of the formal over the logical element lies the exceeding value of the Latin as a grammatical discipline, as a universal key to all language, a general type of comparison whereby to try all other words of human speech. In English the forms determines little, the position nothing."

Bei der Darstellung der Litteratur geht Breitinger mit Recht vom englischen Luther aus, John Wyclif, verweilt dann längere Zeit bei dem humorvollen Erzähler der Canterbury Tales, um dann zum Zeitalter der jungfräulichen Queen Bess und dem grofsen Shakespeare zu eilen. Bei der gedrängten Skizze der hübschen Darstellung kommt die ältere Litteratur, namentlich die Volksepik und Volkslyrik, zu kurz. Und doch ist sie für die neuere Litteratur von grofser Bedeutung gewesen; man braucht nur an Richardson und Robert Burns zu denken und an den Einflufs, welchen Bischof Percys Balladenschatz auf Bürger, Herder, Goethe etc. ausübte. Stellenweise erhebt sich der Stil Breitingers zu lyrischem Schwunge, besonders in dem wohlgelungenen Abschnitt über Shakespeare.

Die zweite Hälfte des Buches beschäftigt sich mit der neueren Litteratur seit ihrer Wiedergeburt durch Burns und die Seeschule bis auf unsere Tage herunter. Interessant ist die Thatsache, dafs seit dem Tode Walter Scotts die Zahl der jährlich in England erscheinenden Romane — denn auch in

England konzentriert sich die litterarische Thätigkeit und das litterarische Interesse auf diese Gattung — von 25 auf 130 gestiegen ist, und überhaupt seit Waverley über 5000 neue englische Romane herauskamen, wovon vier Prozent auf den Vielschreiber James allein entfallen. Glücklich und erfreulich sind die gelegentlichen Seitenblicke, die der wohl belesene Verfasser auf die französische Litteratur wirft.

Mit einer flüchtigen Skizze der jungen amerikanischen Litteratur und der hervorragendsten Gestalten Poe und Longfellow schliefst das geschickt zusammengestellte und anregende Büchlein. Zur Übersetzung ins Englische ist es wie Kreyssigs französische Litteraturgeschichte reichlich mit Fufsnoten versehen.

Baden-Baden. Joseph Sarrazin.

Ariosts Rasender Roland übersetzt von Otto Gildemeister. Vier Bände. Berlin 1882. VIII u. 456, VII u. 412, VII u. 406, VIII u. 446 Seiten.

Ariosts Rasenden Roland zu übersetzen, ist ein grofses Unternehmen. Denn nicht nur ist das Werk in seiner ganzen Ausdehnung in einerlei Ton und Art wiederzugeben, sondern es tritt auch noch die Aufgabe hervor, die unendliche Leichtigkeit, Natürlichkeit und Gewandtheit dieser erzählenden Verse einigermafsen in der eigenen Sprache wiederzugeben. Nun diesen ersten beiden Forderungen wird Gildemeisters deutscher Text in hohem Grade gerecht. Wer das Gedicht in dieser Gestalt als Unterhaltungsstoff zur Hand nimmt, der findet sogleich sein Vergnügen glatt und ohne Anstofs, und bald ist er in die ganze Art so eingedrungen, dafs er sich in ihr heimisch fühlt, dafs ihn nirgend eine Abweichung von der einmal gegebenen Vortragsweise stört. Ja, man darf es sagen, dafs dieser Gildemeistersche Rasende Roland, seine gewisse Weise durchweg festhaltend, eine Art von Originalwerk sei, das manchen des Italienischen unkundigen Leser, welcher Ariosts Gedicht lesen möchte, in nicht geringem Grade befriedigen wird.

Ein Übersetzer und Verdeutscher hat aber leider neben diesen bedeutenden noch andere Aufgaben. Der angeschlagene durchweg festgehaltene Ton soll dem des Originals recht ähnlich sein. Ist das hier der Fall? Der mit dem Italienischen und mit Ariosts Gedicht selber wohlbekannte Leser stöfst in diesem Punkte, so sehr er sich auch in jenen anderen beiden mit den übrigen Lesern in fröhlicher Übereinstimmung äufsern kann, auf eine immer wieder ärgernde Unebenheit, auf eine stark in Ohr und Gemüt fallende Abweichung von dem Tone, welchen Ariosts Muse angeschlagen hat. Der Italiener hält durch das Ganze, so üppig, lüstern und vor einer Sittenstrenge schlecht bestehend er auch häufig werden mag, eine edle vornehme Ausdrucksweise fest; er ist bei aller Lockerheit in seinem Stoffe in der Sprache doch immer ein Virgil und kein Blumauer: und unser Gildemeister hat sich häufig gefreut, der etwas derben Erzählung durch kräftigen deutschen Ausdruck etwas nachzuhelfen, und läfst sich nun von manchem sagen: ja, der Italiener ist feiner, der Deutsche mehr roh und gemein. Ach nein, solchen Vorwurf dem grofsen Volke zu machen für ein Vergehen eines Übersetzers, das dieser in einer neuen Auflage zu bessern bemüht sein wird, ist ungerecht. Hier ein paar Probestücke für das, was ich meine. XXVIII, 29:

> Erst wollt er doch den König vorbereiten,
> Um nicht als unvernünftig dazustehn;
> Er meldet also brieflich ihm bei Zeiten,
> Jucund sei im Begriff daraufzugehn.

Ah, der schöne Jucund ist durch einen Schmerz ob der Treulosigkeit seines Weibes auf der Reise todkrank geworden, und sein Bruder schreibt

dem ihn erwartenden Könige, er werde kaum lebendig das Ziel der Reise erreichen, „Che 'l suo fratel ne vien appena vivo“ — und das heifst hier: mein Bruder wird balde draufgehn. Wie unedel, selbst an einer Stelle, die durch ihren Inhalt nicht dazu verführte. Der grausame „Henker“ wird ein fühlloser Liebhaber ebendort 38 genannt, und Gildemeister macht aus il manigoldo der Rüpel.

Mandò la terza volta; et udì quella (nämlich la donzella), Che: Madonna, egli giuoca, riferia, E per non stare in perdita d'un soldo, A voi niega venire il manigoldo.

> Sie schickt zum dritten Mal; was läfst er sagen?
> Er spielt, Madonna, lautet der Bericht;
> Ein Groschen könnt ihm leicht verloren gehen,
> Drum weigert sich der Rüpel aufzustehen.

Ebendort 42 wird, der Sache und dem Ausdruck mehr Kraft zu geben, aus dem vil sergente, einem niederen, gemeinen Diener (21: della famiglia sua un garzone) ein Stallknecht gemacht. Perchè trovata avea la disonesta Sua moglia in braccio d'un suo vil sergente.

> Wie er mit einem Knechte seines Stalles
> Sein Weib betroffen hab in jener Nacht.

Ebendort 43 ist „dafs sich die Balken biegen“ ein Zusatz und zwar in der in Rede stehenden Geschmacksrichtung des Übersetzers. Gli dimostrò il bruttissimo omiccinolo, Che la giumenta altrui sotto si tiene, Tocca di sproni, e fa giuocar di schene.

> Und zeigt ihm jenes garstge Zwergelein,
> Das just die fremde Stute hat bestiegen
> Und galoppiert, dafs sich die Balken biegen.

Ebendort 53 heifst es: Der Vater (des Mädchens, von welchem die Rede ist) war durch viel Kinder beschwert, di molti figli il padre aggravat' era: hier werden die Kinder zu Rangen.

> Der Vater hatt ein ganzes Haus voll Rangen.

Es liefse sich leicht ein Verzeichnis solcher unedlen Ausdrücke, die nicht Ariostisch klingen, herstellen. Mir wenigstens mifsfällt auch als nicht edel genug Büste, Lauferei, die beiden Guidos (statt Guido) und anderes.

Im Verständnis des Textes wird man keine Versehen finden, wiewohl bei der angedeuteten etwas freien Weise — rem tene, verba sequentur — von einem genauen Nachgehen nicht die Rede ist: ein Verfahren, durch welches die Lesbarkeit gewifs nur gewinnen konnte. Auch die Verse gehen glatt und hübsch und haben selbst manches, was angenehm an die Art des Italieners erinnert, z. B. Reime wie (XXIX, 3) „aufgeführt hat, geführt hat, berührt hat“ und sanfter Widerstreit zwischen Wort- und Verston (ebendort 6) „Ihn durch die Luft seitwärts vom Bergeshange“. Zu viel aber wäre es von einem Übersetzer wohl fast gefordert, wollte man bei ihm die eigentümliche Musik vieler Stanzen des Rasenden Roland, welche mit engem Anschlufs an die Art der Volkslieder Italiens die Reime nur so wechseln lassen, dafs die Vokale bleiben, nur die Konsonanten wechseln, wiedergegeben finden. Ich besinne mich nicht, irgendwo in dem ganzen Gildemeisterschen Werke in dieser Art Gereimtes gefunden zu haben: VIII, 3, 9, 10.

> Ruggier, com' io dicea, dissimulando,
> Su Rabican venne alla porta armato:
> Trovò le guarde sprovvedute; e quando
> Giunse tra lor, non tenne il brando a lato.

Chi morto e chi a mal termine lasciando,
Esce del ponte, e il rastrello ha spezzato:
Prende al bosco la via, ma poco corre,
Ch' ad un de' servi della Fata occorre.

Er ritt, wie ich erzählte, sacht und klug
Auf Rabican zum Thor und traf am Gitter
Die Wache sorglos, sprengt' im raschen Flug
Mitten hindurch, und um sich hauend ritt er,
Verwundend oder tötend, wen er schlug,
Über die Brücke, hieb die Pfort in Splitter
Und wählte schon zum Wald den nächsten Pfad,
Als ihm ein Knecht der Fee den Weg vertrat.

Schon der fortwährende Wechsel von männlichem und weiblichem Reime verbietet es, hierin dem Original nachzugehen. Und Reime wie „nicht bringe, Wicht klinge, dicht schlinge“ können uns „caccia vada, minaccia spada, impaccia strada“ nicht ersetzen, werden auch wohl von Gildemeister nur zufällig mit so ähnlichem Klange und nicht in jener Absicht gebracht.

Bei der vorhin angedeuteten freieren Weise, den Sinn der Worte wiederzugeben, kann man schon denken, ist von Nachahmung von Kraftstücken des Ausdrucks, welche in der Wortstellung liegen, nichts zu erwarten. Man sehe z. B. VIII, 11:

Levò il drappo vermiglio, in che coperto
Già molti giorni lo scudo si tenne.
Fece l'effetto mille volte esperto
Il lume, ove a ferir negli occhi venne.
Resta dai sensi il cacciator deserto;
Cade il cane e il ronzin, cadon le penne
Ch' in aria sostener l'augel non ponno;
Lieto Ruggier li lascia in preda al sonno.

Das scharlachrote Tuch, darin der Stahl
So lang verhüllt gelegen, streift er nieder.
Dieselbe Wirkung, die er tausendmal
Geübt hat, übt der Glanz des Schildes wieder.
Bewufstlos liegt der Jäger, von dem Strahl
Fällt Hund und Klepper, fällt auch das Gefieder,
Das nun den Vogel nicht mehr tragen kann.
Froh läfst sie Roger in des Schlafes Bann.

Ach, wo sind die Schläge der Zeilenanfänge Levò, Fece, Il lume geblieben, was ist aus cade, cadon geworden.

Doch genug: die Gildemeistersche, dürfen wir schliefsen, ist eine lesbare Übersetzung.

Carlo Gardini, Theoretisch-praktische Grammatik der italienischen Sprache. Zweite Auflage. Wien 1883. VI und 298 Seiten.

Was die Grammatik Gardinis lehrt, ist an sich gut und richtig, aber es wird recht oft durch Unvollständigkeit und Dürftigkeit ungenau und geradezu falsch. Man sehe z. B. diese Erklärung über offenes und geschlossenes o: „Das o aperto gleicht dem deutschen o in Sonne, z. B.: volgo, ich wende: torre, wegnehmen. Das o stretto hat einen Mittellaut zwischen o und u, welcher beinahe wie das deutsche o in Sohn lautet, aber genau kann man ihn nur durch das Gehör erlernen, z. B. volgo, gemeines Volk; torre, Thurm.“ Wie gut und richtig gemeint ist das Ganze, nach dem „Mittelaut zwischen o uud u“ zu schliefsen; und doch werden bei dieser Erklärung Hunderte

von Lernenden in die allgemein verbreitete Thorheit verfallen, sich zu sagen: o aperto ist ein kurzes, o stretto ein langes o. Man sehe auch diese Erklärung: „Z, z lautet weicher als im Deutschen, selbst wenn es verdoppelt steht; doch ist sein Laut nicht in allen Wörtern gleich, weil er in den meisten etwas härter, fast wie ts, klingt, z. B.: avarizia, Geiz; scorza, Schale; spazio, Raum; costanza, Beständigkeit; während er in den übrigen Wörtern weicher, fast wie ds, vernommen wird. z. B.: zanzara, Mücke; zizzania, Unkraut.“ Welche Oberflächlichkeit; nichts vom lateinischen ti und di, nichts von dem Morgenlande entstammenden Wörtern. Überhaupt ist das erste Wort des Titels „Theoretisch“ durch den Inhalt des Buches keineswegs gerechtfertigt. Von tiefer gehender Richtung, von Fragen nach Entstehung ist hier nichts zu finden. Hilfsanmerkungen zu Übersetzungsstücken wie auf Seite 97 (!) „desselben, del medesino“, auf Seite 193 (!) „Karthager, Cartaginesi“, auf Seite 281 zu „sei belehrt, ohne bestraft zu werden“ die „ti do l'istruzione scevra di castigo“ können die Denkkraft des Lernenden nicht sehr anspornen. Wenn es heifst „la eco hat: — Plural gli echi“, so wird der Lernende glauben, hier ein Gegenstück zu den männlichen Wörtern, welche im Plural weiblich sind, zu finden, was doch nicht der Fall ist, da jenes Wort im Singular bei den älteren männlich und weiblich ist und im Plural nur männlich vorzukommen scheint. Gut und einfach ist die Regel, dafs mi, ti u. s. w. vor l gli und n zu me, te u. s. w. werden.

Italienische Grammatik für öffentlichen und Privat-Unterricht. Bearbeitet von G. Maly-Motta. Erster Kursus: Formenlehre. München 1883. VIII und 192 Seiten.

Der Verf. vorliegender Grammatik will, wie er selbst im Vorworte sagt, etwas Praktisches und Nützliches bringen. Das hat er insofern geleistet, als das Ganze mit vielen den Promessi sposi entnommenen Beispielen versehen ist. Die nebenstehenden Übersetzungen sind leider viel zu frei gehalten, als dafs sie einen Anfänger nicht hundertmal irreführen und im ganzen ungenau und oberflächlich machen sollten. Die Aussprache ist äufserst unzureichend und oberflächlich behandelt. Man sehe z. B. dies: „E und o haben bald den offenen Laut wie in (hier folgen einige richtige Beispiele), bald den geschlossenen wie in (und hier ebenfalls einige richtige Beispiele). Die richtige Aussprache dieser zwei Vokale bietet selbst für den Italiener einige Schwierigkeit und läfst sich nur mit der Zeit lernen. (Näheres im II. Kursus.)“ Ist das nicht schändlich, so einen privatim Lernenden stehen zu lassen? Der zweite Kursus, auf den vertröstet wird, soll italienisch abgefafst sein, wie die Vorrede sagt (man wird lebhaft an das Handbuch von Filippi erinnert) und Syntax und Stilistik behandeln: wird das den Anfänger retten? Und wenn auch, was hier fehlt, fehlt darin zu Anfang. Und welche Unwahrheit obendrein, ein Italiener könne nicht geschlossene und offene e und o sprechen. So gewifs als ein Deutscher ä und e sprechen kann, kann jeder Italiener das: nur ob in diesem oder in jenem Worte die eine oder die andere Art vorliegt, das ist auch für Italiener oft eine Frage. „Das i in ci und gi darf nicht betont werden, wenn darauf ein anderer Vokal folgt, weil in diesem Falle das i eigentlich nur zur Bildung des weichen zischenden Lautes von c und g dient.“ „Eigentlich“! Wie unklar: der Lernende sieht eben schon auf S. 2 u. 3, dafs er einen Lehrer oder ein anderes Lehrbuch nötig hat. Noch dies: „S hat einen zischenden Laut gleich dem deutschen sche, schi vor einem weichen c, also vor ce, ci z. B. pesce Fisch.“ Himmelschreiend: also peschtsche zu sprechen nach dem Verf.! Von einer Regel für mezzo zelo, aber orazione (s. unter Gardini) „versteht sich“ auch nichts. Unter den unbestimmten Fürwörtern nennt der Verf.: qualche, irgendein, einige (nur im Singular). Gut, aber

welches Beispiel hat er dafür? Si vedean qua e là luccicar qualche occhietti, spuntar qualche faccette, „Man sah da und dort manches Äuglein glänzen, manches Gesichtchen zum Vorschein kommen." Sehr unglücklich gewählt. Denn dieser Gebrauch ist selten, zweitens ist hier doch qualche offenbar Plural, und drittens wird der Anfänger vermuten, qualche stände gern im Plural und wäre als Singular zu übersetzen, gerade umgekehrt als es in Wirklichkeit ist. Übrigens schrieb Manzoni alcuni, und in der zweiten Auflage besserte er faccette in visino.

Buchholtz.

V. Horowitz, Praktischer Lehrgang zur Erlernung der spanischen Sprache. Leipzig, Brockhaus, 1882.

Wenn der Verf. in dem Vorworte meint, die Schüler würden nach Durcharbeitung des Büchleins finden, dafs sie sich in der spanischen Sprache nach allen Richtungen hin hinlänglich verständigen können, so ist dies ein Irrtum. Dazu ist das Buch viel zu unvollständig und fehlerhaft. Gleich die Angaben im Anfange über die Aussprache sind sehr mangelhaft und zum Teil falsch. Das Pronomen Conjunctum ist ganz vergessen. Die Possessivpronomina werden relative genannt. Als Beispiele für den Gebrauch von cargar stehen die Sätze: este ásunto está á mi cargo, hóngalo U. á mi cargo! Am Schlusse steht ein Vokabular, Übungen, Briefmuster, Anzeigen, Gespräche u. a. Bei den Dialekten wird uns auch verraten, dafs das Baskische die wenig veränderte Sprache der alten Ureinwohner Europas sei, der Kelten; sie haben nur mit den in der Bretagne, Schottland, Island und Wales zurückgebliebenen alten Sprachresten einige Verwandtschaft. Nun, das genügt. Ein genaueres Eingehen verdient das Buch nicht; man wundert sich, dafs eine Firma, wie Brockhaus, es verlegt hat.

1. Viage por España, Sprachführer für Deutsche in Spanien. Praktisches Handbuch der spanischen Umgangssprache von Th. Stromer, unter Mitwirkung von Santiago Espino. Berlin, Herbig, 1883.

2. Diálojos castellanos, Spanische Gespräche. Ein Hilfsbuch zur Übung in der spanischen Umgangssprache von C. Marquard Sauer und Wilh. Röhrich. Heidelberg, Groos, 1883.

Beide Hilfsbücher sind brauchbar und mit Verstand gearbeitet, besonders das kleinere, gedrängtere von Stromer, welches nach Art der Plötzschen „Voyage à Paris" gemacht worden ist und nach einem Vokabular der dem Reisenden unentbehrlichsten Wörter Gespräche mit den Redensarten und Eigentümlichkeiten der spanischen Umgangssprache bringt. Praktisch und gut sind auch die sachlichen Anmerkungen. Sauer hätte die Gespräche im ersten Teile zusammendrängen und an ihrer Stelle lieber auch nur übersichtliche Wortlisten geben sollen, da es ja nur auf die Erlernung bestimmter Vokabeln abgesehen ist. Diese Gespräche erinnern gar zu sehr an Ollendorff. Die späteren dagegen über bestimmte reale Gegenstände sind ganz gut zu brauchen, fürs Studium und als Vorbereitung zur Reise.

Paul Förster.

Percy Byssche Shelley von H. Druskowitz, Dr. phil. Berlin, Robert Oppenheim, 1884. 387 u. XII S. 8⁰. Preis 6 Mk.

Der geachteten Verlagsfirma gegenüber, der wir aufser anderen schätzbaren Werken die wertvolle Geschichte der englischen Litteratur von ten Brink ver-

danken, von der freilich bis jetzt nur der erste Band erschienen ist und deren Fortsetzung nur zu lange auf sich warten läfst, befinde ich mich in einiger Verlegenheit, wenn ich daran gehe, diesen ihren neuesten Verlagsartikel auf dem Gebiete der englischen Litteratur zu besprechen. Es hat das Buch die günstigste Beurteilung seitens der hervorragendsten englischen Wochenschriften erfahren; andererseits hat Zupitza so manche begründete Ausstellungen daran zu machen gehabt, deren ich selbst noch manche hinzufügen könnte. Auch mir mifsfallen so manche ungewöhnliche deutsche Ausdrücke, deren die Verfasserin sich bedient hat, wie wenn sie S. 370 von Shelleys „ausbündigem Liebesbrief", oder S. 385 von „den Lakisten" (statt den Dichtern der Seeschule) redet u. s. w. Doch, wie sehr ich auch bei den bekannten strengen Anforderungen, die ich an Neuphilologen betreffs ihrer Kenntnis alles dessen stelle, was eben zur Beherrschung einer lebenden Sprache und ihrer Litteratur gehört, Herrn Professor Zupitza in allen seinen Ausstellungen beipflichte, so stimme ich doch andererseits auch der englichen Presse in deren Belobung des Werkes zu. Denn die Aufgabe, die es sich gestellt — und danach hat man meines Erachtens in der Hauptsache ein Werk zu prüfen — hat es in befriedigender Weise gelöst, und diese Aufgabe war, wie die Verfasserin im Vorwort deutlich genug sagt: „die wichtigsten Vorgänge im Leben von Percy Bysshe Shelley, soweit sie bis jetzt bekannt sind, darzustellen, seine Individualität zu begreifen und den philosophischen und ästhetischen Gehalt seiner poetischen Schöpfungen durch ausführliche Analysen derselben zu würdigen". Dafs sie sich dabei auf englische Quellen stützt, ist wohl nur natürlich, und diejenigen, denen diese nicht zugänglich sind, werden ihr nur Dank wissen, dafs sie dieselben in ausgiebigster Weise benutzt hat. Mit Ausnahme des der Tauchnitzschen Anthologie von Shelley vorangeschickten Memoir von Mathilde Blind, habe ich unter der dem Buche vorangehenden Aufführung der „Quellen" keine einzige mir bekannte vermifst. Und Dank gebührt ihr und der Verlagshandlung um so mehr für ihre anspruchslose Leistung, als, wie sie mit Recht weiter sagt, „der Umstand betrübend ist, dafs er, Englands gröfster Lyriker, der ideale Dichterphilosoph, der freigeistigste und kühnste aller Engländer, selbst den hochgebildeten deutschen Lehrerklassen fast ein Fremder ist". Auch darin hat sie recht, dafs „die Hauptschuld an diesem auffallenden Mangel an Interesse für den grofsen Dichter" an unseren Litteraturforschern liegt, die ihn dem Publikum zu wenig vermittelt haben. Blofse Übersetzungen, hätte sie hinzufügen können, an denen es freilich nicht mangelt, genügen zu dem Zwecke nicht, wenn nicht durch eingehende Arbeiten über den Dichter auf seine Bedeutung aufmerksam gemacht wird; und, wie sie sagt, „es existiert in Deutschland keine einzige gröfsere Arbeit über Shelley". Mag sie nun gerade nicht das Zeug vollständig dazu gehabt haben und nicht berufen gewesen sein, die Lücke auszufüllen — jedenfalls hat sie sich redlich bemüht, aus den Quellen ein Bild von dem Menschen sowohl wie von dem Dichter zu schöpfen und nach denselben zu entrollen, und man müfste sehr ungerecht sein, wollte man leugnen, dafs ihrer Darstellung Kenntnis der Dichtungen und selbständiges Urteil, auch was die Quellen betrifft, zu Grunde liegt. Es zeigt sich dieses besonders auch in ihrem „Schlufswort", wo sie ein zusammenfassendes Urteil über den Dichter abgiebt, wobei sie nur ganz überflüssig, wie mir scheint, ihm den Namen eines wissenschaftlichen Philosophen absprechen zu müssen glaubt, einen Namen, auf den er wohl nie Anspruch gemacht, und eine Eigenschaft, füge ich hinzu, die man wohl vom Dichter nie beansprucht. Gerade hierin liegt ja der Unterschied zwischen dem Dichter und dem Philosophen, dafs jener nur dichterisch verarbeitet, was dieser systematisch zur Darstellung gebracht hat. Trotz solcher kleinen Mängel also kann ich das Buch mit gutem Gewissen allen empfehlen, denen die englischen Quellen nicht zugänglich sind oder denen es zu selbständiger Forschung an Mufse gebricht.

Über den Unterricht in der Aussprache des Englischen von Dr. M. M. Arnold-Schröer, Privatdocenten der englischen Philologie an der k. k. Universität Wien. Zweiter wesentlich erweiterter Abdruck, mit einem Anhange zum Vergleiche der Transskriptionen bei Walker, Degenhardt, Gesenius, Gurcke, Högel, Plate, Imm. Schmidt, Sonnenburg, Victor, Sweet. Berlin, Julius Springer, 1884. 60 S. 8°. Preis Mk. 1,40.

Es ist dies ein Wiederabdruck des Aufsatzes, welchen der Verfasser vor anderthalb Jahren in der „Zeitschrift für das Realschulwesen“ (Bd. VII) unter dem Titel „Über den Unterricht in der Aussprache des Englischen auf Grundlage der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Phonetik“ veröffentlicht hat, und darf den weiteren Kreisen, für welche die Schrift in ihrer neuen Gestalt bestimmt ist, aufs beste empfohlen werden. Den letzteren Teil des früheren Titels hat er wohl aus dem Grunde weggelassen, weil er in diesem Schriftchen einen mehr praktischen Zweck verfolgt und die theoretische Seite der Phonetik den eigentlichen Philologen überweist, für die sie „eine unentbehrliche Hilfswissenschaft“ ist (S. 9). Doch fufst er auch hier auf den Resultaten der Phonetik, welche Deutschbein ohnlängst im Archiv mitgeteilt, und ich benutze gern diese Gelegenheit, mich seiner Wertschätzung jenes Aufsatzes voll und ganz anzuschliefsen. Wer meine Schrift „Über den Unterricht in den neueren Sprachen etc.“ gelesen hat, wird hier so manches wiederfinden, was ich dort betont habe, und ich selbst fand noch manches, was ich zwar in meiner Praxis stets beobachtet, dort aber nicht zum Ausdruck gebracht habe, da es nicht zu meinem eigentlichen Zwecke gehörte. Hier nun möchte ich Lehrer der englischen oder auch anderer fremder Sprachen besonders auf das aufmerksam machen, was Schröer S. 12 ff. betreffs der Indifferenzlage der Zunge und des Überganges von einer Sprache in die andere äufsert. Sie werden demgemäfs gut daran thun, ihren Schülern nie zu gestatten, wie ich es den meinigen nie gestatte, den deutschen Satz bei der Übersetzung in die fremde Sprache, namentlich aber den fremdsprachlichen Satz bei der Übersetzung in die Muttersprache, wie sie es der Bequemlichkeit wegen so gern thun, vorher laut zu lesen, überhaupt die Mutter- nie mit der fremden Sprache untermischen zu lassen, weil die Lernenden letztere dann nie richtig aussprechen werden und sich ihre Aussprache derselben entschieden verderben. Dies sind so kleine pädagogische Regeln, die aber von grofser Wichtigkeit bei dem Unterricht sind, soll er erfolgreich sein. Ich könnte noch so manchen anderen nützlichen Wink im Buche hervorheben, ziehe es aber vor, auf das Buch selbst zu verweisen, das sich jeder Lehrer der englischen Sprache für den geringen Preis anschaffen sollte. Bestreiten aber mufs ich es, wenn der Verfasser, und viele andere Neuphilologen mit ihm, glauben, dafs seine oder Mr. Sweets, Trautmanns und anderer Art und Weise, die Aussprache anzugeben, ich meine, nicht zu bezeichnen, sondern physiologisch darzustellen, neu sei. Nicht blofs jedes gute englische Wörterbuch neuerer und älterer Zeit ist mit einer Einleitung versehen, worin die Lautlehre, freilich nicht die historische, behandelt wird, sondern es giebt auch specielle Werke, die diesem Zwecke gewidmet sind, wie z. B. Thomas Sheridans Lectures on the Art of Reading, London 1781, und in der neuesten Zeit besonders Smarts ausgezeichnete Leistungen auf diesem Gebiete.

Leipzig. David Asher.

Miscellen.

Amerikanische Litteratur.

Die „Grenzboten“ enthalten über das kürzlich erschienene Werk von John Nichol: „American literature, an historical sketch. 1620—1880“ einen interessanten Bericht von R. Lutz, welchem wir folgendes entnehmen:

Der Verfasser bezeichnet sein Werk nicht als Geschichte der amerikanischen Litteratur, sondern bescheidener als historische Skizze. Es steht das fast im Widerspruch mit dem starken, gegen 500 Seiten betragenden Umfang des Werkes, kennzeichnet aber richtig den versuchsartigen Charakter desselben. Zu einem vollkommenen Geschichtsbilde fehlt demselben in der That manches. Man sieht ihm an, dafs es nicht aus einem Gusse entstanden ist. Einzelne Abschnitte sind aus Vorlesungen hervorgegangen, andere sind wenig geänderte Abdrücke älterer, für die Encyclopædia britannica geschriebener Aufsätze. So waren Zeit, Anlafs und Stimmung wechselnde, und die Überarbeitung hat dies nicht ganz aus dem Buche verwischt. Seine persönlichen Eindrücke der amerikanischen Kultur hat der Verfasser schon im Jahre 1865 aufgenommen; seitdem hat er das Land nicht wieder besucht. Offenbar vermochte Nichol auch der Entwickelung, welche ihren Höhepunkt in Emerson, dem Hauptvertreter der Schule des amerikanischen Idealismus, erreicht hat, leichter zu folgen als der neueren, bei der ihn die Sicherheit des Urteils bisweilen verläfst.

Manche wollen die amerikanische Litteratur blofs als ein Anhängsel der englischen gelten lassen. Ohne Zweifel sind die englischen Vorbilder noch heute von bedeutendem Einflusse auf sie. Man geniefst in Amerika nicht ungestraft das Recht unbeschränkten Nachdrucks. Der amerikanische Geist wird infolge des Nachdrucks aller verkäuflichen englischen Schriften mehr als ihm zuträglich unter dem Einflusse des englischen Geistes gehalten, und die einheimischen Schriftsteller haben aus demselben Grunde gröfsere Mühe, den Markt zu erobern. Es ist eine Thatsache, dafs die amerikanische Litteratur bis heute trotz hervorragender Leistungen keine eigentlichen Klassiker aufweist, d. h. Schriftsteller, welche die Welt mit Leistungen, zugleich neu in ihrem ideellen Gehalt und formvollendet, beschenkt hätten. Dennoch fehlt es keineswegs an schöpferischen und bahnbrechenden Geistern, welche amerikanisches Nationalwesen verkörpern. Die wenigsten bedeutenden amerikanischen Schriftsteller entbehren jener Originalität, welche von der Natur ihres Landes und der Eigenart seiner Bevölkerung herrührt. Gerade insofern als die gesamte Litteratur der Vereinigten Staaten ursprüngliches amerikanisches Element verkörpert, mufs man von einer amerikanischen Litteratur als etwas Selbständigem sprechen. Und es

will scheinen, daſs in dem Maſse, als der amerikanische dichtende Geist sich der nie dagewesenen Groſsartigkeit eines nationalen Lebens, dem ein ganzer Kontinent zur Ausbreitung gegeben ist, in dem sich verschiedene Rassen verschmelzen, und das durch ein öffentliches Leben auf der freiesten Grundlage bewegt ist, bewuſst wird, Dichtungen entstehen, welche nach Form und Inhalt die Neue Welt tief und voll atmen. Emerson und Thoreau strömen von diesem Atem etwas aus; noch mehr der in Deutschland wenig bekannte, obwohl durch Ferdinand Freiligrath in beredten Worten angekündigte Walt Whitman.

Nichol räumt das Vorhandensein einer selbständigen amerikanischen Litteratur vollkommen ein, wenn er sich auch gerade gegen die vom englischen und europäischen Vorbild am meisten befreite Litteratur am skeptischsten verhält. In einer guten Einleitung weist er auf die Einflüsse der geographischen Lage, des Klimas, der Regierung und Kultivierung Amerikas hin, welche mit derselben Notwendigkeit eine selbständige Entwickelung des Geistes hervorrufen muſsten, wie das in Bezug auf die physische Beschaffenheit der Amerikaner anerkannt der Fall ist.

Nichol findet eine Übereinstimmung zwischen Ruſsland und Amerika darin, daſs weder das eine noch das andere einen seiner politischen Macht entsprechenden Ausdruck in der Litteratur gefunden habe. Amerika habe zwar mehr denn eine verhältnismäſsige Anzahl bedeutender Theologen, Juristen, Politiker, Geschichtschreiber und Naturforscher hervorgebracht; aber auſser Ruſsland habe doch kein groſses Volk der Neuzeit weniger Werke nationaler Art von klassischem Wert geschaffen als Amerika. In Amerika sagt man zur Entschuldigung: „Es fehlt uns nicht an Fähigkeiten dazu, aber wir haben noch keine Zeit zu einer Litteratur gehabt!“ Amerika gleicht seiner Bundeshauptstadt Washington; man nennt sie wegen ihrer schönen breiten Straſsen die „Stadt der prächtigen Perspektiven“. Auch Amerika ist ein solches Land der Perspektiven. Die Sorge um das wirtschaftliche Gedeihen hat seit den Tagen der Kolonisierung die besten Lebenskräfte in Anspruch genommen. Fast die gesamte transatlantische Litteratur ist erfüllt von dem Geiste der Hoffnung auf die Zukunft und des Vertrauens in die Arbeit...

Während die aristokratischen Litteraturen im Formalismus erstarren, verfallen demokratische gern ins Gegenteil, vollends wenn sie so jung sind wie die amerikanische. Da herrscht rücksichtsloses jugendliches Drängen ohne Selbstbescheidung und Achtung vor Autoritäten. Wo rohe Kraft, Gewalt und Witz vorherrschend sind, stellen Geschmack und höherer Flug der Phantasie sich selten ein. In einem Lande mit einer ungebändigten Natur nimmt auch der Geist des Volkes etwas von dieser Unbändigkeit an. Die Sucht nach Eroberung und Bezwingung der Wildnis hemmen die Pflege der feineren Kultur.

Nichol fügt noch hinzu, daſs er bei dieser seiner Übersicht vor allem die Durchschnittslitteratur und den Durchschnittsgeist, welche entweder den Flitter und das Getriebe des Broadway oder die Wildheit des Grenzlebens widerspiegeln, im Auge gehabt habe, „denn es fehlt nicht an ernsteren Geistern, welche nach einer höheren Stufe streben“.

Seinen Stoff gruppiert Nichol in einem Dutzend von Abschnitten ziemlich übersichtlich, aber ohne strengere Methode des Aufbaues und der Unterordnung. In den drei ersten Abschnitten: „Die Kolonialzeit“, „Die Unabhängigkeitsbewegung“ und „Amerikanische Politik und Beredsamkeit“ wiegt die Geschichtschreibung vor. Wir erhalten hier ein fortlaufendes Bild von der geistigen und politischen Entwickelung Nordamerikas bis zur Entstehung des Bürgerkrieges. Der Rahmen geht über den litteraturgeschichtlichen hinaus. Theologen, Staatsmänner und Politiker haben im vorigen Jahrhundert und zu Anfang des unserigen den Vordergrund der neuen Bühne eingenommen. Das strenge Puritanertum und die nüchterne

Aufgabe der ersten Kolonisierung haben für lange das Spiel der freien dichtenden Phantasie hintertrieben; später halten die Kämpfe der Revolution und Einrichtung und Ausbau der staatlichen Institutionen für mehrere Jahrzehnte das litterarische Interesse im Hintergrunde. Die Dichter Trumbull, Dwight, Freneau zu Ende des vorigen Jahrhunderts erscheinen klein neben den Männern, welche den Bau der amerikanischen Union begründeten: Washington, Hamilton und Jefferson. Franklin macht eine Ausnahme; in ihm sehen wir das Zeitalter der Revolution nach beiden Seiten, litterarisch und politisch, vertreten.

Eine blofse Litteraturgeschichte würde etwa mit Washington Irving die Darstellung der amerikanischen Litteratur des gegenwärtigen Jahrhunderts beginnen. Nichol füllt vorher ein Kapitel mit der Einführung in das politische und theologische Geistesleben in der ersten Hälfte des Jahrhunderts aus. Nach dem neuen Kriege von 1812 mit England konnte sich Amerika, kleine Kriege mit den Indianern und Mexikanern abgerechnet, ganz seiner inneren Entwickelung hingeben. Als Repräsentanten jener Zeit stellt Nichol den sechsten Präsidenten, John Quincy Adams, neben seinen Nachfolger, Andrew Jackson, hin. Der erstere war ein Staatsmann der alten europäischen Schule, von akademischer Bildung und vornehmem Schliff, zugleich politischer und eleganter Schriftsteller; Andrew Jackson dagegen der erste an die Spitze des Staates gestellte eigentliche selfmademan von rücksichtsloser und energischer Handlungsweise. Ihm verdankt Amerika das brutale System der Ämterbesetzung durch blofse Parteigänger, welches die Ehrenhaftigkeit der Verwaltung seither immer tiefer angefressen hat. „Dieser Plage aber wurde kein Ziel gesetzt, obwohl sie der Gegenstand von Angriffen einer Reihe von Satirikern war, von Lowell an bis zu Artemus Ward und zum Verfasser der kürzlich erschienenen Novelle Democracy. Andere grofse Fragen kamen in den Vordergrund und drängten das Bedürfnis nach politischer Reform beiseite. Die Sache der Freiheit, für welche Lincoln fiel, mufste ausgefochten und gewonnen werden, bevor die Sache der politischen Ehrlichkeit, deren Opfer Garfield war, an die Reihe kommen konnte.“ Von den dreifsiger Jahren an regte die Frage der Sklaverei die öffentliche Meinung immer lebhafter auf. Nichol zeigt an den auftretenden grofsen Parlamentsrednern Calhoun, Clay und Webster den Kampf zwischen nordstaatlicher und südstaatlicher Auffassung, um sodann die populäre und heroische Seite der Abolitionsbewegung darzustellen, die durch die glänzenden Redner und edlen Charaktere Garrison, Phillips und Charles Sumner vertreten ist. Die mutigen Abolitionisten erscheinen ihm als die „edelste Menschenklasse ihrer Zeit und ihrer Nation“. Zwischendurch erinnert er an die Befreiung des religiösen Geistes in Amerika von der Engherzigkeit des Puritanertums, das von Theologen wie Channing und Parker in freisinnigem Geiste umgestaltet wurde. Bei dieser Gelegenheit legt Nichol die heutige Stellung des amerikanischen Volkes zur Religion dar. Es ist ein schönes Zeugnis, das er demselben ausstellt, wenn er schreibt: „Die Theologie hat aufgehört, den überwiegenden geistigen Einflufs zu üben. Das Studium ihrer Dogmen und Formeln ist Gegenstand kleinerer Kreise geworden; aber die christliche Religion, dieses erste Triebrad des Denkens in der Neuen Welt, hält noch immer ihre Macht aufrecht mitten im Streit der Politik und dem Geräusch des Handels. In keinem Lande hat sie mehr Einflufs; in keinem sind ihre Formeln mannigfacher ausgebildet.“ Ihr Einflufs auf die gesamte Litteratur Amerikas ist in der That unverkennbar, in keiner Litteratur wagt sich das Frivole und Unsittliche so wenig auf dem Büchermarkt hervor wie in der amerikanischen. Nur die Tagespresse macht eine Ausnahme.

Im folgenden Abschnitt fafst Nichol zusammen, was die amerikanische Litteratur in der ersten Hälfte des Jahrhunderts an hervorragenden Leistungen auf dem Gebiete der Geschichtschreibung, der naturwissenschaft-

lichen und sonstigen Forschung aufzuweisen hat. Am ausführlichsten verweilt er bei den Geschichtschreibern Bancroft, Hildreth, Prescott und Motley. Ebendort hat die Darstellung der „jungen amerikanischen Romantik“, welche durch Brockden Brown, Irving, Cooper, Poe mit einem heute noch fortlebenden Glanze vertreten ist, ihre Stelle gefunden. Damit betreten wir den Boden der modernen schönen Litteratur, und der nächste Abschnitt umfafst die representative poets.

Mit glücklicher Wahl erkennt Nichol als solche Bryant, Longfellow, Poe, Whitman und Joaquin Miller. In den beiden ersteren sind am meisten europäische Vorbilder bemerkbar, bei Bryant englische, bei Longfellow deutsche; die zwei letzteren sind freier davon. Whitman ist der Vorläufer einer neuen reimlosen Dichtung mit grofsartigen Menschheits- und Weltideen. Miller ist der Sänger des fernsten Westens, der goldenen Sierra, und als solcher ein Vorgänger von Bret Harte. In Whitman ahnt Nichol mehr die „grofse Kraft“, als dafs er ihre erlösende Bedeutung erkennt. Indem er länger als nötig bei den Mängeln der Form der Whitmanschen Dichtungen verweilt, schreckt er von der Bekanntschaft mit denselben ab. Er hätte von Freiligraths Kritik lernen können, wie ein Dichter den reimlosen leaves of grass sein feinfühlendes Ohr leiht und herrliche Klänge daraus vernimmt. Indes ist es schon viel, wenn ein englischer Kritiker oder Lehrer einer englischen Hochschule es wagt, Whitman bis zu einem gewissen Grade hochzuschätzen. Dem deutschen Publikum werden Whitmans Dichtungen vermutlich noch länger verschlossen sein, da wir, seit Freiligrath nicht mehr lebt, niemand wüfsten, der der schwierigen Aufgabe, eine Auswahl der leaves of grass zu verdeutschen, gewachsen wäre.

Das gerechteste Stück Kritik dagegen lesen wir bei Nichol über den unlängst verstorbenen Longfellow. Vortrefflich empfindet er den europäischen Odem in dessen Dichtungen, die ihm auf amerikanischem Boden den Eindruck von „Emigrantenlitteratur“ machen und ihm overladen with culture and burdened with the music of intellectual luxury erscheinen. Dabei weifs er das reine Wesen, die sonnige Klarheit, den idyllischen Zauber dieser formenschönen Dichtungen wohl zu würdigen. Er schildert hübsch den Zusammenhang zwischen Longfellows Dichtungen und der Lebensluft, welche den Dichter als Mitglied der Hochschule von Harvard umgab. „Die Universitäten Amerikas,“ schreibt er, „verbinden einige der schönsten Züge der englischen und der deutschen; die Freiheit der letzteren mit den geselligen Banden eines gemeinsamen Lebens, das einen glücklichen und gesunden Geist, den esprit de corps jugendlicher und begeisterter Naturen erzeugt. Den Lehrern daselbst ist die in ihrem Lande so willkommene Gelegenheit gelehrter und lernender Mufse geboten, die nur in der Unabhängigkeit möglich ist. Kein Sektierergeist, der den besten dieser amerikanischen Hochschulen fernbleibt, hemmt den freien Flug des Geistes in alle Räume der Wissenschaften, so dafs diese Schulen dem Namen einer Universität volle Ehre machen. Nichts berührt den Fremden angenehmer als die gesellige Eintracht, welche die litterarischen Kreise dieser Anstalten verbindet.“ Nichol scheint hier persönliche Eindrücke wiederzugeben.

Den „Repräsentanten“ unter Amerikas Dichtern läfst Nichol den Kreis der politischen und der kleineren Dichter folgen: die Lowell, Whittier und Holmes, die Percival, Drake, Halleck u. a.

Wir kommen sodann zu der wichtigen „transcendentalen Bewegung“, welche sich an das Erscheinen der Zeitschrift Dial (im Jahre 1840 zu Boston) anschliefst. Diese Zeitschrift war die erste, welche deutsche Philosophie und deutsche klassische Dichtung einem kleinen Kreise lernbegieriger Amerikaner vermittelte. Ihr Herausgeber war in den ersten Jahren eine Frau, Margaret Fuller, die spätere Gräfin d'Ossoli, in späteren Jahren deren Freund Ralph W. Emerson, der bald als das Haupt jener Bewegung seine Mitarbeiter, unter denen Bronson Alcott und Thoreau sich auszeich-

neten, überragte. Emersons Philosophie und Ethik hat das eingehendste Studium Nichols gefunden, und er hat sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, eine an Licht und Schatten reiche Parallele zwischen Emerson und seinem charakterverwandten grofsen Freunde Thomas Carlyle zu ziehen.

Bei der Betrachtung des Kreises geistig hochstehender Männer, welche Zufall und Wahl in dem nahe bei Boston gelegenen Städtchen Concord während der vierziger und fünfziger Jahre zusammenführte, geschart um den zarten, sinnigen und doch tiefen und einschneidend reformatorischen Geist Emersons, können wir den Wunsch nicht unterlassen, es möchte einmal ein deutscher Schriftsteller ein Bild dieses litterarischen Concord zeichnen, um unseren Landsleuten zu zeigen, dafs auch Amerika sein Weimar, wenn auch ein demokratisches, besessen hat. Welches Bild gesunden litterarischen Schaffens offenbart dieser Concordkreis: hier im alten väterlichen Heim auf eigener Scholle Emerson, der seine Studien fleifsig unterbricht, um nach Garten und Feld zu sehen und gelegentlich selbst Hacke und Schaufel in die Hand zu nehmen; dort in der „alten Klause" der geheimnisvoll tiefsinnige Novellendichter Nathaniel Hawthorne, der Dichter des Scarlet letter, des House of seven gables, der Blithedale Romance u. a.; ferner Bronson Alcott, der etwas absonderliche Philosoph und Seher, umgeben von seinen litterarisch berühmten Töchtern, und endlich jener originelle Henry Thoreau, eine geniale Feld- und Waldnatur, tief eingelebt in die Pflanzen-, Thier- und Menschenseele; dazwischen dann manch geistreicher Besucher von Boston und Cambridge: Channing, Margaret Fuller, Parker u. a. m. — das alles in einem historisch interessanten Farmerstädtchen Neuenglands, an das sich Indianergeschichten und Erinnerungen an die Revolutionszeit knüpfen.

Mit Hawthorne, dessen Einflufs auf die besten jüngeren Novellisten seines Landes unverkennbar ist, beschäftigt sich Nichol in einem eigenen Kapitel. In der Analyse seiner Werke deutet er an, welche Seelenverwandtschaft hier und da in diesem weltabgeschiedenen, nach innen gekehrten Geiste mit Goethe, Novalis und dem „Geister-Hoffmann" vorhanden ist.

Anknüpfend an Hawthorne behandelt Nichol dann die neueren Novellisten der Zeit von 1850—1880. Er fühlt die Schwierigkeit der Aufgabe, von einem höheren Standpunkte aus über eine verhältnismäfsig junge Kunstform in einem Lande zu urteilen, in welchem aufser dem englischen Wesen deutsches und irisches, französisches, spanisches und italienisches sich geltend machen. „Die Vorwürfe, welche die amerikanischen Verfasser behandeln," schreibt er, „sind einem viel gröfseren Rahmen entnommen, und ihre Behandlungsweise ist weniger beschränkt durch Autoritäten als bei uns."

Nichol macht folgende Ausstellungen an dieser Erzählungslitteratur: Sie sündigt noch immer durch ein Übermafs an Schilderungen, welche die äufsere Natur zum Gegenstande haben. Alle Welt will seine Reiseeindrücke beschreiben. Was noch schlimmer ist, sind die vielen, den Namen einer Novelle beanspruchenden Schriften, welche nichts als phantasievoll aufgeputzte Geschichte oder Biographie enthalten. Während in der früheren Ära amerikanischer Dichtung das Abenteuerliche überwog, ist es in der gegenwärtigen die Vorliebe für die Analyse; die Verinnerlichung ist bis auf die Spitze getrieben, das Interesse wird häufig ein pathologisches. Es ist das eine Folge der erwähnten transcendentalen Strömung. Beispiele dieser Art sind die Romane von Oliver Wendell Holmes und Sylvester Judd. Bei Julian Hawthorne, dem Sohne seines berühmten Vaters, bei Dean Howells und Henry James. welche jetzt in der Blüte ihrer Kraft und auf der Höhe der Beliebtheit stehen, wiegt die psychologische Charakteristik vor, wobei der Hintergrund dem modernen Leben Amerikas und Europas in realistischer Behandlung entnommen zu sein pflegt. Nichol geht auf die Werke der letzteren drei näher ein, nachdem er ihnen mit epigrammatischer Schärfe ihren Platz angewiesen hat mit den Worten: „Sie sind Nachfolger Nathaniel Hawthornes, insofern sie der Welt und dem Dasein perplex gegenüber-

zustehen scheinen und entschlossen sind, auch uns perplex zu machen, der eine mit dunkeln Geheimnissen, die anderen mit socialen Problemen.“

Die letzte Gruppe bilden die „amerikanischen Humoristen“. Der reichliche englische Humor ist auf dem Boden der Neuen Welt bekanntlich üppig aufgegangen. Die Vorliebe für das Humoristische könnte bei einem so ernsten Volke als etwas Rätselhaftes erscheinen, wenn nicht gerade in diesem Lebensernst ein Teil der Erklärung läge. Der Humor ist den Amerikanern ein Bedürfnis, weil er die Seele von der bedrückenden Sorge und Hast des Daseins befreit. In ihm liegt eine versöhnende und befreiende Kraft. Es geht nichts über die Excentricität des amerikanischen Humors; er gebärdet sich häufig unsinnig wie ein Clown im Zirkus, erhebt sich aber auch in den edleren Repräsentanten zu einer Lebensphilosophie, wie wir sie bei Jean Paul und Sterne schätzen. Wir halten es daher für ein verfehltes Urteil Nichols, wenn er von dem amerikanischen Humor schreibt: „Transatlantischer Humor dringt selten bis zu den tieferen Strömungen des Lebens; er ist eine spärliche Blüte bei einem von Haus aus ernsten Volke, dessen Einsicht mehr klar als tief ist; er beruht bei ihm zumeist auf Übertreibung und einer Mischung von Scherz und Ernst, wie in den amerikanischen Negermelodien, wo ein komischer Text zu einer traurigen Musik ertönt.“ Kein Wunder, dafs Nichol gerade bei dem ersten amerikanischen Humoristen, bei Marc Twain oder, wie er eigentlich heifst, S. Clemens am meisten irrt. Es ist schwer begreiflich, wie er dessen echt humoristische, an Shakespearesche Gefühlstiefe erinnernde Erzählung Prince and Pauper so geringschätzen kann. Während amerikanische Kritiker an Marc Twain gerade das preisen, dafs derselbe den specifisch amerikanischen Humor, der vordem plumper und roher sich gebärdete, auf eine höhere Stufe hob, indem er ihm psychologische Feinheit, einen Sinn für das Naturschöne und eine Empfindung für das Sittliche und Gerechte gab, stellt ihn Nichol als gewandten Taschenspieler hin, der es blofs auf Effekt abgesehen habe, und spricht er von dem Schriftsteller, den ein Mann wie Darwin zu seinen Lieblingen zählte, als demjenigen, „der mehr als ein anderer den litterarischen Ton des englisch sprechenden Volkes erniedrigt hat!“ Zur Entschuldigung Nichols läfst sich hier nur sagen, dafs die Empfindung für Humor bei kritischen Köpfen überaus verschieden ist; der Humor wendet sich eben nicht an unseren geschulten Verstand und unser anerzogenes Gefühl, sondern an unsere kindlichste, ursprünglichste Seele. Nachsichtiger, wenn auch immer etwas grämlich, urteilt Nichol über die anderen Humoristen: Lowell, Holmes, Artemus Ward, Billings, Leland, Adeler. Erst am Schlufs des Kapitels, für welchen er sich Bret Harte vorbehalten hat, werden wir wieder mit ihm ausgesöhnt. Bret Harte, der Erzähler der Goldsucherperiode des fernen Westens, besitzt eine reiche humoristische Ader, die sein ganzes dichterisches Schaffen durchzieht. „Er ist,“ schreibt Nichol, „am meisten Humorist in einem höheren Sinne, wenn er sich am weitesten vom Spafsmachen entfernt — in den Prosaidyllen eines wilden Lebens, das er mehr als ein anderer mit Poesie zu verklären verstanden hat.“

Da Nichol in summarischer Weise alle bedeutenderen Verfasser und deren Schriften an passender Stelle erwähnt, so ist sein Buch in bibliographischer Hinsicht ziemlich vollständig. Vermifst haben wir nur einen in neuerer Zeit in Amerika berühmt gewordenen Autor, den Romanschriftsteller Cable, der es meisterhaft versteht, die kreolisch-französische Vergangenheit seiner Vaterstadt New-Orleans lebendig zu machen. Hätte Nichol noch Cables Landsmann, den Negerdialektdichter Harris in Betracht gezogen und sich der südlichen Geburt Marc Twains erinnert, so würde er wohl seinen Satz: „Im Süden der Vereinigten Staaten ist kaum von eigener Litteratur die Rede“ weniger schroff hingestellt haben.

Nichol schliefst sein fleifsiges und im grofsen und ganzen hoch zu schätzendes Werk mit einem zusammenfassenden Urteil über den Charakter

der amerikanischen Litteratur. „Zu den anziehendsten Vorzügen der amerikanischen Litteratur gehört ihre Frische, ihre Freiheit von Zwang, der Mut, mit dem die besten Schriftsteller sich der Erörterung von Fragen und Problemen zuwenden, vor welchen sich die ängstliche und schlaffere Gesellschaft der Alten Welt scheut. Der selbstauferlegte Zwang hat seine guten Seiten, aber der Mangel an Ursprünglichkeit ist ein schwerer Verlust, und so könnten wir vieles von einer ungebundenen und abenteuerlustigen Litteratur lernen. Eine andere Erscheinung der amerikanischen Litteratur ist ihre Vielseitigkeit; was ihr an Tiefe abgeht, ersetzt sie durch Breite. Sie wendet sich an einen riesig ausgedehnten Leserkreis, an ein Volk, wo Mann, Frau und Kind lesen können und lesen. Die Amerikaner sind das am meisten lesende Volk. Abgesehen von den Zeitungen herrscht in der populären Litteratur kein engherziger Geist; sie erhöht weder, noch verachtet sie eine Klasse und übersieht beinahe gänzlich die Schranken, welche in anderen Ländern die oberen Zehntausend von den unteren Millionen trennen."

Maxime Du Camp über Béranger.

Zahlreiche und bemerkenswerte Beiträge zur Geschichte der Litteratur und des litterarischen Publikums in Frankreich enthalten die Souvenirs littéraires des Akademikers Maxime Du Camp. Abgesehen von den Besprechungen in der Augsburger Allgemeinen (1882, Beilage Nr. 244), in Nord und Süd (1883, Aprilheft, Ferd. Hiller) und in Krefsners Gallia (I, 252, Sarrazin) haben diese in anziehender und lebendiger Sprache geschriebenen Memoiren noch nicht die gebührende Beachtung gefunden. Es dürfte daher angemessen sein, die Leser des Archiv darauf aufmerksam zu machen und denselben einen Abschnitt daraus vorzuführen, der zudem den zahlreichen Freunden des ewig jungen Chansonnier nicht unwillkommen sein wird.

Kurz nach jener bekannten Verurteilung, welche Béranger zu dem schneidigen Liede: „Dix mille francs, dix mille francs d'amende" veranlafste, war bei Du Camps Familie der bonapartistische General France de Caen zu Gast. Die Gesellschaft bestand aus echten Royalisten, und das Tischgespräch drehte sich um den Abgott der liedersingenden Franzosen. Geheimnisvoll flüsterte der antiklerikale Haudegen — unter Larven die einzige fühlende Brust —: „J'ai du nouveau!" Die Dienerschaft wurde entfernt und France de Caen zog im Salon seine Neuheiten hervor, zwei damals (1829) noch ungedruckte Lieder: Le Quatorze Juillet und Le vieux Caporal (von Legerlotz meisterlich übersetzt, vergl. Magazin 1883, Nr. 29). Mit bewegter Stimme hob er zu singen an, mit stetig wachsender Begeisterung stimmten die Anwesenden in den Refrain ein; schliefslich stiefs einer von jenen eingefleischten Legitimisten den kleinen Maxime Du Camp unsanft an und herrschte ihm zu: „Auf die Knie, Kleiner, das ist heiliger Sang!" Allen war es, als hätte das schlichte Lied eine bessere Zeit verkündet: „On se grisait au rythme, je me sentais comme soulevé sans savoir pourquoi."

„Kein Dichter," sagt Maxime Du Camp weiter, „kam je zu gelegenerer Zeit, und keiner verstand es besser, sich geschickt der Thatsache zu bemächtigen, welche jeweils die Gemüter bewegte, und seine Ansicht in gefälliges Gewand zu hüllen. Hätte B. Gedichte gemacht statt sangbare Lieder, dann wäre sein Name wohl unbekannt geblieben ..... In jener Zeit durfte man Bérangers Bedeutung nicht in Frage stellen. In ihm erblickte man ein aufsergewöhnliches Genie und rief ihn als solches aus. Von seinen Liedern sagte man: „Es sind Oden!" Übrigens war er ein echter Vertreter jenes Pariser Spottgeistes, der über alles sich lustig macht und dabei seine Späfse für harmlos hält, bis er schliefslich merkt, dafs sie langsam, aber stetig das Bestehende zersetzt und zur Ruine gemacht haben.

B. besang den Ruhm und fachte den Schmerz und die Hoffnung aufs neue an, die noch tief im Herzen der unter der Restauration aufser Dienst gesetzten kaiserlichen Offiziere lebten. Aufserdem höhnte er gern über Religion. Dem allzu eifersüchtigen Gotte, welchen man gern wieder zu Ehren gebracht hätte, setzte B. seinen Dieu des bonnes gens entgegen."

Baden-Baden. Joseph Sarrazin.

George Ohnet als Plagiator.

George Ohnet, der gefeierte Verfasser der Comtesse Sarah und des von so unerhörtem Erfolg begleiteten Maître de Forges — der Roman hat die 160. Auflage, die Bühnenbearbeitung die 250. Vorstellung erlebt und so das eine Werk in Jahresfrist dem Autor fast 300 000 Franken eingetragen —, wurde unlängst im „Gil Blas" des Plagiats beschuldigt. Er sollte nicht nur die Hauptmotive, sondern auch mehrere Situationen einem vor 40 Jahren erschienenen und jetzt so gut wie verschollenen schwedischen Roman der Madame Emilie Carlén entlehnt haben.

An und für sich ist der Vorwurf lächerlich, da weniger die Originalität der einzelnen Situationen und die Neuheit der Motive den Wert und den Erfolg des Maître de Forges bedingen, als die seltene Darstellungsgabe und die geschickte Mache George Ohnets. Die Anschuldigung machte gleichwohl in Frankreich grofses Aufsehen und wurde von den Naturalisten, die ihren Meister Zola von dem neu aufgegangenen Gestirn überstrahlt sahen, mit begreiflicher Freude verbreitet. Die Tagespresse bemächtigte sich der Angelegenheit; ja Henri Rochefort, der bekannte Redacteur des Intransigeant, richtete an Ohnet die direkte Aufforderung, er möge sich rechtfertigen und von der gegen ihn erhobenen Anklage reinigen.

Die Antwort liefs nicht lange auf sich warten, da Rocheforts Einflufs auf die öffentliche Meinung immer noch bedeutend ist. Ohnets loyauté ist durch seinen Brief dargethan: er vermutete nicht einmal die Existenz jenes schwedischen Romans. Für die gegenwärtig gegen den Zolaismus ankämpfende Reaktion und ihren eng begrenzten Ideenkreis ist aber der Umstand bezeichnend, dafs auch Octave Feuillet den Entwurf zu einem ähnlichen Roman bereits fertiggestellt hatte, als der Maître de Forges auftauchte. So lautet die betreffende Stelle in Ohnets Briefe an Rochefort:

Pendant les représentations du *Roman parisien*, je rencontrai, un soir, M. Octave Feuillet dans le cabinet du directeur du Gymnase. Mon illustre confrère m'aborda en me disant: „Je viens de lire votre *Maître de Forges*. Je suis furieux... Non pas que le livre ne m'ait pas plu... au contraire... mais parce que j'ai dans mes cartons le plan d'un roman dont le point de départ, les situations, les caractères et le dénouement sont absolument semblables... Il m'est maintenant impossible d'en tirer parti... C'est à croire que vous avez fouillé dans mon tiroir!"

Je n'avais pas plus fouillé dans le tiroir aux trésors de l'auteur de *Sibylle* que je n'avais pillé le livre suédois. Et, voyez le hasard, puisque vous l'invoquez: M. Feuillet mettant un peu plus de hâte à traiter son sujet, c'était lui qui se trouvait sous le coup du roman de Mme Carlén, à ma place. Et quel avantage pour tous! Le livre du maître eût été certainement bien meilleur que le mien, et la haute valeur de l'écrivain incontesté eût pu braver les attaques sous lesquelles, moi, simple débutant, on tâche de m'accabler.

Ob nun des Verfassers Bescheidenheit hier nicht zu weit geht, wird der Kenner der neuesten Litteratur am besten selbst ermessen. Mit froher Hoffnung blickt aber jeder auf den Autor des Maître de Forges, der eine Erlösung der französischen Litteratur aus der unheimlichen Stickluft herbeisehnt, welche aus den Produkten des immer noch allgebietenden Zola entgegenweht.

Baden-Baden. Joseph Sarrazin.

Noch einmal tête de Turc.

Zu den Bd. LXVI, S. 403 von Foth unerklärt gelassenen Wörtern hatte Ref. Bd. LXVIII, S. 478 Erklärungsversuche gebracht und sich dabei nur auf sein Gedächtnis verlassen. Beim Ausdruck tête de Turc hat ihn dasselbe getäuscht. Er bezeichnete den fraglichen Türkenkopf als denjenigen, nach welchem bei Volksfesten u. dergl. geschossen wird, während vielmehr die Vorrichtung damit gemeint ist, die zur Messung der durch einen Faustschlag oder Schlag mit einem Schlegel auf den Türkenkopf geäufserten Körperkraft dient, was übrigens in dem betr. Falle auf das Gleiche hinauskommt. Th. Gautier: „Moi, je suis fort; j'amène 530 sur une tête de Turc“ (= Ich bin ein ganzer Kerl; ich treffe einen Türkenkopf mit 530 Pfund. — Vergl. G. Brandes, Rom. Schule in Frankr., S. 341).

Baden-Baden. Joseph Sarrazin.

Mein letztes Wort betr. Herrn Koschwitz in Greifswald.

So unangenehm es mir auch ist, die Leser des Archivs mit diesem Herrn nochmals zu belästigen, so erheischt doch seine in Bd. LXXI, S. 474 abgedruckte „Erklärung“ eine Gegenerklärung meinerseits. Es wäre schlimm, wenn ein Mann in meinen Jahren, dessen Wirken seit mehr als einem Menschenalter in Deutschland bekannt, und dessen Charakter bisher unangefochten geblieben, sich gegen solche Äufserungen, wie Herr K. sie vorbringt, verteidigen müfste. Auf eine Verteidigung ist es indessen hier gar nicht abgesehen; nur so viel will ich bemerken, dafs ich auch in meinem Briefe an ihn, dessen Schlufs oder Nachschrift — ich erinnere mich dessen nicht genau — allerdings die von ihm geleugnete und freilich nicht mit zum Abdruck gebrachte „Herausforderung“ enthielt (sollte ich mich jedoch vor Absendung eines anderen besonnen und sie gestrichen haben, so nehme ich diese Behauptung gleich hier wieder zurück) nicht daran gedacht habe, meine Schrift ihm gegenüber zu verteidigen, sondern nur sein Gebaren zurückzuweisen, das ihn nicht abhielt, mir seine injuriöse Recension per Post ins Haus zu schicken. „Dunker“ war natürlich ein Druckfehler für „Danker“. Die Stellung desselben war mir falsch berichtet worden; seine Schrift lag mir zur Zeit nicht vor; auch hat er mir sie bis jetzt nicht zugeschickt.

Ceterum censeo Herr Koschwitz hat sich nun selbst vor den Fachgenossen genügend charakterisiert, und ich werde keine seiner weiteren Expektorationen einer Antwort würdigen.

Leipzig. Dr. David Asher.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

J. Hoffory, Professor Sievers und die Principien der Sprachphysiologie. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk.

H. Breymann, Über Lautphysiologie und deren Bedeutung für den Unterricht. (München, Oldenbourg.) 1 Mk.

J. Zupitza, Einführung in das Studium des Mittelhochdeutschen. Zum Selbstunterricht für jeden Gebildeten 3. Aufl. (Oppeln, Franck.) 2 Mk.

H. Reichardt, Der deutsche Lehrer in England. 2. Aufl. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk. 60 Pf.

Lexikographie.

H. Berghaus, Sprachschatz der Sassen. Wörterbuch der plattdeutschen Sprache in den hauptsächlichsten ihrer Mundarten. 21 Hefte. (Berlin, Eisenschendt.) à 1 Mk. 50 Pf.

Schweizerisches Idiotikon. 6. Heft. Bearb. von F. Staub u. L. Tobler. (Frauenfeld, Huber.) 2 Mk.

A. E. Beauvais, Grofse deutsch-französische Phraseologie. 7—19. Lfrg. (Wolfenbüttel, Zwifsler.) à 50 Pf.

Grammatik.

F. Reinhardt, die causalsätze und ire partikeln im Nibelungenliede. (Halle, Ascherson.) 1 Mk.

H. Seeger, Lehrbuch der neufranzösischen Syntax mit systematischer Berücksichtigung des Deutschen. I. Teil: Syntax des einfachen Satzes. (Wismar, Hinstorff.) 2 Mk.

H. Harrison, French Syntax. A critical study of the French language on the basis of Mätzner. (Philadelphia, Patter.)

F. Brinkmann, Syntax des Französischen und Englischen. (Braunschweig, Vieweg.)

Litteratur.

Joh. Crüger, Die erste Gesamtausgabe der Nibelungen. (Frankfurt a. M., Litterar. Anstalt.) 3 Mk.

F. Hirsch, Geschichte der deutschen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Lfrg. 4—8. (Leipzig, Friedrich.) à 1 Mk.

H. Löbner, Emanuel Geibel. Eine litterarische Studie. (Brandenburg, Lunitz.) 1 Mk.

Kohn-Abrest, A propos des mémoires de H. Heine. (Paris, Inrischen.) 1 fr.
F. Hündgen, Das altprovençalische Rolandslied. Mit Übersetzung, Glossar u. s. w. (Oppeln, Franck.) 6 Mk.
Sermons du XII[e] siècle en vieux provençal. Publ. p. Fréd. Armitage. (Heilbronn, Henninger.) 3 Mk.
Girart de Roussillon. Chanson de geste, traduite pour la première fois par Paul Meyer. (Paris, Champion.) 3 fr.
L. Garreaud, Causeries sur les origines et le moyen âge littéraires de la France. T. II. (Paris, Vieweg.) 3 fr.
F. W. Maus, Peire Cardinales Strophenbau in seinem Verhältnis zu dem anderer Trobadors. (Berlin, Mayer & Müller.) 1 Mk. 20 Pf.
H. Kühne, Prolegomena zu Maître Elies altfranz. Bearbeitung der ars amatoria des Ovid. (Marburg, Elwert.) 1 Mk. 20 Pf.
J. Hildebrand, J. J. Rousseau vom Standpunkte der Psychiatrie. (Berlin, Gärtner.) 1 Mk.
F. Brunetière, Histoire et littérature. (Paris, Levy.) 3 fr. 50 c.
Collection Spemann, Racines Werke, übers. von E. Schröder. I. Band. (Stuttgart, Spemann.) 1 Mk.
G. de Lavigne, La comédie espagnole de Lope de Ruega. (Paris, Marpou.) 3 fr. 50 c.
Geschichte der neugriechischen Litteratur von A. Rangabé und Dan. Sanders. (Leipzig, Friedrich.) 3 Mk.
N. Pypin, Das serbisch-wendische Schrifttum in der Ober- und Niederlausitz. Übers. von Traug. Pech. (Leipzig, Brockhaus.) 1 Mk. 25 Pf.
N. Pypin und Spasovic, Geschichte der slavischen Litteratur, aus dem Russischen übers. von Traug. Pech. II. Bd., II. Hälfte. (Leipzig, Brockhaus.) 10 Mk.

Hilfsbücher.

K. L. Leimbach, Ausgewählte deutsche Dichtungen, erläutert. 5. Bd. 2. u. 3. (Schlufs-)Lfrg. (Kassel, Kag.) à 1 Mk. 50 Pf.
E. Breuning, Geschichte der deutschen Litteratur. 2—4 Lfrg. (Lahr, Schauenburg.) à 1 Mk.
K. Gödeke, Grundrifs zur Geschichte der deutschen Dichtung. 1. Heft. Neue Ausgabe. (Dresden, Ehlermann.) 4 Mk. 20 Pf.
W. Mardner, Kleine deutsche Litteraturgeschichte mit Proben aus den Werken der besprochenen Dichter. (Mainz, Kirchheim.) 1 Mk. 60 Pf.
H. Spörri, Deutsches Lesebuch f. schweizerische Sekundarschulen. 2. Teil. (Zürich, Orell & Füfsli.) 3 Mk.
E. Stötzner, Lesebuch für gewerbliche Fortbildungsschulen. (Leipzig, Klinkhardt.) 1 Mk. 20 Pf.
W. Jütting, Praktische Poetik für Lehrer, Lehrerbildungsanstalten u. s. w. (Leipzig, Sigismund & Völkening.) 60 Pf.
K. Ernesti, Kurzgefafste Poetik und Lektüre. (Regensburg, Manz.) 2 Mk. 80 Pf.
A. Stange, Auswahl französischer und englischer Gedichte zum Gebrauche an Realschulen. (Minden, Bruns.) 1 Mk.
Buffon, Morceaux choisis. Erklärt von P. Wossidlo. (Berlin, Weidmann.) 90 Pf.
V. Duruy, Histoire de France. Auswahl, erklärt von F. Koldewey. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk. 80 Pf.
F. Augustiny, Französische Memorierstoffe. (Berlin, Weidmann.) 50 Pf.
A. Benecke, Exercices syntaxiques. Sammlung französischer Sätze zur Einübung der Syntax. (Potsdam, Stein.) 1 Mk. 20 Pf.
F. Lamprecht, Übungsbuch zum Übersetzen ins Französische im An-

schlufs an Lückings Grammatik für den Schulgebrauch. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk. 60 Pf.

Shakespeares Merchant of Venice. Mit Einleitung, Anmerkungen und Wörterbuch herausgegeben von Dr. H. Isaac. (Berlin, Friedberg & Mode.) 1 Mk.

H. Grewe, Select reading lessons mit Wörterbuch. (Hannover, Norddeutsche Buchhdlg.) 2 Mk. 50 Pf.

E. Beckmann, Kurzgefafstes Lehrbuch der spanischen Sprache. (Altona, Schlüter.) 2 Mk.

F. Demattio, Letture graduali italiane scelte ad uso della gioventù. 4 parti. (Innsbruck, Wagner.) 5 Mk. 20 Pf.

Altenglische Erziehung,

besonders im 13. bis 16. Jahrhundert.

Von

Theodor Vatke.

Die älteste Erziehung in England hat Frederick J. Furnivall in einem kleinen Schriftchen der Early Engl. Text Society quellenmäfsig behandelt (Education* in Early England, London 1867). Diese älteste Erziehung nämlich ist bis ins 14. Jahrhundert hinein die höfische, die Erziehung zur courtoisie.** So giebt in King Horn, einer der anziehendsten Dichtungen des 13. Jahrh., König Aylmar seinem Hauswart Athelbrus folgende Anweisung in Bezug auf die Erziehung des jungen Horn:

Stiwarde, tak nu here
Mi fundlyng for to lere
Of thine mestere,
Of wude and of riuere;
And tech him to harpe
Mith his nayles scharpe;
Biuore me to kerue,
And of the cupe serue;
Thu tech him of alle the liste
That thu eure of wiste;
[And] his feiren thou wise (mates thou teach)
Into othere seruise.

---

* Das engl. Wort education ist bekanntlich unübersetzbar; es umfafst Erziehung und Unterricht, gelehrte Bildung. „Ein gebildeter“ Mann ist wiederum weder ins Englische noch ins Französische zu übersetzen möglich. Un homme instruit, bien élevé u. dergl. drücken den deutschen Begriff nicht aus. „Das Gemüt“, „der liebe Gott“ — das ist deutsch. Ebenso der „gebildete“, der „anständige“ Mensch.

** Die courtoisie, das höfische Wesen, kennzeichnet sich auch durch feine Sprache. Vergl. unseren Vortrag über die Courtoisie p. 406—411 des vorigen Bandes.

Horn thu underuonge,
And tech him of harpe and songe.
(King Horn, E. E. T. Society 1866, ed. Lumby, p. 7.)

Hauswart nun höre,
Meinen Liebling lehre
Nach deiner Meisterschaft
In Fischer- und in Weidmannskraft,
Und lehre ihn die Harfen
Mit seinen Nägeln scharfen,
Mir vorzuschneiden baſs*
Und darzureichen das Glas,
Und lehr ihn was du je gewuſst,
Wozu dir immer Lust.
Und die Gefährten weise an
In allem was nützen kann;
In Harfen und im Singen
Mag dirs mit Horn gelingen.

So heiſst ferner in Balladen, die dem 14. und 15. Jahrh. angehören mögen (Furnivall p. 5):

The child was taught great nurterye;
a Master had him under his care,
and taught him curtesie.**
(Tryamore, in Bp. Percys Folio-Ms. vol. II, ed. 1867.)

Und weiter:

It was the worthy Lord of learen,
he was a lord of hie degree;
hed had noe more children but one sonne,
he sett him to schoole to learne curtesie.***
(Lord of Learne, Bp. Percys Folio-Ms. vol. I, p. 182, ed. 1867.)

Im 14. Jahrh. finden wir „lesen und singen“ als die einzigen Unterrichtsgegenstände der Volksschule, wenn der Ausdruck erlaubt ist, da abgesehen von den bereits vorhandenen Kloster(Gelehrten)schulen andere Unterrichtsanstalten kaum vorhanden waren. So heiſst es in Chaucers Prioresses Tale:

* Cfr. den Junker in Chaucers Canterbury Tales.

** Im 18. Jahrh. ist Ziel des Unterrichts „die wahre Religion und die Tugend“. So in Fieldings Tom Jones.

*** So wird in der Quelle zu Shakespeares „Wintermärchen“ gesagt: „wonding how so courtly behaviour could be found in so simple a cottage“ (Delius, Shakesp. I, 527). Court-word, Wint. T. IV, 3.

A litel schole of Christen folk ther stood
Doun at the ferther ende, in which ther were
Children an hepe y-comen of Christen blood
That lered in that scole yer by yere,
Such maner doctrine as men used there;
That is to say; to syngen and to rede,
As smale children doon in her childhede.*

Im übrigen ist im 14. Jahrh. sowohl wie in den angrenzenden die Kenntnis des Französischen das Merkmal des höher Gebildeten. „Jack wäre ein gentleman, wenn er Französisch könnte,“ sagt Chaucer, der auch ein in England gesungenes französisches Lied erwähnt: „J'ai perdu tout mon temps et mon labeur.** Dafs das Französisch von Paris im 14. Jahrh. bereits längst verloren gegangen ist, weifs man aus Chaucers Charakteristik der Nonne, die als das Bild der feinen Dame hingestellt wird. (Ladies talk French, Furn. p. V.)

Eine höhere Bildung scheint das junge Mädchen des Zeitalters vorwiegend im Kloster erhalten zu haben, worüber man Chaucer v. 3945 vergleichen mag:

Sie war des Herrn Stadtpfarrers eignes Blut.
Sie war in einem Nonnenstift erzogen.
Denn Simkin sprach: Soll je ein Weib ich frein,
Mufs sie gebildet und noch Jungfer sein.
(Hertzbergs Übersetzung.)

Haus- und Schuldisciplin mufs übrigens das ganze Mittelalter hindurch als äufserst hart und blutig angesehen werden; man vergegenwärtige sich die Grundanschauung der christlichen Kirche des Mittelalters, dafs durch die zeitlichen Strafen des Menschen und seines Leibes die Seele von den ewigen Höllenstrafen befreit werden soll, um jede, auch die grausamste Strafe und Züchtigung als erlaubtes, ja gebotenes Disciplinarmittel der Kirche und ihrer Dienerin, der Schule, betrachten zu lernen. Man verbinde hiermit ferner die Vorstellung, dafs die Seele

---

* Schreiben also wurde nicht gelehrt. (Write court-hand, Shak.)

** „Die Sitte, Privatbriefe französisch statt lateinisch zu schreiben, kam bei uns bald nach 1270 auf.“ Hallam, Introd. to the Lit. of Eur. p. 40. — Schon im 12. Jahrh. galt das in England gesprochene Französisch für nicht gut. (Vergl. La Vie de Saint Alexis, Poème du XIe Siècle. Par Gaston Paris 1872.) ... dans la Vie de saint Thomas composé en 1173 heifst es „'Mis langage est bons, car in France fui nés.“

nur durch Demut und Reue das Paradies erjagen, dafs aber diese Demut am sichersten durch Schmerz und Pein erzeugt wird, um sich über keinerlei Härten und Grausamkeiten, die wir mitzuteilen haben, wundern zu müssen. Im übrigen aber ist die buchstäblich verstandene Bibel natürlich das oberste Gesetz, auch der Erziehung. Die Bibel aber sagt: Wer sein Kind lieb hat, der züchtigt es. Die Bibel empfiehlt die Rute, und dies wird — man weifs nicht seit wann* — auf jenes bekannte, noch heute in England mehr als irgendwo dominierende Produkt aus Birkenreisern bezogen.

So heifst es in den König Alfred zugeschriebenen Sprichwörtern (bei Mätzner, Altengl. Sprachproben): „Betere is child unboren thenne unbeten“ (Besser ist ein Kind ungezeugt als ungezüchtigt).

In den Proverbs of Hendyng aus der Zeit Edward II. (1307—1327) heifst es (bei Halliwell, Reliquiæ Antiquæ):

> Ne bue thi child never so duere,
> Ant hit wolle unthewes lerne,

---

* Über die höfische Erziehung vergl. ferner das Alexis-Lied Str. 7 (Redaktion des 11. Jahrh.):

> Fut batiziez si out nom Alexis.
> Qui l'out portet volentiers le nodrit;
> Pois li bons pedre ad escole le mist:
> Tant aprist letres que bien en fut guarniz;
> Pois vait li enfer l'emperedor servir.

Der junge Alexis lernt in der Schule die Wissenschaften, um dann, etwa als Page, dem Kaiser zu dienen. Die Redaktion des Liedes im 12. Jahrh. läfst diese Worte unverändert; in derjenigen des 13. Jahrh. aber heifst es Vers 56:

> Puis si le fisent a l'escole mener,
> Et l'escritnre enseignier et mostrer.
> En poc de tens sot bien lire et canter,
> Et en latin mont sagement parler,
> Et une loi gentement visiter.

Im 14. Jahrh. endlich, Str. 7:

> Et quant l'enfez fu tel qu'il savoit bien parler,
> Pour apprendre le firent a l'escole mener.
>
> 8. L'enfant que Jhesu Crist ama parfaitement
> A lire et e chanter aprist asez brement,
> E si scent en latin dire tout son talent;
> En lois et en decrez s'entendoit fermement.
>
> 9. Adonc le fist son pere de l'escole partir;
> Enguize d'escuier leconvint lors vestir;
> A la court l'empereur de Rome a la servir:
> L'enfant servi le roy du tout a son plezir.

Bet hit otherwhyle; (now and then)
Mote hit al habben is wille,
Woltou sultou hit wol spille (be spoiled)
Ant bicome a fule,
„Luef child leve byhoveth;“
Quoth Hendyng.

Man vergleiche auch:

Sothe childe behovid lore,
and leve childe som del more. (Rel. Ant. I, 194.)

Dem Sinne nach etwa:

Ein böses Kind das zücht'ge sehr,
Ein gutes noch ein Teilchen mehr.

In jenem merkwürdigen, teils allegorischen, vielfach stabreimenden Gedichte des 14. Jahrhunderts, „Peter der Pflüger“, heifst es:

My sire seide to me: That the levere child
The moore loore bihoveth. (Piers Ploughman v. 2545.)

Es entspricht vollkommen dem Deutschen: „Je lieber das Kind, um so schärfer die Rute.“ Die körperliche Züchtigung ist aber keineswegs nur auf Kinder beschränkt, sie hat als Disciplinarmittel der Kirche auf jeden, selbst auf Kaiser und König Anwendung, wie z. B. die sehr eingehenden Berichte hierüber bei Richard Löwenherz und Heinrich II. darthun. Diese Schläge (disciplina) sind nicht als Schande oder Erniedrigung zu betrachten, wie die kirchlichen Bestimmungen ausdrücklich hervorheben. (Vergl. Du Cange, Thesaurus Mediæ et Inf. Latin. s. v. Disciplina.) Und so wird man denn sagen müssen, dafs den Kindern in Altengland der Himmel nicht voller Geigen, sondern voller Ruten gehangen habe.

Englisch zu reden begann man in den Gelehrtenschulen Englands ums Jahr 1386. Bis dahin übersetzten die Kinder das Lateinische nicht in ihre Muttersprache, sondern ins Französische (vergl. Trevisa bei Warton, Hist. of E. Poetry 1, 5). Wir haben also anzunehmen, dafs Chaucer, dessen Geburt nicht ins Jahr 1328, sondern ungefähr um 1340 zu setzen ist, gleichsam noch in die französische Schule gegangen ist. Und seine ganze frühere Dichtung ist französische Romantik, erst in den letzten Decennien seines Lebens und des 14. Jahrhunderts

schwingt er sich in den Canterbury Tales zu jener unvergleichlichen Originalität auf.

Was aber noch einmal die absolute Unterwerfung des Kindes gegen die Eltern und überhaupt des Abhängigen unter den Gebietenden betrifft, so mögen einige Bemerkungen darüber aus dem wertvollen, wenn auch die Sache nicht erschöpfenden Werke von Matthew Browne, Chaucer's England (In two Voll. London 1869) hier Platz finden. Es heifst dort 1, 204:

„In the time of Chaucer English men had ceased to be slaves, the lowest and meanest of them; but the condition of the common people was of the kind in which the burden is felt, though the chain is away. It was a time of stern privilege and stern authority, when such words as king, lord, master, parent, 'prentice, labourer, had an oppressiveness of meaning in them we must make an effort to realize, if we realize it at all. William of Wykeham impressed labourers for the new works at Windsor Castle. Mothers inflicted the chatiment de l'enfance qui commence par alarmer la pudeur on marriageable daughters. Two such facts are as good as a thousand."

Als einen Beleg hierfür führen wir eine Stelle aus dem oben erwähten „Peter dem Pflüger" an, einem Werke, das in gewissem Sinne bereits als revolutionär und Bundesgenosse der Wicleffitischen Bewegung betrachtet wird. Es heifst dort (VI, 80):

Dame worche-whan-tyme is Piers wyf higte,
His dougter higte do-rigte-so-or-thi-dame-shal-th-bete,
His sone higte suffre-thi-souvereynes-to-hauen-her-wille
Deme-hem-nougte-for-if-thow-doste-thow-shalt-it-dere-abugge (abide).

Dame „Arbeite-wenn's-Zeit-ist" hiefs Peters Weib.
Seine Tochter hiefs „Thue-Recht-so;-oder-deine-Dame-wird-dich-schlagen".
Sein Sohn hiefs „Lafs-deine-Gebieter-ihren-Willen-haben-
Urteile-nicht-über-sie;-denn-wenn-du's-thust-wirst-du-es-teuer-büfsen."

---

* Shakesp. Wie es Euch gefällt 1, 1, 5: „Why should I that am a gentleman borne passe my time in such unnatural drudgery? Were it not better either in Paris to become a scholler, or in the court a courtier." Cf. Delius, Jahrb. 6, 229; cf. Zupitza, Shakesp. über Schulen, Schüler p. 4:

Sie ist in feiner Bildung so voraus,
Als an Geburt zurück.

Cf. Elze, When You see me.

Werfen wir nun einen Blick auf die im 14. und 15. Jahrh. gegründeten und bereits vorhandenen englischen Gelehrtenschulen, so sind folgende hervorzuheben (vergl.: The Great Schools of England By Howard Staunton, New Edition, London 1869, 596 pp.): Exeter (Devonshire) 1332, Winchester (Hampshire) 1387, Penrith (Cumberland) 1395, Enfield 1418, Oswestry vor 1413, Eton 1440, Higham Ferres (Northamptonshire) 1422, Ipswich (Suffolk) vor 1477, Sudbury (Suffolk) 1491, Ludlow (Shropshire) aber schon vor 1284.* Keine der genannten Grammar Schools aber kann uns in höherem Grade interessieren als die von Eton. In einem mit echt englischer Pracht ausgestatteten, kostbar illustrierten Werke ist die Geschichte des berühmten Instituts neuerdings behandelt worden: „A History of Eton College (1440—1875)“ by H. C. Maxwell Lyte, M. A. London 1875 (Macmillan). Geschmückt ist das Buch unter anderem mit dem Bildnis des Gründers von Eton, König Heinrich VI. (1440).

Wohl darf man sagen, dafs die ganze an blutigen Umwälzungen so reiche Geschichte Englands ihren Durchzug gehalten hat durch die klösterlichen Pforten jener hocharistokratischen Erziehungsanstalt bei London, dafs alle Ereignisse, die Jahrhunderte lang England erschüttert haben, ihren folgenschweren Wiederhall fanden in den Säulen- und Kirchenhallen zu Eton. Der ursprünglich rein kirchliche Zweck der Schule ist selbstverständlich. Das Muster von Winchester war bereits vorhanden, dessen Schule der oben erwähnte William of Wykeham, Kanzler von England unter Richard II. und Bischof von Winchester (1386) gegründet hatte. Zu Eton wie in dem zwei Jahre später von demselben Henry VI. gestifteten King's College Cambridge wurden siebzig Knaben und siebzig fellows durch fürstliche Munificenz erhalten. Waynflete war der erste head master zu Eton (1442, vergl. Chamber's Life of Waynflete). Über die erste Zeit des Bestehens geben ferner die

* Man mufs aber in erster Linie wissen, dafs Schulen, auch die Gelehrtenschulen, der Wohlthätigkeit ihren Ursprung verdanken: es waren Anstalten christlicher Barmherzigkeit, zugleich Hospitäler, wie Blue Boys School in London. Nicht der Staat sorgte für allgemeine Schulbildung des Volkes, einzelne Korporationen vielmehr, wie Merchant Tailors, hatten ihre eigenen Schulen.

Briefe der Familie Paston unschätzbare Auskunft (cf. The Paston Letters, Knight's edition).

Zu wahrhaft inhaltreicher Anschaulichkeit aber gestaltet sich unsere Kenntnis des englischen Schul- und Erziehungswesens erst in dem auf allen Gebieten des Lebens epochemachenden 16. Jahrhundert. Noch in die letzten Jahre des 15. Jahrhunderts aber fällt die erste Reise des berühmtesten Gelehrten des Zeitalters, des Erasmus von Rotterdam nach England. Sie fand statt im Jahre 1497. Erasmus ist von allem, was er in England sieht, entzückt und rühmt die englische Schule und Bildung der Zeit auf Kosten der deutschen.* Es ist sehr anerkennenswert, dafs gerade ein Engländer, der gelehrte Hallam (Introduction etc.), darauf hinweist, dafs dies den Thatsachen nicht entsprochen habe, dafs das Urteil des Erasmus, wie sehr oft bei dem auf die Gunst der Grofsen angewiesenen, nicht völlig zuverlässigen Manne, gefärbt sei. Besonders lobt Erasmus die Universität Oxford. In einem Briefe vom 5. Dezbr. 1497 wird des damals kaum 18jährigen Thomas Morus mit dem überschwenglichsten Lobe Erwähnung gethan. Und in der That fand wohl kaum zwischen zwei Männern des Zeitalters eine gröfsere innere Harmonie statt als zwischen Erasmus und dem nachmaligen Kanzler Heinrichs VIII., Thomas Morus. Beide bekämpfen mit den schneidigen Waffen des Witzes und der Ironie die Schäden der Zeit, beide von gleicher Humanität erfüllt gegenüber den Härten und Roheiten der damaligen gesetzlichen Zustände: beide sind in einem für das 16. Jahrhundert fast beispiellos hohen Grade frei von religiösen Vorurteilen. Mit gleicher Unbefangenheit urteilt Thomas Morus in der berühmten „Utopia"** (1516) und Erasmus im „Lobe der Narr-

---

* In sehr düsterem Gegensatze aber zu Erasmus' Lob der englischen Gelehrtenbildung steht die Schilderung der Volksbildung in England in Thomas Morus' „Utopia": „Millionen von Kindern überlassen Sie dem Verderbnis einer fehlerhaften und unmoralischen Erziehung. Die Verführung macht diese jungen Pflanzen, die für die Tugend erblühen könnten, unter Ihren Augen verwelken" (p. 22).

** Die Utopia predigt die Rückkehr zur Natur und zur Virtue und baut ein ideales Reich auf dem harten Grunde des damaligen England auf, dessen sociale Schäden und Zustände grell genug beleuchtet werden von der Hand des berühmten Staatskanzlers. Es steckt viel von Rousseaus Rückkehr zur Natur und Tugend in dem kühnen Büchlein.

heit" (Laus Stultitiæ, Encomion Moriæ). Die Utopia erschien im selben Jahre, in welchem Erasmus die erste Ausgabe des Neuen Testamentes in griechischer Sprache veröffentlichte. Erasmus und Morus endlich tragen beide zur Förderung der Reformation, wenn auch in sehr verschiedenem Grade, indirekt bei, ohne von der katholischen Kirche sich trennen zu wollen.

Um aber zum Jahre 1497 zurückzukehren, so ist in demselben Pynsons Druck des Terenz erschienen, die erste Ausgabe eines Klassikers im engeren Sinne des Wortes in England. Allerdings wird Ovids Buch De Arte amandi, ein vom Mittelalter so bevorzugtes Buch, in den oben erwähnten Paston letters (zwischen 1463 und 1469) als ein im Familienbesitze befindliches Buch erwähnt. Die englische Prosa endlich nimmt mit dem 16. Jahrh. einen neuen Aufschwung: Thomas More's Life of Edward V. (1483), um 1509 geschrieben, gilt für das älteste Denkmal einer guten englischen Prosa.

Einer kleinen Anzahl ausgezeichneter Männer, wie Grocyn, Linacre, Latimer, Fisher, Colet und vor allem Th. More gelang es nun, ihren Freund Erasmus zur Übersiedelung nach Cambridge zu bestimmen, um dort das Griechische zu lehren (1511). Vergl. Hallam a. a. O. p. 204. Die Studenten aber waren zu arm, um ihm irgend etwas zu bezahlen, auch hatte er nicht viel Schüler. Vergl. Erasmus' Brief CXXIII, 16. Okt. 1511.

Im selben Jahre (1511) gründete der genannte Colet, Dekan an St. Paul, die berühmte Gelehrtenschule von St. Paul; auch veröffentlichte er eine lateinische Grammatik. Bis dahin nämlich scheint das 1497 erschienene Buch „Lac puerorum" das verbreitetste derartige Lehrbuch in England gewesen zu sein. Eine eingehendere, fast panegyrische Schilderung der St. Pauls-Schule und der dortigen Erziehungsart giebt Erasmus (Brief 335) vom Jahre 1522. Im Jahre 1524 endlich äufsert derselbe Erasmus, dafs England, obgleich so weit entfernt von Italien, diesem Lande in Schätzung der Gelehrsamkeit am nächsten stehe. Vom Hauptlehrer der Paulsschule endlich heifst es in den Statuten von 1518, dafs derselbe auch im Griechischen bewandert sein soll „iff such may be gotten".

Was aber Erasmus' Berichte über England betrifft, so ver-

gessen wir nicht zu erwähnen, dafs er im „Lobe der Narrheit“ als dasjenige, worauf der Engländer besonders stolz zu sein pflege, die Musik und den Gesang nennt. Wir wissen, wie der polyphone Gesang der Engländer auf dem Concil zu Kostnitz gerühmt wird, wie derselbe endlich trotz Hookers* Bemühungen (unter Elisabeth) allmählich von den Puritanern verdammt und verachtet wird. Wir dürfen aber einen Bericht des Erasmus über englische Schuldisciplin nicht übergehen, so wenig auch feststeht, auf welche Anstalt im besonderen derselbe sich bezieht.

Staunton (The Great Schools of England 1865, p. 176) bezieht dieselbe auf Dr. Colet, also auf die Paulsschule: „Novi theologum quendam, et quidem domestice, maximi nominis, cujus animo nulla crudelitas satisfaciebat in discipulos, quum magistros haberet strenue plagosos. Id existimabat unice, et ad dejiciendam ingeniorum ferociam, et ad edomandum ætatis lasciviam pertinere. Nunquam agitabat convivium apud gregem suum, nisi quemadmodum comœdia exeunt in lætam catastrophen, ita post cibum sumptum unus aut alter protaheretur virgis lacerandus; et interim sæviebat, et in immeritos, nimirum ut assuescerent plagis (cf. Locke). Ipse quondam astiti proximus, quum a prandio ex more puerum evocaret, annos natum (ut opinor) decem. Recens autem a matre venerat in eum gregem. Præfatus est, illi matrem esse cum primis piam fœminam, ab ea sibi puerum studiose commendatum. Mox, ut haberet occasionem cædendi, cœpit objicere nescio quid ferociæ, quum nihil minus præ se ferret puer, et innuit illi cui collegii præfecturam commiserat ut cæderet. Ille protinus dejectum puerum ita cecidit, ut qui sacrilegium commisisset. Theologus semel atque iterum interpellavit, satis est, satis est. At carnifex ille fervore surdus peregit suam carnificinam pene usque ad pueri syncopen. Mox theologus versus ad nos. Nihil commeruit, inquit, sed erat humiliandus; nam hoc verbo est usus. Quis unquam ad eum

---

* Hooker erhebt im Gegensatz zu einer rein biblischen Welt- und Lebensanschauung die Vernunft zum höchsten Princip: er stellt dieselbe ausdrücklich über die Offenbarung, ganz im Gegensatz zu Luther, der die Vernunft, sobald sie in religiösen Dingen mitsprechen wollte, die „Hure des Teufels“ nennt. Lord Bacon sagt: Wissen ist Macht (Knowledge itself is power). Und Shakespeare nennt die Science die Führerin zur Gottheit.

modum erudivit mancipium? imo quis asinum?“ — Erasmus, De pueris instituendis.

„Ich kenne einen Theologen und zwar genau, von bedeutendem Ansehen, dem keine Grausamkeit gegen Schüler Genüge that, während er strenge und häufig züchtigende Lehrer hatte. Er meinte, dies gehöre sich durchaus, um den Trotz der Geister zu beugen und den der Jugend eigentümlichen Leichtsinn zu bändigen. Niemals hielt er die Mittagsmahlzeit mit seiner Schar, ohne dafs, gleichwie Komödien ein heiteres Ende nehmen, nach Tische einer oder der andere hervorgezogen wurde, um mit Ruten zerprügelt zu werden. Und bisweilen wütete er auch gegen Unschuldige, damit sie sich nämlich an Schläge gewöhnten. Ich selbst habe einmal dicht dabei gestanden, als er nach gewohnter Art einen Knaben von Tische aufrief von vielleicht zehn Jahren. Derselbe war erst jüngst von der Mutter zu jener Schar gekommen. Zur Einleitung sagte er, seine Mutter sei eine vorzüglich fromme Frau, der Knabe sei ihm von derselben angelegentlich empfohlen. Um sodann eine Veranlassung zum Schlagen zu haben, warf er ihm irgend welchen Trotz vor, während der Knabe nach nichts weniger als danach aussah, und nickte demjenigen, dem er die Leitung des Kollegiums anvertraut hatte, zu, er solle schlagen. Jener streckte sofort den Knaben nieder und prügelte ihn in einer Weise, als ob er das gröfste Verbrechen (Kirchenschändung) begangen hätte. Der Theologe rief zu wiederholten Malen dazwischen: ‚Es ist genug, es ist genug.‘ Jener Henkersknecht aber, taub in seiner Hitze, setzte seine Fleischerei fort, beinahe bis zur Bewufstlosigkeit* des Knaben. Darauf wandte sich der Theologe zu uns und sagte: ‚Er hat nichts begangen, mufste aber gedemütigt werden.‘ Denn diesen Ausdruck gebrauchte er. Wer hat jemals einen Sklaven so erzogen? Ja, wer einen Esel?“ — Erasmus: „Von der Knabenerziehung.“

Dafs aber ähnliche Züchtigungen in den englischen (ebenso wie in den deutschen) Schulen des Zeitalters nichts Ungewöhn-

* Ähnliches führt Palsgrave 1530 an: „I mase, I stonysshe, I bestourne, You mased (= to amass, überhäufen) the boye so sore with beating that he coulde not speake a worde.“ Cf. „The Babees Book“ (15. sæc.) ed. Furnivall „The inordinate beating of boys by schoolmasters“.

liches waren, lehren unzählige Stellen. Und immer ist die Form der Züchtigung dieselbe: der Knabe bekommt die birkene Rute auf den blofsen Hintern und zwar häufig bis aufs Blut. (Cf. King Lear I, 4: Lear: When were you wont to be so full of songs, sirrah? Fool: I have used it, nuncle, ever since thou madest thy daughters thy mothers: for when thou gavest them the rod and putt'st down thine own breeches,

> Then they for sudden joy did weep,
> And I for sorrow sung.)*

Wie wir aber in der oben mitgeteilten Stelle die Schulzucht auf theologisch-christliche Motive (die Demütigung) zurückgeführt sahen, so tritt dies auch noch nach einer anderen Richtung hin zu Tage. Der Freitag nämlich, der in ganz England als Fasttag heilig gehalten wurde, war in Eton, Westminster und Winchester auch der Züchtigungstag (flogging day), an welchem die Bestrafung für die während der letzten Woche begangenen Sünden und Fehler erfolgte (vergl. The Public Schools by W. L. Collins p. 94 bei Lyte, Eton p. 145). Man hat nachstehende lateinische Verse darüber:

> Proh! dolor, heu! Veneris lux sanguinolenta propinquat;
> Sanguineamque voco, nam si peccaveris hujus
> Hebdomadæ spatio, pœnas patiere cruentas;
> Flecte genu, puerique duo, qui rite vocantur,
> Demittunt ligulas, manibusque ligamina solvent.

So wird also das Licht des Freitags ein „blutiges" genannt, wegen der blutigen Strafen, welche der Knabe für die „Peccata" der Woche mit gebeugtem Knie zu empfangen hat. Die beiden Knaben, welche den zu Züchtigenden dabei die Beinkleider herabzuziehen haben, finden wir auch in einer modernen Schilderung Etons: dieselben haben den Zweck, den-

---

* Dafs die Kinder vor der Schule, die 6 Uhr früh begann, grofse Furcht hatten, ist wohl erklärlich; das sagt auch Shakespeare, Romeo II, 2:

> Love goes toward love, as school-boys from their books;
> But love from love, toward school with heavy looks.

Dafs kleinere Knaben, wie Oliv. Goldsmith seiner Zeit, von Lehrerinnen unterrichtet wurden, ist sehr alt in England: Im Drama „The Antipodes", by Rich. Broome, 1633, heifst es: tell their school-mistress What truants they are, and bid her pay them soundly."

jenigen, der etwa nicht stille halten sollte (was aber selten vorkomme), an Widerspenstigkeit zu verhindern.

Als ein besonders strenger Lehrer zu Eton wird der gelehrte und geistreiche Nicholas Udall (geb. 1504 in Hampshire), der Verfasser des ersten sogen. regelmäfsigen Lustspiels der Engländer, des Ralph Roister Doister (vor 1552 geschrieben) bezeichnet. Udall war persönlicher Freund des Erasmus und übersetzte Werke desselben ins Englische. Ein früherer Schüler desselben, Thomas Tusser, gentleman, sagt in „The Author's Life“ (1573):

From Powles I went,
to Aeton sent,
To learne straight wayes,
the Latin phraise.
Where fiftie three*
stripes given to mee,
at once I had:

* Vergl. aus deutschen Schulen: R. Schmidt, Gesch. der Pädagogik, herausgegeben von Wichard Lange, 3. Aufl., Bd. III, S. 323. In einer vermutlich gegen Ende des 17. Jahrh. von einem Pfarrer verfafsten Schrift, betitelt: „Sieben böse Geister; welche heutiges Tages gemeiniglich die sog. Dorfschulmeister regieren, als der stolze, der faule, der grobe, der falsche, der böse, der nasse, der dumme Teufel, welchem nachgehunken kommt der arme Teufel,“ heifst es: „Wenn der Herr Schulmeister das Henkersamt verwaltet, da mufs der arme Sünder Katz aushalten; ja er mufs selbst, will er nicht anders bis auf das Blut gestrichen sein, das Schlofs von den Hosen aufschliefsen, überbücken und sich parat halten, da ihm dann der Schulmeister das Urtheil vordecliniret:

Nominativo:	Leg dich,
Genitivo:	Streck dich,
Dativo:	Über die Bank,
Accusativo:	Mach's nicht lang,
Vocativo:	Es thut mir weh,
Ablativo:	Thu es nicht meh!

Andere Schulmeister halten, um das Strafamt desto bequemer verwalten und jede Widersetzlichkeit der von Ehrgefühl und Angst gefolterten Schüler unmöglich zu machen, eine oben angenagelte, unten feststehende Leiter in Bereitschaft, in welche der Schuldeliquent steigen, oben den Kopf und unten die Beine durchstecken und diejenige Stellung annehmen mufs, welche für die Execution besonders bequem ist. Da kriegt nun der Schulmeister seine Henkersruthe und einen Eimer voll Wasser hervor, hauet, peitschet und tummelt den armen Schelm auf posteriori herumb, dafs er schreyet, dafs man's übers dritte Haus hören möchte, höret auch nicht auf, bis dafs dicke Schwülen auflauffen und das Blut an den Beinen herunterläuft. Und da macht der Schulmeister einen rechten Glaubensartikel draufs, dafs die Ruthe fromme Kinder mache, weswegen auch die Kinder die Ruthe, wenn sie schon fünfzigmal sie berührt, mit grofser Andacht herzen und küssen müssen, wobei sie ihnen das schöne Sprüchlein vorbeten: ‚Ach du liebe Ruthe, du thust mir viel zu gute!‘“

For fault but small,
or none at all, (vergl. Erasmus, Colet)
It came to passe,
thus beat I was,
See Udall see,
the mercy of thee,
to mee poore lad.

Es liegt aber zu sehr in der Natur der Sache, dafs auch in den Zeiten der härtesten Disciplin Stimmen laut wurden, welche eine Milderung derselben verlangten. Dies geschieht denn auch in dem mehrfach merkwürdigen, wenn auch heutzutage wunderlich anmutenden Buche „The Scholemaster“, erschienen um 1570. Verfasser desselben ist Roger Ascham (geb. 1515 in Yorkshire), Lehrer der Königin Elisabeth. Roger Ascham, der den Deutschen durch den Umstand besonders interessiert, dafs sein Buch überfliefst vom Lobe des Johann Sturm, des grofsen deutschen Pädagogen und Latinisten in Strafsburg, eröffnet sein Werk, ähnlich den Platonischen Schriften, mit einer Unterhaltung im Freundeskreise folgendermafsen:

„Als die grofse Pest in London war, im Jahre 1563, befand sich Ihre Majestät die Königin in ihrem Schlosse zu Windsor. Dort wollte am 10. Dezember ein glücklicher Zufall, dafs in Sir William Cecils, Ihrer Hoheit erstem Sekretär Zimmer, folgende Personen zusammen speisten: der Herr Sekretär selbst, Sir William Peter, Sir J. Mason, D. Wotton, Sir Richard Sackville, Kämmerer der Schatzkammer, Sir Walter Mildmaye, Schatzmeister, Master of Requestes (der Bittgesuche), Mr. John Astley, Master of the Jewel house (Kleinodienkammer), Mr. Bernard Hampton, Mr. Nicasius und ich. Die meisten dieser Anzahl gehörten Ihrer Majestät sehr ehrenwertem Geheimrate an, und die übrigen dienten ihr in sehr guter Stellung. Ich war nun froh und freue mich noch in der Erinnerung, dafs mir das Glück so wohl wollte, an jenem Tage dort zu sein, in der Gesellschaft so vieler weisen und guten Männer, wie schwerlich damals in ganz England wieder auserlesen werden konnten.

Der Herr Sekretär hatte diese Gewohnheit, mochte sein Kopf noch so voll der wichtigsten Angelegenheiten des König-

reiches sein, so schien er sie doch bei Tische stets beiseite zu legen; und er findet stets eine passende Gelegenheit, von anderen Dingen in heiterer Weise zu sprechen, am liebsten aber von Unterricht und Gelehrsamkeit; und darin hört er gewifs die Meinung des Geringsten an seiner Tafel höflich an.

Als wir noch nicht lange Platz genommen hatten, sagte der Herr Sekretär: Es sind mir sonderbare Nachrichten überbracht worden, heute morgen, dafs verschiedene Schüler von Eton von der Schule davongelaufen sind, aus Furcht vor Schlägen. Dabei nahm der Herr Sekretär Veranlassung, den Wunsch auszusprechen, dafs viele Schulmeister etwas mehr Einsicht (discretion) bei Anwendung der körperlichen Strafe anwenden möchten, als gewöhnlich der Fall sei. Denn sie bestraften oftmals mehr die Schwäche der Natur als den Fehler des Schülers. Und dadurch seien viele Schüler, die sich abgesehen hiervon als tüchtig erwiesen haben würden, dahin gebracht, das Lernen zu hassen, bevor sie wüfsten was Lernen bedeute; und so hätten sie den Wunsch, ihre Bücher aufzugeben, und wären froh, für irgend welchen anderen Lebensberuf verwandt zu werden.

Mr. Peter sagte, bei seiner etwas strengen Natur, einfach, die Rute allein wäre das Schwert, das die Schule in Gehorsam und den Schüler in guter Ordnung halten könnte. Mr. Wotton, ein Mann von milder Natur, mit sanfter Stimme und wenigen Worten, neigte sich dem Urteil des Herrn Sekretärs zu und sagte: Nach meiner Meinung sollte das Schulhaus thatsächlich, wie sein Name (Ludus literarum) besagt, ein Haus des Spiels und des Vergnügens sein, und nicht der Sklaverei und der Knechtschaft, und wie ich mich erinnere, sagt das Sokrates in einer Stelle des Plato (de Rep. 7). Und wenn daher eine Rute die Furcht eines Schwertes hervorruft, so ist es kein Wunder, wenn diejenigen, die furchtsam von Natur sind, lieber das Spiel (Ludus) aufgeben, als stets in Furcht vor einem Schwerte in eines thörichten Mannes Hand zu schweben. Mr. Mason, nach seiner Art, lachte über beide Parteien, indem er ergötzlich sich belustigte ebensowohl über die widerspenstigen Streiche vieler verwegenen Jungen als über die geringe Einsicht mancher ungebildeten (leude) Schulmeister.

Mr. Haddon* war vollständig der Meinung des Mr. Peter und sagte, dafs der beste Schulmeister unserer Zeit der gröfste Schläger wäre, und er nannte die Person.** Obgleich, sagte ich, es sein Glück war, in der That einen der besten Gelehrten unserer Zeit von der Schule zur Universität zu schicken, so sind doch weise Männer der Meinung, dafs dies mehr infolge der grofsen Gelehrigkeit des Schülers als der strengen Züchtigung des Lehrers der Fall war; und ob dies wahr ist oder nicht, das könnt ihr selbst am besten bezeugen. Ich sagte etwas weiterhin in der Sache, wie und weshalb zarte Kinder leichter durch Liebe angelockt als durch Schläge angetrieben würden, sich tüchtigem Lernen zuzuwenden; und ich war um so kühner, meine Meinung hierüber zu sagen, weil der Herr Sekretär mich höflich dazu aufmunterte; im übrigen nämlich ist es in solcher Gesellschaft, und namentlich in seiner Gegenwart, meine Gewohnheit, mich mehr der Ohren zu bedienen, als die Zunge zu gebrauchen.

Sir Walter Mildmaye, Mr. Astley und die übrigen sagten sehr wenig: nur Sir Richard Sackvill sagte gar nichts. Nach Tische ging ich hinauf, um mit der Königin Majestät zu lesen. Wir lasen damals zusammen in griechischer Sprache, wie ich mich wohl erinnere, jene edle Rede des Demosthenes gegen Äschines wegen seines falschen Verhaltens auf seiner Gesandtschaft zu König Philipp von Macedonien. Sir Rich. Sackville kam bald darauf hinauf, und da er mich im geheimen Kabinett Ihrer Majestät fand, nahm er mich bei der Hand, zog mich an ein Fenster und sagte: Mr. Ascham, ich möchte um vieles Geld nicht heute am Tische gefehlt haben. Denn obgleich ich dort nichts gesagt habe, so habe ich doch ebenso gut acht gegeben und erwäge das Gespräch, das geführt wurde, so gut wie irgend einer dort gethan hat. Der Herr Sekretär sagte sehr weise

* Mr. Haddon steht übrigens in höchsten Ehren bei Roger Ascham. Ja, er stellt denselben sogar über alle seine Landsleute, wenn er Scholem. p. 112 sagt: „Yet when his talke (die Rede eines guten Lateiners) shalbe heard, or his writing be read, of soch one, as is, either of my t w o d e a r e s t f r i e n d s, Mr. H a d d o n at home, or J o h n S t u r m i u s in G e r m a n i e, that Nimium in him, which f o o l e s and u n l e a r n e d (!!) will most commend, shall either of thies two, bite his lippe, or shake his heade at it.“

** Nicholas Udall, der Verf. des Ralph Roister Doister, ist doch wohl gemeint.

und höchst richtig, dafs mancher gute jugendliche Kopf (many yong wittes) dazu gebracht werde, Gelehrsamkeit zu hassen, bevor er wisse, was Gelehrsamkeit sei. Ich kann das selbst sehr wohl bezeugen; denn ein einfältiger (fond) Schulmeister vertrieb mir, bevor ich voll vierzehn Jahr alt war, durch Furcht vor Schlägen so alle Liebe zum Lernen, dafs ich jetzt, da ich weifs, welcher Unterschied es ist, Gelehrsamkeit zu besitzen und wenig oder gar keine zu haben, es als meinen gröfsten Schmerz fühle und es als meinen gröfsten Kummer empfinde, der mir jemals begegnet ist, dafs es mir so übel erging, an einen so üblen Schulmeister zu geraten. Da ich aber sehe, dafs es ganz vergeblich ist, über Vergangenes zu klagen, andererseits aber weise, die Zukunft ins Auge zu fassen, so will ich, wenn Gott es will und mir Leben gewährt, dies mein Mifsgeschick zur Veranlassung eines guten Geschicks für den kleinen Robert Sackville, meines Sohnes Sohn machen. Und für seine Erziehung möchte ich mich gerne, wenn es Ihnen so beliebt, Ihres speciellen guten Rates bedienen. Ich höre sagen, dafs Sie einen Sohn haben, der gerade von seinem Alter ist. Bestimmen Sie einen Schulmeister, der nach Ihrer Anweisung meinen Sohn und den Ihrigen unterrichten soll, und für alles Übrige will ich sorgen, mögen die drei mir auch ein paar hundert Pfund das Jahr kosten; und im übrigen werden Sie mich als einen so eifrigen Freund gegen Sie und die Ihrigen erfinden wie irgend einen, den Sie haben. Und dieses Versprechen hielt mir der würdige Gentleman bis zu seinem Todestage.

Wir hatten dann weiter ein Gespräch zusammen über die Erziehung von Kindern, über die Natur der schnellen und langsamen Köpfe (wittes), über die rechte Wahl eines guten Kopfes, über Furcht und Liebe beim Unterricht der Kinder. Wir gingen von Kindern zu jungen Leuten, namentlich Gentlemen über, wir sprachen über ihre zu grofse Freiheit, zu leben wie sie Lust hätten, darüber dafs man sie zu bald frei gewähren lasse, dafs sie zu viel böse Erfahrung sammelten, im Gegensatz zur guten Ordnung vieler guten alten Republiken der Perser und Griechen; vom Verstande, der ungeeignet, und vom Glücke, das man sich verschaffe, zuweilen nur durch Erfahrung ohne Gelehrsamkeit. Und schliefslich ersuchte er mich sehr angelegentlich, mich

darüber auszusprechen, was ich von der Gewohnheit der Engländer hielte, nach Italien zu gehen.“ *

R. Ascham erzählt nun weiter, wie er über jene Gespräche so eifrig nachgedacht, dafs er die folgende Nacht nur wenig geschlafen habe. Westminster Hall könne seine körperlichen und seelischen Leiden zu jener Zeit bezeugen. Leider starb der treffliche Sir Rich. Sackville bald darauf und Ascham legte sein angefangenes Werk wieder beiseite. „Nur mit weinendem Auge konnte ich dasselbe betrachten, indem ich mich an denjenigen erinnerte, der der einzige Urheber desselben war.“ Erst nach zwei Jahren geht er wieder an die Arbeit.

„Doch manche Leute, die freundlich genug von Natur, doch von geringem Urteil in gelehrten Dingen sind, meinen, ich wendete zu viel Zeit und Mühe auf diese Kinder-Angelegenheiten. Diese guten Leute aber sind niemals in Sokrates' Schule erzogen worden, der klar sagt, dafs niemand eine schönere Aufgabe angreift als derjenige, der sich um gute Erziehung bekümmert, sowohl in Bezug auf seine eigenen als die Kinder anderer Leute.“ (Plato im Eingang des Theagis.)

Im ferneren Verlaufe seiner Darstellung wird nun R. Ascham nicht müde, Freundlichkeit beim Unterricht im Gegensatz der gewöhnlichen Prügelmethode zu verlangen. Er empfiehlt hierüber besonders das Buch seines hochverehrten Freundes Johannes Sturm in Strafsburg: „De Institutione Principis“, an den Herzog von Kleve gerichtet, nachzulesen.

In Bezug auf Bibelstellen wie Qui parcit virgæ odit filium bemerkt er, dafs dieselben sich mehr auf Züchtigung von seiten des Vaters für das Betragen als auf das Schlagen des Lehrers um des Lernens willen bezögen. „Denn alle schlechten Charakterzüge, wie Lüsternheit, Lügen, Stehlen, Trägheit, Eigensinn, Trotz und Ungehorsam sollten mit scharfer Züchtigung täglich ausgerottet werden.“

Gelegentlich werden übrigens die verschiedenartigsten Dinge berührt: So bricht der Verf. (p. 67) in die gröfsten Lobeserhebungen auf seine jungfräuliche Königin aus: „Ja, ich glaube,“ heifst es dort, „dafs aufser ihrer vollkommenen Fertigkeit im

* Über die Reiselust der Engländer im 16. und 17. Jahrh. sprechen wir an anderer Stelle.

Lateinischen, Italienischen, Französischen und Spanischen sie jetzt hier in Windsor mehr Griechisch jeden Tag liest als manche Präbendarien der Kirche in einer ganzen Woche.“ Kaum ein oder zwei der besten Köpfe erreichten in vielen Jahren zu Oxford und Cambridge den Bildungsgrad der Königin. „Möchte doch Englands Adel, so wünscht unser Autor, diesem Beispiel folgen. Leider aber haben schlechte Beispiele immer mehr Gewalt als gute.“ Soweit Ascham.

Am englischen Hofe wird im 16. Jahrh. das Institut der „Prügelknaben“ (souffre douleur) erwähnt: ein etwas älterer Knabe wurde mit dem jungen Prinzen zusammen erzogen und der erstere für die Fehler des letzteren verantwortlich gemacht — er sollte auf denselben acht geben — und gestraft. Wir finden dies sehr lebhaft dargestellt in dem Drama: When You See Me You know Me, or The famous Chronicle Historie of King Henrie the Eight, by Samuel Rowly (p. 46 ed. Karl Elze). Wir befinden uns am Hofe Heinrich VIII.:

Enter Cranmer, Doctor Tye [doctor of music, was musical preceptor to the children of Henry VIII. and organist of the royal chapel] and young Browne meets them with the Prince's cloak and hat.

Cranmer.

How now, young Browne, what have you there?

Browne.

The prince's cloak and hat, my lord.

Cranmer.

Where is his grace?

Browne.

At tennis, with the marquess Dorset.

Cranmer.

You and the marquess draw the prince's mind
To follow pleasure and neglect his book,
For which the king blames us. But credit me,
You shall be soundly paid immediately.

Browne.

I pray ye good my lord, I'll go and call
The prince away.

Cranmer.

Nay, now ye shall not: who's within there? Ho!

Enter Servant.

Servant.

My lord!

Cranmer.

Go bear this youngster to the chapel straight,
And the master of the children whip him well:
The prince, sir, will not learn, and you shall smart for it.

Browne.

O, good my loid, I'll make him ply his book to-morrow.

Cranmer.

That shall not serve your turn; away, I say. [Exit Browne.
So, sir, this policy was well devised:
Since he was whipped thus for the prince's faults,
His grace hath got more knowledge in a month,
Than he attained in a year before,
For still the fearful boy, to save his breech,
Doth hourly haunt him, wheresoe'er he goes.

Tye.

'Tis true, my lord, and now the prince perceives it,
As loth to see him punish'd for his faults,
Plies it of purpose to redeem the boy:
But pray, my lord, let's stand aside awhile,
And note the greeting 'twixt the prince and him.

Cranmer.

See where the boy comes, and the king's fool with him;
Let's not be seen, but list their conference. [Exeunt.

Re-enter young Browne with Will Summers.

Will.

Nay, boy, an ye cry, you'll spoil your eye-sight: come, come, truss up your hose, you must hold fast your wind …

Browne.

For what, fool?

Will.

Why, for the mote in thine eye; is there not one in't? wherefore dost thou cry else?

Browne.

I pr'y thee, Will, go call the prince from the tennis-court.

Will.

Dost thou cry for that? nay, then I smell a rat: the prince has,

played the truant to-day, and his tutors has drawn blood of thy buttock for't. Why, boy, 'tis honourable to be whipped for a prince.

Browne.

I would, he would either leave the tennis-court and ply his book, or give me leave to be no courtier.

Will.

Ay, for I'll be sworn thy breech lies in the hazard about it, but look, little Ned, yonder he comes.

Enter the Prince and the young Marquess, with their rackets, divers attending.

Marquess.

Some rubbers for the prince!

Servant.

Here, my good lord.

Prince.

One take our rackets and reach me my cloak;
By my faith, marquess, you are too hard for me.

Marquess.

Your grace will say so, though ye over-match me.

Prince.

Why, how now Browne? what's the matter?

Browne.

Your grace loiters and will not ply your book, and your tutors has whipped me for it.

Prince.

Alas, poor Ned, I am sorry for it, I'll take the more pains and entreat my tutors for thee: yet, in truth, the lectures they read me last night out of Virgil and Ovid, I am perfect in; only I confess, I am something behind in my Greek authors.*

Will.

And for that speech they have declined it upon his breech.

Prince.

And for my logic, thou shalt witness thyself, I am perfect: for now will I prove that, though thou wert whipped for me, yet this whipping was good for thee.

Browne.

I'll hardly believe you, my lord, though Ramus himself should prove it: well, proba.

* Die beiden Knaben müssen wenigstens 12—14 Jahre alt gedacht werden.

Prince.

Mark my problem. Bona virga facit bonum puerum: bonum est, te esse bonum puerum, ergo bona virga res bona est. And that's this, Ned: — A good rod makes a good boy: 'tis good that thou shouldst be a good boy, therefore a good rod is good.

Will.

Nay, by'r lady, the better the rod is, 'tis the worse for him, that's certain: but dost hear me, boy? since he can prove a rod to be so good, let him take't himself the next time.

Prince.

In truth, I pity thee and inwardly I feel the stripes thou bearest, and for thy sake, Ned, I'll ply my book the faster: in the mean time thou shalt not say but the Prince of Wales will honourably reward thy service; come, Browne, kneel down.

Will.

What, wilt thou knight him, Ned?

Prince.

I will: my father has knighted many a one, that never shed drop of blood for him, but he has often for me.

Will.

O brave! he looks like the Mirror of knighthood already.

Enter Compton.

Compton.

Clear the presence, gentlemen, the king is coming.

Prince.

The king? God's me, reach me my book, call my tutors in: come, Browne, I'll confirm thy knighthood afore the king.

Marquess.

Here be your tutors, my lord, and yonder the king comes.

Enter the King.

Prince.

Health to your majesty.

King.

God ha' mercy, Ned! Ay, at your book so hard? 'ti, well, 'tis well! Now, bishop Cranmer, and good doctor Tyes I was going to the gallery and to have had your scholar with me, but seeing you're so busy, I'll not trouble him. Come on, Will, come! go you along with me, what make you among the scholars here?

Will.

I come to learn my qui, quæ, quod, to keep me from the rod: marry, here's one was whipped in pudding time, for he has gotten a knighthood about it. Look, oh Harry, does he not look more furious than he was wont?

King.

Who, Will? young Browne? God's Mary mother! his father is a gallant knight, as any these south parts of England holds.

Will.

He cannot compare with his son, though: if he were right Donzel de Phebo, or the very knight of the Sun himself, yet this Knight shall unhorse him.

King.

When was he made a knight, Will?

Will.

Marry, i'th' last action: I can assure you, there was hot service, and some on 'em came so near him, they had like to smell on't: but when all was done, the poor gentleman was pitifully wounded in the back parts, as may appear by the scar, if his knightship would but untruss there.

King.

But who knighted him, William?

Will.

That did Ned here: and he has earned it too, for I am sure, this two year he has been lashed for his learning.

King.

Ha, how? Come hither, Ned; is this true?

Prince.

It is, my lord, and I hope your highness will confirm my deed.

King.

Confirm it? God's holy mother, what shrewd boys are these!
Cranmer and Tye, do ye observe the prince?
Now, by my crown, young Ned, thou'st honoured me:
I like thy kingly spirit that loves to see
Thy friends advanced to types of dignity.
Young knight, come hither! what the prince hath done
We here confirm: be still Sir Edward Browne!

But hear me, Ned, now you have made him knight,
You must give him some living, or else 'tis nothing.

Am Schlufs äufsert

Browne.

I hope, my lord, they dare not whip me now.

King.

By'r lady, sir, that's doubtful.

Zusatz. S. 131. Chaucers Squire konnte schreiben. Doch ist die Kenntnis noch in Shakespeares England gewifs nicht allgemein gewesen (cfr. J. Cade in Shakesp. II. 6). Über Schuldisciplin in Queen Elizabeths Zeit vergleiche die bekannte Erzählung bei Staunton, Great Schools p. 57: „In 1554, on the occasion of their marriage in the Cathedral and attended solemn service in St. Mary's Church; and in 1570 Queen Elizabeth followed the example of her royal predecessors. On this visit it was that the Queen, pleasantly asking one of the scholars whether he had ever endured the famous Winton birch, received the happy response:

Infandum, Regina, jubes renovare dolorem.

In Shakesp. King Richard II. V, 1 sagt die Queen zum King:

and wilt thou, pupil-like,
Take thy correction mildly? kiss the rod ...?

Dies war Schulvorschrift. So heifst es z. B. in den „Ordres" der grammar school at Uttoxeter, seitens des Gründers der Schule: „Item. I will that all my scholars shall love and reverence my scholmaster, and gently receive punishment of him for faults, sub pœna expulsionis." (Two Gentl. of Verona I, 2: like a testy babe, will scratch the nurse, And presently all humbled kiss the rod.) — In Measure for Measure I, 4 sagt der Herzog:

Now, as fond fathers,
Having bound up the threat'ning twigs of birch,
Only to stick it in their children's sight
For terror, not to use, in time the rod
Becomes more mock'd than fear'd.

Molières „École des Femmes“
und
Wycherleys „Country Wife“.

In betreff der Beziehungen Wycherleys zu Molière gehen im allgemeinen die Urteile der Forscher dahin, dafs Wycherley sich den grofsen französischen Vorgänger zum Muster genommen, dafs er den Stoff zu den bekanntesten seiner Lustspiele, dem „Plain Dealer“ und der „Country Wife“ Molièreschen Stücken entnommen habe. Voltaire sagt in seiner Abhandlung über die englische Komödie:* „Les Anglais ont pris, ont déguisé, ont gâté la plupart des pièces de Molière.“ Der erste Name, den er nennt, ist Wycherley. In Macaulays Essay über die Lustspieldichter der Restauration** finde ich folgende Zeilen: „The Country Wife is borrowed from the ‚École des Maris‘ and the ‚École des Femmes‘. The groundwork of the Plain Dealer is taken from the ‚Misanthrope‘ of Molière. One whole scene is almost translated from the ‚Critique de l'École des Femmes‘.“ Auch Mahrenholtz*** hat in seinem trefflichen Werke über Molière unter den Nachahmern des Dichters an erster Stelle Wycherley aufgeführt. Allerdings betont er mit besonderem Nachdruck, dafs, was z. B. den Plain Dealer betreffe, eine unleugbare Verwandtschaft mit den Personen des Misanthrope nicht vorhanden sei. Ebenso behauptet er, die „Contry Wife“ sei nicht vielmehr in Molières Geiste geschrieben. Diese letztere Bemerkung nun hat mich zu vorliegender Arbeit veranlafst. Das „nicht viel mehr“ möchte ich bestimmen, ich möchte unter-

---

* Mélanges littéraires, tome I, p. 254.
** Critical and Historical Essays, vol. II, p. 578.
*** Molières Leben und Werke XIV, p. 327 f.

suchen, was denn Wycherley aus Molière entlehnt hat, als er seine „Country Wife“ schrieb. Über die Zeit der Abfassung dieses Stückes haben wir keine verbürgte Nachricht, ja wir müssen sogar den eigenen Worten des Dichters Mifstrauen entgegenbringen, wie Macaulay ausdrücklich hervorhebt. Wycherley war ein eitler Mann; so gefiel er sich denn in seinen alten Tagen darin, von den Erfolgen seiner Jugend zu erzählen und besonders zu rühmen, wie früh er schon habe Verse machen und Dramen schreiben können. Da gab er denn an, im Alter von ein- oder zweiunddreifsig Jahren habe er die „Country Wife“ verfafst. Das würde das Jahr 1671 oder 1672 sein. Macaulay will der Wahrheitsliebe des Dichters nicht zu nahe treten, er sucht die wahrscheinlich falsche Angabe durch Gedächtnisschwäche zu erklären. Wie dem aber auch sein mag, eins wissen wir bestimmt, dafs das Stück erst im Jahre 1675 auf der Bühne erschien. Molières „École des Femmes“ war aber schon im März 1663 im Druck erschienen.

Macaulay behauptet auch eine Benutzung der „École des Maris“. Jedoch würde ich über den Rahmen dieser Arbeit hinausgreifen, wollte ich auch diese Möglichkeit in den Kreis der Untersuchung hineinziehen. Ich will nur die „Country Wife“ mit der „École des Femmes“ vergleichen.

Die Personenverzeichnisse ergeben folgende Parallelfiguren:

Molière.	**Wycherley.**
Arnolphe, autrement M. de La Souche.	Mr. Pinchwife.
Agnès, jeune fille innocente, élevée par Arnolphe.	Mrs. Margery Pinchwife.
Horace, amant d'Agnès.	Mr. Horner.

Die Nebenfiguren, bei Molière sechs, bei Wycherley zwölf, stimmen nicht überein. — Zur Vergleichung dienen folgende offenbar verwandte Stellen:*

Arnolphe.	Mr. Pinchwife.
1. Et c'est assez pour elle, à vous en bien parler, De savoir prier Dieu, m'aimer, coudre, et filer. (I, 1.)	No, no: she has no Beauty but her Youth, no Attraction but her Modesty, wholesome, homely, and huswifely; that's all. (I, 6.)

* In dem mir in der Ausgabe von 1731 vorliegenden Stücke von Wycherley, welches der Einteilung nach Scenen vollständig ermangelt, habe ich der Übersichtlichkeit halber diese Einteilung vorgenommen.

2. Je veux — — — — —; En un mot, qu'elle soit d'une ignorance extrême: (I, 1.)	No, Sir, I thank you, good Wives and private Soldiers shou'd be ignorant. (I, 6.)
3. Épouser une sotte est pour n'être point sot. (I, 1.)	'Tis my Maxim, he's a Fool that marries; but he's a greater that does not marry a Fool: (I, 6.)
4. Mais une femme habile est un mauvais présage: (I, 1.)	What is Wit in a Wife good for, but to make a Man a Cuckold? (I, 6.)
5. Moi, je serais cocu? (IV, 8.)	My wife shall make me no Cuckold, (I, 6.)
6. Quoi qu'il m'arrive, au moins aurai-je l'avantage De ne pas ressembler à de certaines gens Qui souffrent doucement l'approche des galants. (IV, 8.)	Well, Gentlemen, you may laugh at me, but you shall never lie with my wife! (I, 6.)
7. De grâce, excusez-moi, j'ai quelque autre embarras. (IV, 8.)	I must; I have Business at home. (I, 6.)
8. Oui. Mais que faisait-il étant seul avec vous? (II, 6.)	—, but what did he do whilst the Fruit came? (IV, 3.)
9. Cet aveu qu'elle fait avec sincérité Me marque pour le moins son ingénuité. (II, 6.)	—; but for this Confession, I am oblig'd for her Simplicity. (IV, 3.)
10. Je veux, pour espion qui soit d'exacte vue, Prendre le savetier du coin de notre rue. (IV, 5.)	—; and be sure you come not within three Strides of the Window, when I am gone; for I have a Spy in the street. (IV, 3.)
10a. Il faut que j'aie ici l'âme bien patiente! (I, 3.)	I must have a City-Patience. (III, 7.)
10b. Je vais trouver une voiture. (V, 5.)	Let me see first if the Coach be at this Door. (III, 7.)
11. Enfin j'ai vu le monde, et j'en sais les finesses. (IV, 5.)	I know the town. (I, 6.)

12. Gardez-vous d'imiter ces coquettes vilaines Dont par toute la ville on vante les fredaines, Et de vous laisser prendre aux assauts du malin, C'est-à-dire d'ouïr aucun jeune blondin. (III, 2.)	Ay, my Dear, you must love me only; and not be like the naughty Town-Women, who only hate their Husbands, and love every Man else, love Plays, Visits, fine Coaches, Clothes, Fiddles, Balls, Treats, and so lead a wicked Town-Life. (II, 2.)

Man beachte die frappante Übereinstimmung der zehnten Ehemaxime mit den Schlufsversen des dritten Aktes.

13. Des promenades du temps, Ou repas qu'on donne aux champs, Il ne faut point qu'elle essaie. Selon les prudents cerveaux, Le mari dans ces cadeaux Est toujours celui qui paie. (III, 2.)	The Gallant Treats presents, and gives the Ball; But 'tis the absent Cuckold pays for all. (III, 8.)
14. Je sais qu'en vous flattant le galant ne désire Que de vous abuser, et puis après s'en rire. (II, 6.)	I promise you, you lye; for he wou'd but ruin you, as he has done hundreds: He has no other Love for Women, but that such as he look upon Women, like Basilisks, but to destroy 'em. (II, 2.)
14a. Vous — — —, — voulez, quoi qu'il coûte, Apprendre du blondin quelque chose? (V, 4.)	You will learn that and other Things too. (IV, 3.)
15. Voilà, friponne, à quoi l'écriture te sert; (III, 4.)	I have taught you to write Letters to good purpose — (IV, 12.)
16. Et, contre mon dessin, l'art t'en fut découvert. (III, 4.)	I wish you cou'd not at all (write). (IV, 3.)
17. L'évènement trompe un peu vos souhaits; Mais tous les amoureux ne sont pas satisfaits. (V, 9.)	A man so well made as you are, must needs be disappointed, if the Women declare not their Passion at first Sight or Opportunity. (IV, 10.)

Vergegenwärtigen wir uns den Zusammenhang, dann werden wir am besten die Bedeutung der gegebenen Citate würdigen können. Arnolphe teilt seinem Freunde Chrysalde mit, dafs es seine feste Absicht sei zu heiraten. Chrysalde warnt. Er er-

innert Arnolphe daran, dafs gerade er es stets gewesen sei, der belächelt und verhöhnt habe die Männer, die das Unglück gehabt hätten, von ihren Frauen getäuscht zu werden. Nun wolle er sich selber der Gefahr aussetzen? Wie werde man erst über ihn lachen als Rache dafür, dafs er so viel über andere gelacht habe. Indessen ist Arnolphe weit entfernt, einer derartigen Warnung Gehör zu schenken. Ihm kann so etwas nicht passieren. Er kennt die Kniffe und Schliche der Frauen. Auch kann diese Möglichkeit bei ihm gar nicht in Frage kommen, da seine künftige Gattin die Unschuld und Einfalt selber sei. Er verabscheut die Frauen von Bildung, die seinige braucht nur beten, lieben, nähen und spinnen zu können. — Herr Pinchwife hat ein Weib genommen, er ist in die Stadt gekommen eines Processes wegen. Die Freunde, besonders Horner, necken ihn mit der sicheren Aussicht eines Hahnreis. Horner ist erstaunt, dafs sein Freund Pinchwife sich verheiratet hat, der doch immer ein so eifriger Liebhaber von Buhldirnen gewesen sei. Er, der die Stadt und die Frauen so genau gekannt habe, wolle nun selber anfangen, der Getäuschte zu sein? Aber gleich Arnolphe glaubt auch Herr Pinchwife einer derartigen Eventualität aus dem Wege gegangen zu sein, denn er hat keine Londonerin geheiratet. Damit meint er ganz dasselbe wie Arnolphe, dessen Zukünftige „die ganze Unschuld" hat. Nur die Londonerinnen gelten als untreu. Als Horner fragt, ob denn Pinchwifes Frau schön und jung sei, will er von Schönheit nichts wissen. Ihre Vorzüge sind: Jugend, Bescheidenheit, Gesundheit, Häuslichkeit und Praxis im Haushalten. — Über die Bildung der Frauen haben Arnolphe und Herr Pinchwife ganz dieselben Ansichten. Beide sind für absolute Unwissenheit. Beide halten es für eine grofse Thorheit, ein Mädchen zu heirathen, dessen hervorstechende Eigenschaft nicht Dummheit sei. Beide glauben, dafs eine kluge Frau dem Manne nur Schaden bringen könne. Weil diese Voraussetzung nun bei ihnen nicht zutrifft, haben sie sich bereits in die süfse Sicherheit eingewiegt, dafs sie gegen solche Gefahr gewappnet seien. Nur mit gerechtem Unwillen können sie antworten, als man ihnen das Los der Betrogenen in Aussicht stellt. Und sollte wirklich einmal jemand sich ihren Frauen zu nähern versuchen, dann wird er an ihnen seinen Mann fin-

den. — Als Chrysalde sich nach dem Abendessen erkundigt, zu dem ihn Arnolphe eingeladen hatte, um ihm Gelegenheit zu geben Agnès kennen zu lernen, da entschuldigt sich Arnolphe mit einem dringenden Geschäfte. Ganz ähnlich Herr Pinchwife, als Horner ihn dringend auffordert, im Kreise seiner Freunde zu dinieren. — Das Unerhörte ist eingetreten: bei Agnès hat sich ein junger Mann eingeschlichen, Frau Pinchwife in den Kleidern ihres Bruders ist ihrem Gatten, als derselbe sie einen Augenblick aus den Augen liefs, von Horner entführt und mit Obst und Küssen in freigebigster Weise bewirtet worden. Die armen Geschöpfe müssen beichten, und da stellen Arnolphe und Herr Pinchwife die Kardinalfrage: Was thaten die Verführer, als die so wichtige dritte Person sich entfernt hatte? Das naive Geständnis der beiden versichert die Eifersüchtigen aufs Unwiderleglichste von der Unschuld derselben. Indessen sollen die umfassendsten Vorkehrungen getroffen werden, um eine Wiederholung des Geschehenen zu verhüten. Arnolphe will den Schuhflicker von der Strafsenecke als Spion annehmen. Herr Pinchwife glaubt eines solchen nicht zu bedürfen, vielmehr schon völlig genug gethan zu haben, wenn er seiner Gattin weis macht, es stände ein Aufpasser auf der Strafse. — Arnolphe sowohl als auch Herr Pinchwife prahlen damit, dafs sie wissen, wie es in der Welt und speciell in der grofsen Welt zugeht; sie kennen die mancherlei Abwege und Abenteuer, die sich den Frauen dort bieten. Sie geben beide den Frauen, die sie doch so gern für sich behalten wollen, dieselben Mafsregeln für ihr eheliches Verhalten, die sich kurz dahin zusammenfassen lassen, dafs sie eben ganz anders leben sollen wie andere Frauen. — Wie beide über den Hahnrei denken, zeigt uns die Vergleichung der zehnten Ehemaxime mit den Schlufsversen des dritten Aktes. Sie stimmen vollkommen darin überein, dafs Gastmähler, Geschenke und Bälle arrangiert werden in letzter Linie auf Kosten des Hahnreis. — Wir finden ferner eine merkwürdige Übereinstimmung in dem Verfahren, welches beide einschlagen, um die Objekte ihrer Liebe an ihre Person zu fesseln. Sie bemühen sich beide, denselben einzureden, der Galan habe es auf ihr Verderben abgesehen. — Als Arnolphe aus dem Munde des Horace erfährt, dafs dieser von Agnès

einen Liebesbrief erhalten hat, verwünscht er den Tag, wo er ihr einen Schreiblehrer gegeben hat. Ebenso Herr Pinchwife, als er seine Frau dabei überrascht, wie sie einen von Sehnsuch überflieſsenden Brief an Horner schreibt. — Daſs Arnolphe und Herr Pinchwife auch schadenfroh sein können, beweist das letzte Citat.

Agnès.	Mrs. Margery Pinchwife.
1. O, tant! il me prenait et les mains et les bras, Et de me les baiser il n'était jamais las. (II, 6.)	He kiss'd me a hundred Times. (IV, 3.)
2. Il jurait qu'il m'aimait d'une amour sans seconde. (II, 6.)	whom he said he lov'd with all his Soul. (IV, 3.)
3. Il m'a pris . . . (II, 6.)	Why he put — (IV, 3.)

In den Briefen, welche sie an die Geliebten schreiben, finden sich folgende drei Stellen:

4. „Je veux vous écrire, et je suis bien en peine par où je m'y prendrai.“ (III, 4.)	„First I am to beg your Pardon for my boldness in writing to you.“ (IV, 12.)
5. „Je sens — — — que j'aurai toutes les peines du monde à me passer de vous, et que je serais bien d'être à vous.“ (III, 4.)	„Therefore, I hope you will speedily find some Way to free me from this unfortunate Match.“ (IV, 12.)
6. „Et je pense que j'en mourrais de déplaisir.“ (III, 4.)	„For I can defer no longer our . . . our . . .“ (IV, 12.)
7. Oui, je l'aime. (V, 4.)	For I do love Mr. Horner with all my Soul. (V, 9.)
8. —, vous ne m'aimez pas autant que je vous aime. (V, 3.)	—, if you love me, as I do you. (IV, 12.)
9. Las! il est si bien fait! (II, 6.)	For he's a proper, goodly strong Man. (IV, 3.)
10. Voulez-vous que je mente? (V, 4.)	Since you'll have me tell more Lyes — — — (V, 10.)
11. Je n'aurai pas le cœur . . . (II, 6.)	I can't abide to write such filthy Words. (IV, 3.)

12. A vous dire le vrai, je n'ai pu m'en défendre. (II, 6.)	Not unless he shou'd force me. (IV, 3.)
13. — Vous pouvez juger, s'il en eût demandé, Que pour le secourir j'aurais tout accordé. (II, 6.)	'Tis hard, let me tell you, to resist him. (IV, 3.)
14. Je ne vous reconnais point, pour moi, quand on se moque. (II, 6.)	Nay, now you jeer, Sir; pray, don't jeer me — (III, 7.)
15. — Que vous me ferez aise! (II, 6.)	O may I so! then I'm satisfied. (IV, 3.)
16. Courroucé! Mais pour quoi, faut-il qu'il s'en courrouce? (II, 6.)	Why dost thou look so fropish? who has nanger'd thee? (II, 2.)
17. Hélas! si vous saviez — — Le présent qu'il m'a fait — (II, 6.)	O dear Bud, look you here what I have got, see. (III, 7.)
18. Pourquoi me criez-vous? (V, 4.)	O Lord, Bud, why d'ye fright me so? (IV, 12.)
19. Hélas, vous le pouvez, si cela peut vous plaire. (V, 4.)	What care I, d'ye think to frighten me with that? (V, 7.)
20. — Et la raison, de grâce? (II, 6.)	O wou'd you make me believe that — (V, 7.)
21. Je veux rester ici. (V, 9.)	I don't know the way home, so I don't. (V, 7.)

Die drei ersten gegenübergestellten Citate enthalten Eröffnungen, welche Agnès und Frau Pinchwife genötigt sind, ihrem Vormund resp. Gatten zu machen. Es handelt sich um das Liebesabenteuer, das den Unschuldigen passiert ist. Sie erzählen wie kleine Kinder. Sie denken gar nicht daran, etwas zu verheimlichen. Sie haben ihr Vergnügen gehabt und sind nun voller Lobes über die „süfsen“ Männer, die ihnen die heiligsten Liebesbeteuerungen gemacht haben. Agnès hat nämlich auf dem Balkon gesessen, um im Freien zu arbeiten. Da hat sie denn wohl ab und zu die Augen ein wenig von der Arbeit abgewendet und die schönen Bäume betrachtet, die das Haus umgaben. Unter diesen Bäumen nun hat sie einen hübeshen

jungen Mann erblickt, der unter artiger Verbeugung ihr einen Grufs sendet. Um nicht unhöflich zu erscheinen, erwidert sie den Grufs; er grüfst abermals, sie dankt, und das geht so fort bis zur Dämmerung. Sie hat jedesmal geglaubt wieder grüfsen zu müssen, damit der junge Mann nicht denken könnte, sie sei weniger höflich als er. Am anderen Morgen erscheint eine alte Frau an ihrer Thür, die mit schmeichelnden, listigen Worten für den jungen Mann um die Erlaubnis bittet, Agnès besuchen zu dürfen. Gern wird die Erlaubnis gewährt. Die Besuche gehen vor sich, so verliebt und zärtlich wie möglich. An dieser Stelle setzen die Citate ein. — Ein ähnliches Abenteuer hat Frau Pinchwife gehabt. Nach langem Bitten ist ihr Mann mit ihr ausgegangen, um die neue Börse zu besichtigen. Aus Angst jedoch vor der Verführung durch Horner hat er ihr befohlen, die Kleider ihres Bruders anzuziehen. So glaubt er wenigstens einigermafsen sicher zu gehen. Horner und seinen Freunden gegenüber, die ihnen bald begegnen, giebt er sie für den Bruder seiner Frau aus. Unter dieser Firma glauben nun Horner, Harcourt und Dorilant, die sehr bald das Richtige vermuten, die Frau Pinchwife ungeniert küssen zu dürfen. Der Herr Gemahl steht zähneknirschend dabei, er mufs alles geschehen lassen, auch darf er seine Wut nicht zeigen, denn seine Frau gilt ja als sein Schwager. In einem unbewachten Augenblicke, als er sich nach dem Wagen umsieht, wird seine Gattin von Horner entführt. Die drohenden Rufe Altheas und Lucys vermögen die That nicht zu verhindern. Herr Pinchwife, von dem Geschehenen in Kenntnis gesetzt, stürmt hin und her wie ein Wahnsinniger. Unterdessen hat Horner die Frau Pinchwife in ein neben der Börse gelegenes Haus getragen. Er hat sie mit den kostbarsten Früchten bewirtet, nebenbei es aber an Zärtlichkeiten aller Art nicht fehlen lassen. Nach einiger Zeit hat er sie dann zu ihrem Gatten zurückgeführt, beladen mit Orangen und getrockneten Früchten. Sie ist ganz entzückt von der Liebenswürdigkeit des Herrn Horner, auch soll ihr Mann zu Hause mitessen von „des schönen Herrn guten Dingen“. — Die dann folgenden drei Citate sind den Briefen entnommen, welche Agnès und Frau Pinchwife an die Geliebten schreiben. Beide haben sich der List bedienen müssen, um diese Briefe

an ihre Adresse zu befördern. Agnès hat auf Befehl Arnolphes den stürmischen Liebhaber, der diesmal die Thür geschlossen fand, vom Balkon aus mit stolzen Worten abgewiesen und einen Stein nach ihm geworfen. An diesen Stein jedoch — und das geschah nicht mehr auf Befehl Arnolphes — hatte das schlaue Mädchen ein billet doux befestigt, dessen Inhalt mit ihren harten, abweisenden Worten in eigentümlichem Widerspruch stand. Da es das erste derartige Schriftstück ist, welches sie verfafst, weifs sie nicht recht, wie sie es anfangen soll. Frau Pinchwife befindet sich auch in einer Zwangslage. Sie mufs nach dem Diktat ihres Gatten an Horner einen Brief schreiben, in welchem letzterer mit den schmutzigsten Schimpfworten belegt wird. Es ist viel von Ekel und Abscheu darin die Rede. Allein während Herr Pinchwife sich entfernt, um Wachs und eine Kerze zu holen, schreibt sie rasch einen anderen Brief voll von Zärtlichkeiten und Liebesversicherungen und — vertauscht die beiden Briefe. Herr Pinchwife macht sich auf den Weg nach Horners Wohnung mit dem vermeintlichen, von ihm diktierten Absagebrief. Mit siegesgewissem Lächeln übergiebt er denselben in Horners Hände. Die von ihm bei Horner erhoffte Wirkung bleibt allerdings aus. Inzwischen hat Frau Pinchwife in verschlossenem Zimmer gesessen und ihre unfreiwillige Haft dazu benutzt, einen weiteren Brief an Horner zu schreiben. Wenn es nun auch nicht der allererste Liebesbrief ist, den sie schreibt, wie dies bei Agnès der Fall war, so hält sie es doch für angezeigt, für ihre Kühnheit um Entschuldigung zu bitten. — Agnès fühlt sich schon durch tausend Fäden an Horace gekettet, sie glaubt nicht mehr ohne ihn leben zu können, es giebt kein gröfseres Glück für sie, als mit Horace vereint zu sein. Von denselben Gefühlen wird Frau Pinchwife bewegt. Auch sie fühlt sich unglücklich in den gegenwärtigen Verhältnissen und wünscht nichts sehnlicher, als von Horner daraus befreit zu sein. — Man hat Agnès gesagt, dafs alle jungen Männer Betrüger sind, dafs sie nur darauf ausgehen, die Mädchen zu verführen. Aber sie, die unschuldige, kann das nicht glauben, wenigstens nicht von ihrem Horace. Von ihm betrogen zu werden, würde ihr Tod sein. Auch Frau Pinchwife will wissen, wie sie daran ist, ob sie auch ebenso heifs geliebt wird, wie,

sie liebt. Wenn das der Fall ist, so hofft sie, wird Horner auch Mittel und Wege finden, sie zu der seinigen zu machen, solange es noch Zeit ist. — Das dann folgende Parallel-Citat (7) bedarf keiner Erläuterung. Auffallen mufs die Übereinstimmung der nächsten Citate. Agnès wird von Horace dem Arnolphe zugeführt, ohne dafs sie in ihm den Vormund erkennt. Sie ist ängstlich und vermag sich nur schwer von dem Geliebten zu trennen. Dieser stellt ihr die Notwendigkeit der Trennung vor. Sie bittet ihn, bald zurückzukommen. Er verspricht es bei seiner Liebe. Es folgen die zärtlichsten Beteuerungen beiderseits. Indes erlaubt sich Agnès einen leisen Zweifel auszusprechen an der Stärke seiner Neigung, denn sonst, meint sie, würde er sie jetzt nicht verlassen. Sie wirft Horace vor, dafs er ihre heifse Liebe nicht entsprechend erwidere. Fast dieselben Worte legt Wycherley seiner Country Wife in den Mund. In dem Briefe an Horner, dem wir schon mehrere Citate entlehnt haben, schildert diese nämlich in möglichst schwarzen Farben ihre ehelichen Verhältnisse. Dieser Schilderung läfst sie die feste Versicherung folgen, die sie hegt, — nämlich von Horner entführt zu werden. Nur einen Umstand setzt diese Zuversicht voraus: „if you love me, as I do you.“

Wie naiv plaudert Agnès es aus, dafs sie den jungen Mann entzückend findet! Wie auch er sich gefreut habe, ihr ins Auge zu sehen. In einem ähnlichen Entzücken schwelgt Frau Pinchwife. Als ihr Gemahl behauptet, keine Frau könne das Objekt gewaltsamer Zärtlichkeiten sein, wagt sie die kecke Bemerkung, gegen die Liebkosungen eines so feinen, freundlichen und „starken“ Mannes könne keine Frau taub sein. — Bemerkenswert ist das Anklingen der Worte im zehnten Citat. Arnolphe richtet an Agnès ganz erstaunt die Frage, ob sie ihn denn nicht liebe. Als sie nun gerade heraus mit Nein antwortet, traut er seinen Ohren nicht und fragt noch einmal. Da hat denn Agnès keine andere Antwort als: „Soll ich etwa lügen?“ Auch Frau Pinchwife ist das Lügen zuwider. Sie hat bereits vor aller Welt ihre Liebe zu Horner bekannt, ja sie hat sich derselben sogar gerühmt. Sie hat ihn bereits ihren „zweiten Gatten“ genannt. Nur mit Mühe läfst sie sich bewegen, zu dem zuletzt von Mittelspersonen gesponnenen Lügengewebe ihre

Zustimmung zu geben: „Since you'll have me tell more Lyes ...“ Als Agnès den ganzen Verlauf ihres Liebesabenteuers mit Horace getreulich berichtet hat, giebt ihr Arnolphe die für derartige Fälle nötigen Belehrungen und Anweisungen. Sie soll ihm die Thür vor der Nase zuwerfen und ihn benachrichtigen, dafs er künftig ihr Haus zu meiden habe. Dazu will Arnolphe aufpassen, dafs auch alle seine Anweisungen prompt befolgt werden. Da wagt Agnès die schüchterne Bemerkung: „Je n'aurai pas le cœur ....“ In gleicher Lage ist Frau Pinchwife. Ihr wird zugemutet, in dem Briefe, den sie auf das Diktat ihres Mannes an Horner schreibt, dessen Küsse und Umarmungen „nauseous“ und „loath'd“ zu nennen. Dagegen sträubt sich ihr Gefühl, sie erklärt, solche schmutzige Worte nicht schreiben zu können. — Im 12. und 13. Citat sprechen die beiden „Damen“ aus, wie schwer es sei, den Liebenswürdigkeiten der Bewerber kräftigen Widerstand entgegen zu setzen. — Mehr Interesse bietet Citat Nr. 14. Arnolphe hat der Agnès begreiflich gemacht, dafs man eine Todsünde begehe, wenn man sich von jungen Männern küssen und herzen lasse. Nur in der Ehe seien derlei Dinge erlaubt. Auf diese Erklärung hin hat denn Agnès nichts Eiligeres zu thun, als die Bitte auszusprechen: „Mariez-moi donc promptement.“ Als Arnolphe auf ihre Bitte eingeht, ist sie vor Verwunderung und Freude ganz aufser sich. Sie denkt natürlich nicht anders, als dafs sie ihren geliebten Horace heiraten solle. Als Arnolphe dem nicht zu widersprechen scheint, verspricht sie, gegen ihn recht zärtlich sein zu wollen. Arnolphe erwidert, dafs er es seinerseits an Zärtlichkeiten auch nicht fehlen lassen werde. Bei diesen Worten wird Agnès irre an dem, was sie vernimmt. Und da kommt die Stelle, die ich unter Nr. 14 angeführt habe. Sie glaubt Gegenstand des Spottes zu sein, sie fühlt sich gekränkt durch diesen Gedanken. Auch Frau Pinchwife glaubt sich verhöhnt. Ihr Mann hat sie mit auf die Neue Börse genommen. Um sich aber nicht der Gefahr des Hahnreis auszusetzen, hat er sie Mannskleider anlegen lassen. Er begegnet dem gefürchteten Horner und dessen Freunden Dorilant und Harcourt. Der „hübsche junge Herr“ gefällt ihnen. Herr Pinchwife giebt „ihn“ für den Bruder seiner Frau aus. Dieser Umstand giebt natürlich zu Vergleichen Anlafs. Die Herren

bewundern die frappante Ähnlichkeit zwischen Bruder und Schwester. Dem Dorilant ist die Schwester nicht bekannt, er meint aber, wenn dieselbe dem Bruder gleiche, müsse sie in der That sehr hübsch sein. Harcourt und Horner stimmen in das Lob ein. Harcourt sagt: „More beautiful than a Poet's first Mistress of Imagination.“ Horner fügt hinzu: „Or another Man's last Mistress of Flesh and Blood.“ Das geht denn doch der Frau Pinchwife zu weit, sie vergifst einen Augenblick ihre angenommene Männlichkeit und glaubt, man wolle sie verhöhnen.

Auch das 17. Citat ist wichtig für die Vergleichung. Agnès und Frau Pinchwife haben Geschenke angenommen von ihren Liebhabern. Sie prahlen damit vor den Männern, die allein Anspruch auf sie zu haben glauben. Fürwahr ein beachtenswertes Zeichen ihrer Naivetät! — Als sie von der für sie süfsen Frucht der verbotenen Liebe genascht haben, und als ihnen über diesen Punkt Aufklärungen gegeben werden, da ist es nicht so leicht, sie zu überzeugen. Das zeigt uns das 20. Citat. Agnès fragt, warum denn das eine Sünde sei. Frau Pinchwife vermag nicht einzusehen, weshalb nicht Horner ihr Gatte werden kann. Als Horner erklärt, dafs sie schon einen Gatten habe, beruft sie sich auf die Sitte der Londoner Frauen, die nach Belieben ihre Männer wechselten. Zusammenfassen können wir zuletzt die Citate 18, 19 und 21. Dieselben zeigen uns die beiden Naiven von einer ganz anderen Seite. Sie haben ihren eigenen Kopf. Sie sind nicht gewillt, sich dominieren zu lassen. Man hat sie überrascht, aber sie sind nicht verblüfft. Man droht ihnen, aber sie lassen sich nicht einschüchtern. Man will sie zu ihrer Pflicht zurückführen, aber sie erklären: wir bleiben.

Horace.	Mr. Horner.
1. Un air tout engageant, je ne sais quoi de tendre Dont il n'est point de cœur qui se puisse défendre. (I, 6.)	I never saw anything so pretty in all my Life. (III, 7.)
2. — — — Jaloux à faire rire? Sot? Je vois qu'il en est ce que l'on m'a pu dire. (I, 6.)	(Did not I tell you I wou'd raise his jealous Gall?) (III, 7.)

3. Il est vrai, je suis mal par ce retour funeste. (III, 4.)	A pox, they are come too soon — (V, 6.)
4. Eh! n'admirez-vous point cette adresse d'esprit? (III, 4.)	I wonder how she cou'd contrive it! (IV, 10.)
5. Comment! si vite! (III, 4.)	Why, what haste are you in? (III, 7.)
6. Mais ne sauriez-vous point, comme on la tient de près, Qui dans cette maison pourrait avoir accès? (III, 4.)	Why here comes one will help you to her. (III, 4.)
7. La place m'est heureuse à vous y rencontrer. (IV, 6.)	Oh, 'tis well you are come ... (V, 10.)
8. — — — Cette aimable personne A suivi les conseils que son amour lui donne, N'a plus voulu songer à retourner chez soi, Et de tout son destin s'est commise à ma foi. (V, 2.)	The poor Woman has call'd for Aid, and stretch'd forth her Hand. (IV, 11.)
9. C'est à vous seul aussi, comme ami généreux. Que je puis confier ce dépôt amoureux. (V, 2.)	Ay, the Devil take me, art thou, the most obliging, kind Friend ... in the World. (IV, 10.)
10. Un de mes gens la garde au coin de ce détour. (V, 2.)	My man shall wait upon you. (V, 7.)
11. Vous loger avec moi, ce serait tout détruire. (V, 3.)	You wou'd not take my Advice to be gone home, before your Husband came back, he'll now discover all. (V, 7.)
12. Entrez dans cette porte, et laissez-vous conduire. (V, 3.)	Come away into the next Walk. (III, 7.)
13. Quoi! vous pourriez douter de mon amour extrême! — — — — — — — — — — C'est qu'il est dangereux, Chère Agnès, qu'en ce lieu nous soyons vus tous deux. (V, 3.)	No, my Life, 'tis that I may love you long, 'tis to secure my Love, and your Reputation with your Husband, he'll never receive you again else. (V, 7.)

14. Je ne sais où j'en suis. (V, 9.)	But, what shou'd this mean? (IV, 10.)
15. Vous saurez pleinement ce surprenant mystère. (V, 10.)	I suppose the riddle is plain now. (V, 8.)

Horace ist seit neun Tagen in Paris. Sein Vater hat ihm einen Brief mitgegeben an seinen Freund Arnolphe. Doch hat der Sohn bislang diesen Brief nicht dem Adressaten übergeben können, da letzterer seit zehn Tagen auf dem Lande sich aufhält. Da begegnet er ihm auf einem öffentlichen Platze. Herzliche beiderseitige Begrüſsung. Der Brief wird übergeben und sogleich gelesen. Der Vater des Horace hat den Freund gebeten, im Notfalle dem Sohne mit Geld auszuhelfen. Als Arnolphe dies für ganz selbstverständlich erklärt, nimmt Horace die Gelegenheit wahr und entlehnt 100 Pistolen. Arnolphe fragt nun, wie es dem Horace denn in Paris gefalle. Er macht ihn darauf aufmerksam, daſs es in Paris leicht sei, ein zartes Verhältnis anzuknüpfen.

> Car les femmes y sont faites à coqueter:
> On trouve d'humeur douce et la brune et la blonde,
> Et les maris aussi les plus bénins du monde.

Auch verfehlt er nicht, dem jungen Horace auf Grund hoher körperlicher Vorzüge einen sicheren Erfolg in Aussicht zu stellen. Freudestrahlend und siegesbewuſst verkündet nun Horace sein Abenteuer mit Agnès. Und wie schön sie ist! (Citat Nr. 1). Horner hat aus dem Munde des Herrn Pinchwife selbst erfahren, daſs dieser sich verheiratet hat. Auch hat Herr Pinchwife zugegeben, daſs die ländliche Schönheit, mit der ihn Horner im Theater gesehen hat, seine junge Frau gewesen ist. Horner erklärt, er habe sich schon von weitem in dieselbe verliebt, ihre Schönheit habe ihn ganz bezaubert. Der vorsichtige Pinchwife will deshalb seine Gattin nur in Verkleidungen in die Öffentlichkeit führen. Sie hat groſses Verlangen, einmal die Neue Börse zu sehen. Der Wunsch wird gewährt unter der Bedingung, daſs sie die Kleider ihres Bruders anzieht. In diesem Kostüm nun kommt sie unter die Augen und bald auch in die Finger des gefürchteten Horner, der sie ganz en femme behandelt. — Das zweite Parallelcitat spricht von

der Eifersucht. Horace macht sich lustig über den Vormund seiner Agnès. Man hat ihm gesagt, er sei reich, aber keiner von den Klügsten, er sei ein lächerlicher Mensch, eifersüchtig bis zur Tollheit. Da Arnolphe, dem gegenüber er dies Urteil äufsert, versichert, dafs er den Mann kenne, und da er nicht widerspricht, glaubt Horace durch diesen das Gerede der Leute bestätigt zu sehen. Auch Horner macht sich lustig über den eifersüchtigen Pinchwife. Er und seine Genossen Harcourt und Dorilant küssen die als Mann verkleidete Frau Pinchwife unter den Augen des verzweifelnden Gatten. Und dann flüstert Horner den Freunden zu: Did not I tell you I wou'd raise his jealous Gall? —

Doch scheint den beiden Galans nicht immer die Sonne bei ihren Abenteuern. Es hat auch einmal tüchtig geregnet. Horace ist, als er Arnolphe zum zweitenmal begegnet, in ziemlich gedrückter Stimmung. Der Patron der Geliebten ist zurückgekehrt, hat Kenntnis bekommen von dem Liebeshandel und ist energisch dazwischengefahren. In ähnlicher, wenn auch nicht ganz so schlimmer Lage befindet sich Horner. Herr Pinchwife hat ihm seine Frau zugeführt — Herr Pinchwife hält dieselbe für seine Schwester Alithea, in deren Kleider sie sich gesteckt hat — und Horner glaubt dieselbe bis zum späten Abend bei sich behalten zu können. Zu dieser Zeit nämlich hatte sich eine gröfsere Gesellschaft „tugendhafter" Damen bei ihm anmelden lassen, um einen Maskenscherz aufzuführen. Nun passiert ihm das Malheur: diese Damen kommen zu früh, ehe er noch seine neue Geliebte, Frau Pinchwife, fortgeschickt hat. Da mufs er denn zu seinem beliebten Auskunftsmittel greifen und sie in ein Separatzimmer einschliefsen. Aber es ärgert ihn doch, dafs nicht alles nach dem Programm geht.

Die Citate 4 bis 7 erklären sich leicht. Horace und Horner wundern sich über den Scharfsinn der Geliebten, der denselben über die scheinbar gröfsten Schwierigkeiten hinweghilft. Sie fragen, was denn Arnolphe und Herr Pinchwife für eine grofse Eile haben. Sie sehen ein, dafs ein Helfershelfer in Liebesabenteuern von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist. Sie freuen sich, Männer zu finden, denen sie sich anvertrauen können.

Citat Nr. 8. Dasselbe enthält den Bericht der Liebhaber über die vertrauensvolle Hingabe der Geliebten. Horace erzählt Arnolphe, wie er noch glücklich mit heiler Haut den Prügeln entgangen sei, wie dann Agnès sich leise aus dem Hause geschlichen und zu ihm gekommen sei, um sich nie wieder von ihm zu trennen. Horner berichtet ähnliches seinem Freunde, dem Doktor Quack. Frau Pinchwife hat ihm nämlich in einem zärtlichen Briefe erklärt, wie unendlich sie ihn liebe, und wie gern sie einmal ein Stündchen mit ihm verplaudern möchte.

Eine der Stellen, in denen bei Molière sowohl als auch bei Wycherley das komische Element am frappantesten zur Geltung kommt, haben wir im 9. Citat. Das eminent Komische im Molièreschen Lustspiel beruht ja zum grofsen Teil auf dem Umstande, dafs der Liebhaber des Mädchens, ohne es zu wissen, den Patron desselben zu seinem Vertrauten macht. Diesen grofsen Vorteil, der eine ganze Reihe komischer Episoden im Gefolge hat, hat der englische Dichter sich entgehen lassen. Indes ist es ihm durch ein geschicktes Manöver gelungen, eine ähnliche Situation herbeizuführen. Ich meine die Vertauschung der an Horner gerichteten Briefe. Dadurch kommt folgende Situation zu stande. Herr Pinchwife überbringt dem Liebhaber seiner Frau einen Brief von derselben, der, wie er glaubt, derselbe ist, den er ihr diktiert hat und in dem sie dem verhafsten Horner den Laufpafs giebt. An dem ganzen Auftreten des Herrn Pinchwife merken wir es, wie er sich freut auf den niederschmetternden Eindruck, den seiner Meinung nach der Brief auf Horner machen mufs. Und nun sieht er gerade das Gegenteil. Nicht niedergeschmettert und beschämt steht der Liebhaber seiner Gattin ihm gegenüber, nachdem er den Brief gelesen hat, sondern unbefangen und ruhig. Auf die ironische Bemerkung des Herrn Pinchwife: „Now, I think, I have deserv'd your infinite Friendship, and Kindness, and have shew'd myself sufficiently an obliging kind Friend and Husband, am I not so, to bring a Letter from my Wife to her Gallant?“ hat Horner die fröhliche Antwort: „Ay, the Devil take me, etc.“ Er hat freilich auch gar keinen Grund traurig zu sein, hat er doch anstatt der vermeintlichen Absage der Geliebten eine völ-

lige Zusage erhalten. Was sagen wir nun zu dieser Wycherleyschen Komik? Gefallen mufs sie uns auch, aber sie hält doch einen Vergleich mit der Molièreschen nicht aus, sie grenzt doch allzusehr an das Possenhafte.

Die Citate 10 und 12 bedürfen keiner Erläuterung. Die Worte sprechen für sich selber. Aber das 11. Citat bietet neues Interesse für uns, es zeigt uns die beiden Liebhaber von einer ganz neuen Seite. Sie sind nicht immer siegesgewifs und sicher in ihrem Auftreten. Wo die Kühnheit nicht am Platze ist, lassen sie auch die Vorsicht und Berechnung zu ihrem Rechte kommen. Agnès hat ihr Los ganz in die Hände des Horace gelegt. Sie möchte am liebsten überhaupt nicht mehr von seiner Seite weichen. Offenbar hat sie dem Horace vorgeschlagen, er möge sie in seiner Wohnung beherbergen. Denn sonst könnte dieser von einem solchen Ansinnen nicht in so bestimmter Weise sprechen. Die Möglichkeit der Ausführung des Vorschlags der naiven Agnès kann natürlich bei dem weltgewandten jungen Manne nicht in Frage kommen. Es ist auch sehr bezeichnend für die Anschauung des Horace von den sittlichen Begriffen der Geliebten, dafs er gar nicht versucht, derselben das Unschickliche eines derartigen Verfahrens auseinanderzusetzen. Er weifs sehr wohl, dafs für die Reine alles rein ist, und dafs es ein thörichtes und vergebliches Bemühen sein würde, der unschuldigen und unverdorbenen Jungfrau eine Vorlesung über die Schranken des Moralischen und Konventionellen zu halten. Er sagt ihr deshalb einfach: „ce serait tout détruire.“ Ganz ähnlich spricht Horner. Er hat die Frau Pinchwife dringend gebeten, nach Hause zurückzukehren, ehe ihr Gatte heimkehrt, aber sie hat den Rat nicht befolgen wollen. Er hat ihr die Gefahr der Entdeckung ihrer Untreue durch ihren Gatten vor Augen gestellt, auch das hat nichts genützt, sie zur Rückkehr zu bewegen. Seine Worte sind sehr entschieden und bestimmt, gerade wie diejenigen des Horace. Dafs sie nicht befolgt werden wie bei Horace, ist nicht die Schuld Horners.

Citat Nr. 13. Agnès fühlt sich unglücklich darüber, dafs sie eine Weile von ihrem Horace getrennt sein soll. Sie erlaubt sich, einen leisen Zweifel zu äufsern an den Gefühlen des Ge-

liebten. Das kann natürlich der ehrliche Horace nicht über sich ergehen lassen, er glaubt es seinem Gewissen schuldig zu sein, dafs er seiner Agnès den Grund der kurzen Trennung nochmals auseinandersetzt. An seiner Liebe darf sie nicht zweifeln, aber es ist gefährlich, dafs sie draufsen zusammen gesehen werden. Auch an Horners Gefühlen ist gezweifelt worden. Frau Pinchwife hat sogar ihrem Zweifel einen recht drastischen Ausdruck gegeben: „what are you weary of me already?“ Gerade wie Horace sieht sich nun auch Horner veranlafst, seine Gründe anzugeben. Du mufst fortgehen, meint er, damit unsere Liebe nicht entdeckt wird, damit dein Ruf nicht leidet. — Beim letzten, dem 14. Citat, brauchen wir uns nicht aufzuhalten, es drückt einfach einen Zustand der Ungewifsheit aus, in dem Horace und Horner sich befinden. Auch das 15. Citat erklärt sich selbst.

Mehr Figuren als diese drei, Arnolphe und Herr Pinchwife, Agnès und Frau Pinchwife, Horace und Horner, stimmen in den beiden vorliegenden Dramen nicht überein. Auch habe ich in den Worten dieser drei Parallel-Figuren aufser den gegebenen keine weiteren Stellen finden können, die einen Anhalt zur Vergleichung geboten hätten. Aber es brauchen ja auch nicht Gedanken und Worte gerade der einander entsprechenden Personen zu sein, die eine Verwandtschaft beider Stücke dokumentieren. Der englische Dichter hat ja frei schalten können mit dem vorgefundenen Stoff. Er hat ja aufser den drei Hauptfiguren noch zwölf andere, denen er Gedanken und Worte, die ihm in dem französischen Stücke gefielen, in das Herz oder in den Mund gelegt haben kann. Solche Stellen mögen hier ihren Platz finden.

Molière.	Wycherley.
Laissons la fadaise. Arnolphe (I, 2).	Let us make an end of this Fooling. Alithea (IV, 2).
J'aurai certainement grande joie à le voir. Arnolphe (I, 6).	I shou'd be glad to see you at my House. Sir Jasper Fidget (I, 2).
Obéissez. Arnolphe (II, 6).	Let me have an Earnest of your Obedience. Sparkish (II, 3).

Songez qu'en vous faisant moitié de ma personne, C'est mon honneur, Agnès, que je vous abandonne. Arnolphe (III, 2).	But 'tis for your Honour too, I am concerned for. Alithea (III, 5).
La chose est un peu forte. Arnolphe (III, 4).	Now you begin to go too far indeed. Sparkish (III, 5).
De vos premiers progrès j'admire la vitesse. Arnolphe (III, 4).	You have made Use of your Time, Sir. Quack (IV, 4).
Eh bien! vos amourettes? Puis-je, seigneur Horace, apprendre où vous en êtes? Arnolphe (III, 4).	Well, Sir, how fadges the new Design? Quack (IV, 4).
La porte au nez! Arnolphe (III, 4).	What, the Door's lock'd? Mrs. Squeamish (IV, 7).
Voyez quel diable d'homme avec son entretien! Arnolphe (IV, 2).	But the Devil take me if thine be the Sign of a Jest. Horner (I, 5).
J'enrage de voir ma prudence trompée. Arnolphe (IV, 5).	I was only deceiv'd by you. Sparkish (V, 9).
Enfin à mon amour rien ne peut s'égaler. Arnolphe (V, 4).	Whose Love can no more be equall'd in the World. Harcourt (III, 5).
Je te pardonne tout. Arnolphe (V, 4).	Let us e'en pardon one another. Horner (V, 8).
Me rendra-t-il — — — — — Les obligations que vous pouvez m'avoir? Arnolphe (V, 4). (Agnès antwortet: Je n'en ai pas de si grandes qu'on pense.)	I have no obligation to you. Alithea (II, 3).
Sa parole est donnée, il faut qu'il la maintienne. Arnolphe (V, 7).	The Writings are drawn, Sir, Settlements made; 'tis too late, Sir, and past all Revocation. Alithea (II, 3). I have given him already my Word. Alithea (IV, 1).

J'y prends part; et déjà moi-même
je m'en prie.
Arnolphe (V, 8).

I'll come to your Wedding.
Sparkish (V, 5).

Je vous ai conseillé, malgré tout
son murmure,
D'achever l'hymenée.
Arnolphe (V, 9).

Far be it from me, Munificent Patroness, to delay your Marriage, I desire nothing more than to marry you presently.
Harcourt (IV, 2).

Une femme stupide est donc votre
marotte?
Chrysalde (I, 1).

Lord, Madam, what shou'd you do with a Fool to your Husband?
Lucy (IV, 1).

Quels chagrins sont les vôtres?
Chrysalde (IV, 8).

Sister, what ails you? you are grown melancholy.
Alithea (III, 1).

Souvenez-vous,
Quoi que sur ce sujet votre hon-
neur vous inspire,
Que c'est être à demi ce que l'on
vient de dire,
Que de vouloir jurer qu'on ne le
sera pas.
Chrysalde (IV, 8).

But let me advise you, now you are come to be concern'd, because you suspect the Danger, not to neglect the Means to prevent it.
Mr. Pinchwife (IV, 12).

Si son cœur a quelque répugnance,
Je tiens qu'on ne doit pas lui faire
violence.
Chrysalde (V, 7).

Can there be a greater Cheat or Wrong done to a Man, than to give him your Person, without your Heart; Lucy (IV, 1).

Je veux l'ouvrir, moi. . . . . .
Alain (I, 2).

Let us break it open then.
Mrs. Squeamish (IV, 7).

C'est que cette action le met en
jalousie.
Alain (II, 3).

O, he's jealous, Sister.
Alithea (II, 1).

Quand un homme voit d'autres
hommes parfois
Qui veulent dans sa soupe aller
tremper leurs doigts
Il en monte aussitôt une colère
extrême.
Alain (II, 3).

But I have heard that People eat most heartily of another Man's Meat, that is, what they do not pay for. Lady Fidget (V, 6).

Vous vous fâcherez peut-être
contre moi.
Agnès (II, 6).

Do not take it ill.
Horner (IV, 9).

Songez donc, je vous prie, à revenir bientôt. Agnès (V, 3).	Have a care, lest you make me stay too long — Alithea (III, 6).
Jamais je ne vis un plus hideux chrétien. Georgette (II, 3).	You are such a passionate Man, Bud. Mrs. Pinchwife (IV, 12).
Mais que diantre est-ce là, qu'avec tant de rudesse Il nous fait au logis garder notre maîtresse? Georgette (II, 3).	Pray, Sister, tell me why my Husband looks so grum here in Town, and keepes me up close, Mrs. Pinchwife (II, 1).
Serait-ce qu'en effet Vous désapprouveriez le dessein que j'ai fait? Horace (I, 6).	Here, Harcourt, do you approve my Choice? Sparkish (II, 3).
Derechef, veuillez être discret; Et n'allez pas, de grâce, éventer mon secret. Horace (I, 6).	Tho you shou'd not let them know the dear Secret. Lady Fidget (IV, 5).
Où donc prétendez-vous aller? Oronte (V, 9).	Which way went they? Mr. Pinchwife (III, 7).

Wir sehen, dafs in erster Linie die Rolle des Arnolphe dem englischen Dramatiker ein überreiches Material geboten hat. In nicht weniger als sechzehn Stellen zeigt sich eine frappante Übereinstimmung. Allen möglichen Personen hat Wycherley Gedanken in das Herz und Worte in den Mund gelegt, mit denen Molière seinen Arnolphe ausgestattet hat. Alithea, Sir Jasper Fidget, Sparkish, Quack, Mrs. Squeamish, Harcourt fragen, antworten und äufsern Ansichten gerade wie der gestrenge Herr Arnolphe. Das Eigentümliche ist, dafs sogar zwei Stellen in der Rolle des Horner eine offenbare Verwandtschaft zeigen mit Worten des Arnolphe. Der Engländer hat eben das Gute genommen, wo er es beim Franzosen gefunden hat. Er hat es sogar nicht verschmäht, dem sittenstrengen Arnolphe Worte zu entlehnen, um sie für seinen Wollüstling Horner zu verwerten. Auch Chrysalde hat sich eine kleine Plünderung gefallen lassen müssen. Vier Stellen haben wir gefunden, die auf eine Verwandtschaft schliefsen,

lassen mit ebenso vielen Stellen in der Country Wife, von denen zwei der Lucy zugefallen sind und je eine der Alithea und Herrn Pinchwife. Ferner sind Alain, Agnès, Georgette, Horace und Oronte in einigen Stellen nachgeahmt. Interessant dürfte noch der eine Umstand sein, dafs die beiden der Georgette entnommenen Stellen sich im Munde der Frau Pinchwife wiederfinden. Es scheint fast, als habe die Molièresche Agnès dem Wycherley noch nicht genügt, um seine Frau Pinchwife danach zu bilden, als habe er zur Ergänzung noch die einfältige Magd Georgette zu Hilfe genommen.

Doch lassen wir die Nebenfiguren beiseite und wenden wir uns zur vergleichenden Charakteristik der sechs Hauptfiguren, des Arnolphe und Mr. Pinchwife, der Agnès und Mrs. Pinchwife, des Horace und Horner. — Die Molièreschen Figuren sind ihren Charaktereigentümlichkeiten nach so bekannt, dafs es sich nicht verlohnt, die einzelnen Seiten jedes Charakters zu exemplifizieren. Ich kann mich deshalb darauf beschränken, die Personen des Wycherleyschen Stückes genauer ins Auge zu fassen. Es wird nur nötig sein, die Personen der „École des Femmes“ zum Vergleich heranzuziehen in den Fällen, wo tiefer gehende Verschiedenheiten sich herausstellen sollten. Die mannigfachen Ähnlichkeiten sind ja schon bei der Erläuterung der Parallel-Citate zur Sprache gekommen.

Die hervorstechendste Charaktereigenschaft des Herrn Pinchwife ist die Eifersucht. Sie ist überall die Triebfeder seines Handelns. Die Eifersucht hat ihn schon geleitet bei der Wahl der Gattin. Wenn wir nach seinen Antecedentien fragen, so erfahren wir aus Horners Munde, dafs er ein „Whore-Master“ gewesen ist, „one that knew the Town so much and Women so well“. Nachdem er nun sich ausgetobt hat, ist es ihm eingefallen — zu heiraten. Die Freunde hat natürlich diese Nachricht höchlichst überrascht. Horner kann die Bemerkung nicht unterdrücken: „But, prithee, was not the Way you were in better? Is not keeping better than Marriage?“ Doch mufs Herr Pinchwife diese Frage verneinen. Er gesteht beschämt und ärgerlich zugleich, dafs es ihm nie gelungen sei, eine Dirne für sich allein zu haben. Deshalb also zieht er eine

Frau einer Zuhälterin vor, weil er hofft, diese allein zu besitzen. Es begreift sich leicht — und das ist vom Dichter echt psychologisch begründet —, dafs es nunmehr des Mannes einziges Bestreben sein wird, diesen Besitz intakt zu erhalten. Daher also die Eifersucht, mit der er die Gattin von jeder Berührung mit Männern fern zu halten sucht. Dafs er glaubt, eine äufserst glückliche Wahl getroffen zu haben, ist schon oben erwähnt worden. Auch Molières Arnolphe ist eifersüchtig, auch bei ihm zeigen sich schon die verderblichen Wirkungen des Giftes. Aber worin liegt denn der Grund seiner Eifersucht? Es ist das alte Lied von dem alten Manne, der sich eine junge Frau nimmt. Arnolphe ist über die Jahre hinaus, in denen Männer jungen Mädchen Liebe einzuflöfsen pflegen. Die Erwählte seines Herzens ist seine Pflegetochter, die er im Alter von vier Jahren in sein Haus aufgenommen hat. Das junge Mädchen, das bis dahin noch keine Freude der Welt und keinen Genufs des Lebens gekostet hat, soll die Gefährtin werden des alternden Mannes. Dafs Arnolphe da die Augen offen haben mufs in dem frivolen Paris, darf nur natürlich erscheinen. Sind ihm doch die Hörner ebenso verhafst wie dem Herrn Pinchwife. Nur der Grund seiner Eifersucht ist ein anderer. Herr Pinchwife ist eifersüchtig, weil er sich endlich in dem Besitz einer Frau sieht, die er mit keinem anderen zu teilen hofft. Er hegt die feste Zuversicht, dafs die bösen Erfahrungen, die er mit den Zuhälterinnen gemacht hat, ihm nun erspart bleiben werden. Er hat noch nie das Glück eines ungeteilten Besitzes genossen; jetzt scheint ihm dieser Genufs möglich, ja wahrscheinlich, deshalb wacht er mit Eifersucht darüber. Arnolphe hat noch nie die Liebe einer Frau besessen, er ist noch nie, weder in dem geteilten, noch in dem ungeteilten Besitz einer Frau gewesen. Er hat nur seinen Spott gehabt über andere Männer, die in der Liebe Unglück hatten. Er hat gelacht und sich lustig gemacht über betrogene Ehemänner. Selber hat er nie zu dem Betruge eines solchen beigetragen. Nun ist er im Begriff, selbst ein Ehemann zu werden. Er ist schon in vorgerückten Jahren, das Feuer der Jugend, das ein junges Mädchen verlangt, ist verflogen. Er weifs, wie viele Netze die Pariser Männerwelt auswirft, und wie viele

Fische hineingehen. Deshalb hat er die Agnès vollständig von dem Verkehr mit der Welt abgeschlossen. Dazu kommt, um seiner Eifersucht die Krone aufzusetzen, der Umstand, dafs er früher nur immer gespottet hat über das, was ihm selbst vielleicht bevorsteht. Die Beschämung wäre zu grofs für ihn. Und Chrysalde sagt ihm ja geradezu:

Qui rit d'autrui
Doit craindre qu'en revanche on rie aussi de lui.

Was den Grad der Leidenschaft betrifft, so dürfte es schwer sein zu bestimmen, wer von beiden der Eifersüchtigere ist. Bei beiden sind eben die Symptome äufserst bedenklicher Natur. Arnolphe hat der Dienerschaft strengen Befehl erteilt, keinen Herrn einzulassen, auch keine Person, die möglicherweise den Verkehr zwischen einem Herrn und Agnès vermitteln könnte. Herr Pinchwife gestattet zwar, dafs seine Gattin ausgeht, er hat sie sogar einmal mit ins Theater genommen, auf einen Platz jedoch, wo er hoffte, dafs sie unbemerkt bleiben werde. Als sie ihn aber inständig bittet, er möge sie doch einmal in die Öffentlichkeit führen, willigt er nur ein unter der Bedingung, dafs sie die Kleider ihres Bruders anziehe. Als Besuch kommt, will er um keinen Preis die Gattin zeigen. Er sagt, sie sei ausgegangen. Als das nicht geglaubt wird, geht er so weit, ihr die Pocken anzudichten.

Andere Seiten des Charakters Pinchwifes besonders hervorzuheben, hiefse die allein dominierende, die Eifersucht, in den Schatten stellen. Man könnte tadeln an ihm den rücksichtslosen Egoismus, mit dem er über seine Schwester Alithea verfügt. Nur um vor dem gefährlichen Horner gesichert zu sein, will er die eigene Schwester mit jenem sittenlosen Individuum verbinden. Er glaubt, Horner werde als Gatte Alitheas die Verwandtschaft respektieren und Frau Margery in Ruhe lassen. Dafs Alithea einen Bräutigam hat, spielt für ihn dabei keine Rolle. Dem eigenen Interesse müssen die aller anderen weichen. Man könnte ferner tadeln seinen Jähzorn. Der Degen steckt ihm allzu lose in der Scheide. Er würde seine Frau, er würde Horner unbarmherzig erstochen haben, wenn man seiner Waffe freien Spielraum gelassen hätte. Doch haben diese Eigen-

schaften keinen selbständigen, originellen Charakter, sie gehen eben hervor aus der Eifersucht. Über den Egoismus Arnolphes, sowie über sein aufbrausendes Temperament brauche ich kein Wort zu verlieren.

So viel über Herrn Pinchwife und Arnolphe. Was hat nun Wycherley aus der Agnès gemacht? Macaulay spricht sich darüber aus in seinem im Eingange dieser Arbeit erwähnten Essay „Comic Dramatists of the Restoration“. Er sagt, Wycherley habe daraus gemacht, was er gekonnt habe. Das einzig Originelle an ihm sei die Gemeinheit (profligacy), nnd daran habe er es bei der Country Wife nicht fehlen lassen. Er stellt dann in knappen Zügen die Frau Pinchwife der Agnès gegenüber.* Ich will versuchen, einige Ergänzungen zu geben. Macaulay nennt die Agnès „a simple and amiable girl, whose heart is indeed full of love, but of love sanctioned by honour, morality and religion“. Dagegen hätte ich im ganzen nichts einzuwenden. Nun aber spricht Macaulay ein paar Zeilen weiter von der Frau Margery Pinchwife als von der „idiot wife of a country squire“. Nun scheint mir das Wort „idiot“ im Gegensatz zu dem „simple“ der Agnès doch ein wenig zu scharf zu sein. Ich bin mit Macaulay einverstanden, dafs Agnès „simple“ ist, aber dieser Ausdruck scheint mir auch vollkommen zu genügen, um den geistigen Standpunkt der Frau Pinchwife zu bezeichnen. Vielleicht dürfte ich nicht irren, wenn ich meine, Macaulay habe sich in seiner mafslosen Verachtung des Menschen Wycherley, dessen einzige Originalität „profligacy“ ist, zu diesem starken Worte „idiot“ hinreifsen lassen. Ist das aber nicht so, hat Macaulay geglaubt, mit diesem Ausdruck den wirklichen Standpunkt der „Country Wife“ zu markieren, dann mufs ich dem geschätzten Kritiker in der Auffassung dieses Charakters entschieden widersprechen. Man beachte Folgendes. Akt IV, 3: Frau Pinchwife mufs auf Verlangen des Gatten das Abenteuer mit Horner erzählen. Da kommt denn heraus, dafs dieser sie „hundertmal“ geküfst habe. Der

* Macaulay, Critical and Historical Essays, vol. II, p. 577 und 579. Londoner Ausgabe.

Gatte fragt, ob sie denn beim Küssen ganz still gehalten habe. Er hofft natürlich zu hören, daſs sie sich mit Händen und Füſsen gewehrt habe. Wie lautet aber ihre Antwort? „Yes, I warrant you, wou'd you have had me discover myself?“ Diese Äuſserung bedarf keines Kommentars. Es dürfte keiner so kühn sein, auch in diesen Worten eine „idiot wife“ erkennen zu wollen. — Welche Erfindungsgabe und Schlauheit legt Frau Pinchwife ferner an den Tag, als es sich darum handelt, den nach dem Diktat ihres Gatten geschriebenen Brief nicht an seine Adresse kommen zu lassen (IV, 3). Sie denkt hin und her, verwirft diesen oder jenen Plan und ruft verzweifelnd aus: „Can one have no shift? ah, a London Woman wou'd have had a hundred presently.“ In diesem selben Augenblicke, wo sie sich die Routine einer Londonerin wünscht, fällt ihr eine List ein, die der gewiegtesten Buhlerin keine Schande machen würde. Aber um ein Haar wäre der Plan doch noch miſsglückt. Der Gatte liest den ersten Brief und will ihn zusiegeln. Da heiſst es für sie den Moment benutzen. „Pray let me see't. Lord, you think me so errand a Fool, I cannot seal a Letter, I will do't, so I will.“ Mit diesen Worten reiſst sie dem Manne den Brief aus der Hand und vertauscht ihn gegen den zweiten, den sie rasch zusiegelt und zurückgiebt. Eine Frau, die im gegebenen Augenblicke eine so raffinierte Schlauheit an den Tag legt, sollte eine „idiot“ sein? Aber noch mehr! Der Gatte hat sie überrascht bei der Abfassung eines Briefes an Horner (Ende des vierten und Anfang des fünften Aktes). Mit gezogenem Degen bedroht er ihr Leben. Sie soll die Schluſsworte des Briefes schreiben. Diese wählt sie so geschickt, daſs sie auch auf ihre Schwägerin Alithea passen, dann folgt die Unterschrift: „Your slighted Alithea.“ Siegreich führt sie diesen Betrug durch, alle Zweifel und Bedenken des Mannes räumt sie schlagfertig aus dem Wege. Derselbe läſst sich beschwatzen, sie habe den Brief im Auftrage Alitheas geschrieben, die um jeden Preis das Verhältnis mit Sparkish lösen und Horner zum Manne haben wolle. Die Verkleidung und den Gang — gemeinsam mit dem Gatten — zu Horner, dem auf diese Weise vom eigenen Manne die Frau zugeführt wird, dies alles will ich gar nicht einmal auf Rechnung der Frau Pinchwife setzen,

obwohl die Ausführung des Planes ihr oblag. Die Idee war ihr von Altheas Kammerzofe Lucy eingegeben.

So viel über meine Stellung zu Macaulay: Wycherleys „Country Wife“ steht geistig durchaus nicht tiefer als Molières Agnès. Sie verdient nicht das Prädikat einer „idiot wife“. — Was Macaulay sonst über die „École des Femmes“ und die „Country Wife“ sagt, hat meinen vollen Beifall. Die in beiden Stücken waltende Moral kann wohl nicht passender gekennzeichnet werden, als wenn Macaulay sagt: „Wycherley takes this plot into his hands; and forthwith this sweet and graceful courtship becomes a licentious intrigue of the lowest and least sentimental kind.“ Diese Worte enthalten zugleich das Urteil über den sittlichen Standpunkt der in Frage stehenden Personen. Denn der Gegenstand der „sweet and graceful courtship“ ist ja Agnès, der Gegenstand der „licentious intrigue“ aber Frau Pinchwife. Bei der Beurteilung dieses Punktes fällt ein Umstand ganz besonders ins Gewicht: Agnès ist ein Mädchen, Margery Pinchwife ist eine Frau. Indem Wycherley diese Veränderung vornahm, verliefs er den Boden der Moral, auf dem er sich nicht wohl fühlte. Agnès konnte Gegenstand einer „anmutigen Liebschaft“ sein, Frau Pinchwife nicht. Agnès liebt, Frau Pinchwife begehrt. Agnès sieht im Hochzeitsreigen das Ziel ihrer Wünsche, im Ehebruch und in der Gemeinheit sucht Frau Pinchwife ihr Glück.

Gehen wir zur Vergleichung Horners mit Horace über. Über letzteren ist nicht mehr viel zu sagen. Was er mit Horner gemein hat, ist schon oben zur Sprache gekommen. Die Zeichnung seines Charakters ist bedingt durch denjenigen der Agnès. Der Liebhaber einer so unverdorbenen Natur mufste auch unverdorben sein. Seine Liebe durfte nicht die eines Wollüstlings sein. Und dafs sie es nicht war, beweist sein Benehmen in der dritten Scene des fünften Aktes, als Agnès ihn aufgefordert hat, sie in seiner Wohnung unterzubringen. Er will keinen Zweifel an der Ehrenhaftigkeit seiner Gesinnung aufkommen lassen. Einen ganz anderen Eindruck macht der Wycherleysche Liebhaber. Als Wycherley aus der anmutigen, unschuldsvollen Agnès eine gemeine Ehebrecherin machte, war

er auch gezwungen, die Figur des Horace dementsprechend zu verändern. Aus dem jungen, liebeglühenden Manne wird bei Wycherley ein routinierter, grofsstädtischer Wüstling. Molières Horace flöfst jedem Interesse ein, Wycherleys Horner wird sich stets nur der Sympathie von Roués erfreuen können. Originell ist das Mittel, welches er angewandt hat, um sein schmutziges Treiben zu ermöglichen. Sein Freund, der Doktor Quack, hat in der Stadt das Gerücht aussprengen müssen, Horner, der früher von allen Ehemännern Londons so gefürchtete Mann, sei seit seiner letzten Krankheit Eunuch. Wie ein Lauffeuer verbreitet sich diese Nachricht, die nur zu gern geglaubt wird. Horners Zweck ist erreicht: Von allen Seiten führen die Männer ihm ihre Frauen zu, er soll speisen mit ihnen und nachher Karten spielen. Sie meinen, jetzt seien die Frauen nirgends besser aufgehoben als bei Horner, der nun nichts Eiligeres zu thun hat, als diese letzteren von der Grundlosigkeit jenes Gerüchts zu überzeugen. Herrn Pinchwife ist natürlich nichts zu Ohren gekommen, er ist ja auch erst seit wenigen Tagen wieder in der Stadt. Es dürfte wenig oder gar keinen Wert haben, wollten wir uns länger bei der Person des Horner aufhalten. Wer könnte Gefallen daran finden, diesen schmutzigen Burschen bei seinen Abenteuern zu begleiten? Es kommt uns vor, als habe Wycherley bei seinem Horner zeigen wollen, wie man aus einem edlen, sympathischen Charakter, dem Horace, das gerade Gegenteil machen könne, jedoch so, dafs immer noch eine entfernte Ähnlichkeit zurückbleibt.

Mahrenholtz sagt a. a. O., die „Country Wife“ sei nicht viel mehr in Molières Geiste geschrieben als der „Plain Dealer“ desselben Autors. Unsere Untersuchungen haben ergeben, dafs er recht hat. Von Molières Geist im besten Sinne des Worts ist überhaupt nichts zu spüren. Durch die Molièresche „École des Femmes“ weht ein wohlthuender Zug reiner Liebe, die trotz aller Hindernisse zuletzt triumphiert. Unangenehm dagegen, ja verpestet ist die Luft, die uns im Wycherleyschen Stücke entgegenweht. Was die Anlage des Ganzen, die Führung der Handlung und die Verknüpfung der Situationen betrifft, so ist eine ausgesprochene Ähnlichkeit zwischen beiden

Dramen nicht zu leugnen. Anders aber steht es mit der Zeichnung der Charaktere. In diesem Punkte hat Wycherley fast ganz sein grofses Vorbild aufser acht gelassen. Er hat in dem Ehepaar Pinchwife und dem Horner Figuren geschaffen, welche nur noch von weitem aussehen wie Arnolphe, Agnès und Horace.

Hannover. Paul Sandmann.

Die Patoisformen in Molières Lustspielen.

Es ist eine interessante Thatsache, auf die Ad. Espagne* hinweist, dafs in den Molièreschen Lustspielen die bedeutendsten Glieder der romanischen Sprachenfamilie gewissermafsen ihre Vertretung finden: So sind die dreizehnte und sechzehnte Scene des ersten Aktes von Monsieur de Pourceaugnac, die vierte Entrée de ballet im Bourgeois gentilhomme, das erste Zwischenspiel in Psyché, sowie ein Teil des ersten Zwischenspiels im Malade imaginaire italienisch geschrieben; spanische Verse finden wir im dritten Akte des Ballets in Le Mariage forcé und in der dritten Entrée de ballet des Bourgeois gentilhomme; provençalisch ist die Rolle der Lucette im M. de Pourceaugnac abgefafst. Aufserdem bedient sich Molière in der im Bourg. gent. vorkommenden türkischen Ceremonie der sogen. langue franque, eines eigentümlichen Mischidioms, welches in den Hafenstädten Südfrankreichs und Italiens, und auch von den das Mittelmeer befahrenden Seeleuten gesprochen wird.

Gleicherweise sicherte der Dichter in einigen seiner Schöpfungen (Dom Juan und Médecin malgré lui) den Dialekten seiner Muttersprache einen Platz, indem er die denselben entnommenen Wörter Landleuten in den Mund legte, um dadurch einen möglichst naturgetreuen und deshalb um so humoristischer wirkenden Dialog zu erzielen, was ihm freilich vom gestrengen Meister Boileau eine Rüge eintrug. Übrigens war Molière nicht der erste, der sich des Wagnisses unterstand, die vulgären Laute des Patois auf die Bühne zu bringen; vor ihm hatte Cyrano de Bergerac** sich bereits dieses Kunstgriffes

---

* Rev. des Lang. R. 2e sér. II, 70 ff.

** Œuvres comiques, galantes et littéraires de C. d. B. Nouv. éd., revue et publ. par P. L. Jacob. Paris 1858.

in seinem Pédant joué (1654) bedient, wo er den Bauer Gareau in volkstümlicher Sprache reden läfst, deren Formen meistens mit den von Molière angewandten übereinstimmen, weshalb wir dieselben bei der nachfolgenden Untersuchung mit benutzen werden, insoweit sie die Zahl der charakteristischen Beispiele vermehren.

Es unterliegt keinem Zweifel, dafs der Land und Leute so scharf beobachtende Molière während der vieljährigen Wanderungen, die er mit seiner Truppe durch mehrere Provinzen Frankreichs ausführte,* mannigfache Gelegenheit gefunden haben wird, die lokalen Mundarten kennen zu lernen und sich deren Formen bis zu einem gewissen Grade anzueignen; aber selbst wenn dies nicht der Fall gewesen wäre, bot ihm die Sprache des gewöhnlichen Volkes in seiner Vaterstadt eine Fülle von Patoiswörtern dar, welche ihrer Herkunft nach den verschiedensten Landschaften des französischen Reiches angehörten.

Das Pariser Idiom nämlich, welches ursprünglich identisch mit dem francischen Dialekt gewesen sein dürfte, mufs gleichwohl in sehr früher Zeit eine eigenartige, von dem letzteren abweichende lautliche Gestaltung gewonnen haben; denn schon Roger Bacon (geb. 1214) unterscheidet es ausdrücklich von dem Gallicum (d. h. dem Französischen im engeren Sinne, also der Sprache von Ile-de-France**). Als Grund dieser selbständigen Sprachentwickelung mufs wohl zunächst die im Laufe der Jahrhunderte vielfach wechselnde Gauzugehörigkeit der Stadt angesehen werden, welche bald zahlreichen landschaftlichen Eigentümlichkeiten bedeutenden Einflufs verschaffte, der sich später noch vergröfserte, weil Paris, als Metropole eines immer weitere Provinzen mit sich vereinigenden Reiches, in die mannigfachsten Beziehungen zu den verschiedenen Gebieten Frankreichs trat, der natürliche Sammelpunkt von Individuen aus allen Gegenden wurde und infolge des ungeheuren Zuflusses von Provinzialen auch in seine Sprache allerhand mundartliche Züge aufnahm.

Da nun der Dialekt von Ile-de-France sich allmählich zur herrschenden Schriftsprache herausgebildet hatte und auch Umgangssprache der höher Gebildeten geworden war, so blieb jene mit unzähligen von auswärts stammenden Elementen durchsetzte Sprachmischung meist auf die niederen Volksklassen beschränkt, ohne im stande zu sein, die fremden Bestandteile zu einem organischen Ganzen zu vereinigen und

* Mahrenholtz, Molières Leben und Werke S. 34 u. 35.
** K. Hofmann in Rom. Stud. I, 427—428.

wieder einen wirklich einheitlichen Charakter zu gewinnen; daher denn oft dasselbe Wort in ganz verschiedenen lautlichen Formen auftritt.*

Molière hat sich, jedenfalls in kluger Rücksichtnahme auf sein Publikum, dessen Ohr er nicht durch ein Übermafs vulgärer Aussprache beleidigen durfte, darauf beschränkt, nur gewisse Patoislaute zu acceptieren. Dieselben nach ihrem Ursprunge, ihrer geschichtlichen Entwickelung und ihrem Verbreitungsgebiet zu beschreiben, soll der Gegenstand dieser Arbeit sein. — Während uns über die lateinische Periode die ausgezeichneten Werke Schuchardts** und Corfsens,*** über die altfranzösische die bis jetzt herausgegebene, schon sehr reiche Litteratur, sowie die sehr zahlreichen Untersuchungen über die verschiedenen Dialekte ausreichende Belehrung gewähren, sind wir für die mittelfranzösische Zeit (etwa vom 15. Jahrh. an) auf die spärlichen mundartlichen Ausdrücke angewiesen, welche sich in den Werken populär schreibender, oder sich wenigstens volkstümlicher Worte hin und wieder bedienender Autoren, namentlich Villons,† finden, sowie auf die in den zahlreichen grammatischen Abhandlungen†† des 16. und 17. Jahrh. zerstreuten Bemerkungen über landschaftliche Aussprache. Wenn auch die Lehren dieser Grammatiker nur mit grofser Vorsicht aufzunehmen sind, da sie, wie Francis Wey, Hist. des revol. du lang. en France, Paris 1848, Chap. VII hervorhebt, viele Widersprüche

---

* Das Verdienst, dies vulgäre Parisisch, welches heute bis auf geringe Spuren verschwunden ist, im 17. und 18. Jahrh. jedoch eine ziemlich umfangreiche Litteratur aufzuweisen hatte, zu deren bedeutendsten Vertretern Vadé und De Lecluse zählen, auf Grund der vorhandenen schriftlichen und mündlichen Zeugnisse dargestellt zu haben, gebührt Nisard, dessen Werken „Étude sur le langage popul. ou patois de Paris“ und „De quelques Parisianismes pop.“ wir manche Aufschlüsse verdanken. — Bei Citaten ohne nähere Angabe ist stets das erstgenannte Werk gemeint.

** Vokalismus des Vulgärlateins. Leipzig 1866/68.

*** Über Aussprache, Vokalismus u. Betonung der lat. Sprache. Leipzig 1868, 1870.

† R. Tamm, Bemerkungen zur Metrik und Sprache Villons. Progr. Freiburg 1879. — A. Vitu, Le Jargon du XVe siècle, étude philologique; onze ballades en jargon attribuées à François Villon etc. et suivies d'un vocabulaire analytique du jargon. Paris 1884.

†† Vergl. dazu: Darmesteter et Hatzfeld, Le XVIe s. en France. Paris 1878. — A. Lange, Der vokalische Lautstand in der franz. Sprache des 16. Jahrh. Elbing 1883. — Livet, La Grammaire et les grammairiens au XVIe s. Paris 1859. — Ch. Thurot, De la prononciation depuis le commencement du XVIe s. T. Ier. Paris. — H. Wendel, Die Aussprache des Französischen nach Angabe der Zeitgenossen Franz I. Vokalismus. Plauen 1875. — E. Stengel, Die ältesten Anleitungsschriften zur Erlernung der frz. Sprache (Ztschr. f. neufrz. Spr. u. Litt. I, 1—40).

enthalten, so wird man doch ihren Beobachtungen über die Vulgärsprache, zumal wenn dieselben bei mehreren übereinstimmen, noch am ehesten Glauben schenken dürfen, weil die in die bessere Sprache eindringenden Patoisformen besonders die Aufmerksamkeit der Sachverständigen in Anspruch nehmen mufsten.

In der neueren Zeit sind die franz. Patois vielfach eines eingehenden Studiums gewürdigt worden, wie die von De Chambure, Gloss. du Morvan p. LIII, Du Bois, Pat. norm. p. XIX—XXIV und Haller, Altspan. Sprichwörter T. II gegebenen, noch nicht einmal vollständigen Übersichten über die betreffende Litteratur beweisen. So verdienstlich an und für sich das Bestreben ist, durch genaue Untersuchungen die heute mehr und mehr aussterbenden Volksmundarten, welche aus der unter den mannigfachsten Einflüssen vielen Wandlungen unterworfenen Sprachbildung eine Fülle alter Laute und Formen gerettet und gleichsam als verhärtete Reste einer einst in Flufs begriffenen Entwickelungsperiode aufbewahrt haben, in ihren charakteristischen Zügen zu fixieren, sind diese Arbeiten doch meistens zu sehr unzuverlässigen Resultaten gelangt, weil sie entweder nicht auf eigener, in dem betreffenden Gebiete selbst angestellter Beobachtung beruhen, oder von nicht genügend philologisch geschulten, der scharfen Auffassungsgabe für sprachliche Eigentümlichkeiten entbehrenden Leuten unternommen sind und daher teils die zu solchem Zwecke unentbehrliche Kenntnis des Altfranzösischen vermissen lassen, teils ungenaue oder gar falsche Transskriptionen der Laute anwenden, oder endlich, weil sie einen zu ausgedehnten Sprachbezirk behandeln, dessen verschiedene Dialekte wohl einzelne übereinstimmende Züge aufweisen, aber zu keinem Schlufs auf den lautlichen Charakter der ganzen Gegend berechtigen.

Infolge dieser Unzuverlässigkeit des vorhandenen Materials haben wir uns zuweilen darauf beschränken müssen, zu bemerken, wo wir diese oder jene Form verzeichnet fanden, und nur bei Übereinstimmung mehrerer Angaben versuchten wir eine Feststellung der lokalen Ausdehnung der betreffenden mundartlichen Erscheinung. Da wir meinen, manchem mit ähnlichen Studien Beschäftigten einen Dienst zu erweisen, verzeichnen wir im Nachfolgenden die über moderne franz. Dialekte (vom Centrum aus nach SW., NW. und N. gehend) vorhandenen Untersuchungen, soweit dieselben uns zur Verfügung standen:

Jaubert, Glossaire du C e n t r e de la France. 2 vol. Paris. — Baumgarten, Gloss. des idiomes pop. du N o r d et du C e n t r e de la

France. Paris et Coblentz 1870 (T. I, livraison 1). — Tarbé, Recherches sur l'histoire du langage et des patois de Champagne. 2 vol. Reims 1859. — Adam, Pat. lorrains. Nancy et Paris 1881. — Rolland, Vocabulaire du pat. messin. Romania V, 189—229. — Lorrain, Gloss. du pat. messin. Nancy 1876. — Lahm, Pat. de la Baroche (Val d'Orbey). Rom. Stud. II, 61—98. — Häfelin, Recherches sur le pat. du canton de Fribourg. Jahrb. f. rom. u. engl. Litt. N. F. III, 133—178, 267—311, 407—444. — Gilliéron, Pat. de la commune de Vionnaz (Bas Valais). Paris 1880 (XL[e] fasc. de la Bibl. de l'Éc. des H. Ét.). — De Chambure, Glossaire du Morvan. Paris et Autun 1878. — Mignard, Vocab. raisonné et comparé de la province de Bourgogne. Paris et Dijon 1870. — Contejean, Gloss. du pat. de Montbéliard. Montb. 1876. — Poulet, Essai d'un vocab. étymol. du patois de Plancher-les-Mines (Haute-Saône). Paris 1878. — Tissot, Le Pat. des Fourgs, arondissement de Pontarlier, Départ. du Doubs. Paris et Besançon 1865. — Monin, Étude sur la genèse des patois et en particulier du Roman ou pat. lyonnais. Paris et Lyon 1873. — Chabaneau, Gramm. limousine. Paris. — Lazarenne, Notice sur le patois saintongeais. Rev. des Lang. R. 2[e] sér. I, 44—49. — Jonain, Dictionn. du pat. saintongeais. Paris. — Beauchet-Filleau, Essais sur le pat. poitevin. Niort et Melle 1864. — Malval, Étude des dialects romans ou pat. de la Basse-Auvergne. Clermont 1878. — Sébillot, Essai sur le pat. Gallot. Rev. d. Ling. XII, 79—98. — Du Bois, Gloss. du pat. normand. Caen 1849. — Joret, Des caractères et de l'extension du pat. normand. Paris 1883 (dazu die Recens. v. Gilliéron, Romania XII, 393—403). — Decorde, Dictionn. du pat. du pays de Bray. Paris, Rouen et Neufchâtel 1852. — Delboulle, Gloss. de la vallée d'Yères pour servir à l'intelligence du dialecte haut-normand. Havre 1876. — Corblet, Gloss. étym. et compar. du pat. picard. Paris 1851. — [Hécart] G.-A.-I. G., Dictionn. rouchi-français. 2[e] éd. Paris 1826. — Legrand, Dictionn. du pat. de Lille. Lille 1853. — Grandgagnage, Dict. étym. de la langue Wallonne. Liège 1845—50. — Henaux, Études hist. et litt. sur le Wallon. Liège 1843. — Schnakenburg, Tableau synoptique et comparat. des idiomes pop. ou patois de la France. Berlin 1840. — Lettres à Grégoire sur les patois de la France. Rev. des Lang. R. (Reihe von Artikeln in Serie II).

I. Lautliches.

A. Vokalismus.

a) *Betonte einfache Vokale.*

§ 1. Vulgäres ö statt franz. e: *cheux** DJ. II, 1; *feuve* Fragm. Champm.;** *aveuc* DJ. II, 1 und oft. Die drei im Frz. unterschiedenen e-Laute, nämlich geschlossenes é (lat. ā), offenes è (lat. ă oder lat. e [i]) und tonloses e wurden zuerst von der Volkssprache in vereinzelten Beispielen einander angeglichen, indem dieselbe die beiden erstgenannten in den dem letzteren eigentümlichen ö-Laut, welchen das sogen. stumme e noch heute hat, sobald es mit dem Werte eines vollen Vokals auftritt, übergehen liefs. Im 16. Jahrh. begegnen wir diesem ö öfter (z. B. Lecoq, Caïn [couleuvres: lèvres]); denn es war in der Sprache des Pariser Volkes beliebt geworden und infolge dessen, zum grofsen Verdrusse mancher gelehrten Grammatiker,*** bald in die Sprache der gebildeten, sogar der höfischen Kreise eingedrungen (Thurot 467). Mundartlich ist es heute über ganz Nord- und Mittelfrankreich verbreitet. Aus der Fülle der Beispiele wählen wir nur einige aus: aimeu (amare), epreuvi (sparvari) — feuve (fabam), orfeuvre (auri faber) — apreus (ad pressum), feume (feminam) — freumer (firmare), treufles (trifolium) — späteres è (ursprünglich oi) conneutre (cognoscere), feuble (flebilis); (ursprünglich ue) avuec (apud hoc). — Übrigens findet der Lautübergang e : ö auch sonst im Romanischen statt, z. B. nach Schuchard II, 243 ff. im Dialekt von Piacenza und den angrenzenden, längs des Pos gelegenen Gegenden bis nach Valenza, ferner in der Mundart von Gardena.

§ 2. Verbalendung -ais, franz. -ez: *caressiais* DJ. II, 3; *sachiais* P. j. II, 3; *vouliais* ibid. II, 2; *prendrais* ibid. Die auf lat.

* Wir citieren Molière nach der Ausgabe von Despois und Mesnard. DJ. = Dom Juan. — M. m. l. = Médecin malgré lui. P. j. = Pédant joué von Cyrano de Bergerac.

** Les Fragments de Molière, comédie. Paris, Ribou, 1682 (p. p. le comédien Ch. Chevillet, sieur de Champmeslé).

*** Vaugelas, Remarques sur l. langue fr. 1647, II, 142 spricht von deux mauuaises prononciations qui sont tres communes mesme a la cour: L'une de ces mauuaises prononciations est de dire cheuz vous, cheuz moy, cheuz luy au lieu de dire chez vous etc. — Chifflet, Essay d'une parfaite grammaire de la langue fr. 1659 „Ne prononcez jamais cheuz au lieu de chez. — Th. Corneille, Remarques s. l. langue fr. de M. de Vaugelas. 1687, II, 162: „Il y en a qui prononcent encore cheux vous pour chez vous, ce qui est tres mal.“

-atis beruhende Endung -ez (des Präsens, Imperfekts und Konditionalis) hat in regelrechter Entwickelung zu allen Zeiten in der normalen franz. Aussprache geschlossenes é gehabt. Auch die 2. Pers. Plur. des Fut., für welche kein lat. Typus -atis vorliegt, nahm schon im Afrz., nach Analogie der vorerwähnten Formen, é an; doch zeigt sie in der vulgären Pariser Sprache die phonetische Umwandlung in è (ai). Sie beeinflufste bald die übrigen Formen auf -ez und bewirkte dessen Änderung in -ais. (Vergl. Thurot 50 ff.)

§ 3. Verwandlung des e in a. Schon das rustike Latein zeigt eine entschiedene Neigung, den kurzen e-Vokal, namentlich unter dem Einflusse gewisser nachfolgender Konsonanten, durch a zu ersetzen, wofür unten geeigneten Ortes Belege beigebracht werden sollen. Es darf daher nicht überraschen, solcher Bevorzugung des a-Lautes auch im Franz. wieder zu begegnen, woselbst es ebenfalls die volkstümlichen Idiome sind, in denen sie sich vorzugsweise geltend macht, um an Stelle des dem lat. e oder i entsprechenden e ein a eintreten zu lassen.

1) Vor r. In betonter Silbe: *envars* DJ. II, 1; *guare* P. j. II, 2; *harbes* ibid. V, 8; *marle* ibid.; *pardre* DJ. II, 1; *Piarre* P. j. II, 2; *sart* M. m. l. I, 6; *varre* DJ. II, 1; *vart* (viridis) M. m. l. I, 5. — In vortoniger Silbe: *aparçu*, *barlue* DJ. II, 1; *charcher* M. m. l. III, 2; *renvarsés*, *marcier*, *pardrois* DJ. II, 1; *parmission* M. m. l. II, 17; *parroquet* ibid I, 5; *Piarrot*, *sarmonné* DJ. II, 1; *sarviteur*, *sarimonie* M. m. l. II, 5. Unstreitig gehört in erster Reihe auslautendes velares r, infolge seines schnarrenden Lautes, zu denjenigen Konsonanten, welche auf den vorangehenden Vokal eine gewissermafsen verdunkelnde Wirkung auszuüben befähigt sind, was sich nicht nur auf roman. Sprachgebiete, sondern auch in deutschen Mundarten sowie im Englischen beobachten läfst. Schuchardt hat eine grofse Anzahl mittellat. Wörter gesammelt, die ursprüngliches e in dumpfes a getrübt zeigen, wie ansar, lacartus, Pargama. Auch in den verschiedenen Dialekten des Afrz. begegnen wir, besonders in vortoniger, doch auch zuweilen schon in betonter Silbe, meist vor r mit folgendem Konsonanten, derselben Erscheinung, die für die alten Mundarten der Franche-Comté, Burgunds und Lothringens von Förster, Yzop. XXXI, § 30, und Apfelstedt, Lothr. Psalter S. XVIII, für Ile-de-France von Metzke in Herrigs Archiv LXV, S. 95, für andere Gebiete von Uhlemann, Ztschr. f. rom. Phil. II, 544 und Rom. Stud. IV, 565, von Brachet, Rev. de Ling. I, 119 ff. nachgewiesen worden ist, so dafs

wenige Beispiele genügen: darrien Lothr. Ps. 9, 18; darrier Benoit, Troie 23432; esmarey Yz. 1877; sarrer Jourd. de Bl. 3732; pardre Villeh. 360; arsoir oft neben ersoir (heri sero). — Ziemlich lange behauptete dieser Laut seine Herrschaft in der Sprache, ja er erweiterte dieselbe sogar, indem er in gleicher Weise betonte und vortonige Silben in Beschlag nahm. Wir begegnen ihm häufig genug bei Schriftstellern des 15. und 16. Jahrh. wie Christine von Pisan, Villon, Margarethe von Navarra, Bonavent. Desperiers, Rabelais, Jean Marot u. a., die kein Bedenken tragen, Reime wie die folgenden zu bilden: fermes : armes; garce : enverse; lignage : herberge; perde : garde; hiverne : Marne; barre : erre; Lombart : Robert; haubert : pluspart; appert : part; gendarmes : termes. Nun würden derartige Reime für eine Aussprache e = a zwar nicht beweisend sein, da sie auch auf den umgekehrten Lautwandel (der übrigens gleichfalls vorkommt) schliefsen lassen; indessen bezeugt Clément Marot für einige derselben den a-Laut ausdrücklich, aufserdem bekunden die zeitgenössischen Grammatiker das Vorhandensein jener Aussprache, doch warnen sie meist ausdrücklich davor und bezeichnen sie als gemein, wenn selbst einige von ihnen irrtümlich glauben, dafs dieselbe ursprünglich eine Hofmode gewesen sei. H. Estienne schreibt sie besonders dem ordinären Pariser Idiom zu: „Plebs, præsertim Parisina, hanc literam a pro e in multis vocibus pronuntiat, dicens Piarre pro Pierre“ etc. In Paris selbst also konnte Molière die vulgäre Aussprache kennen lernen, doch hörte er sie auch vielfach in den Provinzen, weil sie in den meisten nord- und südfranzösischen Patois äufserst frequent war und noch ist, was für jene Andrews, Gilliéron, Jaubert, Tarbé, Tissot, für diese Chabaneau, Monin, Lazarenne u. a. mit zahlreichen Beispielen bewiesen haben. — Das Verbreitungsgebiet dieses dialektischen a genau abzugrenzen ist nicht thunlich, da selbst von ganz benachbarten Bezirken der eine den a-Laut, der andere den e-Laut hat, wie dies z. B. Gilliéron in seiner Untersuchung über die Mundart von Vionnaz (Bas Valais) zeigt, in welcher e gesprochen wird, während in den Nachbarkommunen Bouveret und Muraz a vorherrscht. Jedoch darf man wohl behaupten, dafs im nördlichen Frankreich der a-Laut besonders von den östlichen Patois, also denen der Franche-Comté, Lothringens und Burgunds, der Champagne und Ile-de-France bevorzugt wird.

Abweichend von der Schriftsprache erscheint a erhalten in *mar* DJ. II, 1; indessen ist hier wohl mer mit franz. mare vertauscht worden.

2) Vor l: *alle* DJ. II, 1 und oft, M. m. l. II, 2; *al* DJ. II, 1. Seltener als vor r wird lat. e oder ĭ vor l zu a. Vulgärlat. Analoga mangeln auch hier nicht: alimosina, Dalfinus etc. Im Afrz. sind es wiederum die aus Lothringen, Burgund und der Franche-Comté stammenden Denkmäler,* welche, wenn auch nicht eben häufig, Formen wie apale (appelle), bales, Castale (Castille), demesalle, female, novale, nenal zeigen. Die landschaftliche Aussprache drang auch in Paris ein, kam aber daselbst nicht zu gröfserer Geltung, sondern blieb auf das gewöhnliche Volk beschränkt (Thurot 20). Soweit die über die Patois vorhandenen Untersuchungen Belehrung gewähren, scheint al statt el seinen ursprünglichen Geltungsbezirk nicht weit überschritten zu haben. — Was speciell die Form alle (illam) anbetrifft, so ist zu bemerken, dafs Molière sich derselben vor folgendem Vokal zu bedienen pflegt, während er vor Konsonanten al gebraucht. Dem entspricht auch im allgemeinen die Anwendung dieser Form in den Patois (Jaubert II, 457, De Chambure 41, Sébillot 89, Delboulle 2).

3) Vor n: *bian*, je *revians* DJ. II, 1; *moyan*, *viant* P. j. II, 3 u. 2; *ancians*, *Cresquianté* ibid.; *nannain* DJ. II, 1 und M. m. l. II, 5. Dem Einflusse des nachfolgenden n schreiben wir mundartliches -ian statt -ien zu, möge dieses = lat. -ianus (welches schon im Afrz. in den Laut iẽ überging) entsprechen, oder aus lat. e durch Diphthongierung entstanden sein, wie in bien. Im Anschlusse hieran sei der in nannain (non ille) vorliegende Lautwandel o : e : a erwähnt, den wir bereits im afrz. nanil (neben nenil) beobachten. Einen ähnlichen Wechsel zwischen e und a vor n zeigen nach Schuchardt I, 211 ff. mittellat. Schreibungen wie kalandæ, Conbulantia (Confluentia), invanti, ostantandum, tantoria. — Palsgrave berichtet, dafs -ian statt -ien zu seiner Zeit sehr frequent und auch in der besseren Aussprache üblich gewesen sei. Villon bindet im Reime an: amen : ancien, und aus dem alten Pariser Dialekte führt Nisard an: mian, tian, moyan, viant, tiant etc. Aus modernen Volksmundarten citieren Jaubert I, 250 chian, Baumgarten 42 und Du Bois 14 ancian (für d. Norm.).

§ 4. Vulgäres iau statt frz. eau: *biau* (bellum) DJ. II, 1 u. oft; *Biausse* (Beauce) M. m. l. II, 1; *chapiau* (capellus), *chaquiau* (castellum) P. j. II, 2; *escabiau* (scabellum) DJ. II, 1; *oisiau* (avi-

* P. Meyer in Romania VI, 41; Förster, Ysop. XXX, § 25; Apfelstedt a. a. O.

cellus) P. j. II, 3; *reziau* (*reticellum) DJ. II, 1; *vaissiau* (*vascellum) P. j. II, 2. — *iau* (aquam) DJ. II, 1 u. oft. Gleichstellung der Suffixe -ellus und -illus war in der älteren Zeit ein Charakteristikum des pikard. Dialektes,* wofür Beispiele zahlreich sind. Auch das Neupikardische** giebt -ellus noch durch -iau wieder (natürlich nicht mehr Triphthong, wie im Afrz., sondern lautlich = iô), woran sich iau = aquam anschliefst. Indessen scheint dies specifisch pikard. Suffix bald sein heimatliches Gebiet überschritten zu haben, denn schon im 13. und 14. Jahrh. finden wir es in Denkmälern von Ile-de-France,*** und, wie aus seinem häufigen Vorkommen in dem Livre des Metiers, sowie aus den Bemerkungen der Grammatiker† zu schliefsen ist, war es am frequentesten in der Pariser Sprache, die es denn auch lange behalten hat. In andere Idiome fand es ebenfalls Eingang, indem es, von der Pikardie aus nach SW. und SO. sich ausbreitend, sein Gebiet ungefähr in einem Halbkreise ausdehnte, von der Grenze der Bretagne (Rev. Ling. XII, 84 ff.) und Maine (Joret, Pat. norm. 11 u. 150) an durch die Normandie, Champagne, Franche-Comté bis in das Lyonnais (Monin 91) hinein, ohne jedoch in einer dieser Provinzen zur alleinigen Geltung zu gelangen; denn, wie uns Corblet belehrt, ist im Pikard. neben iau auch ieu gebräuchlich (morcieu), Joret (Soc. Ling. III, 222) giebt iô für die Obernormandie, ié für die Niedernormandie, daneben noch iâ und é (Pat. norm. 111 u. 150), ohne scharf abzugrenzenden Geltungsbezirk, und Gilliéron (Romania XII, 40) bemerkt, dafs es kein Patois mit vollständig gleichmäfsiger Behandlung des Suffixes -ellus gebe.

§ 5. Vulgäres è (ai) für frz. i (lat. ī): *vaigne* M. m. l. II, 2; *regne* P. j. II, 2; — *maine*, *chopaine* DJ. II, 1; *medeçaine* M. m. l. II, 2; *Jaquelaine* ibid. II, 1 und P. j. II, 3; *vermeines* P. j. II, 3.

---

* Tobler, Vrai aniel, Einleitung; Förster, Chev. as deux esp. XLIX; Suchier, Leod. in Ztschr. f. rom. Philol. II. 275—276.

** Vergl. Hécart, Corblet und Delboulle, welche viele Belege geben.

*** Metzke, Dialekt von Ile-de-France, in Herrigs Archiv LXV, 77, und Püschel, Christine de Pizan XVI.

† Palsgrave notiert u. a.: carniau, laperiau, moyniau, paillardiau. — Beza (ed. Tobler) p. 58: „Vitanda est vitiosissima vulgi Parisiensis pronuntiatio in hac triphthongo, nempe l'iaue pro l'eaue etc. — Sylvius, In lingua græca Isagoge (1531) S. 99. — Pelletier, Dialogue de l'ortogr.: „Je te prie, Meigret, garde-toi, en voulant être trop curieux, de tomber au vice des Parisiens qui, au lieu d'un sceau d'eau disent un sciô d'iô.“ — Dumas, Bibl. des Enf. ou prem. élem. des lettres (1773) III, 142: „Le peuple change presque toujours en i l'e de la terminaison eau.“

Es kann keinem Zweifel unterliegen, dafs der mundartliche Übergang von lat. ī n + Vok. in eñe (aigne, eigne, egne), resp. in ène (aine, eine), welcher uns in Wörtern wie medeçaine (medicina), vegne (vinea) entgegentritt, unter der Einwirkung des n vor sich geht. Das Afrz. zeigt namentlich in dem pikardischen und den östl. Dialekten (Neumann, Zur afrz. Lautl. 49) eine gewisse Neigung, n zu mouillieren, es verwandelt also ane : agne (añe), aine : aigne, ine : igne etc. Die letztgenannte Endung wird, insbesondere auf burgundisch-lothr. Gebiet, manchmal zu aigne, wie denn auch Mignard in seinem Wörterbuche das Fortleben dieser Aussprache bis auf die heutige Zeit konstatiert: brelaigne (berline) S. 14; couzaigne S. 121; nareigne S. 227, sapeigne S. 226. (Vergl. dazu Diez, Gr. I[4], 126 und Apfelstedt S. XL.) Übrigens wird èñe für iñe auch in anderen Gegenden beobachtet, z. B. in Hochpoitou (Schnakenburg 50), in Berry veigne, dasselbe in der roman. Schweiz als vegna (De Chambure 904); im Wallisischen señé (signare; Gilliéron 92); in der Hochnormandie indaigne (Delboulle 192). — Der hier nur vor mouilliertem n nachgewiesene Lautwandel i : è vollzog sich mundartlich auch sonst vor r, wobei freilich zu bemerken ist, dafs je nach der Gegend mannigfache Nuancen und je nach dem Schriftsteller verschiedene Schreibungen des e-Lauts aus i hervorgingen; so nennt ihn Joret, welcher ihn für das Neunorm. nachweist (Soc. Ling. III, 223) halbgeschlossen (é̩), Delboulle drückt ihn durch ai aus, andere schreiben ei; Schnakenburg S. 50 giebt éne für Rouchi; nach Tarbé soll im modernen Dialekt der Champagne anne neben ène vorkommen, und eune (mit dem schon in § 1 behandelten ö) findet sich ebenfalls (Poulet 34; De Chambure VIII); nicht hierher gehörig jedoch sind Formen wie fámĕna, fárĕna, vésĕna (vicina) im Freiburgischen, wo die Abschwächung des ī in e durch eine in den Patois nicht gerade seltene Accentverrückung auf die Antepenultima zu erklären ist. — Dafs die Aussprache ène für ine auch eine Zeit lang in Paris heimisch gewesen ist, wird durch Hindret in der Einleitung zu seinem 1687 veröffentlichten Traité sur l'art de bien prononcer et de bien parler la langue fr. bezeugt, desgleichen durch Formen wie cuisène, machène, assassainer, ruaine in den Mazarinaden des 17. u. 18. Jahrh. — Besonderer Erwähnung bedarf das Wort maine DJ. II, 1, das bei Molière in der Verbindung maine de fèves vorkommt. Littré, der es von mlat. manna (Deriv. v. manus) herleitet, übersetzt es demgemäfs mit „une poignée“. Richtiger scheint uns jedoch die von

Espagne* vorgeschlagene Etymologie zu sein, nach welcher maine die mundartliche Form des provenç. mine (von ἡμίνα) ist und ein Mafs (1/2 Sester = 31 Liter) bezeichnet. Diese Ableitung entspricht doch wohl besser dem Sinne des Sprichwortes „il en avoit pour sa maine de fèves“ d. h. er hatte sein reichliches Mafs.

§ 6. Vulgäres ĩ statt ã: *dinse* DJ. II, 1 und P. j. II, 3. Die in dinse = dominus vorliegende Umwandlung eines lat. o in ĩ ist im Anschlusse an eine andere lautliche Thatsache von allgemeinerem Charakter erfolgt, wir meinen die dialektische Erhaltung des lat. betonten oder vortonigen i (gesprochen ẽ) vor n, die wir durch moderne Patoisformen wie diminche (dominicam), dins (de intus), in (inde), infant (infantem), sin (sine), singué (singularis, nfrz. sanglier), denen wir in allen frz. Patois begegnen, bestätigt finden. Weniger allgemein ist mundartliches ẽ = lat. an in Wörtern wie binde, chince, cinquinte, demin, dinser, finfaron, grind, minche, in welchen eine dem gemeinfranz. Lautübergange ẽ : ã gerade entgegengesetzte Entwickelung sich darstellt. Es ist bekannt, dafs die Aussprache ẽ statt ã den Provençalen kennzeichnet, wenn er sich des Französischen bedient; im Norden ist sie seit alter Zeit ein charakteristischer Zug des pik. und wall. Dialekts,** kommt aber heute auch in den Nachbargebieten Messin, Champagne und Normandie vereinzelt vor. In das ordinäre Parisisch scheint diese dialektische Eigentümlichkeit erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. Eingang gefunden zu haben, denn H. Estienne erwähnt ihrer in seinem 1579 erschienenen Dialogue du nouveau langage franç. italianizé als einer eben eingetretenen Neuerung. — Man ersieht nunmehr, inwiefern in dinse eine hierher gehörige Lauterscheinung vorliegt: Dominus, nach Verwandlung des o in a (einem im Mittellat. durch Wörter wie bambacium, condamina nachweisbaren Vorgange) ergab afrz. danse (wie domina dame, domesticam damesche, s. Diez, Gr. I[4], 418), das nach Analogie anderer Wörter mit ã mundartlich dinse wurde.

§ 7. i statt u: *himeur* DJ. II, 1; *vartigué* (vertu Dieu) M. m. l. II, 4. Auf roman. Sprachgebiete tritt i für u nur im Rhätoromanischen, in dem durch das Französische beeinflufsten Neuprovençalischen und in den Mundarten des Französischen ein. In den letzteren finden wir es häufiger oder seltener, von der Grenze des Provençalischen an durch Saintonge, Poitou, Bretagne, Normandie, Pikardie, Lothringen, Cham-

* Rev. de Lang. R. 2e sér. II: „Des formes prov. en Molière.“
** Suchier, Auc.[2] S. 64.

pagne und Franche-Comté. Für die mittelfrz. Patois liefert Jaubert Beispiele in grofser Anzahl; Nisard und Thurot geben solche aus der Pariser Volkssprache. In allen diesen Idiomen tritt i als Substitut eines u sowohl in der Tonsilbe auf, z. B. bibe, brime, disque (jusque), rhime, als auch in nebentoniger Silbe: lindi, manifacture, remiai (remuer), pilpite (pupitre), timulte.

§ 8. Vulgäres ö statt u: *eune* DJ. II, 1 und M. m. l. III, 2; *conteume* ibid. II, 2. Aufser dem eben behandelten Übergange von lat. u in i bietet die Vulgärsprache, deren sich Cyrano de Bergerac und Molière bedienen, Beispiele für eine zweite dialektische Umwandlung des ū, nämlich für die in ö (eu), welche unter dem Einflusse nachfolgender Liquiden vor sich geht. Man kann dieselbe heute in vielen Patois Nord- und Mittelfrankreichs* beobachten; auch gehörte sie im 16. Jahrh. dem Idiom des Pariser Volkes an, welches, nach Nisard, éceume, feume — keulte, greuler — breune, forteune — keurer, cteure (couture) sprach. — *Eun* M. m. l. II, 2 ist wohl nur graphische Variante, nach Analogie von eune gebildet.

b) Diphthonge.

§ 9. Vulgaires a für ai: *vrament*, *vas* DJ. II, 1. An einen früheren Lautvorgang, welcher noch der Zeit angehört, in der ai fallender Diphthong war und ái gesprochen wurde, erinnert die bei Molière vorkommende Vulgärform vrament, nämlich an die auf afrz. Gebiet ziemlich verbreitete und frequente Abschwächung in a, welcher der ai-Laut unterworfen ist. Wir begegnen derselben in älteren Denkmälern der Franche-Comté (Förster, Yz. XXXIV, § 57 [a]), Lothringens und Burgunds (Suchier, Auc.[2] S. 65; Fleck S. 22; Neumann S. 50; P. Meyer, Romania VI, 43), im Wallonischen und Pikardischen (Suchier a. a. O.), vereinzelt im Normannischen (Settegast, Benoit S. 22), wofür wir einige aus diesen Dialekten zusammengestellte Formen als Beleg anführen: agu Yz. 823; Biaucare Auc. 4, 1; braes (braies) Romania VI, 43; fare Auc. 2, 17; fas Ben. S. 22; Renart 18156; frales Auc. 2, 7; glave, j'a Raoul de H. S. 15; lasse Yz. 3419; mannent Auc. 10, 14; veraement Rom. a. a. O. Nach dem Erlöschen des diphthongischen Charakters des ai** und seinem in den

* Diez, Gr. I[4], 126 ff. weist sie dem Neuburgundischen, Neupikardischen und Neuwallonischen zu.

** Über ai : è vergl. Förster, Chev. XXXIV; Suchier, Auc.[2] S. 60; ten Brink, Dauer und Klang III; Suchier in Ztschr. f. rom. Phil. III, 139—140;

verschiedenen Provinzen zu verschiedener Zeit beendigten Übertritt in è erhielten sich die Formen mit a in der Volkssprache einiger Gegenden, wie denn der Verfasser des Tractatus orthographie gallicane ausdrücklich bezeugt, dafs ai im Pikardischen des 14. Jahrh. a geklungen hat. (Vergl. Ztschr. f. neufrz. Spr. u. Litt. I, 23) und wie auch die von den Patois,* namentlich denen der Champagne, Burgunds und der angrenzenden Kantone bis zur Gegenwart erhaltenen Formen, wie jamas, mastre, plasir, rason darthun. — Bei den aus vado gebildeten Singularformen des Präsens schwankte die Sprache lange. Das Afrz. zeigt neben regelmäfsig gebildetem vai die Form vois mit noch nicht erklärtem s und verändertem Wurzelvokal. Die späteren Grammatiker stimmen betreffs der 1. Person nicht überein; einige acceptieren vas, andere verwerfen es (vergl. Thurot 325 ff.). Vaugelas, Remarques II, 85 berichtet, dafs vas in der Hofsprache galt, während vais von Gelehrten und Schriftstellern gebraucht wurde. Die jetzigen Volksidiome haben vas noch vereinzelt (Jaubert I, 64; De Chambure 897).

§ 10. Permutation von oi und ai: *poyrois* (paierais) DJ. II, 3; *époisseur* ibid. II, 1. Wechsel zwischen oi und ai gehört zu den Kennzeichen des alten burgundischen und pikardischen Dialektes (Diez, Gr. I[4], 126 u. 128). So lesen wir in den Dichtungen der beiden Condé: esmoies (von esmaier) 312, 207; soi (sapio) II, 71, 728 und oft -oison (-ationem). Palsgrave führt poyer auch an.

§ 11. Patoislaute statt des modernfranz. oi: 1) *drait*, *dret* DJ. II, 1; M. m. l. II, 1; P. j. II, 3; *nayes*, *sayant* DJ. II, 1; *sayes* ibid. I, 5; *fred*, *set* (soit) P. j. V, 10 u. V, 8. — 2) *fouas* (vicem) DJ. II, 1 und P. j. V, 10; *j'avouas*, *ferouas* P. j. II, 2. Während auf einem grofsen Teile des franz. Sprachgebiets das Produkt von ē (ĭ) in freier Silbe und das von ō + i, u + i, au + i in oi zusammentreffen, welches bald den Laut oè oder ouè annahm, hielten westliche und südwestliche Mundarten das aus ē (ĭ) entstandene ei fest und liefsen es in ai, è übergehen. Diese Mundarten haben natürlich den Wandel von ei in oi (ouè, oua) bis heute nicht vollzogen. Dies erklärt die ersten der obigen Beispiele. — Die afrz. Aussprache ouè war noch im 16. Jahrh. die übliche. Gegen Ende des Jahrhunderts drang jedoch

---

Stengel, Jen. Litt. Z. 1879, S. 52; Vollmöller, Brut S. XVII; Zingerle, Raoul d. H. S. 15; Apfelstedt, Lothr. Ps.

* Siehe Baumgarten S. 40; De Chambure S. 345; Tarbé I, 305, 144; Jaubert I, 424.

die Aussprache des vulgus Parisiensium, wie Beza sagt, (oua) in die Sprache der Gebildeten ein, und eine Anzahl Wörter, von denen die meisten auf oi, oit, ois ausgingen, liefs oi der Aussprache der westlichen Mundarten entsprechend in è übergehen.* Die Aussprache j'avouas, ferouas war daher jederzeit eine vulgäre.

§ 12. Abschwächung von ui : i: *pis* (post), *depis*, *pisque*, *pis* (von pouvoir) DJ. II, 1; *sis* (suis) DJ. II, 3 und M. m. l. II, 5, III, 5. Die Abschwächung von ui zu i, in älteren Denkmälern vereinzelt vorkommend, trat in dem Dialekt von Ile de France erst spät auf (Metzke a. a. O. S. 70). Aus der neueren Zeit geben Beispiele Nisard (S. 198) für das Parisische: brière (bruyère), ensite, lit, nit, pisse, sivant; Joret (Romania V, 493) für die Mundarten der Basse-Bretagne: ītre (huitre), sie (suie), sī (suis), Corblet S. 155 für die Pikardie, Tarbé I, 121, 169 und Tissot S. 18 für die Champagne und Franche-Comté, doch findet sich in diesen Provinzen der Lautwandel ui : i nur sporadisch vor.

c) *Unbetonte Vokale.*

§ 13. a in tonloser Silbe: *ascoute*, *ascoutez* DJ. II, 1; P. j. II, 2. Zu ascouter sei bemerkt, dafs, nachdem der Diphthong au schon im Vulgärlatein in a übergegangen war,** es im Afrz. ascouter neben escouter lautete, und dafs beide Formen sowohl von den mfrz. Grammatikern (Palsgrave, H. Estienne, Thierry) belegt als auch heute noch provinziell gebräuchlich sind.

§ 14. e in tonloser Silbe: *quement* DJ. II, 1; *parsenage* P. J. V, 8; *velait*, *velez* M. m. l. III, 3. Dumpfes e, der gewöhnliche Substitut anderer Vokale der vortonigen Silbe, tritt sowohl für ursprüngliches als für sekundäres o in der alten Sprache sehr oft auf, z. B. honnerer BC. 39, 205; kemande Ch. a. d. esp. 6697; quemante, quemandement, Chart. d. Ponth. (Ec. d. ch. 1876, S. 10); quemun Metzke S. 403; Salemons JC. I, 257, 61. Das Schwanken zwischen o und e währte lange; denn mfrz. Grammatiker notieren noch viele

* Über afrz. oi und dessen lautliche Entwickelung siehe die ziemlich umfangreiche Litteratur, u. a. Ulbrich, Ztschr. f. rom. Phil. III, 385—394, der die einzelnen Entwickelungsphasen des Diphthongen ihrem Wesen und ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge nach genauer darzustellen sucht; ferner: Uhlemann, Rom. Stud. IV, 584—586; Harseim ibid. 317—318; Metzke, Herrigs Archiv LXV, 64—66; Ampère, Hist. de la formation de la langue franç., Paris 1871, S. 397—400 u. 430—432; Wendel, Musspr. S. 21—22; Rosmann, Franz. oi, Inaug.-Diss. Heidelb.

** Übergang von au : a auch in anderen mittellat. Wörtern: actor = auctor, pacis = paucis etc. s. Schuchardt II, 305.

Wörter mit doppelter Aussprache, z. B. domaine u. demaine (Palsgrave); grommeler u. gremmeler (Oudin), protocolle u. protecolle, Boulonais u. Boulenais. Namentlich wurde, auch in gewählter Rede, die Lautgruppe com (in commander, commode etc.) oft in que oder qu' abgeschwächt, was aus den nachdrucksvollen Bemerkungen erhellt, mit welchen einige Sprachbeobachter* diese Aussprache als vulgär verwerfen. Dennoch ist dieselbe bis in unser Jahrhundert in Gebrauch geblieben und existiert landschaftlich noch bis jetzt. (Vergl. Schnakenburg 51; Jaubert II, 53; De Chambure S. V; Tarbé I, 131; Poulet 42; Tissot 154; Decorde 64.)

B. Konsonantismus.

§ 15. **Einflufs eines nachfolgenden i auf Dentale und Liquiden.** Unter dem Einflusse eines nachfolgenden palatalen Vokals (hier i), dem wieder ein anderer Vokal folgt, verwandelt sich die stimmhafte Dentalis (d) in die weiche palatale Velaris (ǵ), die stimmlose Dentalis (t) in die entsprechende Velaris (ḱ); die Liquiden l und n gehen unter derselben Bedingung einen analogen Lautwandel ein: l wird l̃ (= y), n wird ñ, ein Laut, wie ihn das moderne Italienisch und Spanisch noch besitzen. Die letztgenannten Laute giebt der Molièresche Text durch gl und gn wieder, weil ill im Anlaut unmöglich und das Zeichen ñ dem Französischen unbekannt war. Es werden demnach die ursprünglichen Lautgruppen

	Dentale		Liquide	
	di	ti	li	ni
zu	ǵi	ḱi	l̃i	ñi
graphisch ausgedrückt durch	gui	qui	gli	gni

Diese Umbildung ist ein Abweichen von dem in der rom. Lautgeschichte allgemein zu beobachtenden Streben der Konsonanten, mehr und mehr nach den vorderen, äufseren Teilen der Mundhöhle überzugehen,** wie es z. B. die lat. Velaris c (k) zeigt, indem sie sich in roman. Sibilanten, Linguale und Dentale verwandelt, die alle von dem Punkte an, wo der ursprüngliche k-Laut sich bildet, nach vorn zu artikuliert werden. Im Gegensatze zu derartigen Erscheinungen tritt in den jetzt zu be-

* Vaugelas II, 150; Dupleix, La liberté de la langue franç. dans sa pureté (1651) S. 107; Berain, Nouv. rem. sur la langue franç. (1675) S. 194; Renaud, Manière de parler la langue franç. selon les différens styles (1697); Domergue, Manuel des étrangers de la langue franç. (1805).

** Vergl. Joret in Romania V, 490—492.

sprechenden Vulgärformen ein Zurückgehen des Lautes nach der hinteren Mundhöhle ein.

1) Dentale: *figué* (foi dieu), *jernigué* (je renie dieu), *morgué* (mort dieu), *palsangué* (par le sang dieu) etc. DJ. II, 1 u. 3; *guèbles* (diable) M. m. l. III, 2; *guibe* P. j. II, 2; *guieblesse* ibid. V, 8; *guiantre* ibid. V, 10. — *amiquié* DJ. II, 1; *chaquiau* P. j. II, 3; *cresquianté*, *équiais* ibid., *équiant*, *jesquions*, *quien* DJ. II, 1; *heriquié*, *quarquier* M. m. l. II, 2. Indem der Annäherungs- oder Berührungspunkt von Zunge und Gaumen aus der vorderen Gegend des harten Gaumens an die Grenze des weichen Gaumens, den Entstehungsort der Palatalis, zurückverlegt wird, bildet sich die Dentalis d (t) zu ǵ und ḱ um, ein Vorgang, welcher auch dem Mittellat.* angehört und für den andere roman. Sprachen einzelne Analoga darbieten.** — Ist die Dentalis von einem palatalen i begleitet, dem noch ein anderer Vokal folgt, so tritt in franz. Volksmundarten besonders oft der Wandel zur Velaris ein, obschon die umgekehrte Entwickelung (k) g : (t) d mindestens ebenso verbreitet ist.*** Aus dem Niedernormannischen hat Joret† Beispiele gesammelt: guieu (deus), étuguieu (studiare), mequié (medictatem), ōjourguieu (aujourd'hui), amikié (amicitatem), chimkière (cœmeterium), querpanquier (carpentarius); aus dem benachbarten Patois Gallot giebt Sébillot quer (tutari), quile (tegula); Jaubert I, 518 und II, 228 weist die gleiche Eigentümlichkeit für Mittelfrankreich und insbesondere für Berry nach: amiquieux (amitiosus), kerkien (christianus), guiâbe (diabolus), Quienne (Stephanus), Schnakenburg S. 62 für Rouchi und Ober-Elsafs, Monin für das Patois für Lyon: esquions, esquiant etc. Im östlichen Teile des Morvan ist sie, nach De Chambure S. VI und XVII, gebräuchlich, während im Westen dieser Landschaft die modernfranz. Aussprache gilt. Überaus beliebt war sie im Pariser Dialekt, wofür die 1640 erschienene Comédie des chansons viele Belege liefert.

2) Liquide: *gniais*, *ignia* DJ. II, 1; je *gni* en porterai ibid. II, 3; on *gny* est P. j. II, 3. — *gliau*, *glieu*, *iglia*, *gli* DJ. II, 1. In der

---

* Schuchardt I, 158 ff.

** So span. gazapo (dasypus); golfin (delphinus); gragea (dragea, τράγημα); katal. ruch (rudis), nuch (nudus); port. pelliteiro und pelliqueiro, petia und pequia.

*** Namentlich in den südlichen Patois; vergl. Schnakenburg S. 61 und Adam, Pat. lorr. S. 20.

† Joret, Caract. d. pat. norm. S. 109, 115 und Romania V, 373—376.

alten Sprache kommt gn, wenn auch sehr selten, ebenfalls im Anlaute vor, z. B. gneus Guerre de Metz 12_c. Die modernen Dialekte dagegen bieten zahlreiche Beispiele für erweichtes n und l im An- und Inlaut: gneu (noctem), gneure (nocere), gniece (neptiam) in der Normandie, gniais (nidacem), gnier (negare) in Berry, gnichi (*nidicare) in Forez, desgleichen für l: glian (ligamen), glier (ligare). Beispiele aus dem Pariser Volksidiom giebt Nisard S. 268.

C. Besondere Lauterscheinungen.

§ 16. Elision: *t'as*, *qu'est* (= qui est) DJ. II, 1; *t'es* ibid. II, 3. Pikardisches te statt tu* erscheint nicht nur in enklitischer Stellung (aste BC. 165, 377; este id. 214, 277; seste id. 211, 176; treçaste id. 409, 70), sondern auch vor dem Verb, so in Rich. l. B. t'as 465, 3010; t'ayes 4254; t'ies 1040, 3010; quant t'i venras 5151. In den modernen Patois ist apostrophiertes tu sehr gewöhnlich.** — Auch qui elidierte sein i schon in der alten Sprache. Wo die Form que aus dem cas. obl. in den Nominativ eingedrungen war, trat natürlich vor Vokalen Elision ein, daher k' in manchen Denkmälern ziemlich häufig.

§ 17. Aphärese: *ous* DJ. II, 3; *ardez*, *usque* DJ. II, 1; *tubleu* (vertubleu) M. m. l. I, 5; *tigué* (vertuguié) P. j. II, 3. Zur Erzielung kürzerer Wortgebilde bedient sich die Volkssprache gern der Aphärese, welcher manchmal die ganze Anfangssilbe zum Opfer fällt. Populäre Schriften bieten viele Beispiele, wie Drien (Adrien), diot (idiot), gniole (torniole), librequin (vilibrequin), lofra (balafre). Die Form ardez (= agardez vom alten Verb agarder) begegnet auch sonst, z. B. Dépit amoureux v. 149: „Ardez le beau museau (vergl. Lex. d. l. langue de Corneille I, 72). Jaubert I, 83 citiert aus Béroalde de Vervilles Moyen de parvenir: „Ardez, Monsieur, je vous suis bien attenue." — Schwinden des v im Anlaute, namentlich wenn es durch Anlehnung begünstigt wird, beobachten wir in der im Afrz. und noch jetzt sehr verbreiteten Form ous (ou) statt vous (Diez, Gr. I^4, 106).

§ 18. Apokope: *aga* DJ. II, 1. Für die Apokope ist der Imperativ aga (den wir übrigens auch in der Comédie des Proverbes III, 8 von Adrien de Montluc, bei Rabelais und in den Satiren des

---

* Tobler, Gött. gel. Anz. 1874, S. 1035: Scheler, B. Condé S 417.

** Joret, Soc. Ling. III, 239; Gallot, Rev. Ling. XII, 89; Jaubert II, 405; Schnakenburg S. 68, 72 ff.; Tarbé I, 124; Tissot 49; Baumgarten 44; Adam 69; Monin 23.

Vauquelin de Fresnage lesen) das einzige Beispiel bei Molière. Die nächstliegende Erklärung ist wohl, aga für eine Abkürzung der alten Form agarde zu halten. Espagne (a. a. O. S. 77) sieht darin einen Provençalismus: aga sei auf den für den Imperativ gebrauchten Infinitiv agachà zurückzuführen, dessen letzte Silbe infolge der Accentverrückung dem Abfall unterlag. Aus den Patois notieren aga Mignard S. 66; Baumgarten S. 133; Duméril S. 9.

§ 19. Synkope: *vla* DJ. II, 1; *v's* ibid. II, 3. Synkope trifft natürlich am häufigsten ein der Tonsilbe vorangehendes e (sei dasselbe ursprünglich oder sei es nur Substitut für einen anderen Vokal, wie in vela velait für voilà, voulait). Dafür geben, abgesehen von den zahlreichen Doppelformen des nämlichen Wortes mit und ohne e zwischen Konsonanten (von denen Tobler, Versb.[1] S. 29 handelt), die älteren Texte viele Beispiele, wie espron Ch. a. d. esp. 9104; gline (gallina) Ren. IV, 1; pril Ch. a. d. esp. 1256; uigreus R. l. B. 4050. Die flüchtige Volkssprache synkopiert auch sonst, so drière (derrière), vsin (voisin), bni (bénir).

§ 20. Ab- und Ausfall von l und r: *putost*, *queu*, *queuque* DJ. II, 1; *pus*, *raisonnabe* P. j. II, 2; *note*, *toujou*, *leu*, *Monsieu* DJ. II, 1; *votte*, *heriquié* M. m. l. II, 2; *enjoleus* DJ. II, 3; *vielleux*, *entonnois* DJ. II, 1; *mangeux* P. j. II, 1; *souliez* M. m. l. II, 1. Von Konsonanten sind es besonders l und r, die wegen ihrer flüssigen, halbvokalischen Natur für Ab- und Ausfall am geeignetsten sind. Dafs r in der alten Sprache* schon einen leisen vokalähnlichen Klang gehabt hat, geht aus zahlreichen Reimen hervor, in welchen es vor Konsonanten hinter dem Reimvokal als nicht vorhanden betrachtet wird, wofür u. a. Andresen und Ulbrich Beispiele geben. Die lässige Artikulation des r rügt Vaugelas, Rem. II, 403 noch an der höfischen Sprache seiner Zeit. In volkstümlicher Redeweise hört man noch heute ulai (urler), abre, mécredy, mabre, meutrier, pésiden etc. Auslautendes r mufs früh im Franz. der scharfen Artikulation verlustig gegangen sein; denn Coyfurelly im Tractatus ortografie gallicane lehrt: „r in fine diccionis indifferenter potest sonari“, und in ähnlichem Sinne spricht

---

* Über afrz. r vergl.: Andresen, Über den Einflufs etc. S. 18 und Rou § 35; Förster, Richars XI und Ztschr. f. öst. G. 1874, S. 149; Koch, Chardry S. XXXIII; Koschwitz, Überliefrg. S. 47; Mall, Compt. S. 30; Metzke a. a. O. S. 86; Neumann, Lautl. S. 70; Settegast, Benoit S. 10; Tobler, Gött. gel. Anz. 1874, S. 1033; Ulbrich in Ztschr. f. roman. Philol. II, 543 ff.; Zingerle, Raoul d. H. S. 10.

sich H. Estienne* aus. Die bessere Sprache freilich gab erst im 17. Jahrh. auslautendes r in gewissen Wörtern auf (so nach Tobler, Versb.[1] S. 98, in einem Teile der auf -er und -ier ausgehenden Wörter, in den Infinitiven auf -ir und den Wörtern auf -eur, sowie in zahlreichen anderen), kehrte jedoch bald zur früheren Aussprache zurück.** Molière mufs klingendes r im Auslaute für die korrekte Aussprache gehalten haben, weil er die Formen ohne r, wie leu, toujou Bauern in den Mund legt. In den neuen Dialekten ist die Verstummung des auslautenden r ungemein häufig*** in Wörtern wie pour, sur, par, leur, toujours, ebenso in den Ausgängen -vre, -pre, -dre und -tre, desgleichen in der Endung -eur mit zugefügtem Flexions-s, so dafs -eus (eine Verwechselung mit -eux = lat. -osus) entsteht.

Gleicherweise wird l als In- und Auslaut oft abgeworfen. Afrz. Beispiele dafür giebt u. a. Apfelstedt S. XXXVIII; in allen nordfrz. modernen Dialekten ist der Wegfall des l ebenfalls frequent (Schnakenburg S. 51—55), insbesondere in dem Wortausgange ble und in quel, für welches Oudin in seiner Grammaire franç. rapportée au langage du temps die Aussprache que (vulgär queu) geradezu verlangt.

§ 21. Falsche Bindung: *j'ais eu* DJ. II, 1. Falsche Bindung, wie sie hier vorliegt, ist noch jetzt mundartlich häufig, auch in der Sprache des gewöhnlichen Parisers zu beobachten.

II. Zur Formenlehre.

a) Pronomina.

§ 22. *Li* (lui) DJ. II, 1; *ceti* (celui) M. m. l. II, 2; *en* (on) DJ. II, 1 sind mundartlich forterhaltene afrz. Pronominalformen.

b) Flexion des Verbs.

Aufser dem im § 2 besprochenen dialektischen Übergange ez : ais weist das von Molière gebrauchte Patois mehrere wesentliche Abweichungen von den normalen franz. Verbalendungen auf. Dieselben sind auch mundartlich konservierte Überreste einer älteren Flexion.

---

* Le peuple, et principalement celui de Paris et des villes voisines a un tel penchant à ne tenir aucun compte de l'r à la fin des mots, qu'à moins d'être averti, on ne s'apercevrait pas que ces mots ont cette lettre bien qu'ils l'aient en effet.

** Monsieur reimt bei guten Dichtern bis auf Lafontaine noch mit Wörtern auf -eur.

*** Joret a. a. O. S. 224; Sébillot, Rev. Ling. XII, 88; De Chambure S. XV; Adam S. 70; Nisard S. 265.

§ 23. Erste Person Pluralis: Endung -omme(s): *aviomme* DJ. II, 1. Die vollständigere Endung -ommes (-omme) im Präsens, -iommes im Imperfektum und Konditionalis gehörte speciell dem flandrischen Dialekte an.* Im nördlichen Frankreich begegnen Formen wie aviommes, étiômes, avommes als Provinzialismen noch jetzt (Sébillot S. 89, Delboulle S. IX, Jaubert I, 109). — Erwähnt sei, dafs das Fragment von Champmeslé an derselben Stelle des Dom Juan aviemes hat, was altpikardisch ist. Cyrano de Bergerac schreibt esquiesmes, fisiesmes, alliesmes, eussiesmes.

§ 24. Formvermischung im Perfektum: *bailli* DJ. II, 3 (éd. 1693); *j'allongis*, *couchis*, *levis* P. j. V, 10; *prenit*, *venit* ibid. II, 2. Der Übergang von Formen des Perfektums und Partic. prät. der ersten in die dritte Konj. ist schon in afrz. Denkmälern zu beobachten, so Ren. le nouv. 6050 obligi, Jean v. Bodel, Nicol. S. 202 encarqui. Suchier, der diesen Vorgang Auc.[2] 72 bespricht, erinnert an die in Artois und anderen nördlichen Gegenden vorkommende Umwandlung der Infinitiv-Endung -ier in -ir, unter deren Einflufs möglicherweise die Perfekta mit i entstanden sein können. Rabelais bedient sich zuweilen der Formen auf i, auch waren sie am Hofe Franz I. gebräuchlich; die Grammatiker** des 16. Jahrh. thun ihrer ebenfalls Erwähnung. — Selbst starke Perfekta wurden in Anbildung an solche Formen umgemodelt; Molière liefert zwar dafür keine Belege, im Pédant joué aber lesen wir prenit und venit.

§ 25. Subjunktiv Imperf. der I. Konj. auf i: *baillissiez*, *envoyît* M. m. l. III, 2. In der 1. und 2. Pers. Plur. treten als älteste Formen -issums, -isseiz auf*** (Roland 257 meslisiez; Streit zwischen Leib und Seele 294: donisiez), daher wir in baillissiez Erhaltung einer ursprünglichen Form sehen. Die Endungen -assions und -assiez treten erst später auf; Estienne und Palsgrave geben die Endungen -issions, -issiez sogar als die einzigen. Nach Analogie derselben bildete man dann Formen wie envoyît, während das Regelrechte für den Singular immer -asse, -asses, -ast gewesen ist.

---

* Siehe Diez, Gr. I[4], 226; Burguy I, 227; St. Alex. 149 u. 275.

** R. Stephanus, in den Hypomneses: „Au parfait plusieurs disent: j'alli“ etc. — Sylvius, In lingua gr. Isagoge: Præteritum perfectum primæ puidem coniugationis fere terminatur in ai, as ... Quibusdam autem magis qlacet finire in i, is, it ... Utrumque Parrhisiis vulgo pronuntiare audies. — Vergl. Thurot 237.

*** Suchier, Vorlesungen.

§ 26. Die 3. Pers. Plur. mit betonter Endung: *nageant*, *sayant* DJ. II, 1; *faisiant*, *étiant* M. m. l. II, 2. — *pendont*, *servont*, *aimont*, *appelont*, *boutont* etc. DJ. II, 1; *venont*, *tenont*, *avont* ibid. — *ant*, *sant* DJ. II, 1 und M. m. l. II, 2. Durch die namentlich in südlichen Mundarten vorkommende Betonung der letzten Silbe (-ent) und Angleichung an die 1. Pers. Plur. (ons) entstanden die Formen mit -ant und -ont in der 3. Pers. Plur.; nach Analogie der Endung -ant sprach man auch ant und sant. Indem wir auf die umfangreiche Litteratur über diesen Vorgang verweisen,* die auch zahlreiche Beispiele aus den afrz. Dialekten beibringt, beschränken wir uns darauf, seine Spuren in den modernen Patois zu verfolgen. Wir finden in denselben -ant: aimant Baumgarten S. 42; ayant, mangiant, faziant Schnakenburg S. 70 u. 72; allant, aviant, étiant, seyant in Poitou (Chabaneau); ferner -ont: tsanton Tissot S. 58, avon, aivon Jaubert I, 109, die Formen ant und sant, Contejean S. 32, Tissot S. 55 u. a.

III. Syntaktisches.

Auch in syntaktischer Beziehung wird natürlich jedes Patois gewisse Eigentümlichkeiten und Abweichungen von dem normalen Gebrauche der Schriftsprache aufweisen. In den mundartlichen Dialogen bei Molière ist deren Anzahl nur gering. Es sind:

§ 27. Die im Romanischen auch sonst vorkommende Verschmelzung von Präposition und Substantiv zu einer Worteinheit (Diez, Gr. III[4], 154), die den Artikel enthalten und auch wieder von einer Präposition abhängig gemacht werden kann: *du dor* DJ. II, 1 und Misanthr. II, 6; *da matin* (de à matin) DJ. II, 1.

§ 28. Eine ungewöhnliche Häufung der Steigerungswörter, wie sie in *bien pu mieux fait* DJ. II, 1 vorliegt.

§ 29. Die Verwechselung der Numeri: a) Der Singular statt des Plurals bei Monsieur und Madame: Sont *des Monsieur* euxmêmes DJ. II, 1; *ces Madames* de Paris P. j. II, 3. b) Der Plural statt des Singulars bei der 1. Person des Verbs: *j'avons*, *je n'aviomme*, *je sommes*, *j'entrerions* etc. DJ. II, 1; *je nous amusions*, *je nous sommes*

* Apfelstedt LI u. LX; Bonnardot, Romania I, 337 u. II, 251—255; Bouteiller, Guerre de Metz, S. 455; Burguy I, 266; Chabaneau, Conjug. 1878[2], S. 46, Anm. 2; Diez II[4], 253; Förster, Ztschr. f. öst. G. 1875, S. 541 und Ztschr. f. nfrz. Spr. u. Litt. I, 81; Mall, Compt. 109; P. Meyer, Romania IV, 46; Mussafia, Sitz.-Ber. der Wiener Akad. Bd. 39 (1862), S. 550 und „Zur Präsensbildung im Romanischen“, Wien 1883; Tobler, Versb. 35.

boutés DJ. II, 1. Dieser auffällige Solöcismus, welcher am Hofe Franz I. und seiner unmittelbaren Nachfolger zu besonderer Geltung gelangt war,* soll nach der Ansicht des Grammatikers Ramus den königl. Erlassen entstammen, in welchen der pluralis maiestatis beliebt wurde. Hiermit jedoch würde höchstens das Entstehen dieser Redeweise in der Sprache des Hofes, nicht ihre allgemeine Verbreitung in der Volkssprache erklärt sein. Wir halten sie für einen alten, der populären Sprache eigentümlichen Zug, wofür auch ihr in den heutigen Patois noch sehr häufiges Vorkommen spricht (Schnakenburg S. 63; De Chambure S. 9, Nisard, Parisianismes S. 150 u. a.). — Die fälschliche Anwendung des Plurals dehnt sich auch auf das Reflexivpronomen aus, wie die Beispiele je nous amusions, je nous sommes boutés, je nous vlà zeigen.

IV. Einzelne Wörter.

§ 30. *angigorniaux* DJ. II, 1 und P. j. II, 2. Das Wort wird an beiden Stellen in der Bedeutung „unnützes Zeug", „unnützes Gerät" gebraucht. Zu Grunde liegt das noch vorkommende engin (engins = Gerät für Jagd und Fischfang; engins de guerre = Kriegsmaschinen). Ob gorniaux eine von der Volkssprache willkürlich gebildete Endung ist, die, wie Despois und Mesnard meinen, durch ihre bizarre Form etwas Verwickeltes oder Lächerliches anzeigen soll, oder ob es einem älteren Stamme entspricht, vermögen wir nicht zu entscheiden.

douze M. m. l. II, 1. „Je vous dis et vous douze" ist ein auf Allitteration beruhendes Wortspiel volkstümlichen Ursprungs, dem wir in populären Schriften öfter begegnen, z. B. in der Agréable Conférence de deux paysans de Saint-Ouen et de Montmorency (1649) p. 5 und in „Les Écosseuses" (1739) p. 84. So bildete man auch paradis scherzhaft in paradouse um (Tobler, Verblümter Ausdruck S. 28).

puresie DJ. II, 3; *conversions, fixiblement, muffles, syncoles* M. m. l. III, 2. Vulgäre Verdrehungen für pleuresie, convulsions, visiblement, muscles, syncopes.

éplinque DJ. II, 1. Aus lat. *spincula, modernfrz. épingle durch Umstellung des flüssigen l entstanden, die wir in dem gemeinfrz. sanglot (singultus), in blouke (boucle), flaves (fabulas) Lothr. Ps. 118, 25,

---

* Génin, Lexique de la langue de Molière p. 221. — Id., Variations du langage franç. S. 290—291.

elverier Corblet 133, Inguelterre Legrand 22 und auch sonst überaus oft in der älteren Sprache und in den modernen Dialekten finden.

itou DJ. II, 1. Afrz. itel, nach Littré noch jetzt in der Bauern- und ganz familiären Umgangssprache gebräuchlich.

nannain DJ. II, 1. Diese Negationspartikel (vergl. Diez, Et. W. II, 385) leiten wir, mit Tobler, von non ille (wie oïl = hoc ille) ab. Vertauschung von l und n begegnet im Auslaut in anderen Wörtern gleichfalls, z. B. connin neben connil (cuniculus) bei Rabelais. Die Formen nanin und nanil kommen bei Joinville und Froissart schon promiscue vor. R. Estienne verzeichnet nanin ebenfalls, und im zweiten Discours der Conférence agréable, einer im vulgären Parisisch des 17. Jahrh. verfafsten Schrift lesen wir: „Il allien à la procession?" „Nanin, nanin, continue Janin." Im Mittelfrz. begegnen wir dem Worte meist in der Form nenny; in familiärer Redeweise ist nenni noch heute gebräuchlich. — Die gegenwärtigen Volksidiome zeigen die Partikel in sehr verschiedenen Gestalten: nani Lahm 71; nanin Littré (Nieder-normandie); nainni Contejean 141; nainin Mignard 227; nenain De Chambure XIII; nanes Du Bois 497; nenait Contejean 142; nin im flandrischen und wallonischen Dialekt ist wohl auch durch Kürzung aus nenin entstanden (Henaux 73). — Bemerkt sei noch, dafs das Wort auch substantiviert in der Bedeutung „das Nein" und „das nichtige Ding" vorkommt: „Un doulx nenny avec un doulx sourire est tant honneste" (Cl. Marot). — „Que portes tu, mon ami, dans ton pannier?" „Des nanins pour souffler au c.. des demandeux" (Décorde 104). Vergl. provenç. boutiga deis nanins (Honorat, Dict. prov.).

queussi queumi M. m. l. II, 2; Bourg. g. III, 10. Ein auf dem Gleichklang der beiden Wörter beruhender populärer Ausdruck, der auch in der Comédie des Proverbes (Théâtre franç. IX, p. 62) zu lesen ist. Er enthält als erstes Element que-que = soit-soit und bedeutet là là; ni bien ni mal; tellement quellement. Jaubert II, 227 giebt queufi, queumi.

sols (solidos) DJ. II, 1. Sol ist eine archaische Schreibung und wurde sou ausgesprochen (s. Littré, Dict.).

stapandant DJ. II, 1. Vulgärform für cependant.

vilainte (villanus) DJ. II, 3. Eine Parallele zu vilainte (eingeschobene Dentalis) ist etwa das von Delboulle S. 286 angeführte rebinder statt rebiner (faire pour la seconde fois), wenn dieses nicht mit binde (im § 6 angeführt, nfrz. bande) zusammenhängt.

Berlin. Dr. B. Pohlisch.

Über die Parisismen.

Geffroy Tory de Bourges teilt in seinem 1529 erschienenen Werke „*Champ fleury*“ die Vermehrer des französischen Wortschatzes in drei Gruppen; er sagt:* „Je trouve qu'il y a trois manières d'hommes qui s'esbatent et s'efforcent à la (la langue française) corrompre et diffamer. Ce sont les escumeurs de Latin, plaisantins et jargonneurs.“ Diese Einteilung kann heute noch gelten, wenn man die Quellen des Pariser Argot untersuchen will; nur hat man statt der ersten Gruppe „écumeurs d'anglais“ zu schreiben. Diese Bezeichnung kann zwar für unsere Zeit nicht in dem Umfange angenommen werden wie der Ausdruck „escumeurs de Latin“ im 16. Jahrhundert; doch ist die Gruppe der Anglomanen, besonders in Paris, stark genug, um einer Benennung würdig zu sein. Die „plaisantins“ als die Urheber zum Teil witziger und satirischer, zum Teil abgeschmackter und widerwärtiger Tropen, und die „jargonneurs“ als die Erfinder neuer Ausdrücke und abenteuerlicher Wendungen — die „forgeurs de mots nouveaulx“, wie Tory sie nennt — behaupten heute wie vor zwei Jahrhunderten ihre Mission als Schlammvulkane und Sprudelquellen auf dem Sprachgebiete Frankreichs. Das Pariser Argot ist ihre angestammte Domäne, ihr grofser Stapelplatz, wo sie alle ihre Erzeugnisse hinschleppen und in fortwährenden Umsatz bringen. Es liegt im Argot unzweifelhaft ein bestrickender Reiz; die Urwüchsigkeit, die humoristische Färbung und Keckheit vieler Ausdrücke machen diese im Fluge aller Welt bekannt und eröffnen ihnen den Weg zum Gemeinbesitz des ganzen Volkes. Viele Argotismen sind so in den Sprachschatz der Gebildeten eingedrungen, und charakteristische

* Vergl. Darmsteter und Hatzfeld, Le seizième siècle en France, p. 188 und 189 Anm.

Ausdrücke, die gestern nur im Quartier Latin oder im Faubourg St. Antoine verstanden wurden, finden wir morgen in den gelesensten Zeitungen, zuerst in schrägen Buchstaben und bald als alte Bekannte in aufrechter Stellung in den Romanen Zolas und anderer Naturalisten wieder. Viele Argotismen führen aber auch nur das Leben einer Eintagsfliege. Durch irgend einen Witzbold geschaffen und nur vorübergehenden Verhältnissen oder Stimmungen angepafst, verliert das Wort seine Bedeutung, Verbreitung und Aufnahme, sobald jene Bedingungen schwinden. Ein Beispiel für viele: Nach der lärmenden Demonstration, welche der Pariser Pöbel dem spanischen Könige und preufsischen Ulanenoberst Alphons im September des vorigen Jahres entgegenbrachte, nannte man an der Pariser Börse die spanische Rente allgemein „uhlan“, und Rufe wie „Qu'est-ce qui donne du uhlan! J'achète deux mille uhlans“ waren an der Tagesordnung (vergl. Figaro 30. Sept. 1883). Heutzutage, nachdem sich die Gemüter wieder beruhigt haben, heifst der „uhlan“ natürlich „la Rente espagnole“.

Das Argot ist das Machwerk des wild gebliebenen oder wild gewordenen Sprachgenius; es ist wandelbar und mannigfaltig wie die Bilder im Kaleidoskop. Eine vortreffliche Schilderung dieser Wandelbarkeit giebt uns Maxime Parr im Petit Journal Pour Rire, Nr. 410 (Vingt-septième année) unter der Überschrift: Les mots qui passent. — Les mots qui viennent. Wir geben den Artikel in folgendem wieder:

Un fait certain: Paris ne parle jamais vingt ans de suite la même langue. On peut dire qu'il change de grammaire plus souvent qu'un Gascon ne change de chemise.

Vous savez l'ahurissement d'un touriste de la Grande-Bretagne en entendant parler nos charmants compatriotes.

Un jour, en déjeunant à Tortoni, à deux pas de lui, il voit deux jeunes gens de très bel air, cols cassés, lorgnon d'or à l'œil, têtes brunes coupées en deux par la raie du coiffeur.

Nos deux petits messieurs s'entretenaient du premier succès d'Alexandre Dumas fils au Gymnase.

Par conséquent, il s'agissait de *Diane de Lys.*

— A la bonne heure! s'écriait l'un d'eux sur le ton de l'enthousiasme, voilà de la vraie littérature dramatique; c'est rond, ce succès-là!

Le lendemain, notre Anglais s'absente; il quitte l'Europe; il fait le tour du monde; il s'arrête au Congo; il se marie a Ceylan; puis, au bout de quinze ans, il revient à Paris, accompagné de sa jeune épouse.

Pour faire connaître la capitale à la jeune femme, il la conduit partout, à la ville, au théâtre, dans les musées.

Un matin, il l'emmène déjeuner à Tortoni.

A deux pas d'eux, à une table presque contiguë, sont assis deux jeunes gens de très bel air. Ceux-là aussi sont vêtus à la mode du jour; ils ont de même un lorgnon d'or à l'œil. Le coiffeur en vogue leur a soigneusement coupé la tête en deux par le moyen d'une raie du plus beau style.

Ils causent en mangeant des radis roses, et ils causent de la reprise de *Diane de Lys;* la jolie comédie d'Alexandre Dumas fils, qu'on joue derechef au Gymnase, au milieu des bravos du public.

— A la bonne heure! s'écrie l'un d'eux sur le ton du lyrisme le plus élevé; voilà du vrai théâtre. C'est carré, ce succès-là!

— Comment! Mais il y a quinze ans, c'était rond; à présent, c'est carré. Qu'est-ce que ça veut dire?

L'étonnement de l'insulaire, nous l'éprouvons tous plus ou moins à chaque instant, tant les mots qui forment le tissu du langage usuel sont variables.

Que de mots qui nous arrivent je ne sais d'où! Que de mots, par conséquent, qui passent et qui s'en vont je ne sais où!

Vingt fois, en ce siècle, on aura varié les étiquettes qu'on met sur les femmes, que Gavarni dessinait si bien en 1840, et que Grévin fait, de nos jours, si bien tomber de la pointe de son crayon.

Sous la Restauration, c'était la femme aimable; — sous Louis-Philippe, la lorette; — sous la seconde République, la boule-rouge; — sous la Présidence, la muscadine; — sous l'Empire, le chignon doré; — à présent, on commence à dire: *la boudinée.*

Pourquoi *la boudinée?* Demandez à ceux qui font, défont et refont sans cesse le glossaire des boulevards.

Quant au masculin de ladite dame, il n'a pas, vous le supposez bien, passé par moins de transformations.

Sous l'Empire, c'était le mirliflor; — sous la Restauration, le fashionable; — sous Louis-Philippe, le dandy; — sous le second Empire, le cocodès ou le col-cassé. — A présent, ainsi que je vous le disais tout à l'heure, pour le genre féminin, c'est *le boudiné.*

Par moments aussi, on ne sait pourquoi ni comment, les boulevardiers se mettent tout à coup à rajeunir des mots vieux comme les vieilles rues, mais en leur donnant un sens tout moderne.

Tel est pour le quart d'heure le mot type.

Jadis, sous Louis XIV, dans La Bruyère et dans la Rochefoucauld, le mot type, suivant l'étymologie grecque, voulait dire:

„Caractère, portrait original, figure fortement tracée.“

En 1883, les petites dames en font presque le synonyme de pantre (dupe) ou de gogo (même signification).

De là, ce dialogue entre deux soupeuses de chez Brébant:

— Avec qui as-tu passé ta soirée?

— M'en parle pas: avec deux types qui m'ont embêtée à cent francs par tête.

Langue de Voltaire, voilà pourtant où tu en es!

Bei dieser Unbeständigkeit des Materials ist es um so anerkennenswerter und verdienstvoller, wenn sich jemand der gewaltigen Arbeit unterzieht, alle jene Sprachprodukte des Volksgeistes, soweit man ihrer habhaft werden kann, einzufangen und alphabetisch zu registrieren. Zu diesem Werke war niemand mehr berufen als der Lexikograph *Césaire Villatte*, dessen Buch „*Parisismen*“, *Berlin, Langenscheidt 1884*, uns vorliegt.

Unter Benutzung von *Delvaus* „*Dictionnaire de la Langue verte*“, *Larcheys* „*Dictionnaire historique, etymologique et anecdotique de l'Argot parisien*“, *Rigauds* „*Dictionnaire d'Argot moderne*“ und anderer Sammelwerke hat Villatte ein Buch geschaffen, dessen Wichtigkeit für das Studium der modernen Sprache allem Zweifel überhoben ist.

Zu dem aus sieben Seiten bestehenden Vorwort bietet uns Villatte eine interessante Zusammenstellung der Quellen des Argot. Diese liegen teils in den fremden Sprachen, teils sind die neuen Produkte — um es mit wenigen Worten zu sagen — auf phonetische und rhetorische Processe innerhalb des Französischen zurückzuführen.

Es werden Beispiele aufgestellt für Aphärese, Apokope und für die Verwandlung des ursprünglichen Wortschlusses in eine andere Endung. Hier hätte noch das von Ronsard mit „provignement“ bezeichnete Verfahren hinzugefügt werden können. Wir wollen als Beleg für das „provignement“ im Argot einige Ausdrücke anführen, die wir in Villattes Parisismen nicht vorfinden.

Von „bock“ wird das Verbum „bocker“ und das Substantiv „*bockeuse*“ abgeleitet; vergl. das Studentenjournal „Le Quartier Latin“ Nr. 41 1883: „Les étudiants, abandonnant les *bockeuses*, se rendent au jardin du Luxembourg.“

Aus dem englischen „lunch“ entsteht „luncher“ und „*luncheuse*“; vergl. Le Gaulois, Nr. 320 1883: „Les femmes deviennent de plus en plus *luncheuses*.“

Aus „tambour“ wird „tambouriner“ und hieraus „*tambourinaire*“ gebildet;* vergl. La France, 21. Nov. 1883: „M. Gonzalès a accepté d'être le sonneur de cloches et le *tambourinaire* de la fête de Balzac.“

Auf „patauger“ ist die Neubildung „*pateaugeage*“ zurückzuführen; vergl. La France, 10. Januar 1884: „Il y a du grabuge dans l'air et le *pateaugeage* va commencer salter.“

Aus „bazar“ entsteht „bazarder“ und „*bazardage*“; vergl. Le Quartier Latin Nr. 43 1883: „Parmi les divers trucs auxquels ont recours beaucoup d'étudiants pour se faire un budget supplémentaire ... les plus usité ... est sans contredit le *bazardage*.“

Aus „brisque“ bildet das Argot „*brisquard*“; vergl. La France, 30. Okt. 1883: „Le sergent Bridapoil ... est un bon et brave troupier, rogue quelquefois comme tous les *brisquards*.“

Die Suffixe, mit deren Hilfe die Ableitungen in unseren Beispielen vor sich gehen, sind also: euse, aire, age, ade. Die durch einen rhetorischen Process entstandenen Argotismen sind fast sämtlich auf den Tropus der Metonymie und der Metapher zurückzuführen; Villattes Ausdruck „Substitution“ ist für diese sprachliche Erscheinung nicht treffend genug.

Als weitere Quellen des Argot bezeichnet der Verfasser das Anagramm, den Calembourg, geschichtliche, mythologische und litterarische Erinnerungen, politische und kriegerische Ereignisse, die Mode und den Zufall.

Es hätte auch die Länderkunde als Quelle mancher Argotismen angeführt werden können. Der Pariser Student spricht von einer „température sénégalienne“; vergl. Le Quartier Latin Nr. 43; wir reden von einer „barbarischen Hitze“.

Ein Artikel von dem auch von uns citierten Maxime Parr mit der Überschrift „Retour à l'Argot“ ist von dem Verleger dem Vorwort hinzugefügt worden, „um einerseits einen weiteren Beweis dafür zu bringen, dafs die vielgebrauchte Redensart: *dies Werk hilft einem tiefgefühlten Bedürfnisse ab*, hier keine Phrase ist, — andererseits um dem Leser Gelegenheit zu geben, das Büchlein gleich praktisch zu erproben

* Vergl. Zeitschrift für nfrz. Sprache und Litteratur V, 2, p. 61.

und sich über die Brauchbarkeit und Vollständigkeit desselben ein Urteil zu bilden.

Wir haben Villattes „Parisismen" an einer Sammlung von Argotismen geprüft, die wir zum Teil in Paris selbst gehört und aufgezeichnet, zum Teil aus Zeitungen wie Figaro, Le Gaulois, La France, Gil Blas, L'Antiprussien, Le Quartier Latin, Le Petit Journal Pour Rire u. s. w. entnommen haben, und wir müssen gestehen, dafs uns Villatte nur in wenigen Fällen ganz im Stich gelassen. Aber auf absolute Vollständigkeit kann ja auch schlechterdings ein Buch keinen Anspruch erheben, dessen Gegenstand in rastloser Bewegung und in fortwährendem Wachstum begriffen ist, dessen Stoff sich jahraus jahrein so gewaltig vermehrt, dafs sich Béranger in seiner Biographie voll Besorgnis zu dem Ausruf veranlafst fühlte: „Hélas! en l'an 2000, on ne parlera plus français à Paris." — Die von uns in Villattes Sammlung vermifsten Ausdrücke, abgesehen von denen, die wir bereits erwähnt haben, sind folgende:

alcoolisme; vergl. La France, 30. Okt. 1883: „Bon diable, chez lequel *l'alcoolisme* n'avait pas encore complètement oblitéré le sens artistique."

archi-bonder; vergl. Le Gaulois, 4. Juni 1883: „Toutes les dix minutes, un train de vingt wagons, bondé, *archi-bondé.*"

archificher; vergl. La France, 24. Januar 1884: „N'sais pas c'que v's avez dit; je m'en f..., m'en *archif...*"

bec dans l'eau; vergl. La France, 17. Januar 1884: „Seulement ces affirmations qui se désaffirment nous ramènent tout simplement au *système du bec dans l'eau.*"

bookmaker mufste ebenso gut angeführt werden wie ring und starter; vergl. Le Gaulois, 4. Juni 1883: „Après chaque course, une poussée formidable vers les *bookmakers.*"

bouchon; jouer au bouchon; vergl. Le Gaulois, 4. Juni 1883: „Pour y entrer, c'est plus facile que de *jouer au bouchon.*" Vergleiche übrigens die Parisismen unter dem Worte „galoche".

brimade heifst nicht nur „Einweihung der neu aufgenommenen Schüler", sondern beim Militär jede ungerechtfertigte Plackerei. Vergl. La France, 21. Januar 1884: „Mais ces *brimades* ne pouvaient durer qu'un temps, et aujourd'hui l'administration de la guerre fait étudier consciencieusement les moyens de pouvoir les capitaines d'infanterie de chevaux convenables."

carguer les voiles, die Kleider ablegen: vergl. Le Petit Journal pour

rire Nr. 459: „Si ces demoiselles consentaient à se laisser remorquer, on les aiderait volontiers à prendre un ris ou *à carguer leurs voiles.*“

casquette à trois ponts, analog gebildet wie vaisseau à trois ponts. Vergl. Le Petit Journal pour rire Nr. 410: „Un affreux voyou, coiffé d'une *casquette à trois ponts*, criait à tue tête.“

chiader; vergl. Le Quartier Latin Nr. 43: „Nous voilà en pleine saison d'examens que vous fassiez du droit ou de la médecine; . . . c'est le moment de *chiader.*“

chiendent; c'est le chiendent, etwa unser „da liegt der Has' im Pfeffer“. Vergl. La Fr., 17. Jan. 1884.

choux; faire ses choux „seinen Vorteil ziehen“. Le Q. L., Nr. 41: „elle n'en aurait pas moins *fait ses choux.*“

cire; être en cire unser „in Wichs sein“. Vergl. Gaulois, 4. Juni 1883.

cob, das Pferdchen, aus dem Englischen. Vergl. Le Petit Journal pour rire Nr. 451: „Ses *cobs* sont malades.“

compagnonnage allemand universel ist die Übersetzung von „allgemeine deutsche Burschenschaft“. Vergl. Les Allemands par le Père Didon p. 138.

coureurs; die unabhängigen Lumpensammler in Paris. Vergl. La Fr., 13. Jan. 1884. „Les chiffonniers se divisent en deux classes: les *placiers* et les *coureurs*. Les premiers ont accès dans les cours, dans les allées ou sous les portes cochères d'un certain nombre de maison . . . ce sont les gros bonnets de la corporation; ils possèdent une sorte de fonds de commerce et une clientèle qu'ils cèdent, à l'occasion, moyennant deux ou trois cent francs, lorsqu'ils sont las du métier, rarement après fortune faite . . . La seconde catégorie, c'est-à-dire tous ceux qui, faute de protection, ou par amour de l'indépendance, battent à l'aventure le pavé de la rue pour se procurer leurs ressources quotidiennes.“

cuirassiers heifsen neuerdings „les hommes qui enlèvent les ordures menagères“. Vergl. La Fr., 17. Jan. 1884.

diable; „loger le diable dans le porte-monnaie“ kein Geld haben. Vergl. Le Q. L., 23. Juni 1883.

dormir à poings fermés wie ein Bär schlafen. Vergl. Le Q. L., 14. Juni 1883.

drag; Gaulois, 4. Juni 1883: „Devant le Grand-Hôtel, stationnent les mails et les *drags* des compagnies.“

élégante de la rive gauche Studentenliebste. Le Q. L., 23. Juni 1883.

flat-race als Sportausdruck in jeder Zeitung zu finden.

gagnant, Sportausdruck für den siegenden Renner. Vergl. Le Petit Journal pour rire Nr. 446: „Tous vos *gagnants* m'ont fait perdre.“

gallipoteux; vergl. La Fr., 5. März 1884: „Dans un discours admirable, il expliquait aux nouveaux, terrifiés, qu'ils étaient saumâtres, verdâtres, fangeux, gélatineux, et même *gallipoteux*.“

garsailles, die Bälge oder Rangen. Vergl. Le Petit Journal pour rire Nr. 450: „Il a rapporté un beau fichu de soie pour sa bourgeoise; il a rapporté tambour et trompette pour les *garsailles*.“

haumaritorne strammer Küchenbesen. Vergl. La Fr., 26. Nov. 1883: „La première pièce est une immense cuisine, aux fourneaux régimentaires, devant lesquels se dressent deux *haumaritornes* à l'épaisse encolure, aux bras rouges, nus.“

hottée; vergl. La Fr., 15. Jan. 1884: „On entend par „*hottée*“ les détritus de toutes sortes qui, après le triage opéré, représentent une valeur.“

krach; vergl. Gil Blas, 15. Juli 1883: „Par ce temps de *krach* et de poufs.“

labourer les rues in der Sprache der chiffonniers; vergl. La Fr., 16. Jan. 1884.

lâcheur, der beim Strike arbeitende Kamerad; vergl. La Fr., 18. Jan. 1884. „Vive la grêve, à bas les *lâcheurs!*“

lad; aus dem Englischen. Vergl. Gaulois, 4. Juni 1883: „*lads*, jockeys, entraîneurs, gens d'écurie et gens de rien.“

laver la situation, c'est liquider tous les anciens engagements, de manière à vendre la position de place la plus nette possible; vergl. La Fr., 19. Dec. 1883.

maison borgne einfensteriges Haus; vergl. Chronique Parisienne, Nr. 152.

manche in der Redensart: c'est une autre paire de manche das ist ein ander Korn; vergl. La Fr., 3. Dec. 1883.

manque-pas-de-chic, im Soldatenargot Bezeichnung des neuen Repetiergewehrs; vergl. Le Petit Journal pour rire Nr. 460: „Le *kropatschek*, qui vous crache ses neuf pruneaux sans respirer; un peu lourd, mais si joli, si joli qu'on l'a tout de suite appelé le *manque-pas-de-chic*.“

marmites heifsen die vorschriftsmäfsigen Gefäfse für den Hausunrat; vergl. La Fr., 17. Jan. 1884.

mirlitoner; vergl. La Fr., 24. Jan. 1884: „Tous les bas-bleus de

France ... *mirlitonaient* de dissertations amoureuses et de devises ridicules leurs prétendus romans."

monôme, Personen im Gänsemarsch; vergl. Le Q. L. Nr. 43, 1883: „Un de ces soirs nous avons vu défiler sur le boulevard un long *monôme* .... le *monôme* est allé se perdre dans la vaste salle du Bal Bullier."

moule; vergl. La Fr., 10. Jan. 1884: „La hausse est belle ... la hausse est bonne ... tout comme la *moule*, et peut-être plus que la *moule*."

se payer une flâne de famille, sich einen Familienbummel leisten; vergl. Gaulois, 4. Juni 1883.

penailleux Bettelstudent; vergl. Le Q. L., 23. Juni 1883.

pince-monseigneur Strolchkitzler; vergl. La Fr., 18. Jan. 1884.

pittoresquement; vergl. Le Petit Journal pour rire Nr. 450: „Je lui tape *pittoresquement* sur le mufle!"

pourtraicturer; vergl. La Fr., 3. März 1884: „Voir de près les habitudes de gens qu'il va *pourtraicturer* dans un prochain roman."

rastaquouère, andere Schreibart für rastacouère, Schwindler. Vergl. La Fr., 2. Febr. 1884: „Un *rastaquouère* faisait un écarté suspect."

regrattiers, eine Art von chiffonniers qui „s'en vont fouillant dans les ruisseaux pour ramasser les débris de toute espèce que l'eau charrie avec elle"; vergl. La Fr., 15. Jan. 1884. Die regrattiers heifsen auch „ravageur de rivières".

se sardiner sich einpökeln; vergl. Gaulois, 4. Juni 1883: „On s'entasse, on *se sardine*."

scrongneugneu! etwa unser „wie ein Donnerwetter!" Vergl. La Fr., 18. Jan. 1884: „Elle exécute le mouvement: fixe! Scrongneugneu!" Auch *s'crongnieugieu* geschrieben; vergl. La Fr., 24. Jan. 1884: „Fait'-ment, *s'crongnieugieu!* fait'ment."

serpolette Landpomeranze; vergl. Le Q. L., 23. Juni 1883: „La voilà redevenue *Serpolette* comme devant."

tente, aller planter son tente sous d'autres cieux im Studentenargot „seine Wohnung wechseln". Vergl. Le Q. L., 23. Juni 1883.

tournée de pompier Lippentriller (wie der Berliner sagt), Schnaps; vergl. Le Q. L., 14. Juli 1883: „Entre deux *tournées de pompier*, on se distribue les rôles."

trisser dreimal wiederholen; vergl. La Fr., 10. November 1883: „Tous les morceaux que je viens de citer ont été bissés et même *trissés*."

tschottes; vergl. Petit Journal pour rire, Nr. 439: „Une catégorie de gommeux, le dessus du panier des beaux jeunes gens du jour.“

ultra-pschutt hochfein; vergl. Gaulois, 4. Juni 1883: „Calèche ultra-pschutt.“

vadrouille Bierreise; vergl. Le Q. L., 7. Juli 1883: On convint de faire le soir même une *vadrouille* fabuleuse.“

v'lan, dieselbe Bedeutung wie tschottes; vergl. P. J. p. r., Nr. 439.

volée (numéro un) eine Knallschote (Ohrfeige); vergl. Le Q. L., 14. Juli 1883: „Elle lui administra *une volée* numéro un.“

Villattes Übertragungen der Argotismen ins Deutsche sind kernig und treffend; ängstliche Prüderie wäre für einen derartigen Stoff, in welchem sich der krasseste Cynismus und der derbste Humor des Volkes krystallisiert haben, nicht angebracht; nur nervöse Pedanterie kann vor solchen kräftigen Farben in der Übersetzung zurückschrecken. Für unreife Buben und kichernde Backfische ist das Buch nicht geschrieben. Die äufsere Ausstattung desselben läfst nichts zu wünschen übrig. Das Buch ist allen Pflegern und Studierenden der französischen Sprache warm zu empfehlen.

Lauenburg i. P. Dr. E. J. Groth.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

G. de Rada, Quanto di libertà e di ottimo vivere sia nello stato rappresentativo. „L'autorità di quello che scrive non ti offenda, se sarà di poca scienza; ma l'amore della pura verità ti muova a leggere. Tommaso de Kempis.“ Napoli 1882 (Gennaro de Angelis e figlio). 8 min. 97 pp.

Dafs Girolamo de Rada der grofse Dichter des albanischen Volkes ist, wird wohl wenigen unbekannt sein, aber nicht viele werden es wissen, dafs er auch als Philosoph in italienisch abgefafsten Schriften aufgetreten ist. In Neapel 1861 sind seine Principii di Estetica erschienen und neuerdings ladet er uns zu einer gründlichen philosophischen Untersuchung des Abgeordnetenwesens der heutigen Staaten Europas ein. Seine philosophische Anschauung und Methode beruht wesentlich auf Aristoteles und geht mit Bedacht und Besonnenheit vor. Die Frage des Titels, wie viel Freiheit und bestes Leben in dem Staate mit Vertretung sei, sieht man sehr bald, beantwortet er mit einem „nichts“ oder „sehr wenig“; die zwei Seiten lange Vorrede führt zum thatsächlichen Beweise dafür einen am 22. September 1878 im „Vero di Cosenza“ veröffentlichten Brief eines Abgeordneten an, der seinen Wahlmännern ausdrücklich verspricht, nicht durch Rechtschaffenheit, aber deshalb eben in wirksamer Weise seinem Wahlkreise zu helfen. Als besserer Ersatz für die Abgeordneten wird gegen Ende der Schrift ein dem Fürsten zur Seite stehender Senat empfohlen.

Der gesamte reiche Stoff ist in fünf Bücher eingeteilt, jedes derselben zerfällt in fünf Kapitel, nur das letzte hat deren nur vier. I. 1. Das Wohl des Menschen besteht in dem vollen und vollkommenen Leben des Leibes und der Seele. 2. Ob zum besten Leben besser die Vorteile des Leibes oder die Ehrenhaftigkeiten der Seele führen; es werden als geschichtliches Beispiel die Athener unter Perikles angeführt, welche nachher Sparta unterliegen mufsten; ganz ähnlich Rom, von den Gracchen in einen Socialistenstaat verwandelt. 3. Zur Entwickelung der leiblichen Vorteile und der geistigen Ehrenhaftigkeiten ist die Gesellschaft nötig, 4. deren Gipfel das Vaterland ist. Das wahre Vaterland ist dem Verf. die Gemeinde, ein Schade sei, dafs dieselben heute zu unselbständig seien. Für einen grofsen Fehlgriff hält er die Verteilung des Gemeindeackers, der das arme Volk keineswegs erleichtere. 5. Er kommt auf Aristoteles' Gedanken von dem Unglück eines zu grofsen Staates; ein Staatenbund kann gut durch freiwillige Einigung aller, nicht durch Gewalt eines Teiles entstehen. II. 1. Beste Staatsform immer die monarchische. 2. Der Fürst zugleich Heerführer. 3. Ob

derselbe ein Recht auf das Vermögen der Bürger habe; 4. ob auf die Religion derselben: nein, er mufs derselben ebenfalls anhangen. 5. Ob auf den Unterricht: nur soweit er Staat und Heer angeht. III. 1. Wie Staat und Gesellschaft im römischen Kaiserstaate sich verwandelten. 2. Verderbliche Wirkung des auflebenden Heidentums im 15. Jahrh. Ariost und Machiavelli sehr gemifsbilligt. Wie um Bevorzugte und Monarchien zu bekämpfen man immer das Trugbild der griechischen und römischen Freiheit erhob. 4. Von der französischen Revolution. 5. Die demokratischen Repräsentationen haben ein unglückliches falsches Ideal vor Augen. IV. 1. Der jetzige Repräsentationsstaat: was weifs ein ligurischer Abgeordneter für Venedig, wo es diesem fehlt? Die Kammern überall sind ein Zusammenflufs gewöhnlicher Wortfechter, eiteler und unredlicher Parteimänner — mit achtenswerten Ausnahmen. 2. Die Öffentlichkeit schadet der Bürgerschaft. 3. Zügellosigkeit im freien Denken und Reden. 4. Das Eitle der Petitionen. 5. Das allgemeine Stimmrecht ist eine gemifsbrauchte Ausrede für Willkür. V. 1. Der Verf. hält Abhilfen für möglich. 2. Die Gemeinden müssen gehoben werden. 3. Vom Senat neben dem Fürsten. 4. Wie sich die Gemeinden in einzelnen Fällen an den Fürsten wenden.

Die Schrift ist gewifs wert gelesen zu werden, doch darf man wohl vor Veränderungen auch warnen und behaupten, dafs auch eine solche vom Verf. verworfene, eben bestehende Verfassung, wenn sie nur gut gehandhabt und durchgebildet wird, gut ist und zum besten führen kann, und darf man sich dabei auf Dante berufen, welcher einen im Gesetze und in der Verfassung sich oft ändernden Staat dem sich im Bette umwendenden Kranken vergleicht, und auf Massimo d'Azeglio, der das eben hier Behauptete ungefähr auch sagt.

Carlo Salvioni, Fonetica del dialetto moderno della città di Milano, Dissertazione linguistica presentata alla Facoltà di filosofia dell' Università di Lipsia. Torino 1884. 306 pp.

Der Verf. der Untersuchung über den neueren mailändischen Dialekt, selbst ein Mailänder, hat sich zur Vertiefung seiner Aufgabe enge Grenzen gesetzt, ohne aber deshalb zu versäumen, gelegentlich über dieselben hinauszuschreiten, wo die Gründlichkeit es zu fordern schien. Das alte Mailändische des Bescapé oder Barsegapé, der, wie Bartoli sagt, vor 1264 seine gereimte Geschichte des Alten und Neuen Testamentes schrieb, wird durch ein drei Jahrhunderte währendes Schweigen von dem neueren getrennt, welches in den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts anhebt und noch jetzt fortdauert. Doch wäre meines Erachtens dieses Hinüberblicken in den früheren Zeitraum eben dieser Mundart sowie die Beachtung und Vergleichung der übrigen lombardischen Mundarten noch etwas zu verstärken, um nicht auf einem so gefährlichen Gebiete, wie die reine Lautlehre ist, gelegentlich Selbstgemachtes, in der Luft Schwebendes zu bringen. Eine fleifsige Benutzung aller Quellen und eine schöne Kenntnis des Gegenwärtigen hilft dem Verf. in der Regel so, dafs wir ihm viel Schönes verdanken. Wie in den meisten phonetischen Untersuchungen, welche heutiges Tages auf dem Gebiete der romanischen Sprachen gemacht werden, könnte man auch hier gelegentlich eine genauere Betrachtung dessen, was das Altertum bietet, was das Lateinische eigentlich ist, anstellen. So wird mailänd. caved, d. i. cauto, lat. cautus, auf ein anzunehmendes cavudo zurückgeführt, das u habe sich dann zu e geschwächt. Und dergleichen giebt es, versteht sich, mehr, als caves, cause, causæ, plaves, plauso, làvor, lauro, S. Maver, S. Mauro, restaver, ristauro (ristoro), Pavel, Paolo, wo überall jenem cavudo entsprechende Formen im Hintergrunde stehen sollen. Beachten wir aber folgendes. Im Lateinischen steht zu allen Zeiten u und v in der Aussprache

nebeneinander: milvus milŭus, silva bei Horaz silŭæ, genua bei Virgil genva, gelesen und gemessen, und so ist es auch, wenn au vorliegt: nauta năvĭta; so Horaz „at tu, nauta vagæ“ und eben derselbe „nil pictis timidus navita puppibus“. Sollen wir da wirklich ein cavudo cavutus und nicht ein cavitus cavedus hinter dem càved vermuten und ebenso bei den anderen Formen dieser Art verfahren? Die Mehrheit ist aber freilich heutzutage so darauf aus, lieber jüngere Verderbnis als alte, sich gleich bleibende Sprachrichtung zu erkennen, dafs sie, selbst wenn ihr das Richtige gezeigt wird, es rein darum, weil es ja aus der Kenntnis des Lateins, des Altertums hergeholt ist, zu verwerfen vorzieht.

Eine besondere Zierde des Buches findet sich in den Nachträgen und Verbesserungen, nämlich mehrfache Angaben und Beleuchtungen von mailändischen Nachahmungen von Naturklängen. Der gesamte Stoff ist in fünf Teile zerlegt: Alphabet und Umschreibungen, betonte Vokale, unbetonte Vokale, Konsonanten, allgemeine Zufälle (accidenti generali — u. a. vom Accentwechsel). H. Buchholtz.

Italienische Anthologie. Methodisch geordnete Abschnitte aus älteren und neueren italienischen Schriftstellern in Prosa und Poesie. Mit Erläuterungen und Wörterbuch. — Für deutsche höhere Lehranstalten und den Selbstunterricht bearbeitet von Friedr. Uhlmann. — München und Leipzig, R. Oldenbourg, 1884.

Die Zahl italienischer Chrestomathien zu Unterrichtszwecken ist nicht so grofs, dafs wir nicht bei dem stets wachsenden Bedürfnis jede neu erscheinende mit Interesse begrüfsen sollten, zumal wenn dieselbe, wie das vorliegende Buch, mit grofsem Fleifse und offenbarer Liebe zur Sache gearbeitet ist. Uhlmann darf von sich sagen, dafs er „nur anerkannt Vorzügliches aufgenommen hat, das geeignet ist, Herz und Verstand zu bilden“. Dafs der Verf. aufser Modernen und Cinquecentisten auch einige klassische Stücke aus dem 14. und 15. Jahrhundert aufgenommen hat, „da eine langjährige Erfahrung im Unterricht der italienischen Sprache mich überzeugte, wie sehr die Kenntnis des älteren, einfach edlen Stils das Verständnis und die Aneignung des neueren fördert und das Interesse für die Sache steigert,“ wird man nur billigen können. Weniger können wir uns mit der Anordnung der einzelnen Abschnitte einverstanden erklären. Uhlmann teilt seinen Stoff in neun Rubriken: Pensieri, Favole e Narrazioni, Dialoghi, Lettere, Ritratti d'uomini illustri, Considerazioni (!) storiche e Descrizioni, Educazione e Morale, Commedia, Poesia. — Bei Anthologien, die nicht für einen einzelnen Kursus bestimmt sind, sondern wie die vorliegende offenbar für eine Reihe von Jahren genügen sollen, ist die Einteilung nach rein stofflichen Rücksichten wohl überhaupt kaum zu billigen; hier sollte ein deutlicher Fortschritt vom Leichteren zum Schwereren das leitende Princip sein. Auch sollte dem Anfänger zunächst wohl nur ganz modernes Italienisch, die Sprache wie sie heutzutage gesprochen und geschrieben wird, vorgelegt, und erst dem Fortgeschritteneren, der schon zu vergleichen vermag, auch passende Abschnitte aus den Meisterwerken der älteren Klassiker, zumal des Trecento, geboten werden. Man kann ja sagen, dem Lehrer stehe es frei, aus dem reichen Vorrate das für seine Schüler und Zwecke Passende auszuwählen; aber — ganz abgesehen davon, dafs das Buch zugleich für den Selbstunterricht bestimmt ist — wozu ihm denn die Wahl unnötigerweise erschweren? Betreffs der Auswahl, die der Verf. selbst aus dem reichen Litteraturschatze von sechs Jahrhunderten getroffen hat, war es natürlich wie in allen ähnlichen Fällen unmöglich, der individuellen Auf-

fassung und dem besonderen Geschmacke jedes Einzelnen gerecht zu werden. So hätte Ref. im poetischen Teile gern einige der mit Recht beliebten und für Anfänger ausgezeichnet geeigneten Fabeln von Pignetti und Clesio statt der allzu zahlreichen Stücke von Metastasio gefunden; so hätte er gern die historischen Abschnitte, zumal die Geschichte Italiens selbst betreffend (keine „historischen Betrachtungen“) bedeutend vermehrt gesehen, wozu ja gerade die neueste italienische Litteratur treffliches Material bietet, während der Abschnitt Educazione e Morale mit seiner etwas wunderlichen Überschrift stark hätte verkürzt werden dürfen; so hätte er eine der besten Goldonischen Komödien dem Thouerschen Scolare e Artigiano, das bei seiner ersten Aufführung in Florenz im Jahre 1851, der Ref. beiwohnte, nur einen succès d'estime zu erzielen vermochte, entschieden vorgezogen. Man mufs sich damit begnügen, dafs das Gebotene wirklich gut ist, und, was besonders rühmend hervorgehoben werden mufs, dafs nur gute authentische Ausgaben zu Grunde gelegt sind und deshalb der Text fast ausnahmslos durchaus zuverlässig, auch aufserdem frei von den gerade in Crestomathien so häufigen sinnstörenden Druckfehlern ist. Dabei hat sich Uhlmann die Mühe nicht verdriefsen lassen, den Schüler durch sorgfältige Accentuation nicht nur über die Tonsilbe des Wortes, sondern auch über die sonst grofse Schwierigkeit verursachende Unterscheidung des offenen und geschlossenen o und e ins Klare zu setzen. Der sich selbst Unterrichtende wenigstens wird freilich dennoch das aus dem lateinischen au und oe herstammende offene o und e einerseits, das aus u und i abgelautete geschlossene o und e andererseits nicht genau zu nuancieren wissen. Onore und giorno haben beide ein geschlossenes o, sede und detto ein geschlossenes e, aber welcher Unterschied in der Aussprache!

Der Verfasser hat sowohl durch Erläuterungen unter dem Texte wie durch ein Wörterbuch dem Anfänger das Verständnis zu erleichtern gesucht. Alle vorkommenden unregelmäfsigen Verbalformen sind gewissenhaft erklärt. Das ist ja für die erste Lektüre durchaus zu billigen, dagegen hätten wir nach und nach im pädagogischen Interesse eine Beschränkung auf seltenere Formen gewünscht. Das Wörterbuch ist ungewöhnlich vollständig (6600 Wörter); die Beschränkung auf die im Text vorkommenden Bedeutungen ist gewifs zu billigen.

Im ganzen verdient das Buch jedenfalls Anerkennung und Empfehlung; in einer zweiten Auflage, die wir demselben bald wünschen wollen, wird sich wohl in der Auswahl, der Anordnung und den Anmerkungen noch manches verbessern lassen. Speyer.

The Life of Nelson by Southey, für den Schulgebrauch erklärt von M. Theilhuhl. Leipzig, Rengersche Buchhandlung.

Th. hat in diesem fünften Bande der Dickmannschen Sammlung (s. Archiv Bd. LXX, S. 449) ein bisher in Deutschland noch nicht erschienenes und daher auf Schulen wohl noch unbekanntes Werk zum Druck gebracht. Ohne Frage war es ein sehr glücklicher Gedanke, der ihn gerade dieses Buch veröffentlichen liefs. Southeys Life of Nelson, von dem Scherr sagt, dafs es stets eine Zierde der englischen Biographik bleiben werde, bietet für jedermann eine fesselnde Lektüre, für die Schule aber ist es wohl von ganz besonderem Wert. Der gröfste Held des modernen England, dessen Leben so manchen begeisternden und zur Nacheiferung anspornenden Zug enthält, wird hier dem jugendlichen Gemüt in klarer, kräftiger Sprache, mit grofser Verehrung und doch, was besonders hervorzuheben ist, mit edler Wahrheitsliebe vorgeführt. Das Buch war von dem Verfasser dazu bestimmt, angehenden Seeleuten eine einfache Erzählung des Lebens ihres gröfsten Vorbildes zu geben, und so hält es sich denn fern von langen

Zeitbetrachtungen, wodurch Biographien so oft zu umfangreichen Werken anschwellen. Nur der Held und seine Thaten treten dem Leser entgegen und bilden ein wirklich schön abgerundetes Ganzes, das von Anfang bis zu Ende das Interesse des Schülers sich bewahren wird.

Was die Bearbeitung betrifft, so hatte der Herausgeber zunächst dem Text eine gehörige Anordnung zu geben. Alles für das Alter des Schülers Unpassende, also besonders die Stellen über das Verhältnis Nelsons zur Lady Hamilton, ist ausgemerzt. Ferner würde das Buch, wenn es vollständig zum Abdruck gekommen wäre, zu umfangreich geworden sein, um in einem Semester in der Obersekunda, für die es der Herausgeber bestimmt, beendet werden zu können. Daher sind die weniger interessanten Teile gestrichen und ein verbindender deutscher Text statt ihrer eingeschoben. Ob so das erstrebte Ziel völlig erreicht ist, scheint Ref. zweifelhaft; doch wird das ja hauptsächlich von der Tüchtigkeit der betreffenden Obersekunda abhängen.

Die Anmerkungen, welche mit wenigen Ausnahmen in einen Anhang verwiesen sind, bringen vorzugsweise sachliche Erklärungen. Ref. mufs gestehen, dafs er hier gern etwas mehr gehabt hätte. Der Gegenstand bringt es mit sich, dafs eine Menge seemännischer Ausdrücke in dem Buche vorkommen, welche dem Durchschnitt deutscher Schüler völlig fremd sind. Diese sind nur zum Teil erklärt, und so wird eine zeitraubende Besprechung in der Klasse nötig werden. Als Beispiele führen wir an: S. 10 launch, S. 13 on the frigate's quarter, S. 26 far in her wake, S. 27 to form on the larboard tack, S. 40 to haul the braces, S. 43 at the mizen peak. Ferner sind von geographischen Namen Madelena islands und Biche auf S. 66, Vigo auf S. 67 übersehen. Auch Lord Commissioner of the Admiralty S. 12, Cardinal Ruffo S. 55, Addington Administration S. 61, Patriotic Fund S. 72 bedurften der Erläuterung.

Doch treten diese Mängel des Buches, dessen Äufseres übrigens wie das der ganzen Sammlung ein wahrhaft musterhaftes ist, hinter den erwähnten Vorzügen zurück, der strebsame Lehrer wird die Erklärungen gern selbst hinzufügen, und somit sei es des herrlichen Inhalts wegen warm empfohlen.

Güstrow. W. Bergholter.

Arago, James Watt. Herausgegeben von H. A. Werner. 2. Aufl. Berlin, Springer, 1884.

Die erste Auflage dieses Buches erschien 1870. Die Änderungen in der neuen Auflage bestehen, wie der Herausgeber selbst im Vorwort bemerkt, fast ausschliefslich in Kürzungen. Man kann dies nur bedauern, da die Mängel der ersten Ausgabe, insbesondere die fehlerhaften Erklärungen technischer Dinge, zu mancher Verbesserung Gelegenheit gaben, wie man sich durch Vergleich mit meiner im Sommer 1883 bei Weidmann erschienenen Ausgabe oder meinem schon 1879 bei Brockhaus erschienenen Vocabulaire technique français-allemand überzeugen kann. Freilich fehlt auffallenderweise auch in Sachs die betreffende Bedeutung einiger sehr geläufiger technischer Ausdrücke, wie battement, détente, volant. Es ist schwer begreiflich, wie détente erklärt werden kann als „Niederschlagung, wodurch der Dampf seine Spannkraft verliert“, da schon der logische Zusammenhang des Textes das Widersinnige zeigen müfste! Und aus dem viele Centner schweren Schwungrad (volant) der Dampfmaschine macht der Herausgeber einen „windmühlenartigen Windfang einer Schlaguhr, der zum Regulieren derselben dient, also dem régulateur à force centrifuge entspricht“! Einer der wenigen Zusätze der neuen Auflage ist „bélier hydraulique Heber“;

unter „Heber“ versteht man etwas ganz anderes als den hydraulischen Widder oder Stofsheber. — Auch abgesehen von technischen Dingen finden sich einige Irrtümer. Das Standbild Wellingtons bei Hydepark Corner ist meines Wissens nicht von Chantrey, sondern von Wyatt; das von Chantrey herrührende Reiterstandbild steht vor der Börse. — S. 24 müfste die Quelle des Citates „Que faire en pareil gîte, à moins que l'on ne songe“ doch wohl genannt werden. — Zu dem Ausspruch: „Heureuse la nation dont l'histoire est ennuyeuse“ wird bemerkt, der Gedanke rühre von Montesquieu her. Es wäre erwünscht, die Angabe durch genaues Citat nachgewiesen zu sehen, da Bescherelle den Ausspruch „Heureux les peuples dont l'histoire est ennuyeuse“ als von Voltaire herrührend anführt. — Von den 32 in der ersten Auflage von mir bemerkten Druckfehlern ist ein Viertel in der neuen Auflage stehen geblieben.

Brieg. Dr. Wershoven.

Notwörterbuch der französischen und deutschen Sprache. Von Prof. Dr. C. Villatte. 3 Teile. Berlin, Langenscheidt.

Notwörterbuch der englischen Sprache. Von Dr. Muret. 3 Teile. Berlin, Langenscheidt.

Obige für Reise, Lektüre und Konversation bestimmte, sehr handliche kleine Wörterbücher sind in ihrer Art ganz vortrefflich und verdienen die wärmste Empfehlung. Sie übertreffen alle ähnlichen Miniatur-Lexika nicht nur durch die Schönheit der Ausstattung, sondern auch durch die Zweckmäfsigkeit der Einrichtung und dürften namentlich für Reisende von hohem Werte sein. In dem ersten Teile (franz.-deutsch resp. engl.-deutsch) ist der Zweck: „Verstehen was man hört“, und Ref. kann versichern, dafs hier entschieden das richtige Mafs innegehalten worden und auch die Aussprache-Bezeichnung mit anerkennenswerter Selbständigkeit und Korrektheit gegeben ist. Als Aufgabe des zweiten Teiles (deutsch-franz. resp. deutsch-englisch) wird angeführt: „Sagen zu können, was man denkt“, und dürfte das sehr kompendiöse Material den Sprechenden oder Lesenden kaum in irgend einem Falle im Stiche lassen. Der dritte Teil endlich ist in seiner Art durchaus originell, ein Sachwörterbuch über Land und Leute in Frankreich und England, und giebt in eingehender Weise Kenntnis der vom deutschen Brauche abweichenden fremden Landessitten. Mit Recht sagt der Herausgeber über diesen dritten Teil: „er wird, abgesehen von Reisezwecken, überhaupt jedem Freunde und Kenner der englischen (französischen) Sprache im Verkehr mit der fremden Litteratur, in allen Fällen gute Dienste leisten, wo es sich darum handelt, die Sache kennen zu lernen und das dafür übliche Wort zu verstehen und richtig zu gebrauchen.“ Dieser Teil wird dem Fremden eben das zeigen, was er meist nicht sieht, aber kennen mufs, um sich über Land und Leute ein richtiges Urteil zu bilden.

Auswahl deutscher Poesie und Prosa mit litterarhistorischen Darstellungen und Übersichten von Professor Dr. J. Hense, Oberlehrer am Gymnasium zu Warburg. Erster Teil: Dichtung des Mittelalters. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsbuchhandlung, 1884.

Das Buch ist den Bestimmungen des neuen preufsischen Lehrplans vom 31. März 1882 über den deutschen Unterricht angepafst. Nach diesem

kommt das Studium der mittelhochdeutschen Sprache und die Lektüre einzelner in derselben geschriebenen Werke in Ausfall; doch sollen die Schüler aus guten Übersetzungen einen Eindruck von der Eigentümlichkeit der früheren klassischen Periode unserer Nationallitteratur gewinnen. Ferner ist die Litteraturgeschichte nicht mehr als selbständiger Lehrgegenstand in den Lehrplan aufgenommen, sondern nur insoweit zu behandeln, als sie auf Lektüre gegründet ist. Dementsprechend ist in dem vorliegenden Lehrbuche die Auslese getroffen. Nur weniges ist, zum Hinweise auf die Sprachunterschiede und den Sprachklang im Originaltext, mit beigefügter Übersetzung, geboten. Mit Ausnahme des bedeutsamen Hildebrandsliedes sind die Lesestücke ausschliefslich der ersten Blüteperiode entnommen. Die Übersetzungen sind zum gröfseren Teile Simrock entlehnt. Die aufgenommenen Teile aus Meisterwerken der klassischen Periode sind durch kurze, dem Original im Wortlaut möglichst sich anschliefsende Inhaltsangabe des Übrigen vervollständigt. Die eingefügte Litteraturgeschichte beschränkt sich bei den der Blütezeit voraufgehenden Perioden und der ihr nachfolgenden Periode des Verfalles auf charakterisierende Übersichten. Vorausgeschickt ist dem Ganzen eine „Einleitung“ über die Stellung der deutschen Sprache zu den übrigen des indogermanischen Stammes und über die Hauptmundarten desselben. Für die Blüteperiode, die mit einer Darlegung der Gründe der Blüte anhebt, ist der Stoff nach den Dichtungsarten, welche einzeln vorab erläutert werden, und hierunter nach den Dichtern, mit biographischen Notizen über dieselben, Einführung in ihre Hauptwerke, Würdigung der angezogenen Werke und kurzer Charakteristik der in denselben auftretenden Hauptpersonen, geordnet. Zufolge dieser seiner praktischen Einrichtung empfiehlt sich das Werk ganz vorzüglich für den Schulgebrauch, nicht minder für das Privatstudium und die Privatlektüre.

Zeitschriftenschau.

Fiàmuri Arbërit, La Bandiera dell' Albania, Pubblicazione periodica mensile per cura d'un comitato di Signori d'Albania e delle sue colonie, diretta da Girolamo de Rada. Corigliano Calabro: Anno I, Num. 1, 20 luglio 1883, VIII, 8 pp., Num. 2, 30 settembre, VIII, 9—16 pp., Num. 3, 15 dicembre, VIII, 17—24 pp.

Die höchst anziehende albanische Sprache ist bisher äufserst wenig gekannt; noch vor wenigen Jahren überschritt die Zahl aller bisher in dieser Sprache und über dieselbe gedruckten Bücher nicht 50; und doch ist namentlich die poetische Litteratur derselben sehr beachtenswert: da ist es denn eine wahre Freude zu sehen, dafs durch Begründung einer Zeitschrift, durch Vereinigung edler Albanier und durch die Thätigkeit des gröfsten jetzt lebenden Schriftstellers und Dichters der Albanier, das kostbare Gut zu Tage gefördert und gesichtet und allgemeiner zugänglich gemacht werde. Da nämlich die Sprache so sehr schwierig und wenig gekannt ist, hat man jede Seite in zwei Spalten geteilt und ist links der albanische Text, rechts eine italienische Übersetzung. Nur die erste Seite von Num. 1 enthält einen kleinen, nur italienisch geschriebenen Aufsatz über das albanische Alphabet. Nämlich der Herausgeber hat auf Anraten philologischer Freunde sein bisheriges, aus lateinischen und einigen griechischen Buchstaben bestehendes Alphabet rein lateinisch gestaltet. Nur χ hat er noch beibehalten. Er strebt die Aussprache der Kolonien wiederzugeben. Seite II bringt einige Worte über die Ungerechtigkeit der Türken gegen die Bergbewohner von

Skutari, wie sehr sich Europa im Türken verrechnet hat. Das Übrige von S. II—VIII nimmt ein Aufsatz über die Ermordung Mehemed Ali Paschas ein, weil diese Thatsache ein Anfang zu Albaniens Umsturz und zur Verhärtung der Herzen Europas für die Sache desselben wurde. Derselbe enthält auch ein Lied über den Kampf, welches in aller Munde ist. Vom zweiten Hefte S. I—III nimmt ein Aufsatz, Österreich und Albanien betitelt, ein, ist für Verbleiben bei der Türkei unter menschlichen Bedingungen. Auf S. IV - VI findet sich ein wohl 300 Jahre altes Denkmal albanischer Volksdichtung: ein Gesang auf Ibraim von Ipek mit gelehrten sprachlichen Anmerkungen unter dem Texte. Es sind vier Strophen des alten Liedes, welches sich in dem Werke des Jubany findet. Auf S. VI—VII ein Brief aus Jannina von betrügerischen Absichten der Griechen, Verhinderung des Druckes albanischer Bücher in Konstantinopel. S. VII Notizen: In Kairo hat ein albanischer Edelmann 52 000 Franken zur Pflege der albanischen Sprache testamentlich hinterlassen. Stanislaus Markianò von S. Sofia hat in Neapel ein Buch erscheinen lassen über die Identität der Pelasger und der jetzigen Albanier. S. VIII „Achten wir auf das Leben ehe die Sonne untergeht“, S. R. unterzeichnet, spricht von der Zerstörungslust der Kinder. Das erste Blatt von Num. 3 enthält „Maki (bei S. Demetrio-Corone, der Wohnort des Herausgebers) den 20. Nov. 1883 M. Calvosa“ unterzeichnet einen Nachruf an den leider zu früh verstorbenen Sohn des Herausgebers, Giuseppe de Rada, dessen Grammatica albanese Firenze 1871 (leider nur erster Teil) in den Händen aller Kenner des Albanesischen ist. Er war 1852 in Maki geboren. S. III Annastas Colurioti wollte in Epirus das Studium der albanischen Sprache entzünden: der griechische Proxenos (Konsul) liefs ihn festnehmen und nach Korfu bringen und entzog ihn so der Wut der Griechen. S. III—V Eine Betrachtung der europäischen Bündnisse heutigen Tages. S. V—VII Die Legende von Salardo, ein Stoff der Reali di Francia in albanischer Dichtung der italischen Kolonien. S. VIII bringt achtzehn albanische Sprichwörter.

Jedem dieser drei Hefte liegt — wie oben angegeben — je ein halber Bogen mit sogen. arabischen durchlaufenden Seitenzahlen bei. Diese 24 Seiten bilden ein wie es scheint noch nicht abgeschlossenes Ganzes, eine Sammlung wunderschöner albanischer Volkslieder. Über dem ersten steht „Libro primo“ und folgen zwanzig Lieder und am Schlusse noch vier unnumerierte Lieder, welche zu den Hochzeitsgebräuchen der Albanier gehören. Vor dem Ganzen steht eine etwas über fünf Seiten lange Vorrede des Herausgebers, darüber die Titel Biblioteca albanese, Rapsodie nazionali. Wohl noch mehr als dem ersten Teile ist diesem zweiten der beste Fortgang zu wünschen.

Giornale storico della letteratura italiana diretto e redatto da Arturo Graf, Francesco Novati, Rodolfo Renier. Roma Torino Firenze, Erm. Lœscher, 1883. Anno I, vol. I, fascicolo 1. gr. 8. 188 pp.

P. 1—4 Programma. 5—32 Tommaso Casini, La coltura bolognese dei secoli XII e XIII. Es wird mehr auf das Litterarische eingegangen als auf die Pflege des Rechtes und der Philosophie. Die Poetria nova des von England gekommenen Gaufrido di Vinesauf (in Leysers Hist. poetarum) und desselben Ars dictaminis (S. F. Hahn Collectio mon. veterum et rec. Braunschweig 1724) werden eingehend behandelt, desgleichen der Grammatiker Boncompagno, sowie provençalische, hierher gehörige Dichter. 33—59 G. Mazzatinti, Inventario dei codici della biblioteca Visconteo-Sforzesca redatto da Ser Facino da Fabriano nel 1459 e 1469. Das ganze Inventar ist auf 20 Seiten abgedruckt. Varietà; 60—61 Marco Landau, Le tradizioni giudaiche nella novellistica italiana. Der Verf. macht auf Midras Rabboth

nsbesondere auf Wünsche, Sammlung alter Midraschim, Bibliotheca rabbiıica, aufmerksam. 62—74 F. Novati, Tre lettere giocose di Cecco d'Ascoli: lieselben sind auf S. 73 u. 74 abgedruckt; ob sie echt sind, ist zweifelhaft. 75—86 Achille Neri, Una commedia dell' arte. Zu dem scenario Il Medico volante (Bartsch Scenari ined. della comm. dell' arte) hat der Verf. das vollständige Stück, Mil. 1673, gefunden, Molière gab eine verkürzte Bearbeitung desselben. Für Molières Tartuffe macht der Verf. auf den Pedante les Scala aufmerksam. 87—90 Giuseppe Biadego, Una lettera di Vincenzo Monti. — Äufserst reichhaltig und belehrend sind die von S. 91 ab folgenden Nachrichten. 91—130 Rassegna bibliografica, 131—151 Bollettino bibliografico, 152—154 Spoglio delle publicazioni periodiche (auch Frankreich, Deutschland, England sind berücksichtigt). Zuletzt „Cronaca", über Erwartetes.

Giornale di filologia romanza diretto da Ernesto Monaci, Roma. Vol. IV, fasc. 3—4, giugno, no. 9. XIV, 240 pp. (no. 8 noch ungedruckt).

Das vorliegende Heft von Monacis Giornale hat einen betrübten Anfang, nämlich S. V—XI einen Rückblick auf den verstorbenen Napoleone Caix von P. Rajna und auf den verstorbenen Ugo Angelo Canello von F. d'Ovido — und einen ähnlichen Schlufs, nämlich dafs vorliegendes Heft das letzte des Giornale ist. Die zu seltene Erscheinung, heifst es dort, pafst nicht zu dem Titel, und sollen fortan die in freien Zwischenräumen erscheinenden Veröffentlichungen Studi di filologia romanza heifsen. Hoffen wir hiernach, dafs das liebe Giornale, wenn auch unter anderem Namen, fortlebe.

S. 129—143 Camillo Antona-Traversi, La Lia dell' Ameto, spricht sich wie schon andere dagegen aus, dafs Lia eine Geliebte des Boccaccio bedeute. S. 144—158 Berthold Wiese, Le canzonette di Leonardo Giustiniani secondo il codice E 5, 7, 47 della Palatina di Firenze. Es soll ein ganzer Band dieser einst in ganz Italien so beliebten Gedichte herauskommen, da man im 15. und 16. Jahrh. mit den zu ihnen gehörigen Melodien viele fromme Lieder sang. Das Probestück, acht Lieder, beginnt S. 147 und reicht bis zum Ende. S. 159 V. Crescini, Flores y Blancaflor. Der Verf. giebt hier nur eine Übersicht des Inhaltes von dem spanischen Roman in der Marciana. Guido Fusinato, Un cantastorie chioggiotto. Das gewerbsmäfsige Erzählen der Reali di Francia in Venedig ist im Aussterben. Der Verf. erzählt von einem solchen cupido, d. i. Erzähler und teilt auf vier Seiten eine Erzählung desselben mit. Varietà, S. 154—186 Sulla canzone della Violina, nota, giebt ein sicilisches, hierher gehöriges Volkslied. S. 187 T., Par il romanzo di Blandino da Cornovaglia. Raynouard, Lex. rom. I, 320 verwies auf die Denkschriften der Turiner Akademie XXXIII, 2, p. 6; es mufs heifsen XXVII, II, p. 6, wo von einem provençalischen Roman Blandin de Cornalha e Giot ardit de Miramar der regia biblioteca die Rede ist, der sich aber nicht zu finden scheint. S. 188—190 Tommaso Casini, Di alcune rime attribuite a Cino da Pistoia. In der vom P. Faustino Tasso besorgten Ausgabe des Cino sind einige von einem Petrarchisten herrührende Gedichte, statt Laura und l'aura ist selva und selvaggia eingesetzt: sie sind aus der bibliot. bertoliana von Vicenza cod. G. 3, 8, 20. S. 191—195 José Leite de Vasconcellas, Litteratura popular portugueza, contes populares do cyclo de Christo e S. Pedro: sieben kleine Erzählungen vom Verf. nach dem Volksmunde, mit Wahrung mundartlicher Eigenheiten und Abweichungen untereinander. S. 196—217 Rassegna bibliografica, S. 218—232 Bulletino bibliografico, S. 232—238 Periodici, S. 239—240 Notizie.

Fiámuri Arbërit, La Bandiera dell' Albania, Periodico mensile, diretto da Girolamo de Rada. Corigliano Calabro 1884, Anno I, n. 4 (15. Jan.), pp. VIII, 25—32; n. 5 (30. Febr.), pp. VIII, 33—40; n. 6 (30. März) pp. VIII, 41—48.

P. I—II Griechische Hinterlist um Albanien an sich zu reifsen. P. II—III Ein Albanier der Toschkeria bemerkt, dafs wohl Ihre Majestät die Königin Olga die Albanier geehrt habe, indem sie deren Sprache erlernte, dafs aber in ganz Griechenland, das doch 4—500 000 autochthonische Albanier enthalte, nicht eine Lehranstalt der albanischen Sprache sei. P. III—VI Die Albanier Calabriens. Sie haben sich Sprache und Sitten bewahrt, haben ihre besonderen Hochzeits- und Leichenfeierlichkeiten, Männerspiele sind Diskus, Ringen, Scheibenschiefsen und Lauf, alte, aus dem Vaterlande mitgebrachte Hochzeitslieder. P. VI—VIII Achten wir auf das Leben, ehe es zum Untergange kommt. Hierzu eine grammatische Anmerkung: das schwache e (ë) ist zu Ende konsonantisch auslautender Wörter kaum bemerkbar und daher wird es meist nicht geschrieben; fügen sich weitere Endungen an, so taucht es kräftiger auf und wird meist geschrieben, seltener nicht; zuweilen, besonders poetisch, wird es gar zu ē: mott oder mott' auch mottē (Zeit). P. VIII giebt noch zehn albanische Sprichwörter. P. 25—32 bringt die Fortsetzung der Hochzeitslieder.

P. I—II Nachrichten von Albanien. P. II—V Das albanische Kollegium. Dasselbe befindet sich in dem Kloster S. Hadrian, westlich von S. Demetrio. Von der durch Klemens XII. genehmigten Stiftung 1834 wird erzählt: Erfolg der Schule ist, dafs die Sprache geschrieben und Lieder derselben gesammelt werden (Forts. f.). P. V—VII Dod Gjega. Dies ist der Name eines von den Türken Verlockten, dessen elendes Schicksal erzählt wird. P. VII—VIII enthält einen Klagesang auf Giuseppe de Rada, den zu früh verstorbenen Sohn des Herausgebers. P. 33—34 enthält die letzten Liebe betreffenden Volkslieder. P. 35—40 Es folgen solche von den Thaten der Helden.

P. I—IV Albanien kann nicht mit Griechenland sich vereinigen; den Schlufs bildet ein Lied, in welchem es heifst: wir werden nicht mit Montenegro zusammengehen, nicht mit Serbien, nicht mit Österreich, nicht mit den Türken, nicht mit Griechenland, wir wollen unsere Selbständigkeit. P. IV—VII A. L., Über die Griechen. Handelt ohne Feindschaft von Griechen in Italien. P. VII—VIII Verschiedene Erfolge, geschrieben von einem Albanier in Ägypten den 25. Februar d. J. Ebendort noch zehn albanische Sprichwörter. P. 41—48 Fortsetzung der Heldenlieder.

H. Buchholtz.

Miscellen.

Von der ursprünglichen oder modalen Bedeutung von *shall* und *will.*

§ 1. *Shall* bezeichnet ursprünglich, dafs die durch den folgenden Infinitiv ausgedrückte Handlung (oder Ereignis) als von einem anderen als dem Subjekte des Satzes abhängig (d. h. gewünscht, versprochen, gedroht, vorgeschlagen) gedacht wird. Diese Bedeutung, die seine modale Bedeutung genannt werden mag, kann *shall* in allen Personen haben.

When shall I know my lesson? (när befaller eller önskar in, att jag skall kunna min lexa). Appoint a day, when I shall return. Whom shall we take for umpire? (Hvem föreslår ni, att vi skola taga etc.?). Thou shalt not steal. You shall not escape my revenge (en hotelse). You shall repent your impudence. I promise to make you a pair of boots, that shall last a twelvemonth (ett löfte, Crump). You shall have your coat on Friday for certain (Cr.). If you will leave the book, it shall be stitched together for you (Cr.). It shall be as you wish (Cr.). I wish you should (bättre än *shall* efter *wish*) be as happy as possible. Do to others as you wish, that others should do to you. I proposed to him that he should give his name as a security, but he scarcely liked the risk (Cr.). It was determined that he should write to the squire offering a settlement, which he should (§ 12) have no reason to reject (Smollet). It depended on James, whether the reproach which lay on his religion, should be taken away or be made permanent (Macaulay). The law provided that whosoever should (§ 12) come to England from France without a royal licence, should incur the penalties of treason (Mc.). The farmer considered, how he should maintain all his live stock till spring (hur han skulle ställa så till, att etc.), (how all his live stock should be maintained till spring). One should think (man skulle tro). It should (el. would) seem (det vill synas). Why should not every inquirer agree with the church? (hvarföre skall det vara så ställdt att etc.). Whom should they see enter the room, but their old friend? (Hvem liksom ville ödett, att de skulle etc.) How should it have been otherwise (Mc.).

Anm. 1. Hiermit hängt zusammen, dafs *should* in allen Personen gebraucht wird, um etwas, das die Pflicht erfordert, zu bezeichnen.

Children should obey their parents.

Anm. 2. Wenn Sollen etwas, das auf der Aussage eines anderen beruht, bezeichnet, wird es nie mit *shall* oder *will,* sondern mit einer Umschreibung von *say* oder *tell* übersetzt.

He is said to be very rich, I am told he is very rich.

§ 2. *Will* bezeichnet ursprünglich, dafs die durch den folgenden Infinitiv ausgedrückte Handlung (oder Ereignis) als von dem Subjekte des Satzes abhängig (d. h. gewünscht, versprochen, gedroht, beschlossen) gedacht wird. Diese Bedeutung, die seine modale Bedeutung genannt werden mag, kann *will* in bejahenden behauptenden Sätzen gewöhnlich nur in erster Person, aber in verneinenden oder fragenden Sätzen in allen Personen haben.

I will give you a reward, if you behave well. We will complain of you. Will you allow me to look at your books? He will scarcely condescend to reckon himself one of us. Will you wait a minute here? Nobody is so deaf as he who will not hear. It was not till 1855 that Dr. Duff's medical advisers would listen to his entreaties to return to India.

Anm. 1. *Would* kann jedoch in bejahenden behauptenden Sätzen in allen Personen gebraucht werden, um einen Wunsch des Subjektes zu bezeichnen.

I wish you would leave off your nonsense. (I) would it were my lot to have such a friend! The stranger who would (*will* skulle här utmärka ren framtid) form a correct idea of the English character, must study it in the country (Irving). He would rather starve on a penny than work for a pound. Would you have me break my promise. There are very few persons who would take upon themselves such a responsibility (Cr.). Let those who would (vilja) avoid contention beware of spiritual pride.

Anm. 2. Beispiele, wie wollen übersetzt werden mufs, wenn es nicht mit *will* gegeben werden kann: He has long wished to go abroad. He will be very willing to help us (er wird uns gern helfen wollen). He wants to buy this house (he will buy etc. = er wird dieses Haus kaufen). Ich will ihm gern helfen = I will gladly el. willingly help him, el. I shall be very happy to help him, el. I am very willing to help him, el. I should like to help him. Er will dir gern helfen = he would be very happy to help you, el. he would like to help you, he will gladly el. willingly help you, el. he is very willing to help you. Will you help me, el. do you wish to help me, el. Should you like to help me? (Would you like, kommt auch vor). Ich (er) will am liebsten zu Hause bleiben = I (he) would el. had rather stay at home; I prefer (he prefers) staying at home. Ich will lieber bleiben als reisen = I had (el. would) rather stay than go. I prefer staying to going. I should prefer living in the country. Should (el. would) you prefer living in the country? You would not like to be ill, would (el. should) you?

Anm. 3. Hiermit hängt zusammen, dafs *will* oder *would* in der zweiten und dritten Person gebraucht, um ein anhaltendes Beharren (wobei das Hilfsverb stark betont wird) und in der dritten eine Gewohnheit auszudrücken.

Weeds *will* grow. You *will* talk. He would sit a whole day without saying a word.

Shall und *will* als temporäre Hilfsverben um reine Zukunft auszudrücken gebraucht.

§ 3. Beide, *shall* und *will*, werden benutzt, um die durch den folgenden Infinitiv ausgedrückte Handlung (oder Ereignis) als rein zukünftig (d. h. nur vorausgesagt, erwartet, geahnt) zu bezeichnen. Hierbei wird in behauptenden Sätzen *shall* in der ersten Person, und *will* in der zweiten und dritten Person, aber in fragenden Sätzen *shall* in der ersten und zweiten, und *will* in der dritten gebraucht.

We shall soon have a shower. There will soon be a shower. You will learn this language in a very short time. This road will lead you to a garden. When shall you be contented? (*will* går ock an, men bör då öfversättas med *vill*). How should (*would* går ock an, men bör då egentligen öfversettas med *ville*) you like to enter the army? Shall you be able

to go abroad this summer? The traveller would not have felt the heat so much, if he had kept in the shade.

Anm. 1. Hiermit hängt zusammen, dafs *will* in der zweiten und dritten Person bisweilen gebraucht wird, um eine Handlung (oder Ereignis) als nur vermutet (nicht zukünftig) zu bezeichnen.

He will be sadly in want of company (Cr.). You will excuse the staircarpet's being up (Cr.).

Anm. 2. Die englische Sprache benutzt nicht oft Präs. Indik. für 1. Futur, oder Perf. Indik. für 2. Futur. Dieses gilt doch nicht von Hauptsätzen, in denen die Zeit durch ein besonderes Adverbial angegeben ist, von Temporal-, Konditional- und Koncessivsätzen, und von dafs-Sätzen nach solchen Ausdrücken wie *see*, *take care* etc.

I do not think, he will start soon. I wonder, if he will soon leave us. I hope I shall soon have finished my letter. He starts for Paris to-morrow. I have soon finished my work. I hope you will see to it, that I get no corns (Cr.). I will take care that you are satisfied on that point. I will take care that these boots are stronger (Cr.). Be sure that the slippers do not pinch (Cr.). I will see that your wishes are attended to (Cr.).

Anm. 3. Unmittelbare Zukunft wird durch *I am going,* durch *about* und *Infinitiv*, oder durch *on the point of* und *substantivisches Particip* ausgedrückt.

Just as the hunter was ready to shoot, the hart disappeared. I was about to answer, when he left the room. The sad news arrived, just as we were on the point of going into the country. I am going in a week (jag skall resa om en vecka). I am coming directly (jag kommer strax).

Anm. 4. Im prophetischen Stile wird *shall* immer gebraucht, um reine Zukunft auszudrücken.

The Lamb, which is in the midst of the throne, shall feed them, and shall lead them unto living fountains of waters, and God shall wipe away all tears from their eyes.

Anm. 5. *I am* mit einem Infinitiv, welches eigentlich etwas vorher Bestimmtes oder Zugedachtes, wird oft für das temporale *shall* oder *will*, und bisweilen auch für das modale *shall* gebraucht.

If I am to be a beggar, it shall not make me a rascal. He was to have walked that night 5 miles, but walked only one. What is to become of me? How am I to describe him? Is that all you are to have for your trouble? She soon perceived, that no money was to be had from her lodger.

Abweichungen von den obigen Regeln in gewissen Beisätzen.

§ 4. Wenn bei indirekter Anführung der Worte, Gedanken, Fragen oder Gefühle eines anderen die dritte Person (und bisweilen auch die zweite) aus der ersten entstanden ist, wird dasjenige Hilfsverb gebraucht, welches würde benutzt werden, wenn die Anfuhrung direkt wäre. Auf diese Weise kann *shall* in zweiter und dritter Person reine Zukunft, und *will* eine auf dem Willen des Subjektes beruhende Handlung ausdrücken.

He hoped he should soon recover (direct: I shall soon recover) (aber: he hoped his friend would soon recover). He promised he would give me a book (direkt: I will give you a book). He felt that he should soon die (aber: that it would be too late). She never feared that she should want anything (aber: that her family would want anything). He asked the doctor, if he should soon recover (aber: if his child would get well again). Can you tell me, whether you should know him again? (Vicar) (direkt:

shall you know him again?) (*would* geht auch an). I asked you, whether you should be able to keep you promise (direkt: shall you be able) (*would* geht ebenfalls an). Do you think you shall (el. will) soon meet him? You promised, you would help me (direkt: I will help you). He was certain (persuaded) he should be a rich man. He himself was quite uncertain whether or not he should be engaged that winter (Smollet).

Nach *know*, *perceive* oder dergleichen Wörtern wechselt der Gebrauch. He perceived, that he would consult his own interest best by yielding (Mc.). You will not turn your daughter out of doors, till you know, whether you shall approve her choice (Fielding). They went to the upper room where they knew they should find the apostles. He heard a voice asking him whether he would (ville) leave his sins and go to heaven (Mc.). He had to choose whether he would be their victim or their accomplice (Mc.).

Anm. 1. Reine Zukunft wird sonst in indirekten Fragen nach der Hauptregel ausgedrückt (§ 3). I should not wonder, if the proprietor will enjoy the sight of his burning house as much as I do (Cr.).

§ 5. In Beisätzen, die von *that* (bisweilen auch *how* oder *why*) eingeleitet sind und Ausdrücke bestimmen, die entweder 1) etwas Passendes, Notwendiges, Angelegenes, Wichtiges, Natürliches, Gebührliches, Reinliches, Erträgliches, Zureichliches, Mögliches, Merkwürdiges, Wunderbares (oder das Gegenteil), 2) eine Gemütsbewegung (als Trauer, Freude, Zufriedenheit, Erstaunen, Verwunderung, oder das Gegenteil), oder 3) etwas Unwahrscheinliches, Unglaubliches, Unbegreifliches, Unerwartetes ausdrücken, wird *should* oft in allen Personen gebraucht, entweder in Verbindung mit Präsens Infinitiv, wenn von etwas Gegenwärtigem oder Zukünftigem im Verhältnis zum Tempus des Hauptsatzes die Rede ist, oder in Verbindung mit Perfekt Infinitv, wenn von etwas Vergangenem die Rede ist. Dieser Gebrauch entspricht genau dem französischen Subjonctif. *Will* und *would* aber werden in diesen Sätzen in allen Personen gebraucht, um etwas von dem Willen des Subjektes Abhängiges auszudrücken.

1) It is not fit that I should ride, while you walk. Do you think it necessary that we should buy this book? He was anxious that it should be done directly. It is important, this letter should be soon posted. It is time you should make some friends. It is right it should be so. It is only natural that children should love their parents. Is it reasonable that he should ask such a price? It is sufficient that one offender should have been punished. Is it possible he should have forgotten it? To bigotry it seemed an intolerable hardship that the catholic church, having long enjoyed ascendency, should be compelled to content itself with equality (Mc.). That Barère, a small country lawyer, should deliver the daughter of so many Cæsars to the executioner, was surely a great event in his life (Mc.). That 25 millions of Frenchmen should be ruled by 100,000 gentlemen and clergymen, was insufferable, but that they should be ruled by 100,000 Parisians, was as it should be. 2) I am sorry it should have given you so much trouble. I am vexed that I should have come so late. O (how sad) that any of our family should be guilty of such wickedness! Nothing would content Maria Theresa but that the whole civilized world should be combined against Prussia (Mc.). I wonder, you should spend so much time about it. It is astonishing that so little attention should be paid to the education of the young. 3) It seemed improbable he should have held out so long. We cannot conceive why a man should be less fit to govern, because he wears a beard (Mc.). It is difficult to understand, why the government should have selected him for a post of such importance. It is difficult to conceive how anything should have induced him to bear such misery (Mc.). It was not to be expected that an Oxonion Tory should

praise the Presbyterian polity and ritual (Mc.). (Doch findet man bei demselben Schriftsteller: It was not to be expected that a constitution new both in its principles and in its details would at first work easily.) It was not to be expected that they who would (wollte, § 12) not help themselves, should help each other. Two circumstances make it quite incredible that the share which Barère took in the death of Marie Antoinette should have escaped his recollection (Mc.). It seems rather suspicious that the same individual should come upon the insurance company with another heavy claim. Was it possible that he would submit to such a degradation. I wonder that he will submit to such a degradation.

Anm. Wenn nach Worten, die Furcht oder Ängstlichkeit bezeichnen, dafs in *that* (nicht *lest*) übersetzt wird, wechselt der Gebrauch je nachdem man in diesen Worten die Bedeutung einer Vermutung oder eines Gefühls hervorheben will. Men talk perpetually of the friendship of France and England, because they are afraid that they should become enemies (= wünschen, dafs sie nicht werden mögen) (that they will become enemies = vermuten, dafs sie nicht sein werden).

§ 6. Wenn in Temporalsätzen ein futurales Hilfsverb benutzt werden soll (und nicht anstatt Präsens oder Perfektum Indikativ), wird *shall* in allen Personen gebraucht, um reine Zukunft auszudrücken. *Will* und *would* aber werden in diesen Sätzen in allen Personen gebraucht, um etwas von dem Willen des Subjektes Abhängiges auszudrücken.

As long as my health shall permit, I will work and toil. Jonah must be cast out, before the storm shall cease (*will* [vill] skulle kunna begagnas, om man tänker sig stormen personifierad). A time will come, when our bliss shall be unutterable. My father permitted me to ride across the country, while he should hire a postchaise (Smollet). He asked leave to stay, till the wind should become favorable (Smollet). I obtained her consent to complete my happiness, as soon as her father should judge it proper (Smollet). It is difficult to realise the future, when Israel shall be restored to its old priority. I shall leave off, as soon as my father will (vill) permit. He lay long in prison, before they would (ville) release him.

§ 7. In Komparativsätzen, die von *according as*, *in proportion as* oder nur *as* eingeleitet sind, wird *shall* in allen Personen gebraucht, um reine Zukunft auszudrücken, und *will* auf gleiche Weise in allen Personen, um etwas vom Willen des Subjektes Abhängiges auszudrücken.

You will be better or worse off, according as you shall be thrifty or prodigal. Do as you shall think fit. He sent a sum of money to be applied, as the rector of the parish should direct.

§ 8. In Konsekutivsätzen, wenn nicht nur eine Folge, sondern eine Absicht ausgedrückt werden soll, wird *shall* in allen Personen angewendet, um Futur zu bezeichnen.

The English admiral took care to dispose the French ships in such a manner that they should come in for their share of the danger (Mrs. Markham). I have seen a hairdresser's advertisement, who boasted that he could cut and curl boys' hair in so fine a way that it should be impossible to know it to be their own hair (Mrs. Markham).

§ 9. Wenn in Konditionalsätzen ein futurales Hilfsverb gebraucht werden soll, wird reine Zukunft im Futur nach der Hauptregel (§ 3) (d. h. in erster Person mit *shall* und in zweiter und dritter Person mit *will*), aber im Konditionalis mit *should* in allen Personen ausgedrückt. *Will* und *would* sind in diesen Sätzen in allen Personen angewendet, um etwas vom Willen des Subjekts Abhängiges auszudrücken.

If it will not be giving you too much trouble, I will take the opportunity of sending my sister a parcel (Cr.). The book can be finished to-

morrow, if that will suit you (Cr.). If he should find out our secret, what would he say? We resolved to take a walk, unless it should rain. She looked, as if she should like to say something (*would like* kunde också gå an, ehuru *would* då egentligen borde öfversättas med *ville*). The author of a weekly paper, he doubted not, would employ me, provided he should find me duly qualified (Smollet). I shall be glad, if you will (vill) send me in my account. I will volunteer, if anybody else will (vill). A friend of mine has agreed to take up the bill, provided some respectable householder will (vill) be security (Cr.). If the queen of Hungary would (ville) but let Frederic have Silesia, he would (§ 4) (ett löfte), he said, stand by her against any power, which should (§ 12) try to deprive her of her dominions (Mc.). They said that they should (§ 4) be very happy, if I would (ville) pay them a visit.

§ 10. Wenn in Koncessivsätzen, von *though*, *although* eingeleitet, ein futurales Hilfsverb benutzt werden soll, wird reine Zukunft im Futur nach der Hauptregel (§ 3) ausgedrückt, aber im Konditionalis in allen Personen mit *should*, falls von etwas Angenommenem, Vorausgesetztem die Rede ist. (Ist etwas Wirkliches gedacht, so gilt die Hauptregel.) *Will* und *would* sind in diesen Sätzen in allen Personen gebraucht, um etwas vom Willen des Subjekts Abhängiges auszudrücken.

Though it will be very late, before we arrive, yet I am resolved to start. I will do it, though my best friend should dissuade me. Even though it should be of no use to me, yet I will accept it. (Though it would be of no use to me, yet I accepted it würde bedeuten: Obgleich ich wufste, dafs es mir zu keinem Nutzen werden sollte.) Though his friend would (ville) do anything to save him, his ruin could not be averted.

§ 11. Nach *lest* wird *should* beinahe immer in allen Personen gebraucht, entweder wenn es in der Bedeutung von dafs nach Worten, die Furcht ausdrücken, benutzt wird, oder in der Bedeutung von „damit“ einen Finalsatz einleitet.

I am anxious, lest you should take a cold. He works hard, lest his parents should suffer from want.

§ 12. In Relativsätzen, die vielmehr etwas Angenommenes, Vorausgesetztes als Wirkliches bezeichnen, wird *shall* in allen Personen gebraucht, um reine Zukunft auszudrücken, und *will* um etwas vom Willen des Subjekts Abhängiges anzugeben.

Figure to yourself a family, the master of which should act in such a manner. What would be thought of a painter who should mix August and January in one landscape? (Mc.). It was announced that every house, in which a weapon should be found, should (§ 1) be sacked. There might be a revised liturgy which should not exclude extemporaneous prayer (Mc.). The last drunken man, who shall find his way home before day light, has just staggered heavily along (Dickens). It is possible to make laws that shall secure property. The queen promised to give the book to the one of her sons, who should first learn to read it (would first learn = wollte erst lernen). He promised to give him whatever he should ask for. He refuses to pardon any one who shall offend against him. This grammarian was conceited enough to believe that any one who should read his grammar, would be able to write good English.

Dagegen: He had foolishly chosen a subject, such as he would at no time have been competent to treat. The Highlanders wreaked on their hereditary enemies such vengeance as would have made soldiers shudder (Mc.). He had already given such orders, as would, he hoped, suffice for

the protection of the realm. Och: Let those who would (wollen) avoid contention beware of spiritual pride. A reward was offered to any one who would (wollte) betray him. There is not a woman in this parish who will (will) come near you (Hesba Stretton).

Stockholm. G. S. Löwenhielm.

Diderot.

Der soeben veröffentlichte Sitzungsbericht der königlich preufsischen Akademie der Wissenschaften über die öffentliche Sitzung zur Feier des Leibnizschen Gedächtnistages am 3. Juli enthält die Rede des Professor Du Bois-Reymond über Diderot, der wir folgendes entnehmen: „Frankreich," sagte er nach einigen einleitenden Worten, „schickt sich an, Diderots Andenken durch ein Standbild zu ehren, und an Kundgebungen aller Art zu seiner Verherrlichung wird kein Mangel sein. Eine glückliche Fügung versetzt uns in die Lage, unserer Teilnahme an dieser Feier im voraus Worte geben zu können und vermutlich die ersten zu sein, welche sie bei festlicher Gelegenheit öffentlich zur Sprache bringen. Ich darf gewifs im Namen der Akademie sagen, dafs wir dies mit besonderer Freude thun. Das Nationalgefühl — an sich nicht berechtigter als der Adelstolz, den die vom Nationalgefühl am heftigsten Entbrannten meist verabscheuen — das Nationalgefühl hat in Frankreich vielfach die Gestalt des Nationalhasses angenommen, und auch in litterarischen Kreisen fehlt es dort nicht an solchen, welche die gefährliche Flamme schüren. Um so werter ist uns die Erinnerung an die Zeiten, wo diese neue Barbarei noch nicht die Gemüter verwirrt hatte, wo durch Voltaire, Maupertuis, La Mettrie, d'Alembert, Diderot unsere Akademie Frankreich eng verbunden war; wo diese Männer, der Ruhm ihrer Nation, sogar trotz zeitweiligem Kriegszustande sich als Glieder unserer Körperschaft fühlten und wo die Wissenschaft, die Kulturbestrebungen noch ein scheinbar unzerreifsbares Band um alle Völker schlangen. Wir sind stolz, dafs Diderot längst unser war, ehe Voltaire vergeblich sich anstrengte, ihn in die Académie française zu bringen, welche ihm stets verschlossen blieb, so dafs er recht eigentlich ein Berliner Akademiker heifsen kann. Doch nahm er nie an diesem Tische Platz, da er auf seiner Petersburger Reise, obschon von Friedrich nach Potsdam beschieden, aus nicht ganz durchsichtigen Gründen die Einladung ablehnte.

Verglichen mit Diderots Allseitigkeit erscheinen Voltaire, Goethe, sogar der für den Typus eines Polyhistors geltende Leibniz, zu dessen Ehre wir versammelt sind, als beschränkte Fachleute. Wer hat wie er zu einer Zeit, wo ihre einzelnen Zweige schon hoch entwickelt waren, das ganze Gebiet der Wissenschaft, Kunst und Technik mit gleicher Liebe und Frische umfafst, gleich zu Hause in mathematischer Physik, wie in ästhetischer Schöpfung von Romanen und Bühnenstücken, in Erkenntnistheorie wie in Metallurgie, in Ethik wie in Sprachwissenschaft, in Metaphysik wie in bildender Kunst, in Geschichte der Philosophie wie in Dramaturgie, in Volkswissenschaft wie im Kontrapunkt? Nur etwa beschreibende Naturwissenschaft (mit Ausnahme der Geschichte des Ameisenlöwen, die er auf seine Kosten kennen lernte) war ihm minder vertraut. Und nicht blofs empfangend, nicht blofs sicher und klar berichtend treffen wir ihn überall, sondern gedankensprühend und unerschöpflich an feinen und witzigen Einfällen.

Die gewöhnliche Vorstellung, als sei die Idee einer Encyklopädie von den Encyklopädisten ausgegangen, ist nicht richtig. Von früheren Versuchen zu schweigen, hatte auch hierin England die Bahn gebrochen, und Diderots und d'Alemberts Dictionnaire encyclopédique sollte ursprünglich nur die Übersetzung von Chambers Cyklopædia sein, deren Andenken für die meisten, besonders auf dem Festlande, im weltgeschichtlichen Glanze

der jüngeren französischen Schwester unterging. Aber nicht blofs waren es Diderots universeller Geist, seine flammende Begeisterung, selbstlose Hingabe, bienenfleifsige Arbeitskraft, stürmische Geschäftigkeit, vermittelnde Liebenswürdigkeit, welche allein die Vollendung des riesigen Unternehmens ermöglichten, sondern unstreitig ist er es auch gewesen, unter dessen Händen, ihm halb unbewufst, das Werk zur gewaltigen Kriegsmaschine erwuchs, welche in die geistige Bastille des höfischen, pfäffischen Frankreichs die Bresche schiefsen half, und deshalb von den bösen Mächten mit so wütendem Hafs bekämpft wurde. Nicht genug zu preisen sind der Mannesmut, die unerschrockene Standhaftigkeit, welche Diderot diesen Anfeindungen entgegensetzte, vor denen d'Alemberts weichere Natur eingeschüchtert zurückwich, Rousseau in Friedrichs Staaten floh; da doch Diderot selber schon einmal, wie es leider scheint nicht ohne Réaumurs Schuld, in den Turm von Vincennes gewandert war, und abgesehen von der Erneuerung solcher Unannehmlichkeit, die schwersten Vermögensverluste ihm und seinen Verlegern drohten, deren einem, dem feigen Verräter Le Breton, sie wohl zu gönnen gewesen wären. Wer denkt noch an diese Dinge von den Tausenden, die heutzutage gemütlich ihren Brockhaus oder Meyer, trotz verändertem Titel Enkelkinder der Encyklopädie, vom Bücherbrett langen? Wer denkt noch an die Schlachten und an die, so sie schlugen, wenn er längst in Ruhe die Früchte des Sieges geniefst?

Wie der wirkliche Turm zu Babel im Wüstensande, so liegt das Riesenwerk der Encyklopädie im Staube der Bibliotheken verschüttet; nur d'Alemberts Discours préliminaire, von dem ein guter Teil von Diderot herrühren soll, ragt daraus hervor, und wird noch zuweilen von einem altgierigen Reisenden, wie man müfste sagen dürfen, beispielsweise von unserem Böckh, der Betrachtung gewürdigt. Es geht Diderot einigermafsen, wie nach Macaulay dem Dr. Johnson: die Arbeiten, durch die er sich unsterblichen Ruhm gesichert glaubte, geraten täglich mehr in Vergessenheit, während von ihm selber für nichts geachtete Kinder seiner Laune ihm bewundernden Dank eintragen, wo und so lange Französisch gelesen wird.

Denn nachdem wir ihn hier und da getadelt haben, dürfen wir ihn um so freier loben. Wie er im Denken über Voltaire hinaus sich erhob, so lockerte er auch die von jenem willig getragenen ästhetischen Fesseln, und obschon er nicht überall das Höchste erreichte, hat er doch als Sittenschilderer, Charakterzeichner, Erzähler, Briefsteller, Kritiker Unvergängliches geleistet. Es ist kein Zweifel, dafs er aus der englischen Litteratur starke Eindrücke erhielt, während weder seine geistige Eigenart etwas Deutsches bietet, noch, aufser dem Umgang mit Grimm, deutsche Einwirkungen bei ihm nachweisbar sind. Man kann durchaus nicht sagen, dafs die am meisten charakteristischen Erzeugnisse Diderots, wie Jacques le Fataliste, die Nonne, Rameaus Neffe, d'Alemberts Traum, das Freundepaar von Bourbonne, die Salons, die Briefe an Sophie Volland, ein deutsches Gepräge tragen, anders etwa als indem sie in mehr ungebundener Form sich in weiterer Sphäre bewegen, wie der durch die Konventionen der gallorömischen Poesie gestatteten. Allein die deutsche Litteratur selber verdankte diese grofse Freiheit dem englischen Einflufs.

Besonders mächtig, ja geradezu Shakespeare und Molière vergleichbar, ist Diderot im Dialog. Man könnte sich keinen höheren dramatischen Genufs denken, als Rameaus Neffen unmittelbar auf die Bühne gebracht, und man wundert sich, dafs noch kein Theater darauf kam, ihn dem Publikum zu bieten. Fortwährend, sichtlich infolge natürlichen Hanges verfällt Diderot in den Briefen an Mlle. Volland in die dialogisierte Darstellung. Aber kaum minder grofs ist er als Erzähler. Was etwa der „Nonne“ an kunstreicher Verstrickung fehlt, hat Jacques le Fataliste zur Genüge, wenn man vom Faden der Erzählung die daran aufgezogenen Perlen der Episoden abzustreifen versteht, und was diesem Roman an epischem Flusse mangelt,

besitzt wiederum die „Nonne“. Die Erzählung von Felix und Olivier mit der wilden Ursprünglichkeit ihrer Charaktere und Motive, mit ihren Köhlern und Schmugglern, stellt, wie schon Rosenkranz bemerkte, eine echte Dorfgeschichte dar; mit wenigen Änderungen könnte man sie unvermerkt Berthold Auerbachs besten Schöpfungen einreihen, wie sie wohl auch George Sand bei ihrer Petite Fadette manchmal vorgeschwebt haben mag. So umfafst Diderots Erzählungskunst mit gleicher Verve — es giebt dafür kein deutsches Wort, und um feine Vorzüge zu bezeichnen, kein besseres — die ganze Stufenleiter gesellschaftlicher Zustände, von den vergoldeten Gemächern der hauptstädtischen Hotels und den Schlössern des Adels bis zu den rauchigen Hütten des Landvolks und den unheimlichen Gängen, Zellen und Verliefsen der Klöster.

Aber man würde irren, erwartete man in Diderots Erzählungen die Schilderung von Örtlichkeiten und Landschaften. Das jedesmalige Scenarium, d. h. die Gruppierung der redend, handelnd eingeführten Personen giebt er ungewöhnlich genau an, er läfst sie aber gleichsam zwischen kahlen Wänden spielen, wie Shakespeares Truppe im Globus-Theater, und des Lesers Sache ist es, sich die Dekoration hinzuzudenken. Nicht anders verfahren bekanntlich die Verfasser der heiligen Schrift, die Novellieri, Cervantes, und noch viele der besten Erzähler. Die Naturmalerei im Roman schreibt sich erst her von der Nouvelle Héloïse und von Paul et Virginie, wo sie eine Offenbarung war, da die damalige Lesewelt weder romantische noch exotische Naturschönheit kannte. Gleichviel ob Diderots Kargheit im Beschreiben beim Erzählen bewufster Regel oder unbewufstem Takt entsprang, Mangel an Teilnahme für die Aufsenwelt, an gegenständlicher Phantasie war sicher nicht der Grund. Vielmehr gebührt ihm neben Rousseau, dem Entdecker der wilden Naturschönheit, das Verdienst, die Art der Naturmalerei geschaffen zu haben, welche den Reiz einer anmutigen, reich angebauten Landschaft schildert. Die Briefe an Mlle. Volland sind voll von trefflichen Bildern aus dem Seine- und Marne-Thal, welche er auf Spaziergängen vom Holbachschen oder Epinayschen Landsitz aus sich einprägte.

Nirgends tritt diese Befähigung Diderots stärker hervor als in seinen Salons. Mag er von der Schönheit einen falschen Begriff hegen, an den Maler die unberechtigte Forderung moralischer Wirkungen stellen, in seinen Briefen an Falconet noch so sehr hinter Lessing zurückstehen; mag überhaupt Diderot, dessen Sehnsucht nach Italien ungestillt blieb, das wahre Ideal der Kunst nie aufgegangen sein: um so gröfser ist sein schriftstellerischer Triumph, uns nach 120 Jahren noch gern bereit zu finden, ihm durch die endlosen Säle des Louvre zu folgen, von deren Wänden die Vanloo, die Greuze, die Joseph Vernet frisch von der Staffelei herabschauen, und in seinen geistsprudelnden Seiten die Bilder zu lesen, als sähen wir sie mit Augen.“

Notiz, betreffend eine Eigentümlichkeit in der Anwendung des französischen Futurs.

In den französischen Grammatiken ist, soweit sich der Unterzeichnete erinnert, einer gewissen Eigentümlichkeit des französischen Sprachgebrauchs in der Anwendung des Futurs nicht Erwähnung gethan, obschon die derselben zu Grunde liegende Nüancierung der Bedeutung des Futurs nicht uninteressant ist. Es wird zwar in den ausführlichen Grammatiken in irgend einer Form ausgesprochen, dafs das Futur „zuweilen ein Gegenwärtiges ausdrückt, das aus Höflichkeit oder Bescheidenheit oder als blofse Vermutung als zukünftig dargestellt ist“ (Hölder), sowie dafs „bei lebhafter Vergegenwärtigung der Vergangenheit das Futurum ähnlich dem historischen Präsens

ein in der vergangenen Zeit Erwartetes bezeichnen kann“ (Hölder), oder dafs, wie Mätzner letztere Regel etwas anders fafst, „das Futur mit einem Ausgangspunkt in der Vergangenheit verknüpft wird, wenn in der Erzählung vergangener Thatsachen der Redende das von da aus Zukünftige mit lebhafter Vergegenwärtigung der Vergangenheit von seinem Standpunkte aus betrachtet und das Ereignis gleichsam vorhersagt.“

Diese Regeln reichen aber zur Erklärung folgenden Satzes nicht aus: Par exemple, dans l'Èloge du grand physicien Duhamel, en annonçant qu'il va le considérer d'abord comme agriculteur, l'orateur nous dira que „les premières fleurs qu'il jettera sur le tombeau de Mr. Duhamel doivent être cueillies dans les champs qu'il a cultivés“. (Sainte-Beuve, Éloges académiques de M. Pariset.) — Sainte-Beuve will hier, wie aus dem Zusammenhang hervorgeht, den gezierten, häufig unsachlichen Stil von Vicq d'Azyr charakterisieren und führt zu diesem Zwecke eine Stelle aus dessen akademischen Reden an; das Futur ist daher wiederzugeben: „Zum Beispiel ... kann uns der Redner wohl (etwa) sagen —“ oder, was zwar für den vorliegenden Fall etwas zu stark wäre, sonst aber passen würde: „So ist z. B. der Redner im stande zu sagen —.“ Wenn man diesen Fall unter eine der oben genannten Regeln subsummieren wollte, so könnte am ehesten noch gesagt werden, es sei hier eine auf die Kenntnis der Eigentümlichkeit des Redners gegründete Vermutung ausgesprochen, welche freilich mit Rücksicht auf den konkreten Fall „mit einem Ausgangspunkt in der Vergangenheit zu verknüpfen wäre“. Offenbar lehrt aber eine unbefangene Betrachtung der Stelle, dafs das Futur gar nichts anderes ausdrückt, als was am Anfang der Periode durch „par exemple“ auch ausgedrückt ist, nämlich dafs uns der Schriftsteller ein nicht etwa selbst erdachtes, sondern der historischen Vergangenheit entnommenes Beispiel geben will. Der aus dem Grundbegriff des Zukünftigen abgeleitete Begriff der Vermutung ist weiter fortgebildet zum Begriff der Exemplifikation.

Kannstatt. Jäger.

Bemerkungen zu zwei Stellen bei Lessing.

I. Emilia Galotti, II. Aufzug, 6. Auftritt (Ausgabe der Göschenschen Verlagshandlung, Leipzig 1853).

In ängstlicher Verwirrung und mit vor Scham fast erstickter Stimme erzählt Emilia der Mutter, wie der Prinz mit gottlosen Liebesworten ihre Andacht in der Kirche gestört, sie dann, als sie aus Angst geflohen, bei der Hand gegriffen und gezwungen habe, seine ungebührlichen Liebesbeteuerungen anzuhören. Was er gesprochen, was sie geantwortet, erinnere sie sich augenblicklich nicht. Erst auf der Strafse habe sie sich wiedergefunden, gehört, dafs er hinter ihr komme etc. Worauf dann Claudia antwortet: „Die Furcht hat ihren besonderen Sinn, meine Tochter! — — — — Gott! Gott! Wenn dein Vater das wüfste! — Wie wild er schon war, als er nur hörte, dafs der Prinz dich nicht ohne Mifsfallen gesehen! — —“

Die Worte „nicht ohne Mifsfallen“ sind ganz sinnlos. Entweder mufs ohne gegen mit, oder Mifsfallen gegen Gefallen ausgetauscht werden.

II. Die Geschichte des alten Wolfs (dieselbe Ausg. S. 172.) 18 (3).

Der alte Wolf versucht sein Glück beim dritten Schäfer. Wenn er jährlich ein Schaf bekomme, werde er die Herde frei und unbeschädigt weiden lassen. Als er aber merkt, dafs der Schäfer über sein Anerbieten lacht, fragt er: „Du lachst, Schäfer? Worüber lachst du denn?“ „O, über nichts! Aber wie alt bist du, guter Freund?“ sprach der Schäfer. „Was geht dich mein Alter an? Immer noch alt genug, dir deine liebsten Lämmer zu würgen.“

Der letzte Satz ist ebenfalls ohne Sinn. Denn dafs der Wolf, in seiner Wut über die höhnische Frage des Schäfers, wie alt er sei, antworten könnte: „Immer noch alt genug, um dir deine liebsten Lämmer zu würgen“, läfst sich doch kaum denken. Wenn dagegen statt alt jung stände, würde der Sinn vollkommen klar sein.

Diese beiden Fehler finden sich durchgängig in den Ausgaben der Lessingschen Werke, auch in den neuesten, ohne dafs meines Wissens jemand darauf aufmerksam gemacht hätte. Dafs sie dem Verfasser selbst, nicht dem Setzer der ersten Ausgabe zugeschrieben werden müssen, scheint mir unzweifelhaft zu sein.

Lund. Dr. Emil Peterson, Docent.

Eigentümlichkeiten im deutschen Ausdruck.

„Die Jugend des Prinzen war keine glückliche. Im vierten Jahre starb sein Vater, im sechzehnten seine Mutter.“ Beck in der Allgem. deutschen Biographie VI, 303.

Das Programm der lateinischen Hauptschule in Halle 1883 führt S. 10 als deutsches Aufsatzthema auf: „Der 10. November als der Geburtstag Luthers, Schillers, Scharnhorsts ein Festtag für das deutsche Volk.“ Also immer noch spukt der 10. Novbr. als Geburtstag Scharnhorsts statt des 12. Novbr. (1755).

Als Parallelstelle zu Schlegels und Tiecks „Arion“ vergleiche Clément Marot, Elégie XXIII:

> Ne fit au chant de son psalterion
> Sortir des eaux les dauphins Arion?
> Ne tira pas Orpheus Eurydice
> Hors des Enfers?

Berichtigung.

In den Physiologischen Untersuchungen über das neufrz. Lautsystem, Bd. LXXII, S. 99, Z. 3 v. o., müssen in der Trautmannschen Reihe, welche dort als „(a) ï, ȅ, ȅ́“ angegeben ist, die beiden letzten Glieder umgestellt werden.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

Klaus, Das psychologische Moment in der Sprache. (Tübingen, Fues.) 50 Pf.

Paul Reynaud, Les facteurs des formes du langage dans les langues indo-européennes. (Paris, Vieweg.) 1 fr. 80 c.

A. H. Sayce, Principes de philologie comparée. Traduits en français pour la première fois par Ernest Jovy. (Paris, Delagrave.) 3 fr. 50 c.

Wie studiert man neuere Philologie und Germanistik? Von einem älteren Fachgenossen. (Leipzig, Rofsberg.) 60 Pf.

H. Breymann, Über Lautphysiologie und deren Bedeutung für den Unterricht. (München, Oldenbourg.) 1 Mk.

H. Titkin, Studien zur rumänischen Philologie. I. Teil. (Leipzig, Breitkopf & Härtel.) 3 Mk.

Grammatik.

E. Reinhardt, Die Kausalsätze und ihre Partikeln im Nibelungenliede. (Aschersleben, Huch.) 1 Mk.

A. Norreen, Altnordische Grammatik I. (Halle, Niemeyer.) 3 Mk. 80 Pf.

W. Jütting, Phonetische, etymologische und orthographische Essays über deutsche und fremde Wörter mit harten und weichen Verschlufslauten. (Wittenberg, Herrosé.) 3 Mk. 50 Pf.

C. Thurot, De la prononciation française depuis le commencement du XVIe siècle, d'après les témoignages des grammairiens. (Paris, Imp. nationale.)

H. Zimmer, Keltische Studien. 2. Heft: Über altirische Betonung und Verskunst. (Berlin, Weidmann.) 5 Mk.

A. Haase, Syntaktische Untersuchungen zu Villehardouin und Joinville. (Oppeln, G. Maske.) 3 Mk. 50 Pf.

Orthographia gallica. Ältester Traktat über franz. Aussprache und Orthographie. Nach vier Hdschr. hrsgb. von J. Stürzinger. (Heilbronn, Henninger.) 2 Mk. 40 Pf.

E. Wolff, Zur Syntax des Verbs bei Adenet le Roi. (Kiel, Lipsius.) 1 Mk. 20 Pf.

E. Mätzner, Französische Grammatik mit besonderer Berücksichtigung des Lateinischen. I. Abteilung. 3. Aufl. (Berlin, Weidmann.) 10 Mk.

J. Salzmann, Über die Aussprache der französischen Laute. (Programm des Gymnasiums zu Stendal.)

K. Bohne, Bemerkungen zur Grammatik Spensers. (Programm, Geestemünde.) 1 Mk.
H. Schuchardt, Kreolische Studien VI. Über das Indo-Portugiesische von Mangalore. (Wien, Gerold.) 40 Pf.
Aug. Vitu, Le Jargon du XVe siècle. (Paris, Charpentier.) 25 fr.

Lexikographie.

Lexer, Deutsches Wörterbuch Bd. VII, 5.
Dictionnaire historique de la langue française. Publié par l'Académie française. (Paris, J. Didot.) 4 fr. 50 Pf.

Litteratur.

F. H. O. Weddigen, Geschichte der deutschen Volkspoesie seit dem Anfange des Mittelalters bis auf die Gegenwart. (München, Callwey.) 6 Mk.
E. Naumann, Über Herders Stil. (Progr., Berlin, Friedr.-Wilh.-Gymn.) 1 Mk.
E. Krabbes, Die Frau im altfranzösischen Karls-Epos. (Marburg, Elwert.) 2 Mk.
J. E. Alaux, La langue et la littérature franç. du XVe au XVIIe siècle. (Paris, Degorce Cadot.) 2 fr. 50 c.
Blampignon, L'épiscopat de Massillon. (Paris, Plon.) 3 fr. 50 c.
O. Fritsche, Rousseaus Stil und Lehre in seinen Briefen. (Programm, Realsch. Zwickau.) 1 Mk.
O. Wassidlo, Buffon als Mensch, Gelehrter und Schriftsteller. (Progr. des Realgymn. Tarnowitz.) 1 Mk.
Cædmon's Exodus and Daniel, edited from Grein. By Th. W. Hunt. (Boston, Ginn, Heath & Co.)
O. P. Behm, The language of the later part of the Peterborough chronicle. (Gothenburgh, academical dissertation.)
Earle, Anglosaxon literature. (London.) 2 s. 6 d.
A. S. G. Canning, Thoughts on Shakespeare's historical plays. (London, Allen.) 12 s.
A. v. Weilen, Shakespeares Vorspiel zu der Widerspenstigen Zähmung. (Frankfurt a. M., Litterar. Anstalt.) 2 Mk.
Shakspere, sein Entwickelungsgang in seinen Werken, von Edward Dowden, übers. von W. Wagner. (Heilbronn, Henninger.) 7 Mk. 50 Pf.
J. H. Symonds, Shakespeare's predecessors in the English drama. (London, Smyth, Elder.) 16 s.
C. N. Davis, The law in Shakespeare. (London, St. Paul.) 10 s.
Shakespeares Macbeth im Unterricht der Prima. Von Dr. Münch. (Heilbronn, Henninger.) 60 Pf.
G. H. Browne, Notes on Shakespeare's Pronunciation. (Boston, Ginn, Heath & Co.)
A study of the prologue and epilogue in English literature, from Shakespeare to Dryden. (London, Paul Trench.) 5 s.
Ricken, Bemerkungen über Anlage und Erfolg der wichtigsten Zeitschriften Steeles und den Einfluſs Addisons auf die Entwickelung derselben. (Progr., Elberfeld, Ober-Realschule, 1884.)

Hilfsbücher.

E. Heinrichs, Themata zu deutschen, lateinischen und französischen Aufsätzen für obere Klassen. (Paderborn, Schöningh.) 4 Mk.
E. Scholderer, Lehrbuch des Französischen I. (Frankfurt a. M., Jäger.) 1 Mk. 80 Pf.

C. Schäfer, Französische Schulgrammatik für die Oberstufe. (Berlin, Winckelmann.) 1 Mk.
H. Breymann, Französische Grammatik für Realschulen. (München, Oldenbourg.) 1 Mk.
Lessings drei Bücher Fabeln, zum Übersetzen ins Französische, mit Anmerkungen versehen von Dr. Völkel. (Wolfenbüttel, Zwifsler.) 80 Pf.
F. Augustin, Französische Memorierstoffe. (Berlin, Weidmann.) 50 Pf.
E. Lamprecht, Übungsbuch zum Übersetzen ins Französische, im Anschlusse an Lückings Grammatik. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk. 60 Pf.
W. Förster u. E. Koschwitz, Altfranzösisches Übungsbuch. I. Teil. (Heilbronn, Henninger.) 4 Mk.
Chrestomathie de l'ancien français (IXe au XVe s.) à l'usage des classes précédée d'un tableau sommaire de la littérature franç. au moyen âge et suivie d'un glossaire étymologique détaillé p. L. Constans. (Paris, Vieweg.) 5 fr.
H. Seeger, Lehrbuch der neufranz. Sprache mit systemat. Berücksichtigung des Deutschen. (Wismar, Hinstorff.) 2 Mk.

Deutsche

Kultur und Litteratur des 18. Jahrhunderts

im Lichte der zeitgenössischen italienischen Kritik.

(Teil I.)

Ein unbefangenes Urteil über die deutsche Bildung des 18. Jahrhunderts, jene „wundergleiche Schöpfung einer Seele ohne Leib“, ist dann in vollem Umfange nicht möglich, wenn der Beurteilende es verabsäumt, auch die Beziehungen, welche zwischen den geistigen Faktoren unseres Volkslebens und denen anderer Nationen in jenem Zeitraume obgewaltet, zu prüfen, das langsame, fast widerwillige Wachsen der unserem Genius von aufsen her gebrachten Anerkennung zu verfolgen und bis an ihren Gipfelpunkt, der freilich jenem Jahrhundert nicht mehr angehört, prüfend zu begleiten. Urteile in eigener Sache sind, kraft menschlicher Unzulänglichkeit, unter Völkern viel mehr noch als unter Einzelwesen, stets befangen, einseitig, trügerisch; fremde Kritik allein vermag ergänzend, herabstimmend oder ermutigend, in den meisten Fällen berichtigend, solche Mängel zu beseitigen. Dafs aber gerade Italien, „jenes Land der Menschlichkeit“, wie es Winckelmann so gern nannte, nicht fehlen dürfe, wenn es gilt, aus fremdem Urteile ein Bild des Soll und Haben unserer Kultur, der Entwickelung unseres eigenen Wesens und Wirkens in jenem Zeitraume zu gewinnen, das wird um so bereitwilliger eingeräumt werden können, als gerade dieses Land mit seinen jener Zeit ebenfalls noch unfertigen politischen Zuständen, seiner Zerrissenheit und nationalen Ohnmacht, leichter als Frankreich oder England die auf gleichartigem politischen Boden erwachsende deutsche Kultur zu beurteilen, deutsche

Gemüts- und Geistesoffenbarungen kongenial zu begreifen, ihre Vorzüge zu würdigen, ihre Schwächen zu verzeihen vermochte.

Zwar die Blütezeit italienischen Wissens und Könnens, ihre eigentlich schöpferische Epoche, war im Beginne des 18. Jahrhunderts längst vorüber. Dem freien Aufflammen des dichterischen Genius, dem kühnen Ringen des philosophischen Geistes nach Wahrheit hatte die allzeit streitfertige und siegesdurstige Kirche auch in Italien mit den ihr eigenen Kampfesmitteln ein frühes Ende bereitet: Italien war seit Torquato Tasso ohne grofse, bahnöffnende Dichter geblieben. Aber der Geist, der von den Dichtern des Trecento an bis auf jenen grofsen Epiker in Italien gelebt und gewaltet, dazu jene mehr äufseren Vorzüge, welche der italienischen Kunst überhaupt einen so eigentümlich unwiderstehlichen Reiz verleihen, ihre lebhafte Phantasie und sinnliche Frische, ihre üppigen Farbentöne, ja bei einzelnen sogar noch eine gewisse Energie der Empfindung und Kühnheit der Ausführung: sie waren, dank stolzer Erinnerung an eine ruhmreiche Vergangenheit, trotz des Verlustes bürgerlicher und religiöser Freiheit, trotz Fesseln und Holzstofs diesem Lande so zu eigen geblieben, dafs es zu einer beurteilenden Besprechung unserer Kultur-, Kunst- und Litteraturverhältnisse, wenn auch nicht gerade als berufen, so doch immerhin als vollauf berechtigt erscheint.

Die geistigen Beziehungen freilich zwischen beiden durch mehr als ein politisches Band verknüpften Ländern waren, wenigstens im Anfange des 18. Jahrhunderts, recht gering. War doch in jenem grofsartigen Entwickelungsprozesse des 15. und 16. Jahrhunderts, der auf dem Schutte der antiken Welt sich vollzog, und den wir mit dem Namen „Renaissance“ zu bezeichnen pflegen, allen anderen Gliedern der europäischen Völkerfamilie gegenüber, welche die wissenschaftliche und künstlerische Gestaltungskraft jenes Prozesses auf sich hatten wirken lassen, besonders aber im Verhältnisse zu Italien gerade Deutschland mit seinem Mangel an einer in sich geschlossenen Nationalität, seiner kirchlichen und staatlichen Zerrissenheit in einer wenig beneidenswerten Kampfstellung gewesen! Hatten zudem doch das Wenige, was es erreicht, die geringen Resultate, welche diese Periode unselbständiger Nachahmung gezeitigt, die Kriegs-

wirrsale des 17. Jahrhunderts fast völlig vernichtet! Kein Wunder, wenn zwischen jenem Italien, das einst das Erbe des Altertums übernommen, mit ihm und seinen künstlerischen Offenbarungen den Kampf der Geister eröffnet und erfolgreich nach Frankreich und England, ja bis über die Pyrenäen getragen — und unserem Deutschland, das, hoher Impulse bar, vor inneren und äufseren schweren Kämpfen schon seit lange sich selbst nicht wiederzufinden vermochte, von einem gegenseitigen Interesse an wissenschaftlichen Geschicken oder Erfolgen in jener Zeit nur dürftige Spuren sich finden! Jene hervorragenden Männer, welche, wie Viviani († 1703), Borelli († 1679), der gelehrte Jesuit Bartoli, der Naturforscher und Arzt Redi († 1697) u. a. durch ihre Leistungen der Zeitperiode bis zum Ausgange des 17. Jahrhunderts den Stempel einer „exakten" aufdrückten, in welcher lediglich die das Leben der Natur ergründenden Disciplinen im Vordergrunde des Interesses standen: sie haben ebenso wenig wie die freilich unbedeutenderen italienischen Dichter jener und der unmittelbar folgenden Zeit zu dem geistigen Leben Deutschlands irgendwie Stellung genommen. Im allgemeinen mag wohl der Eindruck, welchen Deutschland am Anfange des 18. Jahrhunderts auf den Fremden machte, jenen humoristisch-bufsfertigen Ausruf des nach Wien übergesiedelten Dichters Apostolo Zeno: „È piaciuto a Dio, che io venissi in Germania, per emenda e castigo de' miei peccati" einigermafsen gerechtfertigt, und die Meinung, welche man von dem Kulturleben Deutschlands hegte, noch immer jenem trüben Bilde entsprochen haben, das aus dem Vorstellungskreise seiner landsmännischen Zeitgenossen heraus einst der Historiker Kardinal Guido Bentivoglio († 1644) von ihm entworfen, das er aber allerdings sofort zu widerlegen für seine Pflicht gehalten hatte: „Wie?" hatte er ausgerufen, „ich sollte nicht auf Deutschland schelten? Abscheuliche Strafsen benützen, endlose Entfernungen durchmessen, unablässig auf- und abfahren, Tausende von Flüssen unter Tausenden von Gefahren passieren, im Schnee bis an die Knie stecken bleiben, scharfe Winde sich in Lippen und Nase schneiden lassen zu müssen und nicht auf Deutschland schelten? Schmutzige Wirtinnen mit unreinen Händen, übelduftende Öfen, ungegorene Weine, von Gewürzen strotzende

Speisen in den Kauf nehmen müssen und nicht schlecht von Deutschland sprechen? Bald unter Calvinisten, bald unter Lutheranern wohnen, nicht Messe lesen noch hören können, 1000 Tage reisen, ohne einen Ort von Bedeutung zu finden, und ich sollte nicht Deutschland verwünschen?"

In der That war — und wohl nicht ganz mit Unrecht — das Kulturleben Deutschlands am Ende des 17. Jahrhunderts nicht minder als seine politische Machtstellung ein Gegenstand des Spottes und der Mifsachtung der Fremden. Während in Deutschland das Interesse für italienische Sprache und Litteratur seit Kaiser Karls V. Regierung und selbst vorher ein sehr lebhaftes, und noch im 17. Jahrhundert, wenigstens in fürstlichen Kreisen, so grofs war, dafs beispielsweise Erzherzog Wilhelm Leopold 1656 auf Veranlassung des Kaisers Ferdinand III. am kaiserlichen Hofe zu Wien eine aus zehn hervorragenden Italienern bestehende Akademie gründete, deren Aufgabe lediglich die Pflege italienischer Poesie war und in welcher der Erzherzog selbst die Erzeugnisse seiner Muse in dieser Sprache vortrug — wird in den Werken der italienischen Litterarhistoriker dieser Zeit deutsche Bildung und deutsches Wissen fast durchaus mit beleidigender Nichtachtung behandelt. Dazu trat für die Italiener und ihre Anschauung von Deutschland der Umstand, dafs trotz der Anregungen, welche die italienische Renaissance der deutschen Architektur und Plastik gebracht, diese Künste ebenso wenig wie die Malerei bei uns eine innere oder äufsere Selbständigkeit errangen, vielmehr die Ausführung grofser Kunstwerke auch selbst im Herzen Deutschlands — ich erinnere an die kaiserliche Burg zu Prag und deren Erbauer Scamozzi, den Nachfolger Palladios, an die Grabkapelle des Moritzmonuments zu Freiberg, errichtet von Nosseni, an die Festungen Küstrin und Spandau und deren Erbauer Francesco Giramella — immer häufiger gerade Italienern („Baumeister von ganz Europa" liefsen sie sich gern nennen) übertragen zu werden pflegte. Ja, selbst unsere Dichtkunst hatte, von Martin Opitz über Lohenstein hinweg bis zu Canitz und Gottsched, nur unter dem dominierenden Einflusse der die drei Richtungen der Renaissance bezeichnenden romanischen Dichter Tasso, Marini, Racine sich zu entwickeln, fast nie und nirgends

eine selbständige, nur von eigenen Gesetzen und Idealen abhängige Stellung sich zu erringen vermocht.

Auf einsamer Höhe, in fast unangefochtener, neidloser Achtung seiner italienischen Zeitgenossen steht an der Wende des Jahrhunderts Leibniz. Sein umfassendes Wissen, die Höhe und Tiefe seiner Philosophie, die Klarheit seiner Methode, die Genialität seines ganzen Wirkens haben selbst die hervorragendsten italienischen Gelehrten seiner Zeit und der auf ihn folgenden Generation vermocht, aus der ihnen eigenen Reserve, welche sie sonst „ultramontanem“ Schaffen gegenüber bewiesen, herauszutreten und zu Leibniz und seiner überwältigenden Gröfse Stellung zu nehmen. So standen, um nur weniges herauszugreifen, der bei seinen Landsleuten hochangesehene Philosoph Marchetti zu Pisa ebenso wie sein Gegner Grandi, der bekannte Verfasser der „quadratura del circolo“ mit ihm in freundschaftlichem Briefwechsel, und selbst der sonst so vornehm zurückhaltende Algarotti verschmähte es nicht, in seinen Aufsätzen sowohl wie in seinen Briefen hier und da sein Zeugnis anzurufen.

Es war nichts Ungewöhnliches in Italien, dafs das Studium der Philosophie in erster Linie sich Leibniz zuwendete: schrieb doch selbst eine Frau, Agnese Maria Gaetana, nach Leibniz' Methode: „Istituzioni analitiche.“ Der Litterarhistoriker Lombardi vergleicht ihn als Autorität „nelle belle lettere e nelle scienze“ mit keinem Geringeren als dem von ihm und seinen Zeitgenossen überhoch geschätzten Landsmann Zanotti; der Jesuit Bettinelli beruft sich, um die Gröfse der metaphysischen Anschauungen Anselms von Canterbury zu erhärten, auf sein Zeugnis als des „sommo giudice“ in philosophischen Dingen. Noch ein halbes Jahrhundert später sieht Abbé Denina, jener von Friedrich II. aus Turin an den preufsischen Hof berufene geistreiche Kenner der cis- und transalpinen Litteratur, ihn als „uno dei primi promotori della letteratura“ an, nennt ihn, obwohl er ihm den Vorwurf nicht ersparen kann, mit Wolff das Christentum untergraben und die Theologie zu Falle gebracht zu haben, dennoch bald „den Rivalen des grofsen Newton“, bald den Stifter der neuen Metaphysik und derjenigen spekulativen Philosophie, welche in den Schulen Europas ein ganzes

Jahrhundert geherrscht habe, bezeichnet ihn in seiner Eigenschaft als Verfasser der Scriptores rerum Brunsvicensium wiederholt als einen Vorläufer des großen italienischen Litterarhistorikers Muratori, des Autors der „Scrittori delle cose d'Italia", erklärt offen, daſs durch den Glanz, welchen Leibniz über sein engeres Vaterland Sachsen verbreitet, dieses an litterarischem Ruhme England fast gleichgekommen sei, und hält den Namen des großen Polyhistors allein für ausreichend, um zu beweisen, daſs Deutschland eben solche Männer hervorzubringen im stande sei, wie einst Griechenland und Italien kaum in ihren glücklichsten Zeiten.

Mit dieser einen, wenn auch noch so schmeichelhaften Ausnahme aber war im Anfange und fast bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts die deutsche Litteratur, soweit sie nicht rein fachlich, d. h. mathematisch-naturwissenschaftlich war, in Italien Gegenstand der beleidigendsten Nichtachtung, oder, wenn man ihr den Blick einmal zuwendete, doch souveräner Geringschätzung. Es ist bekannt, welcher hervorragenden Beachtung sich das litterarisch-ästhetische Urteil Francesco Algarottis, jenes kunstsinnigen Freundes des großen Preuſsenkönigs, unter seinen Landsleuten erfreute. Lombardi nennt ihn „intellegente sommo di belle arti", Metastasio beglückwünscht geradezu Italien, in ihm einen so würdigen Vertreter der italienischen Musen nach dem Norden entsendet zu haben; Denina, der in einer Anwandlung schriftstellerischer Eifersucht und um den durchaus dilettantischen Charakter seines litterarischen Seins anzudeuten, an einer Stelle ihn als „simple voyageur" bezeichnet, kann doch nicht umhin, ihn einen „uomo di bell' ingegno", anderwärts einen „homme de lettres et de goût" zu nennen; und Bianconi, jener Bologneser Gelehrte und Freund unseres Rafael Mengs, rühmt ihn nicht bloſs als einen „sicherlich gerechten Beurteiler der schönen Künste", sondern datiert von Algarottis Berliner Aufenthalte den Beginn derjenigen Periode, welche er selbst, trotz seiner erklärlichen Abneigung gegen den nordischen König, als Preuſsens secolo d'oro bezeichnet. Dieser selbe Algarotti aber, dem allein seine unter so auſsergewöhnlichen Ehren erfolgte Berufung an einen deutschen Hof die Überzeugung hätte beibringen müssen, daſs auch Deutschland bereits

zu geistigem Leben erwacht sei, weifs in sämtlichen Erzeugnissen seiner dilettierenden Feder nichts Besseres von dem Charakter der Deutschen zu erwähnen als ihre seit Tacitus' Zeiten unverwüstlich gebliebene Neigung zum Trunke und zur Wahrsagerei — Eigenschaften, für die er nachsichtigerweise weniger uns selbst, eine „gente poco astuta e scaltrita", als gewisse natürliche Momente, wie Klima, Bodenbeschaffenheit und dergl. verantwortlich macht. In einer Schrift des Jahres 1754 noch, also vierzehn Jahre nach des grofsen Königs Regierungsantritt, spricht er von der „barbarie Tedesca"; ja in einem Briefe, in welchem seine Phantasie u. a. sich in dem burlesken Gedanken belustigt, Macchiavelli „in seinem langen schwarzen Rocke" mitten unter „diesen himmelblauen Uniformen des preufsischen Generalstabes zu sehen", stellt er dessen „pretto" Florentinisch dem Deutschen als einer Sprache gegenüber, welche geeignet sei, „Hunde scheu zu machen" (parole da fare isbigottire un cane).

Dafs unsere Sprache, um diesen Punkt gleich hier zu erledigen, dem Geschmacke der Italiener, welche das Unglück hatten, nach Deutschland verschlagen zu werden, wenig zusagte, ist leicht begreiflich und wird uns, wenn auch meist in artigerer Weise als seitens des Grafen Alfieri, der uns in einem seiner Sonette ein Volk nennt, „das brüllt, wenn es spricht", oft genug versichert. „An die Härte," meint der Litterarhistoriker Quadrio, „dieser mehr gewichtig als majestätisch zu nennenden Sprache, an diese übermäfsige Häufung von Konsonanten, welche den Schlund kratzen, an diese dunkelen und bäuerischen Laute des a und des langen o, an diese übergrofse Menge von Zischlauten können zarte Ohren sich schwer gewöhnen. Die Fülle starker Betonungen, die Menge aspirierter Silben, aus denen die Sprache zum grofsen Teile besteht, machen den deutschen Vers bäuerisch, plump, barbarisch." — Noch ehrlich gröber fast und mit einem schier ingrimmigen Humor spricht sich in einem aus Wien den 14. November 1720 an Andr. Cornaro in Venedig gerichteten Briefe Apostolo Zeno aus. Nachdem er seinem Freunde als wichtigste Neuigkeit mitgeteilt, dafs er angefangen habe, Deutsch zu lernen, giebt er von diesem seinem Studium folgende ergötzliche Schilderung: „Wenn Ihr mich

sähet und hörtet, würdet Ihr vor Lachen bersten; derartig sind die Grimassen, die ich schneiden mufs, um ein Wort auszusprechen, das, wie es bisweilen vorkommt, sechs oder sieben Konsonanten nach einander hat, ohne die Stütze auch nur eines einzigen Vokals. Ich fürchte manchmal, es möchte mir ein Wort in der Kehle stecken bleiben, und habe deshalb stets eine Flasche guten Weins in der Nähe, mit dem ich die Kehle geschmeidig und die Zunge glatter erhalte. Diesen Deutschen fange ich an darin Recht zu geben, dafs sie so viel trinken; denn man kann unmöglich eine so strapaziöse Sprache sprechen, ohne Durst zu bekommen." Nicht ohne Interesse ist es, dafs ungefähr 60 Jahre später Trapassi, der Meister italienischer Melodramatik, in einem Briefe vom 29. März 1777 in den technischen Schwierigkeiten, welche die deutsche Sprache dem Ausländer biete, besonders in dem ihr eigenen „concorso di troppe consonanti", in der den romanischen Völkern so verhafsten „asprezza delle aspirazioni" den hervorragendsten Grund fand, warum die italienische Musik von dem deutschen Drama bisher sich so fern gehalten; und weil nach damaliger, heute wieder im Aufleben begriffener Kunstauffassung — der in Italien erst Alfieri ein Ende machte — das Drama in seiner Vollendung überhaupt nur gesungen werden konnte, war es ihm zugleich leicht begreiflich, warum die Deutschen es überhaupt noch zu keiner Dramatik gebracht hätten. Metastasio selbst soll bekanntlich, trotzdem er mehr als 50 Jahre sich in Wien aufgehalten hatte und zu einem gut österreichischen Patrioten geworden war, es nur zu einem Sprachbesitze von etwa fünfzig deutschen Wörtern gebracht haben. Aus einem am 21. Januar 1767 an die Gräfin Torres gerichteten Briefe jedoch ist ersichtlich, dafs er immerhin so viel Deutsch verstand, um die Übersetzung eines seiner Gedichte beurteilen zu können.

Können wir — um noch einen Augenblick bei diesem Gegenstande zu verweilen — nicht anders, als vor diesen und ähnlichen, überdies meist mit betrübender Unwiderleglichkeit argumentierten Verurteilungen unserer Muttersprache, zumal da Italiener sie verhängen, stumm einräumend das Haupt beugen, so erfüllt es uns mit Genugthuung, aus anderem berufenen Munde einer freilich viel späteren Zeit auch von gewissen, ihr

allein eigenen Vorzügen vernehmen zu können. Abbé Denina ist es, der die Ehrenrettung unseres Idioms unternimmt. „Welches auch die Fehler sein mögen,“ schreibt er „die man der deutschen Sprache zum Vorwurfe macht, sie ist jetzt reicher als irgend eine andere europäische, selbst die italienische und spanische Sprache nicht ausgenommen. Sie ist schärfer als die englische, und auch nicht so hart für fremde Ohren, wie man sich beim Aufschlagen eines deutschen Buches einbildet.“ Wie übrigens aus dieser und einer anderen Stelle genannten Werkes erhellt, empfand Denina als eine wertvolle Eigenheit unserer Sprache ihre enorme Kompositionsfähigkeit, in welcher sie den orientalischen Sprachen näher komme, der italienischen aber, die einst die Grammatik Leonardo Salviatis und das Vokabularium seiner Kollegen von der Accademia della Crusca, „leider ohne Vorbehalt“, angenommen, weit überlegen sei.

Dafs die deutsche Sprache am Anfange und in der Mitte des 18. Jahrhunderts vielfach, zumal durch Vermischung mit Bestandteilen fremder Idiome, verderbt war, diesen unseren Altvordern selbst ja bekannten Mangel rügt nicht blofs Algarotti; auch der Litterarhistoriker Andres beklagt diesen Übelstand, den er sich nicht anders als aus deutscher Neuerungssucht und dem Streben nach gelehrtem Scheine zu erklären weifs, mit dem Hinzufügen indes, dafs in diesem Jahrhundert gerade, dank den Akademien von Jena, Leipzig und Königsberg, seitens bedeutender deutscher Schriftsteller dieser fehlerhaften Sucht energisch und mit Erfolg entgegengetreten werde. Milder urteilt hierüber Denina. Freilich nennt auch er die Sprache der deutschen Schriftsteller aus den ersten Lustren seines Jahrhunderts ein Gemisch von lateinischen und französischen Wörtern und einigen deutschen Phrasen, das barbarischer sei als selbst die Sprache der Autoren des vorvergangenen Jahrhunderts; und von seiner Zeit bemerkt er einmal spöttisch, man könne angesichts unserer zahlreichen Fremdwörter in Zweifel sein, ob die deutschen Autoren für ihre Landsleute oder für das Ausland schrieben. Dennoch ist er geneigt, in erster Linie nicht gelehrte Eitelkeit oder Mangel an nationalem Selbstgefühl, sondern nur den übertriebenen Eifer der Deutschen, sich einen edleren, eleganteren Stil zu bilden, hierfür verantwortlich zu machen.

Von demselben Autor, dessen nicht auf blendende Wirkung berechnete, aber recht oft in die Tiefe dringende, gewissenhafte, litterarisch-kritische Unbefangenheit ich ausdrücklich zu rühmen für meine Pflicht halte, werden uns überhaupt interessante Andeutungen zu teil über das Mafs geistiger Wertschätzung, dessen im 18. Jahrhundert die deutsche Nation, sei es in ihrer Gesamtheit, sei es in ihren einzelnen Stämmen, traditionell bei den gelehrten Italienern sich erfreut zu haben scheint. Unbestreitbar erscheint ihm und seinen Landsleuten ohne Ausnahme zunächst das Anrecht der Deutschen auf den Ruhm der Tapferkeit. Ausdrücke, wie „bravura Germanica", „nazione guerriera", kehren in seinen Riv. della Germ. oft wieder, und nie nimmt er Anlafs, die Berechtigung zu ihnen noch mit irgend welchen Thatsachen nachzuweisen. Zanotti nennt in seinen „Poesie" Deutschland wie selbstverständlich „la feroce"; ein dritter, Andres, gesteht offen, dafs er bei vielen deutschen Dichtern mehr Anmut und Zartsinn gefunden habe, als von einem so kriegslustigen und „martialischen" Volke zu erwarten sei. Bettinelli, der bekannte Jesuit und mit Frugoni und Algarotti Autor jener „versi sciolti", die ihrer Zeit so gerechtes Aufsehen auch in der aufseritalischen litterarischen Welt erregten, spricht sein und seiner Landsleute Verwunderung aus, dafs eine Nation, von der man seit Tacitus stets den Eindruck eines kriegerischen, ein wenig wilden Charakters gehabt und die gleichsam zu den Waffen geboren erschienen, Dichtungen von solcher Zartheit und Anmut habe schaffen können, wie sie in jüngster Zeit — er nennt Lessing, Gellert, Gefsner, Klopstock, Zachariä — zu Tage getreten.

Daneben aber wirft man den Deutschen eine gewisse, von Bettinelli mit den klimatischen Verhältnissen begründete „lentezza e gravità" vor, und das „flemma Tedesco", d. i. der Mangel an jenem lebhaften, sprühenden Geiste, welcher die Schöpfungen der Kunst belebe, scheint besonders Denina zum Dogma geworden zu sein, nicht jedoch ohne dafs er hier und da einräumt, dafs andere Völker, zumal die Franzosen, sich stets beeilt hätten, aus diesem deutschen Phlegma möglichst reichen Nutzen zu ziehen. An einer anderen Stelle, und zwar bei Besprechung jenes frechen Wortes des Jesuiten Bouhours

(† 1702) von dem „trop de génie“ der Italiener und der „stupidité allemande“ — einer Behauptung, deren Zutreffen er in einem späteren Werke mit Entschiedenheit bestreitet — dient ihm für die unanfechtbare kulturgeschichtliche Inferiorität unserer Nation die Thatsache als Erklärung, dafs die Deutschen, von patriotischem Eifer verblendet, in zu früh hervorbrechender litterarischer Selbstherrlichkeit den Höhepunkt der Meisterschaft im Wissen, der geistigen Gleichwertigkeit mit anderen Nationen erreicht zu haben gemeint hätten; dafs sie beispielsweise schon auf die Poesien eines Weifse Loblieder ertönen liefsen, und nach solch geringwertigen Leistungen, wie dieses Dichters, die deutsche Sprache ihnen bereits die Abrundung der griechischen, die Majestät der römischen, die Würde der spanischen, die Anmut der französischen, die Lieblichkeit der toskanischen, die Volubilität der englischen erreicht zu haben scheine. Am allerwenigsten sei der dicken, kalten Luft Deutschlands oder seinem Biere, oder aber, wie manche meinten, dem im 30jährigen Kriege sich vollziehenden Zerstörungsprozesse die Schuld daran beizumessen. Englands Luft sei dicker, sein Bier schwerer; und was die Kriege anlange, so seien die Bürgerkriege in Frankreich, ebenso die in England unter Karl I. und im alten Rom Beweis genug für ihre kulturgeschichtliche Indifferenz.

Doch ist das Urteil der Italiener nicht befangen genug, um nicht von jenem Grau in Grau des Gesamtbildes, das ihnen von dem Deutschland ihrer Zeitperiode vorschwebt, mehr oder minder helle Punkte, freilich vorwiegend landschaftlich begrenzt, sich abheben zu lassen. Allen deutschen Stämmen voran steht — es ist dies bei der Höhe des unter August II. und III. gepflegten italienisch-deutschen Kunstlebens kaum verwunderlich — der der Sachsen in ihrer Achtung. Algarotti sogar, dem ja die Dresdener Galerie den Ankauf einer ansehnlichen Zahl kostbarer Gemälde, vor allen der Holbeinschen Madonna verdankt, rühmt 1739 die sächsische Höflichkeit nicht minder als den Glanz des Dresdener Hofes, ist voll Lobes über die damals noch junge Meifsener Porzellan-Industrie, beneidet uns wegen unseres Silberreichtums und erklärt ausdrücklich Sachsen für „eine Spanne Erde“ zwar, aber das schönste, weil bestbebaute Land der Welt, mit zahlreicher Bevölkerung und blühender Industrie.

Bettinelli, ein nur allzu eifriger Bewunderer und Förderer französischen Geschmacks und in dieser Beziehung mit Algarotti eines Strebens, in jedem Falle kein Freund der deutschen Nation, einer „barbarica gente“, wie er sie in einer Canzone an Algarotti nennt, kann doch nicht umhin, dem Vorwurfe, als besitze Deutschland keine Begeisterung für Kunst und Wissenschaft, mit einem Hinweis auf das geistige Leben Dresdens unter August III. zu begegnen und Sachsen als „das Griechenland der Deutschen“, anderwärts als „deutsches Attika oder Toskana“ zu feiern. Bianconi preist in einem seiner Briefe an Marchese Hercolani die Sachsen als einen Stamm, den ein gewisser Atticismus, eine ihm besonders eigene Urbanität vorteilhaft vor den übrigen Bewohnern Deutschlands auszeichne. In einem anderen Briefe rühmt er wunderlicherweise Sachsen als das Land der Freiheit, und während andere italienische Autoren Wert darauf legen, daſs das Klima ihrer Heimat stets besonders geeignet gewesen, den barbarisch rauhen Charakter der germanischen Fremdlinge, die sie heimgesucht, zu milderem Denken und Fühlen zu gewöhnen, versichert er umgekehrt dem Freunde, es sei ein Vergnügen, zu sehen, wie diese gewaltthätigen, zügellosen Italiener, welche aus ihrer Heimat irgend eines Vergehens wegen geflüchtet, in Dresden umgänglich würden. Ja, für den einzigen Fehler, den er, sehr bezeichnend, an den Sachsen zu tadeln weiſs und der ihm unausrottbar erscheint, für die unter ihnen grassierende Selbstmordmanie, eine Neigung, die er sonderbar genug mit der gleichen zu London in eine gewisse ethno-physiologische Verbindung bringen möchte, giebt ihm die „in ihren Leidenschaften und Wünschen kräftige Natur dieses“ Stammes eine ausreichende Erklärung. Solche Naturen, meint er, neigten zu schweigender Meditation und verfielen nur allzuleicht jenem Trübsinn, der sie den „Delirien“ eines Cato oder Brutus unterliegen lasse. „So und nicht anders,“ fährt er dann mit Emphase fort, „muſs dieser Stamm sein, aus dessen Mitte ein Mann im stande war, allein und offen das alte Dogma anzugreifen; jener Stamm, der das politische System des Reiches umgewandelt und Männer wie August I., einen Leibniz, einen Otto von Guerike, einen Fabrizius, einen Tschirnhausen den ‚sächsischen Archimedes‘ erzeugt hat!“

Dafs dieses etwas überschwengliche Urteil des Kurfürstl. sächsischen Hofmedikus doch nicht ganz ungerechtfertigt, bezeugt 20 Jahre später auch Denina, der ausdrücklich betont, Sachsen, „das Toskana Deutschlands“, habe letzterem nicht nur die ersten und berühmtesten Dichter, sondern auch die vorzüglichsten Schriftsteller und Komponisten gegeben; der, obwohl bereits am preufsischen Hofe und von ihm abhängig, doch den Sachsen den Ruhm lassen zu wollen scheint, die ersten „maestri di musica che sieno al mondo“ zu besitzen, und Männer wie Hasse, Gluck, Naumann den zeitgenössischen Italienern Sarti und Paisiello vollkommen gleichstellt. Nicht minder schmeichelhaft für Sachsen ist, wenn auch damit zugleich ein Mangel konstatiert wird, die an die Besprechung der Verdienste Toskanas um Italien sich knüpfende Bemerkung Bettinellis, es sei eine eigentümliche Erscheinung, dafs gerade die in Sprache und Sitten vorgeschrittensten Provinzen anderen an geistiger Kraft und an Wert ihrer litterarischen Erzeugnisse den Vorrang liefsen. So seien Homer und Pindar nicht aus Attika, Cicero und Virgil nicht aus Rom gebürtig, Ariost und Tasso nicht Toskaner, Corneille und Montaigne nicht Pariser, weder Shakespeare und Milton geborene Londoner, noch Haller oder Klopstock Sachsen gewesen. — Ja selbst ein so heftiger Widersacher der deutschen Nationalität im allgemeinen, wie Pietro Verri, jener oben erwähnte Volkswirt, der auf Grund seiner kaum 18monatigen Teilnahme am Siebenjährigen Kriege in österreichischen Diensten sich für vollauf berechtigt hält, dem Deutschen nachzusagen, dafs derselbe aufser seinen physischen Bedürfnissen überhaupt keine kenne, der sich nicht entblödet, noch nach einer Reihe von Jahren Deutschland als „i paesi dei diavoli“ zu bezeichnen: selbst dieser notorische Verächter des Deutschtums ist, was die Sachsen anlangt, wiederholt geneigt, eine Ausnahme zu statuieren. In einem Briefe aus Dresden preist er seinem Bruder Alessandro die Schönheit und Eleganz der sächsischen, zumal der Dresdener Damen, rühmt, im Gegensatze zu der von ihm beobachteten „asprezza“ des österreichischen Dialekts, die „dolcezza“ ihrer Sprache, die Lebhaftigkeit ihrer Gesichtszüge, die Schönheit ihrer Augen, um diese und noch einige andere Vorzüge schliefslich in dem ent-

zückten Ausrufe zusammenzufassen: „Tutto spira una colta nazione!“

Dafs die vornehmsten Träger dieses Ruhmes sächsischer Bildung und Gelehrsamkeit Dresden und vor allen Leipzig, „das Centrum der deutschen Litteratur“, „das deutsche Padua“ gewesen — „je suis ici dans le pays latin“, schrieb Friedrich II. im Winter 1760 aus Leipzig an die Herzogin von Gotha — erfahren wir von dem in dieser Beziehung vorurteilslosen Denina. Bis zum Regierungsantritt des grofsen Friedrich, berichtet derselbe, seien diese beiden Städte die Hochburgen der deutschen Litteratur gewesen, und erst die Anziehungskraft, welche dieser gewaltige Monarch auf seine gelehrten Zeitgenossen geübt, habe eine Verlegung des litterarischen Schwerpunktes nach Berlin zur Folge gehabt.

An diesem Ruhme hoher Bildung, litterarischen oder auch nur industriellen oder merkantilen Strebens und Lebens participieren nach den uns vorliegenden Zeugnissen andere „nazioni“ Deutschlands in verhältnismäfsig nur geringem Grade. Von Thüringen bemerkt Denina gelegentlich, es sei im allgemeinen hervorragend durch die gelehrten Männer, welche dort geboren worden oder zu Ansehen gelangt seien; von Schlesien aber rühmt er die grofse Zahl Gelehrter und vor allen Dichter, die es Deutschland gegeben, und preist es als das Land, welchem Deutschland nicht nur seinen ersten Dichter (M. Opitz, den „Patriarchen der deutschen Dichtkunst“), sondern auch die erste Frau verdanke, die im stande gewesen, wirklich gute (!) deutsche Verse anzufertigen. — Interessant ist hierbei, dafs Denina ebenso wie sein gelehrter Fachgenosse Andres, beide unter Hinweis auf deutsche und schweizerische Dichter und Gelehrte, gerade gebirgigem Boden und rauhem Klima eine erhöhte litterarische Produktionskraft vindizieren. Ersterer geht hierbei an der Hand der von ihm während seines mehrjährigen Aufenthaltes in Deutschland angestellten Beobachtungen viel weiter, variiert die Behauptung, dafs jenseits des 51. Grades nördl. Br. die Erde keinen guten Wein gebe, für das litterarische Gebiet und tritt in seinen „Réfl. philos. et crit.“ zu Pr. Litér. den Beweis dafür an, dafs fast sämtliche bedeutende Autoren süddeutschem Boden ihre Herkunft verdanken. Männern wie

Haller, Gefsner, Wieland, „Herrn Goethe“ und „Prof. Schiller“ stünden zwar u. a. Klopstock, Canitz, Kleist, Ramler als scheinbar entkräftende Beispiele gegenüber, aber eben nur scheinbar; denn Klopstock, deduziert Denina, scheine sich in Zürich entwickelt zu haben, Canitz habe sich in Frankreich ausgebildet; und was Kleist und Ramler anbetreffe, so seien sie als schwerwiegende Ausnahmen nicht zu betrachten, wenn man ihre Erziehung sowie das dichterische Genre in Betracht ziehe, in welchem sie sich ausgezeichnet. Für die unleugbare Thatsache aber, dafs ja gegen Ende des 18. Jahrhunderts Mecklenburger ebenso wie Pommern, Holsteiner und Brandenburger „par leur bon ton et par leur goût“ als klassische Autoren geschätzt würden, hat der für den Süden enthusiasmierte Abate keine andere Erklärung als die von ihm gemachte — nebenbei ganz irrige Wahrnehmung, dafs die meisten Städte des deutschen Nordens durch Kolonien aus dem Süden Deutschlands bevölkert worden, die „espèce humaine“ aber durch Ortsveränderung sich um so weniger leicht ändere, als der gehobene Handelsverkehr ohnehin ja allen Nationen fast dieselbe Nahrung biete.

Anmutende Schilderungen von Land und Leuten am Rhein, wie er sie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gefunden, giebt Bertóla, der Freund und Bewunderer Gefsners, der, noch voll der durch den Dichter in dessen Tuskulum bei Zürich empfangenen Eindrücke, den Rhein bis Düsseldorf bereiste und in seinem „Viaggio sul Reno“ seine Reiseeindrücke niederlegte. Mit Hochachtung spricht er von den rheinischen Bauern, mit deren Bildung selbst die wohlhabendsten italienischen Standesgenossen sich kaum zu messen vermöchten; wiederholt betont er ihre Genügsamkeit, Ordnungsliebe und Arbeitsamkeit, wobei ihm die Bewohner der Berge durch ihren Humor, „den besten in ganz Deutschland“, sowie durch ihre aufmerksam zarte Rücksichtnahme auf das Greisenalter besondere Achtung abnötigen. Ihre Betriebsamkeit, ihr Gewerbfleifs scheinen ihm von so hervorstechender Bedeutung, dafs er um ihretwillen fast geneigt ist, von dem Vorwurfe allzu kriegerischen Thatendranges, der, wie auch er zugiebt, sonst den Deutschen eigen, wenigstens diesen Volksstamm zu entlasten. Selbst die rheinische Zechlust, die in dem „bere alla foggia Palatina“ ihre

sprichwörtliche Charakteristik gefunden, hat Bertóla nicht stärker angetroffen als in Italien; und der auch von ihm nicht geleugnete Hang der Rheinländer zu gemeinsamen Gelagen ist in seinen Augen nur ein Ausflufs der schon von Tacitus den Deutschen nachgerühmten Gastlichkeit.

Abfällig und im ganzen wenig schmeichelhaft lautet das italienische Urteil über Bayern. Handel und Gewerbe, berichtet Bianconi in einem Briefe vom 18. November 1762, seien dort sehr gering; nur die Ergiebigkeit des Bodens, der zu den besten Deutschlands gehöre, und etwas Bergbau ermöglichten den Zuflufs fremden Geldes; die „Nation“ sei eben nicht thätig genug, und das sei um so bedauerlicher, als die reiche Menge von Städten, die Nähe Italiens, Frankreichs, Österreichs wie des Deutschen Reiches, die Schiffbarkeit der Isar, des Lech, des Inn und der Donau, welche eine Wasserverbindung bis zum Schwarzen Meere gestatteten, zu ganz anderen Erwartungen berechtigten. Während aber Bianconi sich mit der einfachen Feststellung der Thatsache begnügt, sucht Denina, der etwa zwei Jahrzehnte später ebenfalls Bayern die am wenigsten vorgeschrittene „Provinz“ Deutschlands nennt, dieser Erscheinung auf den Grund zu gehen, und ist geneigt, denselben vornehmlich in der allzu kernigen Kost zu finden. Dafs in keinem Landstriche Deutschlands die Herrschaft des Jesuitismus „tiefere Wurzeln geschlagen, üppiger sich entwickelt und fruchtbarer gewirkt“ habe als in Bayern, erwähnen beide Autoren ausdrücklich; ja, der aufgeklärte Abate versteigt sich ein anderes Mal zu der gewagten Äufserung, er sei auf seiner Weiterreise von Benediktbeuren nach dem deutschen Norden beim Anblicke der zahlreichen, überdies meist schlecht gefertigten Kruzifixe nahe daran gewesen, Ikonoklast zu werden, versichert an einer dritten Stelle, man könne sehr guter Christ sein ohne die „Pagoderien“ der Bayern, und wirft, gewifs mit Recht, die Frage auf, ob diese „immagini cosi spesse e cosi mal fatte“ in der That wohl geeignet seien, das Gefühl echt religiöser Pietät zu wecken: aber keinem der gelehrten Herren kommt der Gedanke bei, zwischen diesen beiden von ihnen zugegebenen Thatsachen einen wenn auch noch so losen Kausalnexus zu eruieren.

Die Bayern sind nicht die einzigen, denen übertriebener

religiöser Formendienst von Italienern zum Vorwurf gemacht wird: aus Wien teilt unter dem 23. Juni 1759 der wiederholt genannte P. Verri als eine dort gemachte Beobachtung kurioser Art das zahlreiche Vorkommen von Heiligenbildern und riesigen Heiligenstatuen, die häufigen Besprengungen mit geweihtem Wasser, sowie das Anzünden von Kerzen mit: Gebräuche, die allein schon ihm beweisen, „dafs diese Leute stärkerer Sinnenreize als die Italiener bedürfen, um sich ihrer selbst und ihres Daseins einigermafsen bewufst zu werden.“

Das Brüderpaar Verri ist überhaupt von Land und Leuten desjenigen Staates, in dessen Heere der ältere diente, nichts weniger als erbaut. Der eine, Alessandro, kann es sich nicht versagen, die Charakteristik des österreichischen Gesandten in Paris, dem er vorgestellt worden, mit den beleidigenden Worten zu beginnen: „Er ist durchaus kein Deutscher, vielmehr ein höflicher, verständiger Mensch!“ Der andere, Pietro, versichert u. a., mit dem besten Willen weder einen Maler, noch einen Architekten österreichischer Nationalität von nur einiger Bedeutung namhaft machen zu können, und bezweifelt, ob überhaupt irgend eine Stadt dieser Monarchie sich beispielsweise mit Mailand vergleichen lasse. Bitter beklagt er sich über die Sprachunkenntnis der Österreicher, die im geselligen Verkehre mit Fremden, zumal bei der Tafel, oft genug ein tödlich langweiliges „stupides“ Stillschweigen zur Folge habe. Ihm erscheinen, wie er durch Autopsie erfahren, die Wiener eingebildet, verschwenderisch, dabei aber, besonders auch im Verkehr mit Damen, ungefällig und im grellen Gegensatze zu der „Arglosigkeit“ der Italiener so tückisch und betrügerisch, dafs die Fremden ihnen stets möglichst bald wieder zu entkommen suchten: ja, das schöne Geschlecht charakterisiert er mit der — ich weifs nicht woher — ihm zugekommenen Notiz, dafs der gröfste Teil der Funktionen eines österreichischen Henkers den Frauen gelte, welche zu morden, zu rauben, jeder Art von Laster sich zu ergeben gewohnt seien. Selbst im Verkehre mit jungen Damen der besseren österreichischen Gesellschaft empfiehlt P. Verri seinen Landsleuten die äufserste Vorsicht: oft genug, klagt er, seien Italiener von Eltern heiratsfähiger und versorgungsbedürftiger Töchter auf allerlei Weise in die Familie

eingeführt, zu Gesellschaften hinzugezogen, dann aber, wenn der erwartete Erfolg ausgeblieben, des Wortbruchs bezichtigt worden. Leider verleite das derbe, schwerfällige Wesen, das dem Österreicher auch im Umgange mit Damen eigen, den Fremden leicht dazu, bisweilen die Vorsicht schwinden zu lassen; dieselbe sei aber bei Käufen wie bei Verträgen, beim Spiele nicht minder als im Verkehre mit den Töchtern des Hauses ein unumgängliches Erfordernis; suchten doch selbst die Damen „della prima sfera" im Spiele Vorteile zu erhaschen, an welche eine Italienerin kaum zu denken wage! — Auch dem österreichischen Heere, welchem Verri selbst angehörte, bleiben harte Vorwürfe nicht erspart. Mit Bedauern macht er in Dresden die Wahrnehmung, dafs die Zimmer des von ihm bewohnten Hotels (H. de Pologne) fast durchweg mit solchen Schlachtenbildern aus den schlesischen Kriegen geschmückt seien, auf denen die „Rotweifsen in positure umillianti", die „Blauen" dagegen „in atto di eroï vincitori" sich befänden, um daran die Bemerkung zu knüpfen, dafs die feindlichen Preufsen sich in Sachsen mehr Sympathien bei der Bevölkerung zu erwerben gewufst hätten als die ihr befreundeten Österreicher. Begründet wird diese Stimmung zunächst mit der Unhöflichkeit seiner Pseudo-Landsleute, dann mit der Ungleichheit der Konfession, schliefslich aber mit dem Umstande, dafs vom österreichischen Heere zu viel fouragiert, erbeutet, geplündert, vom preufsischen dagegen alles bar bezahlt werde. — Wie keck indes Verri zu generalisieren und von welchen Zufälligkeiten er sein Urteil über Verhältnisse wie über Personen abhängig zu machen pflegte, möge man u. a. daraus erkennen, dafs er aus dem Feldlager Hosterwitz bei Dresden unter dem 8. Oktober 1759 seinem Bruder voll Entrüstung mitteilt, Marschall Daun, in dessen Generalstabe er sich befand, habe jüngst eine Flasche Tokayer vor den Augen seiner Herren Offiziere, und nicht, wie es sich wohl geschickt, in seinem Zimmer getrunken, und daran sofort die vernichtende Bemerkung knüpft, „die österreichische Gesellschaft denke eben nicht zart; selten nehme sie auf etwaige unangenehme Empfindungen anderer die gebührende Rücksicht."

Nicht minder subjektiv und fast durchaus von politischen

Partei-Vorurteilen diktiert sind, trotz unleugbar vorhandenen wahren Kerns, die wenigen, aber leidenschaftlichen Ergüsse, welche sich in Alfieris Selbstbiographie über das zeitgenössische Preufsen und seine Bewohner finden. In ihm, dem fast fanatisch glühenden italienischen Patrioten, der wiederholt versucht ist, alle Nichtitaliener schlichtweg als Barbaren zu bezeichnen und dem nach eigenem Geständnisse nur wohl ist, „dove'l sì suona", in diesem unbeugsamen Republikaner, der die monarchische Regierungsform für unvereinbar hielt mit wahrer Menschenwürde, dem Autor jenes seiner Zeit so gerechtes Aufsehen erregenden Werkes „della tirannide", einem Manne, dem, wenn es eine Walhalla der „Freien" gäbe, in ihr einer der ersten Plätze gebührte: in ihm hat der kampfesfreudige Hafs gegen alles, was an Despotismus streift oder gar ihn stützt, so tiefe Wurzel gefafst, dafs, als er zum erstenmal (1769) die Staaten des „gran Prusso tiranno, macchiato di assoluto regno" betritt, dieselben ihm wie eine „continuazione di un solo corpo di guardia" erscheinen, und er nach kurzem Aufenthalte mit gebührendem „Abscheu" diese „preufsische Universalkaserne" verläfst. Dafs es auf derselben Reise Alfieri in Kopenhagen schon um deswillen nicht übel behagt, weil es „doch wenigstens nicht Berlin, nicht Preufsen" war, „ein Land, das vor allen die unangenehmsten und qualvollsten Erinnerungen in ihm hinterlassen" habe, das kann man — über Geschmack läfst sich nicht streiten — begreiflich finden; dafs er ferner, als er von Rufsland aus zum zweitenmal nach Berlin reist, diese beiläufig vierwöchige Reise an Reizlosigkeit und Ungastlichkeit dem Hinabsteigen in den Orkus vergleicht, wird selbst der beste deutsche Patriot, der jenen Landstrich kennt, dem Italiener gern verzeihen. Dafs er aber auf dieser Strecke sich gedrungen fühlt, Preufsen wie Russen als Geschöpfe zu verwünschen, welche sich von ihren Tyrannen schlechter denn Tiere behandeln lassen: solche und ähnliche Expektorationen finden, wenn wir von den ihm durch Pafsbeamte bereiteten Belästigungen absehen, doch wohl nur in Alfieris tiefem Hasse gegen jenen Despotismus, als dessen Inkarnation ihm der grofse Friedrich nun einmal galt, eine zur Not ausreichende Erklärung.

Mindestens ebenso begreiflich aber ist es, wenn das Urteil

des Grafen Algarotti, der seine ganze gesellschaftliche Stellung — er wurde von Friedrich dem Grofsen am vierten Tage nach seiner Thronbesteigung nach Berlin berufen und kurze Zeit darauf in den Grafenstand erhoben — dem grofsen Könige verdankte, über Berlins, ja man kann sagen Preufsens Atmosphäre ganz anders lautet. Zwar, als er noch (1739) bei König August III. sich befand, entlockt ihm, dem „piccolo conte, arguto come tutti i piccini“ Friedrich Wilhelms bekannte Leidenschaft unverkennbare Ausbrüche neidisch-spottenden Humors. Da ist ihm Potsdam „das Soldatenkloster des Königs von Preufsen“; da vergleicht er die seinerzeit in England herrschend gewesene kostspielige Manie für splendide Bücherausstattung, besonders für „un bel mezzo dito di margine“ mehr als gewöhnlich, mit dieser Liebhaberei des Preufsenkönigs, der niemals „nimis longo satiatus ludo“ ebenfalls für eine oder zwei Spannen Länge mehr bis 20000 Thaler auszugeben gewohnt sei; da macht er im Anschlusse hieran boshaft kaustisch als den augenblicklich gröfsten „Folianten“ Potsdams den 7½ Schuh hohen Irländer Kaitland namhaft und bringt die Thatsache, dafs in manchen Landstrichen durch fortgesetzte Züchtung die Hunde sich zu verkleinern pflegten, mit dieser eigenen Art des „Wachstums“ der preufsischen Bevölkerung in eine nichts weniger als zarte Gegenüberstellung. Aber Algarottis Maxime scheint jenes Wort des Gellius gewesen zu sein: „hac fine oderis, tamquam fortasse post amaturus“; denn wenige Jahre nachher hat sich das Gesamtbild seiner Anschauungen von Preufsen ganz auffällig gewandelt. Da hat ihm, dem bedingungslosen Verehrer preufsischer Institutionen, Friedrichs auffällige kriegerische Thätigkeit auch im Frieden keinen anderen als lediglich den von grofser „profondità di consiglio“ zeugenden Zweck, diejenige geistige Bedeutung, zu der sich die Spree bereits erhoben, und mit der sie der Donau, Themse und Seine nacheifere, ihr durch der Waffen Gewalt auch in Zukunft zu sichern. Da erscheint ihm sogar das Klima Berlins „nicht gar so weit von der Sonnenbahn entfernt, dafs es nicht fast in jeder Beziehung mit den besseren Klimaten wetteifern könnte!“ Mit Beflissenheit preist er, bei dem doch sonst die künstlerische Feinschmeckerei fast bis zum Sport ausgeartet war, Berlins

damals gewifs recht anspruchslose Bauwerke als solche, „die einem Palladio Ehre machen würden“; mit bewunderndem Aufblicke zu seinem Gönner rühmt er den gesetzlichen Sinn jener Soldaten, die in Kriegszeiten dem Feinde so furchtbar seien, ergeht sich in Lobeserhebungen über den Geist der Ordnung im preufsischen Staate und feiert die in ihm, wie in jedem hochgebildeten Volke herrschende Gastlichkeit und Höflichkeit.

Solchen teils nach Laune absprechenden, teils von persönlichen Rücksichten diktierten Urteilen gegenüber, aus denen man doch nur die verletzte oder befriedigte Eitelkeit, oder aber, wie bei Verri, die verzeihliche Abneigung vor Berichtigung alteingewurzelter Vorurteile herausliest, berührt es angenehm, auch von ganz unbefangenen Beobachtern gelegentlich Erscheinungen und Thatsachen rühmlicher Natur aus Deutschland berichten zu hören, Thatsachen, die überdies noch den Vorzug haben, nicht als landschaftlich verklausuliert aufgefafst werden zu müssen. Schon der oben genannte Kardinal Bentivoglio des 17. Jahrhunderts hatte in erwähntem Briefe die in seiner Heimat landläufig gewordenen Legenden von der angeblichen wirtschaftlichen Verkommenheit Deutschlands, jenes seiner Zeit in Italien herrschende stolze Selbstgefühl himmelhoher Überlegenheit des „Kulturvollmenschen“ über den halb rudimentären Wilden mit der Versicherung zurückgewiesen, die von ihm so sehr gefürchteten Reisekalamitäten hätten in „sehr bequemen Gasthöfen, liebenswürdigen Wirtinnen, warmen Öfen, sehr schmackhaften Rhein- und Neckarweinen, aufserdem in dem Verkehr mit Calvinisten und Lutheranern bestanden, denen Calvin nicht mehr sei als Essen und Trinken.“ Der in seiner Heimat als tiefer Gelehrter und feiner Beobachter hochgeschätzte Litterarhistoriker Quadrio nennt in seinem Hauptwerke „Storia e ragione d'ogni poesia“, das gegen Mitte des 18. Jahrhunderts erschien, zwar als hervorstechende Eigenschaften der Deutschen ihre Wildheit und — ihren Hang zum Argwohn, aber er rühmt sie auch an derselben Stelle um ihrer Treue und Geduld, ihrer Sorgsamkeit willen. Um dieselbe Zeit ungefähr teilt als einen hervorragenden Beweis deutscher Selbstbeherrschung (superiorità alla violenza delle passioni) der in seinem Lobe Deutschland gegenüber sonst so karge Metastasio der Fürstin von Belmonte

die Thatsache mit, dafs eine vor wenigen Tagen in Wien stattgehabte Erderschütterung weder auf den Besuch der Theater und sonstigen Festlichkeiten, noch auf die allgemeine Stimmung überhaupt irgend welchen Einflufs zu üben vermocht habe: wohl habe man mehrere Tage lang von dem Ereignisse gesprochen, aber in nicht gröfserer Erregung als etwa bei der Ankunft eines Elefanten oder Rhinoceros. „Ja, diese Selbstbeherrschung," fügt er hinzu, „die späte und sauer erworbene Frucht einer lange gepflegten Philosophie, beschränke sich nicht auf die Deutschen allein, sondern äufsere — dank dem ‚gastlichen Klima' — ihren vorteilhaften Einflufs auch auf die Fremden. Er habe bei diesem Anlasse die Festigkeit auch der in Wien wohnenden Italiener bewundert und die Überzeugung erhalten, dafs die Furcht nichts anderes sei als eine Ansteckungskrankheit der Seele."

Aber auch von anderwärts her ertönt das Lob deutscher Ehrenhaftigkeit. Bianconi, der oben erwähnte warme Verehrer der Sachsen, schreibt seinem Freunde Hercolani am 25. Dezbr. 1762 aus Dresden, es sei ihm, solange er in Deutschland reise (dreizehn Jahre), niemals infolge von Dreistigkeit oder Unverschämtheit anderer ein Unfall zugestofsen; ein solcher komme auch schon um deswillen äufserst selten vor, weil, wenn er geschehen, das ganze Land von ihm als etwas ganz Aufsergewöhnlichem zu sprechen pflege, die Regierung aber nicht eher ruhe, als bis sie die Störer der öffentlichen Sicherheit unschädlich gemacht habe. „Welche Dame," fährt er dann fort, „könnte es in Italien wagen, eine Reise von 4—5 Meilen allein zu unternehmen? Hier aber reisen schöne und reiche Hofdamen unserer Königin (von Polen) oft genug ohne Schutz von Dresden nach Warschau!" — Dieses Walten strenger Gesetzlichkeit in Deutschland sucht Bianconi u. a. auch mit dem seltenen Vorkommen von Morden zu belegen, einer Erscheinung, die er sich bei dem gänzlichen Mangel an „sbirri" oder „bargelli", die etwa das Volk in Furcht halten könnten, nur durch das dem Pöbel auferlegte strenge Verbot des „vivere in ozio", die sofortige Festnahme und Ausweisung von Vagabunden, ferner durch die auf Mord gesetzte Todesstrafe, durch den Mangel an jeglichen Asylen für Verbrecher, durch die gegen-

seitige Auslieferungspflicht, nicht zum mindesten endlich durch die in Deutschland herrschende Anschauung zu erklären weiſs, daſs für die Verbrechen gegen das Leben anderer alle solidarisch haftbar seien. Kein Bürger, rühmt er, sei so hoch gestellt, daſs er es nicht als Ehrensache ansehe, den Gesetzen zu gehorchen; nicht anerkenne, daſs, wenn er anders handle, er den Frieden des Staates stören und ein Unrecht gegen sich selbst begehen würde. — In ähnlichem Sinne äuſsert sich Bettinelli. „Wie oft," ruft er aus, „ist mir in Frankreich und Deutschland die Straflosigkeit des Mordes in Italien vorgerückt worden! Bei uns, so durfte man mir versichern, sind solche höchst selten und werden von der Regierung rastlos verfolgt; weder von Gold noch mächtigem Schutze noch von einer Flucht in andere Staaten darf der Mörder Rettung hoffen; denn jeder Fürst wetteifert mit dem anderen in dem Bemühen, den Schuldigen auszuliefern! Und ihr Italiener wollt an der Spitze der Kultur, der Gesellschaft marschieren?" „Was konnte ich," setzt Bettinelli wehmütig hinzu, „darauf antworten?" — Bei alledem, versichert uns Bianconi glaubwürdig, seien die Deutschen nicht etwa fehlerlos; allein die Gewiſsheit strengster Strafe genüge, sie in den Schranken des Gesetzes zu halten. Bleibe überhaupt noch etwas zu wünschen, so sei es, bemerkt er etwas dunkel, eine gröſsere Präcision, vielleicht auch eine noch gewissenhaftere „Integrität" der Gerichte in der Behandlung von Bagatellprozessen.

Wohlthuend ist das Bild, das Bianconi von der Physiognomie der freien Reichsstädte Deutschlands entwirft. „In diesen Städten," schreibt er am 22. November 1762 aus Dresden, „macht alles ein ernstes Gesicht, alles atmet altehrwürdige Gewohnheit des deutschen Bürgertums. Dort sieht man weder Schauspiele noch öffentliche Feste, weder Promenaden noch festliche Bälle: die Schönen, welche beliebäugelt werden wollen, müssen zur Predigt gehen! Trotzdem erlebt man, wenn man nicht mehr ganz fremd ist und in die guten Häuser Zutritt gefunden hat, sehr nette Abende. Die Liebe, welche, sagt man, sogar den tunesischen Sklaven die Fesseln erleichtert, ist in jedem Lande stets eine wirksame Abwehr gegen die Langeweile; um wieviel mehr in Augsburg, wo es schöne Mädchen

zu Hunderten giebt!“ — Auch Bertóla kann nicht umhin, hinsichtlich des herrschenden Volksgeistes zwischen den freien Reichsstädten und den im Unterthänigkeitsverhältnis befindlichen Städten Deutschlands einen für erstere sehr schmeichelhaften Unterschied zu konstatieren.

Von anderen deutschen Städten wird bis weit in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts hinein begreiflicherweise Sachsens Hauptstadt, „dem Athen der Künstler“, wie es Winckelmann 1755 noch nannte, der Preis zu teil; nicht sowohl wegen der Pracht seines Hofes, seiner Gebäude, vorzüglich der katholischen Hofkirche, die u. a. auf Denina den Eindruck einer italienischen Jesuitenkirche machte, als wegen der Schönheit seiner Umgebung und der Urbanität seiner Bewohner. „Dresden,“ schreibt der sonst so kühle Verri am 30. Dezember 1759, „ist eine köstliche Stadt! In einer zwei bis drei Meilen ringsum von kleinen Hügeln gleich dem Ringe des Saturn umgebenen Ebene gelegen, hat es, da diese Hügel die Sonnenstrahlen reflektieren und vor den Winden schützen, ein weit milderes Klima als seine Umgebung. Die beide Stadtteile verbindende, über die Elbe, ‚die deutsche Adda‘, führende schöne Brücke ist nicht so schwerfällig, wie sonst die deutschen Architekten zu bauen pflegen.“ Nachdem Verri sodann die hervorragendsten Kirchen Dresdens, unter denen er die protestantische Stadtkirche mit der Lorenzokirche zu Mailand vergleicht, besprochen und die solide Bauart seiner Häuser gerühmt, fährt er, von seinem Hasse gegen alles, was an Österreich erinnert, wohl nicht unbeeinflufst, wörtlich folgendermafsen fort: „Wenn man in Wien in einen Laden tritt, wird man wie ein lästiger Mensch empfangen; hier sind sie dienstfertig und höflich; und obwohl, nach Natur- und Völkerrecht, jeder Fremde gerupft werden mufs, geschieht es hier doch wenigstens mit Artigkeit und guter Manier. Inmitten der Verwüstungen dieses (dritten schlesischen) Krieges, der nun schon das vierte Jahr dauert, denke ich mir, Dresden müsse in ruhigen Zeiten ein Aufenthaltsort der Grazien und Liebesgötter sein.“ Dafs diese Vorzüge Dresdens vielfach doch nur glänzender Firnis waren, hinter dem sich, wie zu jener Zeit in den meisten deutschen Residenzen, eine tiefgehende gesellschaftliche Fäulnis barg; dafs die Damen des kurfürstlich-

königlichen Hoflagers nichts weniger als Tugendspiegel, die an ihm herrschende Moral überhaupt etwas locker, der Luxus geradezu unsinnig war: diese und andere auch von Verri beobachteten, immerhin bedenklichen Übelstände thun dem erfreulichen Gesamteindrucke, den er von Dresden erhalten, durchaus keinen Eintrag.

Von welch zufälligen Umständen, damals wie heute, dergleichen Urteile beeinflufst sein konnten, zumal wenn ein Mann wie Verri sie abgab, erhellt aus einem wenige Monate vorher von demselben aus Prag abgesendeten Schreiben, in welchem er von dieser Stadt, die an Pracht der Lage wie an Grofsartigkeit ihrer kirchlichen Bauwerke damals doch gewifs mit Dresden sich messen konnte, nichts Besseres zu berichten weifs, als dafs die Wohnungen schlechter als sonstwo auf seiner Reise, die Kost aber erbärmlich sei. Und dafs Prag wiederum anderen, selbst verwöhnten Italienern Achtung abgenötigt, beweist jene Stelle aus Apostolo Zenos Briefe an die Seinigen, 10. August 1723, wo er diese Stadt eine wahrhaft prächtige, einer kaiserlichen Residenz würdige nennt und meint, in Deutschland könne sie an Adel der Bauwerke wie an Grofsartigkeit der Umgebung kaum ihresgleichen haben.

Die kirchlichen Verhältnisse Deutschlands haben, ganz entsprechend dem religiösen Charakter des italienischen Volkes, dem ja bis auf den heutigen Tag weniger die starren Satzungen des Glaubens, als vielmehr die heitere Sinnlichkeit und das phantasievolle Ceremoniell seine Kirche teuer machen, dem, nach Rosenkranz' Bezeichnung, mehr die Schönheit als die Wahrheit seines Kultus am Herzen liegt, den italienischen Autoren des 18. Jahrhunderts im allgemeinen selten Anlafs zu kritischen Auslassungen gegeben. Denn dafs das mit dem 18. Jahrhunderte in Deutschland endlich erwachende regere geistige Leben doch in letzter Instanz nichts anderes war und sein konnte als der Triumph des protestantischen Freiheitsgedankens über die Dunkelmächte kirchlicher Starr- und Abergläubigkeit, der Durchbruch des erwachten subjektiv-religiösen Bewufstseins aus den Zwangsfesseln geistloser Schultheologie: diesen festen, ruhenden Pol in der kulturhistorischen Erscheinungen Flucht zu erfassen und festzuhalten, dazu war das

kirchliche Vorurteil der italienischen Geistlichkeit zu tief, das religiöse Bewufstsein der Laien aber zu oberflächlich-äufserlich. Mit Vorliebe verweilt allerdings Abbé Denina in seinen Schriften bei den Nachteilen, welche das Priestercölibat der romanischen, und den Segnungen, die seine Aufhebung der deutschen Gelehrsamkeit und damit deutscher Bildung überhaupt gebracht habe. Aus voller Überzeugung macht der aufgeklärte Freund des grofsen Friedrich diese Institution für jenen Geist „della disputa“, für jene Intoleranz verantwortlich, welche dem katholischen Priestertume eigen, der wahren Wissenschaft aber nicht förderlich sei; mit fast auffälliger Beflissenheit sucht er u. a. nachzuweisen, dafs schon von der zweiten oder dritten Generation nach den ersten Reformatoren an die meist sehr zahlreichen Familien lutherischer oder reformierter Prediger, Schulrektoren oder Lehrer nichts anderes seien als ebenso viele Seminare von „letterati“. Darum sehe man, versichert er, oft aus einer Familie drei, ja vier oder fünf gelehrte Männer hervorgehen, von ihnen aber wieder viele Räte, Würdenträger, ja Minister abstammen, die insgesamt auf einen jener Kirchen- oder Schulleiter ihren Stammbaum zurückführten. An einer anderen Stelle betrachtet er angesichts der Thatsache, dafs all diese deutschen Hof-, Gerichts-, Kriegs- oder Finanzräte Söhne oder Enkel eines Pastors oder Rektors gewesen, diese aber wiederum von Bauern, Fischern, Müllern, kurzum von „hommes du peuple“ ihren Ursprung herleiteten, die Priesterehe geradezu als eine Verjüngungsquelle der in dem Volke vorhandenen und in ihm schlummernden geistigen Kräfte, deren schöpferisches Walten mit dem Werke der Volkserziehung in innigstem Zusammenhange stehe. „Von welchem Segen ist,“ so ruft er, „für die Litteratur wie für die nationale Erziehung diese unglaubliche Zahl von wissenschaftlich gebildeten jungen Leuten, von Söhnen jener zahlreichen Schulrektoren und Universitätsprofessoren, von Pastoren in Stadt und Land, von denen anderwärts mindestens drei Vierteile Cölibatäre sind! Um wieviel gebildeter, wieviel befähigter für den Unterricht sind doch diese Söhne protestantischer Geistlichen als jene jungen Leute, welche man in katholischen Ländern für diesen Beruf antrifft! Durch sie erst wird der Unterricht allgemein, werden die Kenntnisse

weitverbreitet!" — Um nun seine Landsleute auch dafür, dafs in der That der Bildungstrieb tiefere Wurzeln in Deutschland als sonstwo gefafst habe, nicht ohne Beweis zu lassen, glaubt unser etwas selbstgefälliger Gewährsmann es nicht verschweigen zu dürfen, dafs, als er sich 1782 in Hof, einem Städtchen, „kaum Crescentino an Gröfse vergleichbar", aufgehalten, der Kaufmann, von dem er seine Sacktücher bezogen, für seine beiden Söhne, wie er erfahren, einen eigenen Hauslehrer gehalten, persönlich aber eine so tiefe Bekanntschaft mit der italienischen Litteratur an den Tag gelegt habe, dafs, als er seinen (Deninas) Namen gehört, er ihn schlagfertig sogleich als den Verfasser einer Geschichte Griechenlands rekognosziert habe.

Aber die Gewissenhaftigkeit Deninas hat doch, vielleicht nicht unbeeinflufst von nationaler Eifersucht auf unsere materiellen wie intellektuellen Bildungsresultate, nicht umhin gekonnt, dem landsmännischen Leserkreise ab und zu auch dieser glänzenden Medaille dunkleren Revers, genannt litterarische Überproduktion, als warnendes Exempel zum Bewufstsein zu bringen. Macht es doch fast den Eindruck einer prophetischen Vision, wenn Denina über das fast sprichwörtlich gewordene „Gewicht" der deutschen Bücher sich belustigt, das seit der Zeit, da die Deutschen lateinisch zu schreiben aufgehört, sich eher erhöht als verringert habe; wenn er ferner als Beweis für den litterarischen Thatendrang, der sich der deutschen Professoren bemeistert, die Notiz bringt, dafs allein in der kleinen Stadt Wittenberg, die er an Gröfse dem piemontesischen Carignano vergleicht, die Zahl der Schriftsteller gröfser sei als in halb Piemont, und eine Schilderung der deutschen Schreibseligkeit, zumal auf dem Gebiete der eigentlichen Journalistik, gelegentlich in die komisch-verzweiflungsvollen Worte zusammenfafst: „Es giebt eben in Deutschland kein Hauptwort mehr, das eine Handlung oder eine persönliche, sei es intellektuelle, sei es moralische Eigenschaft andeuten könnte; es giebt keine bestimmte Tages-, Wochen- oder Jahreszeit mehr, die nicht schon als Titel für Blätter, Hefte oder periodische Schriften in Verwendung gekommen wäre!" — Bei Besprechung der Verdienste des berühmten Geographen Büsching teilt er spottend mit, derselbe habe in Berlin ein „Wochenblatt" herausgegeben,

nur um nicht der einzige deutsche Schriftsteller zu sein, der keine periodische Zeitschrift edierte. — Auch der oben besprochenen Fülle von pädagogischen Kräften und Hilfsmitteln gegenüber zeigt Denina stellenweise eine unverkennbar ablehnende Skepsis. Als sehr zweifelhaft bezeichnet er es, ob die in Deutschland dem Lernenden gebotenen so aufserordentlichen Erleichterungen des Unterrichts im stande seien, Talente heranzubilden, und einer etwas abfälligen Kritik über das Basedowsche Philanthropin und die damals unter Heckers Leitung in Blüte stehende Berliner „Realschule", zu der man wohl in seiner religiösen Parteistellung das Motiv suchen mufs, fügt er die auch für unsere Zeit beherzigenswerte Befürchtung hinzu, ob nicht dieser streng methodische Unterricht, diese alles erleichternden Lehrmittel das Genie eher schwächten als weckten, dessen Kräfte und Erfolge ja stets im Verhältnisse zu den Hindernissen wüchsen, welche es zu überwinden habe!

Wenn trotz alledem Denina in der Aufhebung des Cölibats das Moment erblickt, welches der protestantischen Kirche und ihren Gliedern über den Katholicismus, oder, auf damalige deutsche Verhältnisse übertragen, dem deutschen Norden über den Süden, besonders Österreich, eine gewisse Superiorität auf litterarischem Gebiete geschaffen habe, so ist er doch auf der anderen Seite ebenso wenig wie andere Autoren, welche dieses heikle Gebiet konfessioneller Fragen betreten, geneigt, etwa mit der protestantischen Kirche zu liebäugeln. Luthers Gröfse zwar erscheint ihm so unbestreitbar, dafs er ihn an Geist und Gelehrsamkeit den gröfsten nicht nur aller Sachsen, sondern aller Deutschen nennt; aber der „Mifskredit", in welchem seit Luthers Wirken in Deutschland alles stehe, was an das Wunderbare streife, ist seines Dafürhaltens eine der wesentlichen Schwierigkeiten, welche der Pflege der Kunst und, wie er ausführt, in der Dichtkunst vornehmlich der Epik sich entgegenstellten. Zur Erhärtung dessen genügt ihm die Thatsache, dafs die einzigen vier hervorragenden Epen, welche die letzten drei Jahrhunderte geschaffen, die Louisiade, das befreite Jerusalem, die Henriade und die beiden Rolands, Katholiken ihre Entstehung verdankten: das Wunderbare sei es, versichert er, was ihnen Bedeutung verleihe, und dies wiederum verdanke lediglich dem Glauben des

katholischen Volkes, ja selbst seinen religiösen Vorurteilen den Ursprung.

Was Denina, der Geistliche, doch immerhin nur anzudeuten wagt, hatte vor ihm Bianconi, der Arzt und Naturforscher, unverblümt ausgesprochen. „O mein Gott,“ ruft er in einem an Marchese Hercolani am 11. November 1762 gerichteten Briefe aus, „wie viel Unheil hat doch in Deutschland diese verhängnisvolle Glaubensteilung schon angerichtet! Wie trübe die jetzigen Tage auch sein mögen, die unserer Altvorderen waren sicherlich noch trauriger und trübseliger!“ Derselbe Bianconi ist es auch, der — und zwar acht Tage später — so interessante Betrachtungen über die wesentlichen Unterschiede anstellt, die zwischen den katholischen und protestantischen Höfen Deutschlands bezüglich der Etikette obwalteten. Nach der Wahl Karls V. von Österreich zum Kaiser, behauptet er, sei durch ihn und mit ihm die Etikette des spanischen Hofes eingeführt und von fast allen Höfen Europas adoptiert worden. Mit dem Eintritte der Reformation aber seien die Höfe derjenigen Fürsten, die sich ihr zugewandt, zu den alten nationalen Gewohnheiten zurückgekehrt, nicht jedoch, ohne dieselben mit den „maniere facili e galanti“ seines ritterlichen Gegners Franz I. zu verbinden. Dieser Gegensatz habe fast zwei Jahrhunderte bestanden, und während u. a. einige Fürsten Deutschlands beim Klange einer düsteren Musik allein zu speisen gepflegt und selbst die kleinsten Herzöge Italiens sich bei Tische unter dem Baldachin von Damen hätten bedienen lassen, hätten letztere am Hofe Karls II. von England das Land geradezu beherrscht, an dem zu Dresden aber bei Lebzeiten des Königs August (II.) den Anstofs zu den glänzendsten Spielen und Turnieren gegeben. „Jetzt,“ fügt er hinzu, „ist die Physiognomie der Höfe schon eine andere, und mit der Erinnerung an Karl V. verschwindet auch seine Etikette; in wenigen Jahren wird hoffentlich wenigstens in dieser Beziehung alles gleichartig sein; wollte Gott, es wäre dies auch im übrigen zu hoffen; aber es scheint, als sei die Verwirklichung dieses schönen Gedankens (der Einheit der Konfession) glücklicheren Zeitaltern als dem unserigen vorbehalten.“ — Dafs trotzdem auch Bianconi, bei all seinen Lamentationen und unbeschadet seiner streng konfessionellen

Denkungsart, unbefangen genug war, um gegnerische Vorzüge als solche anzuerkennen, erhellt aus einem Briefe vom 22. Nov. 1762, in welchem er das friedliche kirchliche Zusammenleben der Behörden und der Bevölkerung Augsburgs rühmend hervorhebt, nicht ohne hinzuzufügen, dafs er an den „maniere“ des einzelnen es zu erkennen vermöge, welcher Konfession er angehöre. „Der Protestant,“ schreibt er — „der Wahrheit die Ehre — hat ein weit gesetzteres, gebildeteres Gesicht. So viel vermag beim Menschen die verschiedene Erziehung, und man mufs sagen, die der Katholiken in Augsburg ist aufserordentlich unwürdig und verwahrlost!“ — Der Unzuträglichkeiten, welche das enge Zusammenwohnen von Angehörigen verschiedener Konfessionen zur Folge haben müsse, gedenkt in seinem Viaggio sul Reno Aurelio Bertóla. Nachdem er bemerkt, dafs es wohl kaum anderswo als in Deutschland vorkomme, dafs der Reisende an demselben Tage im Hause eines Katholiken frühstücken, bei einem Kalvinisten zu Mittag, bei einem Lutheraner zur Nacht speisen könne, sucht er in diesem Umstande des räumlich engen Zusammenseins den Grund zu jener am Rhein ihm ganz besonders entgegengetretenen Neigung zum Streite, und die unter dem dortigen Volke herrschenden „nicht allzu humanen“ Gewohnheiten erscheinen ihm, wenngleich seiner Ansicht nach hierin Besserung eingetreten, als notwendige Folge dieses unablässigen, unvermeidlichen „Krieges der Geister“. Auch Graf Alfieri bespricht, um mit ihm dieses Kapitel zu schliefsen, freilich nur gelegentlich (Della tirannide I.), die deutsche Reformation, der er, der feurige Freiheitsapostel, ob mit Recht oder Unrecht, mag dahingestellt bleiben, einen politisch befreienden Einflufs auf diejenigen Länder, in welche sie ihren Einzug gehalten, also insbesondere auf die Schweiz, auf Holland, England, Amerika und — wunderlicherweise — auf einige Städte Deutschlands (er meint wohl die sogenannten „freien Städte“) beimifst.

Wir haben geflissentlich die Besprechung deutscher Kulturverhältnisse und ihrer Beurteilung seitens italienischer Zeitgenossen vorweg erledigt, ehe wir in eine Besprechung der litterarischen Erscheinungen des 18. Jahrhunderts im eigentlichen

Sinne eintreten: einmal, weil eine Erörterung letzterer ohne erstere nicht wohl denkbar erscheint; dann aber und vornehmlich, weil wir von jener sonst mit Recht üblichen Teilung dieses Jahrhunderts in seine durch Klopstocks Wirken begrenzten ungleichen Hälften, die bei einer Besprechung seiner deutschen Litteratur sich notwendig macht, bisher noch abzusehen vermochten. Ist doch die Entwickelung des Kulturlebens einer Nation eine so stetig-langsame, aller Gewaltsamkeit abholde, dafs man, zumal wenn bei seiner Besprechung vorwiegend das Urteil des Auslandes in Frage kommt, einer Fixierung ihrer Anfangs- und Endpunkte durch Jahreszahlen wohl zu entraten vermag. Und wenn man mit dem Scheine des Rechtes einwirft, dafs dies nicht minder auch für die Litteratur gelte, so hat doch für dieses Jahrhundert gerade und für unser Volk Klopstocks Auftreten die Grenzscheide zwischen seinen beiden Epochen so scharf gezogen, dafs auch die fremde Kritik, obwohl ihr die Bedeutung dieses Marksteines unserer nationallitterarischen Entwickelung, die mit ihm hereinbrechende Morgenröte nationalen Selbstgefühls weniger als uns zum Bewufstsein gekommen, einer gewissen Scheidung wird unterworfen werden müssen.

Eine Sammlung zeitgenössischer Kritiken lediglich in dem beschränkten Wortsinne, dafs nur die Mitlebenden, nicht auch die unmittelbar Nachgeborenen zum Worte kommen dürften, möge man übrigens auch im folgenden nicht erwarten. „Grofse Dichter haben keine Gegenwart,“ sagt ein bekanntes Wort, und in der That pflegt die Wirkung eines, zumal dichterischen, Kunstwerkes — Beispiele liegen ja der Gegenwart so nahe — selten akut, nur ausnahmsweise augenblicklich tiefgreifend genug zu sein, um, zudem im Auslande, in welches der Ruf von ihnen immerhin erst viel später dringt, in ihrer Bedeutung für die Mitlebenden und in ihrem Verhältnisse zu voraufgegangenen Kunstschöpfungen wie zu dem Geiste ihres Zeitalters überhaupt ausreichend gewürdigt werden zu können. Freilich, ein unmittelbareres, frischeres Bild gewähren unleugbar Journalrecensionen insofern, als sie, wie einseitig und unzutreffend ihr Urteil oft auch sein mag, doch der öffentlichen Meinung oder dessen, der sie vertreten zu dürfen den Anspruch erhebt, getreuer Ausdruck zu sein pflegen; über jenes ungleich wertvollere Urteil

aber, das, langsam reifend, sich oft erst im Laufe von Jahrzehnten unter den Besten einer Nation bildet, um dann erst langsam von dieser zu dem ihrigen gemacht zu werden: über dieses geben solche Zeitungsausschnitte, bei allem Interesse, das sie sonst ja bieten, nicht die wünschenswerte Auskunft! Fern sei es auch von mir, selbst dieser Besseren Urteil als gleichwertig betrachten zu wollen; ich weifs recht wohl, dafs jeder Kritiker, er mag seine Objektivität beteuern so viel er will, jener Brille, die Charakter und Bildungsgang ihm verliehen, nimmer zu entbehren vermag, bezweifle durchaus nicht, dafs eines Algarotti Wahrspruch mit gröfserer Vorsicht aufzunehmen ist als eines Denina, dafs Andres, der Spanier von Geburt, durchweg unbefangener richtet als trotz seines alto genio e più fine gusto der vom „francesismo“ besessene, hämisch-neidische Bettinelli; aber in jedem Einzelfalle den Umständen nachgehen zu wollen, die auf das absprechende oder beifällige Urteil dieses oder jenes Litterators etwa eingewirkt haben möchten, scheint bei der Menge des sich bietenden Stoffes mir denn doch ein allzu weitschichtiges, für den gröfseren Teil der Leser überdies wenig erbauliches Beginnen.

Italienischer Kritik hat es mit Recht als eine auffallende Thatsache erscheinen müssen, dafs, während die Litteratur ihres Volkes, trotz seiner Zerrissenheit, im Anfange des 18. Jahrhunderts den Höhepunkt des Schaffens längst erreicht und überschritten hatte, Deutschlands litterarische Produktivität bis 1740 nur so spärliche Resultate zu zeitigen vermochte, und sie hat, besonders durch Denina vertreten, für diese uns Deutschen so erklärliche Erscheinung Gründe der verschiedensten Art geltend gemacht. Da werden von letztgenanntem einmal im allgemeinen die Schwierigkeiten, welche einem Kulturvolke das Emporringen zu den höchsten Idealen zu erschweren pflegen, und deren Überwindung auch den Griechen, Römern, Italienern nicht erspart worden sei, dem Leser vor die Seele gerufen, ein anderes Mal die souveräne Verachtung, welche Voltaire der deutschen Sprache gegenüber an den Tag gelegt, als ein ganz besonderes Hemmnis bezeichnet. Hier wird es als eine sonderbar ungünstige Fügung für das litterarische Deutschland vermerkt, dafs gerade in diesem Jahrhunderte die drei mächtigsten Monarchen,

Karl VI., August III. und Friedrich II., sonst hervorragende Gönner der Wissenschaft, solch besondere Vorliebe für die französische oder italienische Litteratur gezeigt, dort wieder der Mangel einer allein mustergültigen Schriftsprache in Deutschland, die Verschiedenheit sowohl des „nobile" wie des „plebeo linguaggio" in den verschiedenen deutschen Hauptstädten für unsere litterarische Inferiorität verantwortlich gemacht. Und das alles ohne zu erwägen, dafs doch ähnliche Umstände mehr oder weniger auch in anderen Ländern, Italien nicht ausgenommen, vorhanden, dort aber der litterarischen Entwickelung durchaus nicht hinderlich gewesen waren. Am bündigsten und verständlichsten löst wohl das Rätsel dieses Mifsverhältnisses zwischen Deutschlands und Italiens litterarischer Höhe Bettinelli mit dem naiv-bescheidenen Hinweise auf die Thatsache, dafs zur Pflege der Kunst und des Wissens, dank seiner klimatischen Vorzüge, Italien eben ganz allein prädestiniert sei.

Einiger mit sich als über diese Frage, deren erschöpfend richtige Beantwortung für einen Ausländer immer ja ein mifsliches Ding sein mag, ist Denina über die Gründe zu der auch von den deutschen Litteratoren jener Zeit zugegebenen auffälligen Erscheinung, dafs das Ausland des 18. Jahrhunderts von der zeitgenössischen deutschen Litteratur im ganzen so wenig Notiz nehme. Wiederholt ergreift er die Gelegenheit, diese von ihm gemachte Beobachtung mit der Schwierigkeit der Erlernung unserer Sprache zu begründen, noch erhöht durch die leidige Fremdartigkeit ihrer Schrift- und Druckzeichen, der von ihm so genannten „gotischen Charaktere", über welche er mehr als einmal seinem Ärger in der unzweideutigsten Weise Luft macht. Seine Abneigung gegen dieses „entêtement" der Deutschen in Beibehaltung ihrer Schrift geht so weit, dafs er u. a. einmal zu der Behauptung sich versteigt, der verhältnismäfsig grofse Ruf, dessen sich Bodmer, Gefsner, Ramler im Auslande erfreuten, sei wesentlich auf Rechnung des Umstandes zu setzen, dafs deren Poesien in lateinischen Lettern gedruckt worden! Augenscheinlich, so vermutet er, möchten die Deutschen, dafs man auf den ersten Blick sogleich erkenne, es sei ein deutsches Buch, das man vor Augen habe. „Ach!" setzt er mit etwas zweideutigem Augenaufschlag hinzu,

„leider lernt man sie unter diesen Schriftzeichen nur zu wenig kennen!“

Noch mehr als auf diesen Umstand, der, wenn thatsächlich, auf den wissenschaftlichen Trieb der in Frage kommenden Nationen überdies ein eigenes Licht werfen würde, wird, und zwar nicht blofs von Denina, auf die bereits oben angezogene, der deutschen Schriftstellerwelt eigentümliche weitschweifige Altklugheit und verschnörkelte Gelehrsamkeit die unleugbare Abneigung des Auslandes gegen die deutsche Litteratur zurückgeführt. „Viele deutsche Autoren,“ ruft Denina aus, „werden, selbst wenn sie nur Broschüren herausgeben, schwerfällig, wiederholen sich und scheinen kein Ende finden zu wollen. Darum haben ihre Bücher so viel Mühe, über die Grenzen des Reiches hinauszukommen!“ Wenn endlich Andres in der dort von ihm gegebenen Charakteranalyse des deutschen Geistes, bei aller Anerkennung der Verdienste einzelner, nicht umhin kann, aufser ihrer „eintönigen“ Weitschweifigkeit seinen deutschen Zeitgenossen auch eine widerliche Kleinlichkeit, eine unangemessene Pedanterie in technischen Ausdrücken und wissenschaftlichen Notizen, gewisse metaphysische und abstrakte Gedanken, bald niedrige und triviale, bald schwülstige und affektierte Ausdrücke, im allgemeinen aber einen matten und niedrigen, einförmigen und schwerfälligen Stil zum Vorwurfe zu machen; wenn er beistimmend jenen Ausspruch Friedrichs des Grofsen reproduziert, dafs man im deutschen Stile nichts finde „als ein unangenehmes Kauderwelsch von Ausdrücken, die ohne Wahl verwendet und von jedem nach Laune gehandhabt würden, ein stetes Aufgeben eigener und oft gerade der ausdruckvollsten Wörter, ein Ersticken des Verständnisses der Dinge in einem Meere von Episoden“ — dann sind wir wohl der Antwort auf die Frage nach dem eigentlichen Grunde für die im ganzen recht mangelhafte Kenntnis unserer vorklopstockschen Litteratur im Auslande um ein gut Teil näher getreten. — Nicht mit Unrecht hat am Anfange unseres Jahrhunderts Orelli auf den tiefgreifenden Unterschied hingewiesen, der zwischen der deutschen und italienischen Litteratur insofern obwalte, als diese, ihrer Sprache gleich, ein ununterbrochenes, in organischer Fortentwickelung gebliebenes Ganze darstelle, dessen Teile und Glieder als solche in nur schwachen Übergängen dem schär-

feren Auge erkennbar seien, während die Entwickelung der deutschen Litteratur eine Anzahl scharf voneinander gesonderter Perioden aufweise, deren „Manier“ eben nur von ihrer Zeit, wenig aber oder gar nicht von der folgenden verstanden werde. So sei in dieser Beziehung von Opitz bis Haller oder Klopstock vielleicht ein gröfserer Abstand als in der Poesie Italiens zwischen den zeitlich so weit auseinander liegenden Dichtern Guido v. Arezzo († 1050) und Petrarca; ja letztere besäfsen für das Italien am Anfange des 19. Jahrhunderts wohl gar ein noch frischeres Kolorit als jene letztgenannten deutschen Dichter für ihre jetzt lebenden Landsleute. — Dafs diese Schwierigkeit des Verständnisses früherer litterarischer Perioden, wenn für den Einheimischen schon nicht unerheblich, für den Fremden kaum überwindlich sein mufste, bedarf keiner Erwähnung. — In jedem Falle macht die geradezu beschämende Weltverlassenheit, in der sich die deutsche Sprache und Litteratur der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts befand, es begreiflich, wenn ihren Vertretern seitens italienischer Fachgenossen und Kritiker nur eine sehr oberflächliche, gelegentliche Erwähnung zu teil wird. In Wahrheit ist es aufser Denina oft nur noch Andres, von dem wir über die vorklopstockschen Repräsentanten des deutschen Parnasses etwas eingehender als durch blofs gelegentliche Namensnennung unterrichtet werden; und auch diese haben eingestandenermafsen oft nur durch den Umweg über Frankreich, bisweilen auch durch italienische Übersetzungen Kenntnis von der deutschen Muse zu erlangen vermocht. Wie trügerisch aber diese meist das Urteil gestalten, hat gerade Italien mit seinem geflügelten Worte „traduttore — traditore“ vortrefflich zu bezeichnen gewufst.

Auffälligerweise erfreut von den am Ende des 17. und im Anfange des 18. Jahrhunderts, in der Blütezeit des fürstlichen Despotismus, in Deutschland so hoch angesehenen sogenannten Hof- oder, wie Herder sie nannte, „Kanzlei-Dichtern“ sich Canitz — freilich († 1699) noch ganz dem 17. Jahrhundert angehörig — bei ausländischen und — infolge seiner Studien und seines längeren Aufenthaltes in Rom — besonders bei den italienischen Kritikern eines vortrefflichen Leumundes. Zwar finden der übrigen Namen wohl auch hier und da Erwähnung,

aber selten ohne dafs ein herabstimmender Zusatz an sie geknüpft wäre. Wohl glaubt z. B. Denina v. Bessers Verständnis und Geschmack in der Nachahmung französischer Dichter rühmen zu müssen, anderwärts aber bezeichnet er ihn als auswärts unbekannt und, wie er es auch in der That und mit Recht war, von seinen eigenen Landsleuten vergessen. „Nur mühsam," bemerkt er spöttisch, „habe er, dank der Sorge, welche v. König für den Wiederabdruck seiner Werke getragen, sich zu erhalten vermocht." Auch Günthers, jenes „Poeten im vollen Sinne des Wortes", thun Andres sowohl als Denina Erwähnung, aber ersterer nur als eines Nachahmers von Canitz, besonders was die „politezza" der Sprache anlange, und letzterer, ob er gleich an dichterischer Fruchtbarkeit ihn mit Chiabrera vergleicht, nur um seinen frühen Tod zu beklagen, der ihn verhindert, an seine Gedichte die letzte Feile zu legen. — Ganz anders das Urteil über Canitz. Phantasie zwar und Originalität spricht ihm Denina in dem Mafse ab, dafs er wiederholt behauptet, die Lektüre gerade dieses deutschen Dichters, obgleich eines recht glücklichen Nachahmers des so beliebten „certain ton", der dem Französischen anhafte, habe Friedrich den Grofsen als Prinzen in seiner Vorliebe für letztere Sprache nur zu bestärken vermocht; auch Andres nimmt die Gelegenheit wahr, Canitz als Elegiker tief unter Haller zu stellen und der Wahrheit gemäfs u. a. an seiner Elegie auf den Tod seiner Gattin Doris nichts als den Inhalt und den Namen elegisch zu finden. An anderen Stellen aber rühmen nicht nur diese, sondern auch andere Italiener mit gleicher Wärme seinen Geschmack wie die Feinheit seiner Sprache. Bettinelli erwähnt ihn mit Pope zugleich und als „deutschen Horaz", der bereits die Ehre italienischer Übersetzungen genossen; Andres nennt ihn den ersten deutschen Dichter, der mit Reinheit und Eleganz geschrieben habe; Denina wundert sich, unter den von Struve zur Abwehr der Bouhoursschen „stupidité allemande" genannten Dichtergröfsen nicht auch Canitz zu finden, rühmt ihn, Rollenhagen und Opitz als einzige „versificateurs allemands", welche die Kluft zwischen Hans Sachs und Haller (bis 1734) auszufüllen gewagt; beide aber bezeichnen ihn als den „Boileau Deutschlands". Die gegensätzliche Stellung, in welche Canitz mit vollem Bewufstsein zu

der verschroben süfslichen Poesie der Schlesier, besonders Hoffmannswaldaus, einerseits, wie zu der „Wasserdichtung“ andererseits trat, sind, ebenso wie die Verdienste, welche die sogen. Hamburger, vor allen Warnecke, sich in ihrem Kampfe gegen die schlesische „Zuckerbäckerei“ erwarben, der italienischen Kritik so gut wie fremd geblieben. War man doch in jener Zeit auch in Italien über Marinis gelehrte Künstelei, über seine widerliche Sentimentalität noch nicht ganz hinaus; wenn nicht anderes, so wäre die jener Epoche folgende Begeisterung für Metastasios glänzende, mit Worten klingelnde Oberflächlichkeit Beweis genug dafür! Was Warnecke anlangt, so nennt Andres ihn einen Dichter „von geringerem Rufe“, der allerdings mit Erfolg sich bemüht habe, der Poesie jene oben erwähnte „politezza“ zu bewahren, die ihr Canitz erworben; und wenn ihn auch Denina mit Logau, Canitz, Opitz und Haller als „achtungswerten“ deutschen Dichter bezeichnet, mufs er einräumen, dafs weder sein noch seines Gegners Postel Ruf grofse Ausbreitung oder lange Dauer besessen; zur Nennung oder gar Würdigung seiner eigentlichen Verdienste ist nirgends auch nur der Versuch gemacht worden. Angesichts dessen mufs allerdings die Thatsache, dafs in dem grofsen litteraturgeschichtlichen Werke Quadrios von allen zeitgenössischen Dichtern Deutschlands, deren Namen auch nur zu nennen dem Herausgeber nicht lohnend erschien, doch wegen eines Sonetts — man erfährt von ihm nicht, welches — gerade Heinrich Postel genannt wird, einigermafsen belustigend wirken. — Von Brockes scheint, obwohl er als eifriger Förderer italienischer Litteratur in Deutschland und als Übersetzer der Marinischen „Strage degli innocenti“ hätte bekannt sein sollen, die italienische Kritik geringe oder gar keine Kenntnis genommen zu haben; wenigstens haben wir in den uns bisher zugänglich gewordenen litterarhistorischen Werken jener Zeit von ihm gar keine Notiz gefunden. Die peinlich genaue, fast niederländische Art seiner Naturbeschreibung, die religiös-kontemplative Didaxis seiner Dichtungen mufste wohl auf italienisches Denken und Fühlen durchaus unsympathisch wirken.

Die auf diese schüchternen Anfänge folgende Gottschedsche Diktatur wird mit all ihren Licht- und Schattenseiten, ihrem verheifsungsvollen Beginn und schmachvollen Ende in fast liebe-

vollem Eingehen von Denina charakterisiert. Besonderes Gewicht legt er hierbei auf Gottscheds ostpreufsische Herkunft. Dafs ein „Sarmate“ es mit Erfolg unternommen, den Deutschen im Herzen Sachsens den Gebrauch ihrer Sprache zu lehren, erscheint ihm als eine ebenso verwunderliche und doch unleugbare Thatsache, wie dafs einst (vor zwei Jahrhunderten) Venezianer und Lombarden, wie Dolce, Bembo, Castelvetro, Ruscelli den Italienern, oder Savoyarden, wie Vaugelas den Franzosen die Regeln korrekten Sprachgebrauchs übermittelt. Und noch eine andere Analogie hat Denina herausgefunden. „Diese unsere Italiener,“ ruft er aus, „gehörten nicht zu den bescheidensten; aber es gab wohl keinen anspruchsvolleren Grammatiker als „cotesto“ Gottsched, keinen, der in der litterarischen Republik dreistere Ansprüche erhoben hätte.“ Als für dieses sein Auftreten besonders charakteristisch bezeichnet er die Zumutung, welche der „ruhmredige Pedant“ an seine Nation gestellt, nicht blofs in seiner eigentlichen Sphäre, auf dem Gebiete der deutschen Sprache und Diktion seinen Reformen bedingungslose Heeresfolge zu leisten, sondern auch seine Werke, unter denen er a. a. O. die Tragödien als schwächlich und unverständig seine Reden als matt (languide) bezeichnet, für Muster des Stils und der Dichtkunst zu halten. Dieselben seien im Gegenteil so nüchtern und fade, dafs niemand, er sei denn Grammatiker von Profession, sie zu lesen vermöge. Bei alledem aber zollen sowohl Denina als u. a. Andres und Bettinelli seinen Bestrebungen auf dramatischem und dramaturgischem Gebiete nicht minder als seinen Erfolgen auf dem Gebiete der deutschen Sprachgestaltung uneingeschränktes Lob. Andres nennt ihn und (Joh. Elias) Schlegel als diejenigen, welche durch die Reform oder vielmehr Neuschöpfung des deutschen Theaters, insbesondere auch durch ihre mehr reproduktive als selbstschöpferische Thätigkeit unsere Nation auf die Mittagshöhe ihres dichterischen Schaffens versetzten, und Bettinelli, der Gottscheds Sturz noch erlebte, berichtet vorsichtiger als der eben genannte, es sei ihm im Vereine mit „Frau Nauber“ t e i l w e i s e gelungen, das deutsche Theater zu reinigen. Seiner Kämpfe gegen die Oper, welche das italienische Interesse besonders hätten fesseln müssen, wird auffälligerweise nicht gedacht; sein verdienstvolles Wirken aber für Schaffung einer mustergültigen deutschen

Prosa — „Fixierung der deutschen Sprache“ nennt sie Andres — eine Thätigkeit, die mit Recht Denina einen Vergleich mit dem Venezianer Pietro Bembo und dessen Verdiensten um Einführung des italienischen „Volgare illustre“ nahelegt; dann die Säuberung der Sprache von fremden, besonders französischen Bestandteilen, an denen sie fünfzig Jahre gelitten; endlich das von ihm geweckte Interesse des Auslandes für die geistigen Erzeugnisse seines Vaterlandes — „il remua les esprits“: — alle diese, wie Vilmar sie bezeichnet, „unfreiwilligen“ Verdienste, die Gottsched sich seinerzeit um Deutschland erworben, werden wiederholt gebührend anerkannt und gewürdigt. Dafs Collini, der mehrjährige treue italienische Sekretär Voltaires, in seinem Buche: „Mon séjour auprès de Voltaire“ den Besuch, welchen sein Herr 1753, bei Gelegenheit seiner fluchtähnlichen Reise von Berlin nach Paris, in Leipzig bei Gottsched machte, „um sich mit ihm über die deutsche Litteratur zu unterhalten“, der ausdrücklichen Mitteilung für würdig erachtet, mag hier nur als Symptom der Wertschätzung angeführt werden, deren sich der Sprachdiktator auch noch zur Zeit seiner Erniedrigung seitens des romanischen Auslandes zu erfreuen hatte. — Von Interesse ist, was Denina von Gottscheds Verhältnisse zu Friedrich dem Grofsen berichtet. Hiernach habe letzterer, nachdem er den Dichter im Winter 1760—61 wiederholt gesprochen, noch nach 15—20 Jahren, als bereits niemand mehr ihn gelesen, ihn doch wiederholt noch genannt, und zwar — es klingt kaum glaublich — einzig darum, weil von allen Professoren Leipzigs, die „sonst wohl sämtlich mehr wert gewesen als Gottsched“, dieser das eleganteste Französisch gesprochen. Weil aber, erzählt Denina anderwärts weiter, Gottsched dem Könige als erster aller lebenden deutschen Schriftsteller gegolten, und dieser guten Meinung, die derselbe gehegt, aus Furcht vor dem Diktator niemand entgegenzutreten gewagt, habe Friedrich aus dem Eindrucke, den er von diesem „platten, unerträglichen Pedanten“ bekommen, sein Allgemeinurteil über die deutsche Litteratur unmöglich zu korrigieren vermocht. So sei es denn gekommen, dafs in der zwischen den Leipzigern und Schweizern ausgebrochenen Fehde Friedrich, obwohl er an dem Kerne derselben kein Interesse hatte, doch an der längst schon gehegten und von Maupertuis bestärkten Vorliebe

für die Schweizer festgehalten und bei Anstellungen zu wissenschaftlichen Ämtern erst recht solchen den Vorzug gegeben habe. Den eigentlichen Sturz Gottscheds — freilich auch Bodmers — datiert Denina erst von Lessings fruchtbarer dramatischer Thätigkeit.

Günstiger fast als über Gottsched lauten Deninas sowohl wie Andres' Urteile über seine „werte Gehilfin". Letzterer nennt diese höchst achtbare und gelehrte Frau mit Frau von Ziegler (einem 1752 verstorbenen Mitgliede der Leipziger deutschen Gesellschaft), Frau Unzer, jener kaiserlich gekrönten Dichterin, die aufser mit einer Ode, „der Nachruhm" betitelt, sich durch ihren „Versuch in sittlichen und zärtlichen Gedichten" einen Namen zu machen suchte, und Frau Karschin unter den „Korinnen und Sapphos der deutschen Poesie, welche ihre zarten Hände der Pflege des deutschen Parnafs gewidmet"; ersterer vergleicht das Ehepaar Gottsched mit Herrn und Madame Dacier, nur mit dem abschwächenden Zusatze, dafs letzterer Arbeiten bedeutender gewesen seien. Er betont aber ihre (der Frau Gottsched) überlegene ästhetische Begabung, sieht die äufseren Auszeichnungen, welcher Gottsched u. a. seitens des Grafen Brühl sich erfreute, als vornehmlich ihr zugedacht an und bedauert, dafs die nach ihrem Tode edierten Briefe derselben an die Baronin von Runkel, deren „elegante e polita schietezza" er mit Recht rühmt, nicht schon zu einer Zeit erschienen seien, als Gellert und Rabener ihnen noch nicht zuvorgekommen. Sie würden, glaubt er, dem bisherigen „rohen und pedantischen Stile" rasch Abhilfe geschafft haben.

Von Gottscheds sonstiger litterarischer Vetterschaft, von den Schwabe, Naumann, Schönaich und Genossen, haben die Zeitgenossen italienischer Zunge wenig oder gar nicht Notiz genommen. Schwabe erregt als Besitzer einer Bibliothek von 15—16000 Bänden Deninas ungeheuchelte Bewunderung, wie ihm überhaupt die Büchereien des gröfsten Teiles seiner gelehrten Landsleute, gegen die der Leipziger Räte und Professoren gehalten, wie „gabinetti da scolari" erscheinen. Schönaich aber ist ihm, wie aus Pr. lit. s. v. erhellt, wohl als Verfasser des Epos „Heinrich der Vogler", der Tragödie „Montezuma" als poeta laureatus — die Farce spielte bekanntlich in dem Jahre des Gottschedschen Dekanats — nicht aber als

Schildknappe Gottscheds bekannt: ein Beweis, in welchem Grade dem Fremden der tiefere Einblick in das Getriebe litterarischer Koterien und Kameraderien versagt war. Auffällig erscheint es, dafs aufser der oben erwähnten Bemerkung Bettinellis nur gelegentlich Andres noch der Verdienste der Frau Neuber um das deutsche Theater gedenkt, indem er für sie den Ruhm in Anspruch nimmt, mit ihren rastlosen Bemühungen und unterstützt von Talent und Geschmack dem Ehepaare Gottsched zu seinen dramatischen Reformversuchen den ersten Impuls gegeben zu haben. Wenn er aber glaubt, dieses ihr Verdienst durch die Mitteilung erhöhen zu sollen, dafs sie eine Frau „aus niederen Sphären“ gewesen, so befindet er sich im Irrtum: Frau Neuber war die Tochter eines angesehenen Zwickauer Juristen. — Im allgemeinen aber ist, um dies hier voranzudeuten, das italienische Urteil über das deutsche Theater der vorlessingschen Zeit ein geringschätziges, waren seine Aspekten hiernach wenig tröstlich. Wohl gedenkt in seinen Riv. della Germ. Denina der glücklichen Erfolge der Veltheimschen, nachher Elendsohnschen Theatertruppe, nennt aber, und gewifs mit Recht, ihre Leistungen selbst den italienischen gegenüber durchaus unvollkommen und versichert an anderer Stelle, schon bei Lebzeiten Joh. Elias Schlegels und trotz seines „Kanut“, mit welchem er erfolgreich in Racines und Corneilles Fufsstapfen getreten, sei die Überzeugung (wo? sagt er nicht) allgemein gewesen, dafs die „erhabene Tragödie“ — das will sagen: jene pomphaften, mit der Zwangsjacke des Aristotelischen Kanons bekleideten solennen Dramen, welche die Hohenpriester der französischen Dramatik damals als allein vor den Forderungen der Kunst zu Recht bestehend anerkannten — auf dem deutschen Theater nie festen Fufs fassen könne, es sei denn, dafs sie in demselben Gewande aus England oder Frankreich komme. Ähnlich urteilt Andres, der eine bis Leisewitz reichende Besprechung des deutschen Theaters mit der Bemerkung abschliefst, dafs von einer Feinheit oder gar Vollendung des deutschen Theaters seinerzeit nicht die Rede sein könne. Denina, wie stets, so auch in dieser Frage noch liebevoller auf unsere Verhältnisse eingehend, macht wiederholt den Versuch, die langsame, ja mühselige Entwickelung des deutschen Theaters seinen Landsleuten genetisch zu erklären, und wie er den Protestantismus als Feind der Epik

verdächtigte, so scheint ihm an den langsamen Fortschritten auch der deutschen Dramatik der in unserem Lande herrschende „spirito di reforma“ eine Hauptschuld zu tragen, jener Geist, der in zelotischem Drange die einst auch in Deutschland üblich gewesenen geistlichen Spiele aus dem Volksleben zu verbannen gewufst habe. Und wohl nicht ganz mit Unrecht; denn so viel mögen trotz unserer protestantischen Überzeugung auch wir zugeben, dafs das Hervorbrechen eines deutsch-nationalen Theaters aus religiös-mittelalterlichen Anfängen heraus gerade zu der Zeit hätte eintreten müssen, da der Lärm der Reformation und die Schrecken des Dreifsigjährigen Krieges nicht nur unser dürftiges litterarisches, sondern auch unser politisches Dasein in seinen Wurzeln bedrohte. In jedem Falle — das sucht Denina anderwärts darzulegen — habe der Protestantismus das deutsche Theater nicht zu fördern vermocht. An einer dritten Stelle versichert er allen, die es glauben wollen, es liege eben in dem Charakter der deutschen Nation und in dem Geiste ihrer Sprache etwas, was sie nie zu einer gleichen dramatischen Höhe wie andere Völker werde gelangen lassen.

Den Thatsachen völlig entsprechend ist es, wenn von den Italienern, auch Denina nicht ausgenommen, demjenigen Dichter persönlich wenig Beachtung geschenkt wird, der, wenn er auch in dem Wettstreite der Schweizer mitt Gottsched, der „Imagination“ mit dem blofsen Verstande, allenthalben damals schon als Wortführer galt, doch in seinem ganzen litterarischen Wirken weit mehr eine anregende als verdienstvoll selbstschaffende Thätigkeit entfaltet hat. Andres zwar räumt Bodmer bereitwillig den Ehrenplatz als Patriarch ein; Denina kann nicht umhin, seine und Breitingers Bedeutung als „littérateurs“ zu schätzen, kennt auch seine Noachide, jenes „Symbol der um den deutschen Parnafs angeschwollenen, nur langsam sich verlaufenden Wasserflut“, und teilt von ihr mit, dafs sie anfangs, mangels besserer Erzeugnisse, gut aufgenommen, dann über dem Messias vergessen worden, weifs aber von seinen Verdiensten um Herausgabe des Nibelungenliedes, der Minnesänger gar nichts, von seinen Leistungen auf dem Gebiete der dramatischen Poesie, „um der Wahrheit die Ehre zu geben“, nur wenig Löbliches zu berichten. Bodmers eigentliche Bedeutung ruht nach seinem Dafürhalten in der von ihm inaugurierten und

glücklich durchgeführten Reaktion gegen das auf der deutschen Autorenwelt lastende kaudinische Joch des französischen Geschmackes, gegen das Dogma, wonach kein Dichtwerk vollgültig, wenn es nicht von Paris unterzeichnet und gestempelt sei — ein Kampf, der gerade den freien Schweizern habe sympathisch sein müssen. Mit Recht bezeichnet er das Jahr 1740 als dasjenige, in welchem vom Süden aus jener Umschwung des deutschen Geschmackes sich vollzogen habe, der die Bahnen der französischen Konvenienz, die litterarischen Fesseln eines Corneille, Racine verlassend, Milton und Shakespeare zu freiwilliger Dienstbarkeit auf den Schild gehoben. — Dafs in dieser Wandlung Deutschland die aufrichtigen Sympathien Italiens besafs, unterliegt nach allem, was hierüber vorhanden, keinem Zweifel. Hatte doch bis zum Ende des 17. Jahrhunderts Italien die unbestrittene litterarische Führerschaft in Europa besessen; war doch dann auf allen Gebieten, das der Musik allein ausgenommen, seine Macht, von politischen Ereignissen mit beeinflufst, durch den französischen Klassicismus gebrochen, französischer Geschmack auch in Italien ausschlaggebend geworden! War es da zu verwundern, wenn der durch Bodmer eingeleiteten Umkehr von den französischen Bahnen Italien mit nur schlecht verhehlter Freude zusah?

Weit mehr aber als die Bestrebungen Bodmers, der ja auch nach Goethes Ausspruche „soviel er sich bemüht, theoretisch und praktisch zeitlebens ein Kind geblieben“, ist Hallers Bedeutung zur Kenntnis des ausländischen, auch des italienischen Publikums gelangt; ja, man kann sagen, dafs seit Leibniz kein deutscher Name in Italien besseren Klang gehabt habe als der des schweizer Dichters und Arztes. In letzterer Eigenschaft rühmt Lombardi ihn als den Begründer jenes Systems, das in Italien gerade unter dem Namen „irritabilità Halleriana“ bekannt war und die angesehensten Notabilitäten der physiologischen Wissenschaft zu lebhaftem Meinungsaustausche veranlafste; und Corniani bezeichnet den „uomo distinto“ als Autorität in seinem Berufe. Als Dichter aber stellt ihn Denina einem Opitz gleich und so hoch, dafs er, ebenso wie Andres, der erst seit Hallers Auftreten der deutschen Poesie einen gewissen Namen auch im Auslande einräumt, von dem Jahre der Herausgabe seiner ersten Gedichte eine neue Epoche

der deutsch-klassischen Litteratur zu datieren vermag. Haller habe, versichert er Disc. II, p. 105, den Geist der deutschen Poesie geweckt; und während bei Bodmer die belle lettere mehr „mestiere“, seien sie ihm lediglich „divertimento“ und darum von lautem Beifall begleitet gewesen. Auch „Algarotulus, omnibus rebus eruditissimus“ öffnet sein os magna sonaturum, um Haller in einer Reihe mit Dante, Milton, Pope, Metastasio zu nennen; Andres aber glaubt den Vorwurf, den man mit Recht bekanntlich dem Dichter gemacht, dafs ihm gewisse störende Helvetismen eigen, mit dem Hinweise darauf abschwächen zu müssen, dafs die Fremden, denen es nicht vergönnt sei, die Feinheiten einer Sprache zu studieren, solche „Idiotismen“ der Hoheit seiner Gedanken, der Lebhaftigkeit seiner Vorstellungen und der Kraft seiner Sprache gegenüber gern vergäfsen. Am kühlsten in seinem Lobe ist Bettinelli; er sieht eigentlich in den Leistungen Hallers nur den Beweis dafür, dafs das „freddo clima“ nicht immer die Phantasie erkälte; und während die übrigen Kritiker den Schwerpunkt von Hallers dichterischem Werte in die Oden, als den ersten Versuch einer ernsten, würdigen Lyrik, legen zu müssen glauben, kennt er scheinbar nur die Alpen, ein „poema assai celebrato“, das, wie er gleichsam beiläufig hinzusetzt, in mehrere Sprachen übersetzt worden sei. Etwas eingehender als alle anderen italienischen Litteratoren, die sich damit begnügen, rühmend seinen Namen oder eines seiner Werke zu nennen, sorgfältiger und darum nicht unbedingten Lobes voll beschäftigt sich mit Haller, dem Dichter, Andres. Er kann jene Ekstasen und Verzückungen nicht gutheifsen, welche viele bei der Lektüre seiner Oden zu empfinden behaupteten; ihre sittlichen Lehren enthielten, das rühmt er, viel Grofses und Erhabenes, gewährten aber doch mit ihrem gelehrten Material — „Alpenlast der Gelehrsamkeit“ nannte es Herder einmal witzig — immer mehr den Anschein didaktischer als lyrischer Dichtungen. Auf einzelne der Oden besonders eingehend tadelt er in der über „die Ewigkeit“ die Häufung ungeordneter, verworrener Bilder, in der über den Tod seiner Gattin Marianne, jenem Liede, in welchem „die Seufzer mit den Worten ringen und ein Begriff den andern flieht“, rügt er, so sehr er anderwärts ihm wirklich elegische Stimmung zuerkennt, eine gewisse Manier und Kälte, die mehr den Geist

als das Herz sprechen lasse; in allen aber — von „Doris“ ist nirgends die Rede — glaubt er deutliche Spuren jenes mehr zur Beschreibung neigenden, ins einzelne gehenden Genius zu erkennen, den er überhaupt als deutsche Dichtereigentümlichkeit bezeichnen möchte. Im übrigen macht auch er Hallern den Ruhm eines grofsen Lyrikers nicht streitig.

Tiefer als Haller steht in der zeitgenössischen und unmittelbar folgenden italienischen Kritik Gefsner; und wenn Hettner in Bezug auf ihn die sonst so treffende Bemerkung macht, dafs der Ruhm des Tages gerade oft solchen Erscheinungen am bereitwilligsten zufalle, welche nicht die Gesundheit, sondern die Krankheit ihres Zeitalters wiederspiegeln, so mag und mufs das wohl für Frankreich gelten, wo, zumal nach der von Turgot übernommenen Übersetzung, Gefsners Idyllen sich einer grofsen Popularität erfreuten: die Italiener aber sind im allgemeinen von diesem Vorwurfe frei, und zwar darum freizusprechen, weil für sie die Periode der im übrigen die Mode des Tages bildenden pastoralen Erotik, der „süfslichen Faulenzerpoesie“ doch vorbei, zu Gefners Zeit Guarini und Marini oder gar Sannazzaro mit seiner „Arcadia“ tote Löwen waren. Hatte doch schon ein halbes Jahrhundert zuvor Vinc. Gravina unter dem Beifall seiner Zeitgenossen es an Guarini gerügt, dafs er das Hofleben in die Hütten eingeführt, seinen Hirten die Gewohnheiten und Leidenschaften der Höflinge, die verschlungenen Intriguen der Kabinette beigelegt und hochpolitische Gedanken in den Mund gegeben, seinen „verliebten“ Nymphen aber so gesuchte Sentenzen angedichtet habe, als wären sie bei den zeitgenössischen Deklamatoren oder Epigrammatisten in die Schule gegangen. So bleibe denn diesen Hirten und Nymphen von allem, was ihr eigentliches Wesen ausmache, nichts als ihr Spiefs und ihr Pelzrock. Wohl gilt Gefsner auch der italienischen Kritik als ein Dichter von beachtenswerten Leistungen: sagt doch Andres, sein Name, sowie der Hallers und — Sulzers genügten, um die hohe Stufe der Ehren zu erkennen, zu denen die deutsche Nation gelangt sei; und auch Frugoni bewundert mit neidischem Scheelblicke seine, sowie Hallers und Wielands vortreffliche Darbietungen auf dem Gebiete der erotischen Dichtung; aber seine und seiner Zeitgenossen Verehrung gründet sich doch nicht, wie beispielweise die der Franzosen, auf Gefs-

ners lyrische, sondern — was uns Deutschen freilich fast noch sonderbarer vorkommen will — auf seine dramatische Dichterthätigkeit. „Der Tod Abels“, jenes süfsliche Drama Klopstockschen Geistes und Gehaltes, entlockt Andres und Denina ebenso wie seinem sonstigen Tadler Bettinelli — ihr geistlicher Beruf läfst allerdings ihr Zeugnis als nicht ganz unparteiisch erscheinen — Ausbrüche der Anerkennung, ja Bewunderung. Andres feiert ihn als den Begründer einer ganz neuen, bisher ungekannten Dichtung und stellt genanntes Drama, an dem er nur die allzu langen Dialoge bemängelt, als eine „anmutige und fromme poetische Galanterie, die den Leser trefflich zu unterhalten wisse, ohne doch das decorum der Religion zu verletzen“, hoch über den Messias. Bettinelli nennt das Gedicht ein sehr niedliches und ebenso anmutiges, wie „der Tod Adams“, dessen Verfasser er verschweigt, abgeschmackt sei; Denina endlich betrachtet diese Leistung des schweizer Dichters, der in der Wahl seines Objekts Milton, in der Form, namentlich in Anwendung der ungebundenen Rede, Fénelon zu folgen scheine, als einen Beweis dafür, dafs die Schweizer durch Empfindung und Geschmack in gleichem Grade sich auszuzeichnen vermöchten wie bisher „durch treue Arbeit und Ausdauer“. — Um so weniger Gnade fand im ganzen die „Porzellanarbeit“ der Gefsnerschen Idyllen. So wenig man, fährt Andres fort, diese als eine sklavische Nachahmung der Antike, sondern als originale Dichtungen anzusehen habe, so-wenig dürfe man sie als gute Vorbilder der bukolischen Poesie überhaupt betrachten; die Kleinlichkeit und Weitschweifigkeit ihrer Betrachtungen entziehe ihnen diesen Anspruch. Dieser Myrtill, der mit zärtlichem Wohlgefallen seinen im Mondenscheine schlummernden silberbärtigen, kahlköpfigen Vater betrachte, dieser Sänger Milo, dessen Bartflaum dem hier und da verstreut aus dem letzten Schnee emporwachsenden Grase verglichen werde, dieser Alexis, der am Abend ausgehe lediglich in der Absicht, die von der sinkenden Sonne vergoldeten Bergspitzen zu bewundern, diese Daphnes und Damons, die über die geringfügigsten Naturerscheinungen, ja sogar — man erkennt den Italiener! — über die Freuden des Winters in Ekstase gerieten; solche und ähnliche Idealgestalten der Gefsnerschen Muse, Philosophen im Hirtengewande — während doch nur der Dichter das Recht

habe, philosophisch zu denken, nicht seine Geschöpfe — erzeugten statt des gewünschten Affekts bei den Lesern vorwiegend Langeweile und Herzensohnmacht! — Mangel an realistischer Treue rügt auch Corniani, der, um die Vorzüge Bernardino Baldis vor Fontenelle, Guarini und Gefsner klar zu legen, letzteren vorwirft, Gestalten geschaffen zu haben mit einer für Personen ihres Standes geradezu undenkbaren Gewalt, ihre Leidenschaften so zu beherrschen, dafs die Ruhe und der Gleichklang ihres ländlichen Daseins nimmer gestört werden könne. — Nicht viel besser lautet die Meinung Bettinellis: „Ein Gedanke, ein Affekt, ein Bild genügt Gefsner, um ein Idyll daraus zu machen, und wie viele seiner Idyllen sind nichts anderes als kleine Gemälde von Guirlanden, Vögelchen, Lämmlein und Wiesen; die Gespräche der Liebenden, bis auf den Schlufs, stets dieselben.“ Am bündigsten aber und treffendsten wohl spricht sich über das Schablonenhafte des Gefsnerschen Dichtens — „mit Cliché arbeiten“ nennt es ja wohl die moderne Kritik — in einem Briefe an den zuletzt Genannten dessen litterarischer Freund Vannetti aus, der, nachdem er spottend der für ein arkadisches Idyll unumgänglichen Dekorationsrequisiten, der Bächlein, der Nymphen, der Morgenröte, des Frühlings gedacht, „der in jenen nördlichen Breiten ewig zu sein scheine“, also fortfährt: „Diese Bilder sind ja an sich recht schön; aber abgesehen davon, dafs man in den Gefsnerschen jenes abscheuliche Kolorit findet, welches man recht eigentlich ‚das flämische‘ nennen mufs, kehren immer und immer ebendieselben wieder, so dafs das Wort aus Terenz' Phormio ‚Unum noris, omnes cognoris‘ auf diese Dichtungen mit vollem Rechte Anwendung findet.“ — Es sei indes nicht verschwiegen, dafs auch Gefsners lyrische Dichtungen hier und da sich Anerkennung errungen. Der Herausgeber von Frugonis „Opere“ nennt ihn in der Prefazione zu dem Rag. su la volg. poes. mit dem Ausdrucke des lebhaftesten Bedauerns darüber, dafs seit Petrarca die Ader solcher Poesie in Italien nicht mehr fliefse, mit Haller und Wieland als vortrefflichen Vertreter der Erotik; Francesco Soave suchte, obwohl vergeblich, ihn durch Übersetzungen seinen Landsleuten zugänglicher zu machen und wert zu erhalten; andere, unter ihnen der Verfasser der Kommentarien de vita et scriptis des Idyllendichters Girolamo Pompeji,

Francesco Fontana, nennen ihn gern den „helvetischen Theokrit“. Einen rückhaltlosen aber und fast fanatischen Bewunderer italienischer Nationalität haben Gefsners Idyllen in einem der eifrigsten Forscher auf dem Gebiete der deutschen Litteratur, in Bertóla, gefunden. Nachdem derselbe eine gröfsere Anzahl der Gefsnerschen Idyllen mit, nach des Dichters eigenem Urteile, vollendeter Wiedergabe übersetzt, machte er, des heiligen Dranges voll, diesen „Theokrit seiner Zeit“, dem er schon vor seiner persönlichen Bekanntschaft eine seiner bedeutendsten Idyllen „il Riposo“ gewidmet, und dessen Werke nach seiner Versicherung in Italien bereits so bekannt geworden wie in ihrer Heimat, einmal von Angesicht zu Angesicht zu sehen, sich 1781 von Pavia eigens gen Zürich auf und trat, wie er uns berichtet, dem „Herrn auf Syllwald“ unerkannt und unvermutet entgegen, um mit ihm dann herrliche Tage des schönsten, ungetrübten Zusammenseins zu verbringen, Tage, von denen er uns nur mit erinnerungsfroher Wehmut zu berichten vermag. Die zwischen Bertóla und Gefsner nach beider eigenstem Zeugnisse obwaltende Kongenialität, ihre durchaus gleiche Auffassung von Natur und Kunst, ihr harmonisch — um nicht zu sagen idyllisch — angelegter Charakter bieten die beste Erklärung für die innige Freundschaft, welche beide Männer verband, geben aber dem überschwenglichen Enthusiasmus des Italieners doch immerhin den Beigeschmack der Parteilichkeit. Selbstverständlich darf dieses Mifstrauen nicht dem gelten, was uns Bertóla über seines Freundes Persönlichkeit berichtet. Dafs z. B. Gefsnern thatsächlich, wie uns von ihm mitgeteilt wird, weder Neid noch Ehrgeiz eigen, dafs er von den ihm bei Lebzeiten gewordenen Auszeichnungen wirklich überrascht gewesen, ja bisweilen, wenn er in öffentlichen Blättern seinen Namen gelesen, ganz naiv gefragt habe, ob denn nicht doch in Deutschland noch ein anderer Dichter seines Namens lebe: diese und ähnliche uns von Bertóla berichtete anmutende Züge seines Charakters stimmen vollkommen zu dem, was auch von anderer Seite über sein Wesen und Wirken auf uns gekommen.

Unter diejenigen Dichter, welche jener Zeit vorzugsweise als Träger englischen Geistes und Nachahmer englischen Schaffens gegolten haben, rechnet Denina u. a. auch Hagedorn. Er charakterisiert ihn als einen Gelehrten und Schöngeist, dessen

Stellung als Agent einer englischen Gesellschaft in Hamburg seinem Talente Lust und Neigung gegeben, englischen Mustern — er nennt auf dem Gebiete der moralischen Dichtungen Pope und auf dem der epigrammatischen Buckingham — mit Geschick und Verständnis nachzueifern; ja, der englische Geist, meint er, der seinen Studien die Anregung und Richtschnur gegeben, sei selbst in seinen bekanntesten und geschätztesten Dichtungen, in seinen Fabeln und Liedern erkennbar, zu denen allerdings englische Vorbilder — Matthiew Prior gilt ja als solches — nicht namhaft gemacht werden könnten. Was Hagedorn den Franzosen, vor allen Chaulieu, verdankte, wie er horazische Denkweise mit französischer Technik zu verbinden gewufst, ist von Denina auffälligerweise unbeachtet geblieben. — Anderen Italienern aber gilt Hagedorn doch auch nur als Vertreter jener tändelnden Wald-, Feld- und Lämmerpoesie, um derentwillen sie, mit den oben erwähnten Ausnahmen, Gefsner, ihren ausgesprochensten Vertreter, perhorreszierten. Bertóla zwar nennt ihn in seiner Biographie Gefsners, der während seines Hamburger Aufenthaltes mit Hagedorn in vertrauter Freundschaft lebte, „einen der ersten Sterne des deutschen Dichterhimmels“; auch Andres macht ihn mit Dichtern wie Schlegel, Wieland, Gellert, Lessing zugleich als einen jener fruchtbringenden Bäume der deutschen Poesie namhaft, welche gegen Mitte des Jahrhunderts derselben endlich den hellen, frohen Mittag gebracht, erkennt ihm jedoch im Grunde nur auf dem Gebiete der Fabeldichtung wirkliche Erfolge zu; Vannetti aber verachtet seine „selve e augelli“ so tief, dafs er an ihm den gewaltigen Unterschied zu exemplifizieren für gut befindet, der zwischen der altklassischen und deutschen Lyrik obwalte. „Wenn es erlaubt ist,“ ruft er aus, „den poetischen Geschmack des Anakreon, des Horaz zu personifizieren, so glaube ich einen kräftigen Jüngling vor mir zu sehen, von schöner Gesichtsfarbe, edlen Antlitzes, mit leuchtenden Augen, gewandt, feurig, wallenden Haares. Denken wir uns dagegen einen Jüngling von etwas trauriger Erscheinung, schwermütigen Blickes, zierlich in Kleidung und Perücke, der seine Schritte sorgfältig abmifst und alles ängstlich nach dem Takte verrichtet: das ist der deutsche Geschmack! Ersterer gewinnt sogleich unsere Liebe, reifst uns

hin; wir müssen ihm folgen, ihn uns zum Freunde machen: den zweiten betrachtet man wohl aus Neugier, aber man fühlt nichts für ihn!“

Dafs bei solcher Denkweise auch Vannettis Meinung von Gleim und dem von seinem Geiste durchwehten Dichterkreise eine wenig günstige ist, darf nach dem eben Mitgeteilten kaum verwundern. Aus jenem Banne der „Trübseligkeit“ zwar, den er der deutschen Lyrik im allgemeinen vorwirft, scheint ihm Gleim ein wenig hinauszutreten; auch erfährt die Überschwenglichkeit seiner Freundschaftsgefühle, seine „Herzensspielerei und Briefküsserei“, die aus der tändelnden Lyrik geradezu einen Kultus machte, kein Wort des Tadels: man fand eben damals hierin nichts Auffälliges. Dafür macht er ihm seine Vorliebe für geschraubte Antithesen, für Spitzfindigkeiten, die er im einzelnen in seinem Liede „An meinen Erben“ nachzuweisen bemüht ist, nicht minder sein Unvermögen, Mafs zu halten, sowie die allerdings stellenweise zu Tage tretenden Extravaganzen seiner Phantasie zum Vorwurf, zu dessen Begründung das Gedicht „Die Iris“ ihm eine willkommene Handhabe bietet. „Ich will es noch übersehen,“ ruft er a. a. O. aus, „dafs das Hintanstellen himmlischer Schönheiten im Vergleich zu denen eines Mädchens stets eine mafslose Übertreibung ist. Kann man aber einen verrückteren (più stravvolto) Gedanken hegen, als den Wunsch, die Wangen von tausend Mädchen nehmen, sie, wie ebenso viele Düten, zusammenlegen und an einer Schnur unter dem Regenbogen aufhängen zu dürfen?“ Mit dem Danteschen Worte: „Ahi, dura terra, perchè non ti apristi?“ schliefst Vannetti seinen interessanten kritischen Exkurs. — Beifälliger begutachtet Andres Gleims poetische Leistungen. Ihm gilt der Dichter als das, was er seinen deutschen Zeitgenossen war, und was ihm nach Jerusalems Zeugnisse noch glaubwürdiger erschien: „als ein Sänger, dem Anmut in der Besingung von Liebesscherzen, wie die Gabe, heroische Thaten zu feiern, in gleichem Mafse zu Gebote ständen; als der Tyrtäus und Anakreon Deutschlands in einer Person.“ — Während Vannetti und Andres lediglich des Patriarchen von Halberstadt dichterische Thätigkeit ihrer kritischen Lupe unterbreiten, fühlt Denina sich auch zur Besprechung seiner bürgerlich-litterarischen Ausnahmestellung veranlafst. Mit unverkennbarem Spotte läfst

der geistreiche Abate vor seinen Lesern unseren „Kanonikus von Halberstadt“ in Gemeinschaft mit den militärischen Würdenträgern, welche gleich ihm dem dortigen Domkapitel angehören, lateinische Psalmen singend im Chorrocke erscheinen, aber mit ebenso unverhohlener Freude, man möchte sagen mit Genugthuung, erzählt er an derselben Stelle von dem gnädigen Empfange, den, dank den Bemühungen seines Landsmannes Marchese Lucchesini, ein Jahr vor seinem Tode Friedrich II. dem Sänger-Grenadiere gewährt, und der ihm als eine Art von Triumph erscheint, den endlich die deutsche Litteratur gefeiert. Mit Achtung erfüllt ihn Gleims Jugendfrische, sein heiteres Temperament, sein Mafshalten in Genüssen; mit um so gröfserem Bedauern erfährt er, dafs er (vgl. Pr. l. s. v. Klopstock) sich herbeigelassen, Klopstocks Tragödie „der Tod Adams“, von der er wenig hält, in Verse zu übertragen; mit Behagen erzählt er, wie Gleim einst den an den Folgen eines Duells daniederliegenden Kleist durch die Vorlesung seiner Burleske „O Tod, kannst du auch lieben?“ gesund gemacht habe: in jedem Falle ist ihm sein Amtsbruder in partibus infidelium so, wie er ist, mit all seinen Vorzügen und Schwächen, eine sympathische Erscheinung!

Hinter der Bedeutung Gleims tritt sowohl in Andres’ als auch in Deninas Augen die seines gefühlsseligen Freundes und zeitweiligen Amtsgenossen Jakobi gebührend zurück. Letzterer nennt ihn „le doucereux“, bezeichnet als seine Vorbilder Chaulieu und la Fare witzig-zärtlichen Angedenkens und sieht in ihm als dem Übersetzer einiger Romanzen des Spaniers Gongora, des berüchtigten Wortführers des sogenannten „Kultismus“, denjenigen, der Herdern zur fast gleichzeitig erfolgenden Herausgabe seines „ouvrage le plus amphigourique“ (damit ist wohl „Kritische Wälder“ gemeint) zu bestimmen vermocht habe. Im ganzen spricht er von ihm an den wenigen Stellen, wo er seiner gedenkt, in dem Tone kühler, aber respektvoller Wertschätzung.

Wie unzulänglich bisweilen das italienische Urteilsvermögen ist, sobald klimatische oder sonstige natürliche Gegebenheiten in der Schätzung von Kunstwerken mit in Betracht zu ziehen sind, erhellt recht deutlich aus einer Kritik Deninas über Kleists Frühling, in welcher er seinen Lesern die Vermutung zum

besten giebt, der Dichter habe auf die Beschreibung dieser einen Jahreszeit sich aus demselben Grunde beschränkt, aus welchem Thomson in seinen „Seasons“ die Weinlese nicht besprochen: darum nämlich, weil dieser nie in Schottland eine solche gesehen! Die Parallele ist geradezu unverständlich; denn abgesehen davon, dafs das Kleistsche Gedicht ja nur Fragment eines geplanten gröfseren Werkes „die Landlust“ war, in welchem gewifs alle Jahreszeiten zu ihrem Rechte gelangt sein würden; auch davon, dafs gerade der norddeutsche Frühling von allen Jahreszeiten in der Wirklichkeit die geringsten Reize aufzuweisen vermag, mit solchen vielmehr vorwiegend Idealgebilde der Dichtkunst ist — so hatte Denina, als er dies schrieb, in der preufsischen Hauptstadt lange genug gelebt, um, wenn auch nur mitschauend, nicht mitempfindend und geniefsend, den Reizen der anderen Jahreszeiten, zumal des nordischen Winters, Gerechtigkeit widerfahren lassen zu können! — Den poetischen Wert des Kleistschen Gedichtes stellt Denina sehr hoch; er nennt es un des premiers ouvrages de goût que la littérature allemande ait produits. Weniger günstig urteilen Andres und selbstredend Bettinelli: Der allzu beschränkte Gesichtskreis des Werkes — ein Vorwurf, den ihm übrigens auch Denina macht —, die kleinliche Genauigkeit seiner Detailmalerei, ein Mangel, den sie kurz mit „minutezza“ bezeichnen, verleiden ihnen dasselbe. „Qual cosa più languida del poemetto di Kleist su la primavera?“: mit diesem Ausrufe beschliefst Bettinelli, der das Gedicht vielleicht lediglich aus der Tagliazucchischen Übersetzung kannte, einen längeren Diskurs über die ihn überraschende Wahrnehmung, dafs gerade die Deutschen, welche seit Tacitus stets den Eindruck eines kriegerischen Volkes gemacht, statt ihren Dichtungen den Charakter des „robusto, conciso“ zu verleihen, sich in „pensieri dilicati, lunghi discorsi, immagini naturali e semplici“ oder in „idee metafisice e affettuose“ zu gefallen schienen; eine Behauptung, die er, wie wir weiter unten sehen werden, u. a. auch mit nicht geringeren Namen als denen eines Klopstock, Wieland, Lessing zu belegen bemüht ist. — Den einzigen wirklichen Fehler des Gedichtes, seine auch von Lessing gerügte Zusammenhangslosigkeit, die es ihm nur als „eine mit Empfindungen sparsam durchwebte Reihe von Bildern“ erschei-

nen liefs, hat Denina hervorgehoben, der, wie er selbst gern alles zu begreifen bemüht ist, um alles entschuldigen zu können, auch diesen Fehler den Lesern sogleich durch die Entstehungsgeschichte des Gedichtes erklärlich zu machen sucht. Auch Ramlers Verdienste um die letzte Redaktion des Gedichtes werden bei dieser Gelegenheit gebührend gewürdigt. Dafs das wunderliche Versmafs desselben nicht mehr Mifsbilligung erfahren, kann von einer Zeitperiode nicht auffallen, in deren Geschmacksrichtung befangen der Dichter selbst an Gleim schrieb, es sei schade, dafs im Messias die Versart noch toller sei als die seinige.

Kleists erfolgreiche Nachahmung englischen Geschmacks auf deutschem Boden, sowie sein frühes Ende legen Denina einen Vergleich mit jenem Garcilasso della Vega nahe, der, gleich ihm im Gefolge eines Monarchen in einer Schlacht gefallen, das Verdienst in Anspruch nehmen könne, italienischem Geschmack, vor allem italienischen Silbenmafsen Eingang in Spanien verschafft zu haben.

Wie Kleist als deutscher Vega, so mufs es Ramler — dafs wir unseren Horaz in ihm zu sehen haben, ist selbstverständlich — sich von Denina gefallen lassen, in einem Atem bald als deutscher Malherbe, bald, und zwar wiederholt, als ein zweiter Giovanni della Casa verherrlicht, endlich aber mit Annibale Caro in Vergleich gestellt zu werden: zu viel Ehre auf eines Mitlebenden unschuldiges, wenn auch noch so würdiges Haupt! Dafs in den diese Vergleiche motivierenden Lobsprüchen ein Körnchen Wahrheit enthalten, dafs Ramler, wie Malherbe und Casa, mit feinem, rhythmisch-musikalischem Taktgefühle operierte und mit ihm, dank der Weihe, welche das Studium der alten Dichter über die künstlerische Form auszugiefsen pflegt, harmonisch-elegante Verse schuf; dafs er, ebenso wie A. Caro, in Übersetzungen — besonders machte die der „Einleitung in die schönen Wissenschaften“ von Batteux grofsen Eindruck — leidliches Geschick dokumentierte, ist wohl wahr. Aber gerade Denina ist in seiner immerhin von Optimismus nicht ganz frei zu sprechenden Auffassung von der deutschen Litteratur mit dergleichen schmeichelhaften exotischen Vergleichen öfter bei der Hand, als für ein klares, von Vorurteilen ungetrübtes Verständnis erspriefslich ist. Übrigens entspricht das

fast unbeschränkte Lob, das von ihm Ramlern gespendet wird — nennt er ihn doch mit Klopstock und Wieland als einen der besten deutschen Dichter — thatsächlich der hohen, fast an Gottsched erinnernden Stellung, welche Ramler im zeitgenössischen Auslande, Frankreich nicht ausgenommen, jahrelang einnahm, und die Ausstellungen, welche man an seinen Dichtungen zu machen für nötig fand, wie der von Vannetti erhobene und wenigstens für den Dialog „Ptolemäus und Berenice“ von ihm nachgewiesene Vorwurf unnatürlicher Gezwungenheit, oder die von Denina gerügte Übertreibung des deklamatorischen Pathos, sind nur leichte Schatten, welche den Glanz seines dichterischen Namens nicht trüben, eher zu erhöhen vermögen. Scharfe Verurteilung erfährt allein die von Ramler unberufen, wie so manchmal, unternommene Versifikation der Geſsnerschen Idyllen, und dies mit um so gröſserem Rechte, als der hierüber höchlich erstaunte Züricher Dichter selbst nach Bertólas glaubwürdigem Zeugnisse seine Idyllen in ihrer originalen Form als „nur für das Auge in Prosa geschrieben“, in Wahrheit aber als Verse bezeichnete, denen er gewiſs auch eine Auge und Ohr befriedigende dichterische Form gegeben haben würde, wenn er, wie Ramler, „il più grande dei verseggiatori tedeschi“, es verstanden hätte, Verse zu machen. — Mehr noch als der vollen Objektivität des litterarischen Urteils dienlich erscheint, beschäftigt sich Denina auch mit Ramlers Privatleben. Er berührt seinen Beruf als Lehrer der Berliner Kadettenschule und seiner Ehrenmitgliedschaft in der Akademie, eine Doppelstellung, die ihm, dem von Turin berufenen wirklichen Mitgliede, anderwärts, obwohl er keinen Namen nennt, bittere Klagen über die Deklassierung dieses Instituts und seinen beginnenden Marasmus auspreſst; er gedenkt seines Verkehrs mit der Karschin, die derselbe in Gemeinschaft mit Engel sogar einiger „impromptus alternatifs“ mit ihr nicht für unwürdig gehalten; er bringt Ramlers Horazübersetzung mit einer Xenophonversion seines Amtsgenossen Grillo in eine für ersteren nicht gerade schmeichelhafte Gegenüberstellung; ja, er hält es für wichtig genug, mitzuteilen, daſs Ramler „sur les traces du célèbre Lessing“ regen Verkehr mit Juden und Schauspielern beiderlei Geschlechts zu unterhalten gepflegt habe. Der hohen Meinung gegenüber, welche Denina von den litterarischen Verdiensten Ramlers im

allgemeinen hegte, wirkt die Betonung solcher doch herzlich unwichtiger Details einigermafsen befremdend.

Über Louise Karsch und ihre Wertschätzung seitens der Italiener Andres und Denina haben wir wiederholt Andeutungen gegeben. Nachtragen möchten wir, dafs bei allem Lobe, das er dieser Frau um ihrer Improvisationen willen spendet, Denina ihre Impromptus doch nicht höher als gefällig geschriebene Couplets taxierte, dafs er der auch von Andres adoptierten Bezeichnung der Dichterin als deutscher Korinna energisch widerspricht und seiner Empörung über des zeitgenössischen Historikers Archenholtz Sentenz, „dieser herabwürdigende Vergleich sei ein grofses Unrecht gegen seine Landsmännin", in der Bemerkung Ausdruck giebt, diese Ansicht sei etwa der eines Musketiers zu vergleichen, der es sich beikommen lasse, von schönen Künsten zu sprechen.

Wenden wir uns nun jenem Kreise zu, der nach Gottscheds geräuschvollem Rücktritte von der litterarischen Diktatur die Ehre der deutschen Poesie zu wahren sich die Aufgabe stellte, zu den Mitarbeitern der sogen. „Bremer Beiträge". Wir begegnen in der Beurteilung auch dieser Dichter seitens ihrer italienischen Zeitgenossen der freilich sehr erklärlichen Erscheinung, dafs die innere Zusammengehörigkeit von in derselben geistigen Atmosphäre wirkenden und mit ihrem Schaffen in gleichem Boden wurzelnden Dichtern fast stets erst von der Nachwelt erkannt, selten schon von den Mitlebenden geahnt, dafs ihre Schöpfungen selten von ihnen als notwendige Reflexerscheinungen zeitgenössischen Gedanken- oder Gefühlslebens, sondern fast nur in ihrer Vereinzelung aufgefafst und gewürdigt zu werden pflegen. Mit anderen Worten: es ist auch nicht ein einziger unter allen den italienischen Kritikern, welche sich mit Dichtern dieser interessanten Gruppe beschäftigen, dem das sie verknüpfende Band, ihre, wenn auch unausgesprochen gebliebene, so doch thatsächlich gemeinsame Kampfesstellung gegen den Absolutismus der platten Gottschedschen Verständigkeit und seine Überwindung durch objektiv gute dichterische Darbietungen zum vollen Bewufstsein gekommen wäre. In diesem Falle freilich war jene Unkenntnis darum verzeihlicher, weil die Leipziger Gruppe, weit entfernt davon, sich, wie Gleim und die Anakreontiker es thaten, vorzugsweise e i n e m Genre zu-

zuwenden, auf den heterogensten, ja wohl auf allen Gebieten der Dichtkunst ebenbürtig mit der bisherigen Schablone zu rivalisieren bemüht war. Auch ist ja nicht zu leugnen, daſs bei aller Hinneigung zu schweizerischer Didaxis und Malerei auch diese Dichtergruppe sich von den Fesseln französierender Konvenienz nicht ganz hat losmachen können.

Was von der italienischen Kritik bei einer gröſseren Anzahl dieser Dichter — übrigens auch bei einzelnen des Gleimschen Kreises — mit Recht als ein Mangel empfunden wird, ist nicht etwa, wie man annehmen möchte, die ihnen zweifellos eigene nüchtern-erbauliche Verständigkeit, trotz allen Sträubens eine Erbschaft der Gottschedschen Schule, sondern vielmehr die Beschränktheit ihres Gesichtskreises. Zachariä beispielsweise, deduziert Denina, habe gewiſs alles, was der Harz an Naturschönheiten, und was „Salzthal" an Werken schöner Kunst enthalte, mit rechtem Auge gesehen: wie anders aber, wenn er Rom, Venedig, Florenz oder die englischen und holländischen Häfen hätte bewundern können! Und wenn — fährt er in seinem Drange nach Vergleichungen fort — sein Gedicht nicht so pikant sei wie das ungefähr zu derselben Zeit über den gleichen Gegenstand von Abbé Parini veröffentlichte, so sei der Grund der, daſs das Leben und Treiben eines hohen Adels, den Verkehr mit den Spitzen der Gesellschaft, einen lärmenden Karneval, Schauspiele, Straſsenaufläufe, Luxus und Intriguen, wie sie der feinen Ironie des italienischen Dichters in Mailand zu Gebote gestanden, das kleine Braunschweig dem deutschen Poeten nicht zu bieten vermocht habe. Nicht günstiger urteilt von Zachariäs didaktischen Gedichten — von seinen Epopöen hält überhaupt niemand für der Mühe wert zu sprechen — Andres, der die bereits oben besprochene angebliche Neigung der Deutschen zu kleinlichen Beschreibungen mit den „Tageszeiten", sowie mit desselben Dichters „Vier Stufen des weiblichen Alters" zu begründen sucht; ebenso absprechend Bettinelli, der auſser den Jugenddramen Lessings (die späteren kannte er wohl noch nicht) und den langen Gesprächen in Klopstocks Messias obengenannte beide Gedichte Zachariäs mit ihren guten Lehren sich erkoren hat, um an ihnen seinen Landsleuten deutsche Eintönigkeit und Langweiligkeit zu demonstrieren. Der einzige namhafte Italiener, der, und zwar ledig-

lich vermöge seiner fast an Manie streifenden Voreingenommenheit für Naturbilder, an Zachariä wirkliches Wohlgefallen fand, war Bertóla. Nicht nur bezeichnet er (in einem Briefe an Ritter Florelli vom 12. Mai 1773) ihn und Thomson als diejenigen Dichter, die es am besten verstanden, die Reize des Abends und des Sonnenunterganges zu schildern; er nahm auch das zweitgenannte in sein Werk „Idea della letteratura alemanna" auf, allwo es in Gemeinschaft mit anderen Erzeugnissen ähnlich zweifelhafter Güte, mit „Ariadne" von Brandes, mit „Medea" von Gotter und der Sonnenfelsschen Lobrede auf Maria Theresia als Probestück deutscher Dichtkunst paradierte.

Dem Vorwurfe eines zu engen Horizonts entgeht selbstredend auch Rabener nicht; dessen „recht pikante Satirik" — so nennt sie Denina — „gewifs über dem Niveau der Mittelmäfsigkeit gestanden haben würde, wenn der Reichtum an aristokratischen Gestalten, welche das damalige Dresden aufwies, mindestens so grofs gewesen wäre, dafs es dem Dichter hätte gelingen können, auch nur eines der Porträts, die er aus jenem Kreise gezeichnet, so zu entwerfen, dafs sich mehr als eben nur eine Persönlichkeit hätte getroffen fühlen können": mit anderen Worten, wenn der Dichter mit dem Klatschen ungestraft auch hätte zuschlagen dürfen! Zugeben freilich mufs er, dafs Rabener selbst das, was er geschrieben, wohl nirgend anderswo als gerade in Dresden zu veröffentlichen vermocht hätte; einmal als Schützling des Grafen Brühl, dessen vielgeschmähte Prachtliebe doch auch den schönen Künsten zu gute gekommen, dann aber auch darum, weil kein anderes Land, auch Österreich nicht, zu jener Zeit sich so hoher Achtung und zugleich solcher Freiheit habe erfreuen können wie Sachsen unter August III. Wenn an anderer Stelle Denina behauptet, Rabeners und Gellerts prosaische Schriften seien vor dem Erscheinen der Adelgunde-Gottschedschen Briefe die schönsten und geschätztesten in ganz Deutschland gewesen, so darf man darüber mit ihm wohl nicht rechten; noch weniger, wenn er es beklagt, dafs Rabener, „welcher der deutsche Rabelais sein könnte", diesen Anspruch durch die Weitschweifigkeit — „Seichtigkeit" wäre richtiger gewesen — seiner Schriften verscherzt habe, und an letzteren gerade darzulegen sucht, warum so wenige deutsche Autoren, sei es im Original, sei es in Über-

setzungen, dem Auslande bekannt würden. Wenn aber Andres behauptete, Rabener gelte, so wie einst Canitz, bei seinen Landsleuten als ihr Boileau, so ist er doch wohl in starkem Irrtum: einen solchen Ruf hat Rabener, bei aller nicht wegzuleugnenden wohlfeilen Popularität, auch in seinen besten Zeiten nicht besessen! Dazu fehlte ihm zu sehr jene Feinheit der Behandlung, die den echten Satiriker kennzeichnet, jene Kunst „im Einzelnen das Allgemeine zur Anschauung zu bringen, das Provinzielle im Nationalen zu erweitern“. Und dennoch mufs es wohl wahr sein, dafs sein und vielleicht noch Gellerts Ruf auch im Auslande jedes andere noch so berechtigte Talent des Dichterkreises, dem sie angehörten, in den Schatten stellte; denn von Liskows „des deutschen Swift“ zweifellos doch besserer, weil schärferer Satirik, von Kästners epigrammatischem Talente finden wir bei Denina wie Andres — anderer hier nicht zu gedenken — durchaus nichts; von Cramer hören wir, dafs seine und Ramlers Oden als Nachahmungen der Hallerschen angesehen und geschätzt, von Lichtwer, dafs seine Fabeln als „imparfaites“, an die Lafontaines nicht heranreichend, aber seine „Manier“ als verständiger und ernster angesehen wurde; beiläufig auch, dafs er der erste deutsche Dichter gewesen, der sich über die „malhonnêteté“ des Nachdrucks beklagt habe: aber von einer auch nur oberflächlichen Besprechung ihrer Stellung zu anderen Gleichstrebenden, von einer Würdigung ihrer thatsächlichen Verdienste ist an keiner der angeführten Stellen die Rede. Wirkliches Interesse erregen etwa nur noch diejenigen Dichter, welche mit ihrem Schaffen, gleichviel ob mit oder ohne Erfolg, das dramatische Gebiet betreten haben, ein Gebiet, bei dessen Besprechung die italienische Kritik ganz vornehmlich jenen mitleidig-gönnerhaften Ton anzuschlagen pflegt, der ihr überhaupt in der Beurteilung unserer litterarischen Erzeugnisse nicht fremd ist. Es wäre unrecht, sich durch denselben verletzt zu fühlen; denn zu der ihm zu Grunde liegenden, bereits oben erwähnten Überzeugung, dafs wir Deutschen schon wegen der Schwerfälligkeit unserer Sprache und mangels eines hauptstädtischen Mittelpunktes, abgesehen von anderen Gründen, es nie zu dem, was von Corneille an bis auf Lessing als höchstes Ideal wahrer Poesie erschien, zu einer guten „heroischen Tragödie“ bringen könnten, gaben die Zustände

unserer vorlessingschen Dramatik dem Auslande volles Recht. Und wenn selbst deutsche, gut patriotische Litteratoren die Überschätzung der französischen Klassicität so weit trieben, dafs u. a. Bielefeld offen erklären konnte, man müsse sehr voreingenommen sein, um nicht zuzugeben, dafs ein Corneille, ein Racine höher als Sophokles, Euripides, Seneca, und ein Molière, Régnard höher als Plautus und Terenz ständen, so erscheint die absprechende Kritik des romanischen Auslandes über unsere dramatische Muse doppelt verzeihlich. In der That will Denina für Deutschland nur drei Arten dramatischer Poesie, die Komödie, das Hirtendrama und „das musikalische Drama“ oder die Operette als berechtigt gelten lassen; im besten Falle werde man nach Engels und Lessings glücklichen Versuchen in dem, was er mit „mezzana tragedia“, wir als bürgerliches Trauerspiel bezeichnen, Voltaire aber eine „Tragödie dritter Klasse“ zu nennen beliebte, auf einigen Erfolg rechnen können. Zwar seien, berichtet er, Versuche auch im Gebiete des ernsten, erhabenen Dramas angestellt worden, aber vergeblich: v. Kronegk, ein Talent, das für das tragische Genre geradezu prädestiniert erschienen, sei in früher Jugend gestorben; sein bedeutendstes Drama „Kodrus“ werde nicht mehr aufgeführt; Brawe (Lessings junger Freund) und Schlegel seien ebenfalls mit solchen Dramen hervorgetreten; aber man habe dieselben weder selbst lesen, noch sie vorlesen hören wollen. Ähnlich, wenn auch weniger absprechend, läfst sich Andres aus. Wohl bespricht er anerkennend das in überraschender Weise zum Durchbruch gekommene „tragische Genie“ des Autodidakten Behrmann, jenes Hamburger Kaufmannes, der mit seinem nach den Regeln neuklassischer Observanz, in korrektem Versbau und eleganter Sprache geschriebenen Trauerspiele „Timoleon“ so gerechtes Aufsehen erregte; auch hätten, versichert er, Schlegels „Kanut“ — die von Lessing so hoch gestellten „Trojanerinnen“ kennt er nicht — und Kronegks „Kodrus“ allerdings Beifall gefunden: aber von einem Vergleiche dieser Dichter mit Corneille oder Racine könne darum doch bei verständigen Deutschen selbst nicht die Rede sein. Weit eher sei er geneigt, Chr. F. Weifse als unseren Crébillon zu bezeichnen; gleich denen genannten Dichters verbreiteten seine Tragödien unheimliche Melancholie, mehr aber noch als jene — man brauche nur

„Atreus und Thyestes“ zu lesen — Schaudern und Entsetzen.

Aber auch auf dem von Italien uns gütigst überlassenen Terrain des Dramas niederer Ordnungen haben wir es — nach dessen Gutachten — bis Lessing nicht sonderlich weit gebracht. Krüger, berichtet Denina, hochbegabt für die Komödie, sei schon im Alter von 28 Jahren gestorben; Weifse, dessen Lustspiele bekanntlich in ihrer unmittelbaren Wirkung den Eindruck der Erstlinge Lessings auf die mittleren Schichten der Gesellschaft beeinträchtigten, findet mit dieser seiner einzig hervorragenden Thätigkeit nicht einmal eine Erwähnung. Andres beschränkt sich, da er nach eigenem Geständnisse aufser Bruchstücken von „Der Edelknabe“ und anderen Engelschen Lustspielen nichts gelesen, darauf, seinen Lesern das anerkennende Urteil Friedrichs des Grofsen über den Ayrenhoffschen „Postzug“ zu reproduzieren, nach welchem der Dichter in diesem Drama „auf dem Theater unsere Gewohnheiten und Lächerlichkeiten so dargelegt, wie selbst Molière es nicht mit gröfserem Glücke hätte thun können“; glaubt aber im übrigen dem schwerwiegenden (gravissimo) verdammenden Gutachten dieses Fürsten über das deutsche Theater beipflichten zu müssen. Wenn er von Schlegel, der doch nach Lessings Urteile bisher dem deutschen Theater die meiste Ehre gemacht hatte, es rühmt, dafs er „sich auch in Komödien versucht“ und mit seinem „Triumph der guten Frauen“ — dies Stück lobte ja auch Lessing — nicht minderen Ruhm als einst mit „Kanut“ geerntet; dafs seine Lustspiele „Der Geheimnisvolle“ und „Die stumme Schönheit“ sich wohl mit seinen Tragödien „Hermann“ oder „Dido“ vergleichen liefsen, so nimmt dieses Lob sofort eine bedenkliche Wendung in der hinzugefügten Bemerkung, dafs die hiermit erworbene Anerkennung keinen Vergleich mit dem berechtigten Ruhme aushalte, von welchem die Lessingschen Jugenddramen „Der Freigeist“, „Der Schatz“, „Mifs Sara Sampson“ getragen würden.

Merkwürdigerweise hat ein lustspieldichtendes Brüderpaar jener Zeit, dessen Gedächtnis uns Spätgeborenen so gut wie ganz abhanden gekommen zu sein scheint, die in Schlesien geborenen, aber den gröfsten Teil ihres Lebens in Wien thätigen Schauspieler und Dichter Stephanie, bei Denina, und wohl nicht

bei ihm allein, hervorragend Gnade gefunden. Von dem älteren Bruder Christian behauptet er, er teile das Schicksal eines Thomas Corneille, eines Karl Gotthelf Lessing, die offenbar berühmter sein würden, wenn nicht ihre Brüder sich derselben Laufbahn wie sie mit gröfserem Erfolge gewidmet hätten; von letzterem aber, Gottlieb, ist er überzeugt, dafs trotz aller Schwächen, die man ihm und seinen Lustspielen — er nennt „Die Werber“ und „Die abgedankten Offiziers“ — zum Vorwurfe mache, doch Deutschland entweder — auf immer oder auf lange hinaus — seinen Shakespeare und seinen Goldoni werde entbehren müssen, oder es besitze ihn bereits in Gottlieb Stephanie. — Je weiter die Kritik in diesem Falle über ihr Ziel hinausschiefst, um so verwunderlicher ist es und zeugt immerhin von mangelhaftem Verständnisse unserer damaligen Dramatik, dafs derjenige Lustspieldichter, auf dessen Einflufs, sowohl was Stoff und Motive, als was Charakteristik und Situationseffekte anlangt, doch schliefslich die gesamte Lustspiellitteratur jener Zeit, von Krüger an bis auf Kotzebue, zum grofsen Teile zurückzuführen ist, der Däne Holberg, selbst bei Denina keine Erwähnung hat finden können.

Mit dem Hirtendrama, einem Genre, das anderen Nationen fremd geblieben war, und das bei uns in Rost, dem verächtlichsten der Gegner Gottscheds, seinen eifrigsten Vertreter fand, beschäftigt sich Andres etwas eingehender, darum aber nicht liebevoller. Die Abneigung, welche er, wie oben mitgeteilt, gegen die pastorale Erotik Gefsners und das Raffinement ihres Gefühlskultus hegte, tritt, nur noch in verstärktem Mafse, auch gegen diese Dramen zu Tage, welche von allem, was man von Dramen erwarte: Wechsel der Handlung, Erregung von Leidenschaften u. a. nichts zu leisten vermöchten; ihr „dünner“ und mittelmäfsiger Stil stimme freilich zur Hirtenschalmei, vermöge aber nicht, die Seele des Hörers über sich selbst zu erheben und auf die ihm vorgeführte Handlung zu fixieren.

So bleiben nur noch die Singspiele übrig, jene dramatischen Gebilde, mit denen Chr. F. Weifse, der vielgewandte, sein Vaterland von dem Banne welscher Zunge, der seit Metastasio auf ihm lastete, zu erlösen bemüht war. Sie seien recht hübsch, versichert Denina; auch habe Weifse in Schiebeler, Brandes u. a. Nachahmer gefunden; aber — ohne ein solches Aber erhält

wie wir immer mehr erkennen werden, auch die beste Leistung nicht so leicht ein Lob — aber es sei zu beklagen, daſs die meisten aus dem Italienischen oder Französischen übertragen und von fremden Komponisten in Musik gesetzt worden; und überhaupt zu konstatieren, daſs trotz der groſsen Fortschritte, welche das deutsche Theater in den letzten zwanzig Jahren gemacht, gröſsere als Frankreich von der Aufführung des „Cid" an bis zu der von „Zaïre", dasselbe es doch immer nicht weiter als bis zu bloſser Aneignung fremder Stücke gebracht habe.

Wenn man den Berichten der italienischen Zeitgenossen über Gellert allein trauen wollte, müſste man wohl zu dem Glauben gelangen, daſs an dem Weihrauche, der ihm bei Lebzeiten in Deutschland gestreut worden, an der Pietät, mit welcher der Klang seines Namens noch manches Jahrzehnt nach seinem Tode die Nachwelt erfüllte, eine gewisse nationale Selbsttäuschung über den eigenen Wert die Schuld trage, die da geglaubt habe, in Gellert bereits und den Produkten seines Schaffens das Höchste erreicht zu haben, was Menschenwitz und Menschenkraft zu erringen vermöchten. Dem ist ja aber nicht so. Wohl war und ist für jeden, der deutsch sprach und fühlte, Gellert der Gegenstand aufrichtiger Verehrung, pietätvoller Hochachtung; aber nicht, wie schon Vilmar richtig hervorgehoben, seiner Leistungen, sondern seiner liebenswürdigen Persönlichkeit wegen, die aber gerade darum, weil sie kerndeutsch war, weil sie Natur und Menschen mit den Augen deutschen Gemütslebens betrachtete, mit deutscher Tiefe und Beschaulichkeit auffaſste, von dem romanischen Auslande mit seiner Neigung zur Sinnlichkeit, zu äuſserem Glanze und geräuschvoller Öffentlichkeit ihrem innersten Wesen nach nicht begriffen werden konnte, ja vielleicht, wo dies etwa der Fall, ihm antipathisch werden muſste. Gerade seine und seiner Werke Beurteilung seitens des Auslandes liefert den schlagenden Beweis dafür, daſs, so international auch immer die Gesetze des Guten, Wahren, Schönen und die auf ihnen basierte Kritik sein mögen und sein wollen, letztere doch stets eine Schranke finden wird, vor der sie Halt machen muſs, und zwar in demjenigen, was das ureigenste Wesen der fremden Nation ausmacht, was ihr den Stempel und die Weihe nationaler Eigenart verleiht! — So erklärt es sich denn, daſs sogar unser sonst so

gutherziger Turiner Abate nicht nur nicht umhin kann, in dem überlegenen Tone kühlen Bedauerns von dem „bon Gellert“ zu sprechen, der von Lessing gestürzt worden, sondern auch vereint mit der „arrogance pédantique“ eines Gottsched, gerade Gellerts „simplicité mélancolique“ für die Abneigung verantwortlich macht, welche Friedrich II. gegen die deutsche Litteratur empfunden. Dafs Gellerts Schriften im deutschen Volke beliebt, mufs freilich auch Denina anerkennen, und besonders von seiner Prosa berichtet er, dafs eine ähnliche Wertschätzung zeitgenössischer Schriften, wie derer Gellerts und Rabeners, in Frankreich und Italien kaum „nel primo fervore della letteratura volgare“, kaum zu den Zeiten Pascals und Macchiavellis erlebt worden sei; mit Recht werde Gellert als ein Orakel der deutschen Litteratur betrachtet und verdiene Graf Brühls Schutz ebenso wie Friedrichs auszeichnende Behandlung. — Dasjenige Genre, in und mit welchem Gellert seinen Weltruhm begründete, das der Fabel, erwähnt vor anderen rühmend Andres, der ausdrücklich versichert, dafs, trotz kleinlicher Weitschweifigkeit und grofser Unwahrscheinlichkeit, er mit Lessing hierin auch unter anderen Nationen sich einen Namen zu machen gewufst habe, und der anderwärts, um die Laune und natürliche Anmut, die der Dichter hier entwickelt, in das rechte Licht zu stellen, ihn mit dem zeitgenössischen Fabeldichter Spaniens, Yriarte, vergleicht. — In seinem „Ragionamento su la volgar poesia“ nennt der Herausgeber der Opere Frugonis es einen Vorzug der Gellertschen Fabeldichtung, dafs sie gleich der des Engländers Gay († 1732) und des Franzosen Lafontaine weder der allzu platonischen Richtung, wie sie in Petrarca, noch der „fast cynischen“, wie sie in Ovid vertreten, sich anschliefse, sondern eine schöne, von „Ekstase“ freie Naturnachahmung sei. Dafs die lyrische Dichtung Italiens, von allzu grofser Bewunderung für Petrarka ergriffen, diesen Mittelweg verlassen, trage die Schuld an ihrem Verfalle. — Im Rechte befindet sich der Tadel der italienischen Kritik bezüglich der Gellertschen Oden und Dramen. Zwar bezeichnet Andres des Dichters Leistungen auf letzterem Gebiete unverhohlen als einen Fortschritt gegenüber der Gottschedschen Schule, in welcher die deutsche dramatische Kunst sich in ihrer Kindheit darstelle, rühmt auch, als besonders geschätzt, dessen „Zärtliche Schwestern“, hält sie

aber mit Recht für noch weit entfernt von dramatischer Vollendung. Ganz absprechend urteilt Bettinelli: „Welche andere Nation,“ ruft er, um die Genügsamkeit des deutschen Geschmackes zu kennzeichnen, „könnte sich die Abgeschmacktheit solcher Komödien, wie ‚die Juden‘ und ‚der Schatz‘ von Lessing, obwohl nur einaktig, oder des ‚Los in der Lotterie‘ von Gellert, die von den Deutschen unter die besten gerechnet werden (?), gefallen lassen? Es sind oft nur Unterhaltungen, Gespräche, akademisches Geschwätz, das, obwohl sich hier und da schöne Scenen finden, nach unseren Begriffen nicht auf die Bühne gehört!“ Und in vollem Einverständnisse mit ihm versichert Vannetti, nachdem er ebenfalls die Breite der Diktion bei unseren Dichtern überhaupt bemängelt, die Ode Gellerts auf den Tod eines Freundes habe einen Eingang, würdig nicht eines Gedichtes, sondern höchstens einer mittelmäfsigen Leichenrede. Zum Beweise dessen druckt er die Anfangsworte der Ode in treuer Übersetzung ab, mit dem Hinzufügen, dafs trotz all der schönen Sachen, die Gellert dann noch sage, hundert solcher Dichtungen nicht eine einzige Horazische Ode, wie die auf den Tod des Quinctilius, aufwiegen würden.

Man kann im allgemeinen dergleichen abweisenden Urteilen eine gewisse Berechtigung nicht versagen, und doch sich wundern, wie gerade Gellert, dessen Ruf auch im Auslande nicht gering war, unter ihnen zu leiden haben mufste. Wir glauben den Schlüssel zu dieser Erscheinung nicht zum mindesten in der oben mitgeteilten Bemerkung Deninas über das Verhältnis Friedrichs des Grofsen zu Gellert und der deutschen Litteratur finden zu sollen. Die italienische Kunst und Litteratur hat fast zu allen Zeiten — erst das Erstehen eines geeigneten Königreiches hat diesem Zustande wohl ein Ende gemacht — eines äufseren Rückhaltes bedurft, hat sich von Anbeginn an nur mit Hilfe eines gewissen, dort mehr als irgendwo sonst heimischen Mäcenatentums entwickeln können: kein Wunder, wenn Italiens Litteratoren auch den Wert der Dichter fremder Völker mit Vorliebe nach den Wärmegraden fürstlicher Gunst und Protektion bemafsen, die auf der Bahn einer Entwickelung denselben zu teil wurden! Und wenn es kaum zweifelhaft sein kann, dafs beispielsweise Algarotti bei weitem nicht so hoch in der Achtung seiner Landsleute gestanden haben würde, wäre er nicht durch

eines Friedrich Gunst emporgehoben worden; wie es wahrscheinlich ist, dafs auch die Canitz, Ramler u. a. kaum dem romanischen Auslande bekannt geworden, ja dafs vielleicht eines Leibniz wissenschaftliche Gröfse auswärts nicht in dem verdienten Mafse gewürdigt worden wäre, hätte nicht die Sonne fürstlicher Gnade ihre Laufbahn beleuchtet: so ist die Mifsachtung, welche trotz Friedrichs Bekanntschaft mit dem plus raisonnable de tous les savants allemands, dessen dichterischer Genius nach wie vor von Sanssouci aus erfuhr, auch Grund genug für das Ausland, besonders Italien, gewesen, in die Bedeutung Gellerts für unsere litterarische Entwickelung, in die Ebenbürtigkeit der damaligen deutschen Litteratur überhaupt mit dem Scheine einiger Berechtigung Zweifel zu setzen.

Welcher Art, welchen Grades war nun nach dem Dafürhalten Italiens Friedrichs Einflufs auf die Entwickelung der deutschen Litteratur? Welche Momente förderten seiner Beobachtung nach überhaupt ihren gewaltigen Aufschwung?

„Gott weifs," schrieb Lessing 1780, als die deutsche Dichtkunst bereits zu Ansehen gelangt war, „Gott weifs, ob die guten schwäbischen Kaiser um die damalige deutsche Poesie im geringsten mehr Verdienste haben als der jetzige König von Preufsen um die gegenwärtige. Gleichwohl will ich nicht darauf schwören, dafs nicht einmal ein Schmeichler kommen sollte, welcher die gegenwärtige Epoche der deutschen Litteratur die Epoche Friedrichs des Grofsen zu nennen für gut findet." Die Thatsachen haben Lessing unrecht gegeben: weder Zeitgenossen noch Nachwelt haben zu solch blöder Schmeichelei sich herabgewürdigt! Wenn es gleichwohl nicht zu leugnen ist, dafs die gewaltige Stellung, welche seit seinem Regierungsantritte Friedrich in dem geistigen Leben der Völker und, seit Beendigung der schlesischen Kriege, auch ihren politischen Konstellationen gegenüber einnahm, ihm wohl den Ruhmesanspruch zuweist, „der mächtigste und nachhaltigste Förderer und Mehrer deutscher Bildung" gewesen zu sein, so hat auch die deutsche Litteratur, trotz der Teilnahmlosigkeit, mit der ihr der König gegenüberstand, doch schon bei seinen Lebzeiten die Verpflichtung eines gewissen Dankes, den sie seinem Geiste schuldete, nicht zurückweisen können, wird auch

dazu wohl nie ganz im stande sein. — Die italienische Kritik hat — es ist ihr dies gegenüber der sonstigen Befangenheit fremden Urteils zum Lobe anzurechnen — in der Schätzung der Verdienste Friedrichs um unsere Litteratur zwischen jenem durchaus verkleinernden Tadel eines Gino Capponi unseres Jahrhunderts, der selbst aus unleugbarem Verdienste Vorwürfe schnitzt, und überschwenglicher Panegyrik das rechte Mafs besonnener Anerkennung und bescheidenen Tadels einzuhalten gewufst. — Auffällig hebt sich von allen, die seine Bedeutung auch nur flüchtig zu würdigen unternommen, Pietro Verri ab: er hat, wie ein Brief aus dem österreichischen Feldlager zu Schilda vom 1. Oktober 1759 erkennen läfst, von Friedrichs geistiger Höhe keine klare Vorstellung; ihm ist er, in schroffem Gegensatze übrigens zu seiner sogar Friedrichs kriegerische Gröfse verkleinernden Umgebung, unbestreitbar nur ein gran soldato. Auch Frugoni hat in seinem Sonett: Alla gloria del Re di Prussia lediglich die militärische Seite des von Friedrich erworbenen Ruhmes hervorzuheben für nötig gehalten. Seine hohe geistige Bedeutung dagegen rühmt schon Metastasio, bekanntlich auch kein Freund deutschen Wesens, indem er Algarotti in einem Briefe vom 13. Mai 1747 zu der Anerkennung Glück wünscht, welche seine Verdienste im hohen Norden durch einen „giudice così grande e illuminato“ wie Friedrich errungen. — Eine nur kurze, aber glänzende Schilderung von dem regen geistigen Leben am Hofe des grofsen Königs giebt in seinem „Séjour auprès de Voltaire“ Collini. Berlin, versichert er, habe im Jahre 1751 die schönste Vereinigung Einheimischer und Fremder von hervorragender Bedeutung geboten. Die einen seien unmittelbar vom Könige berufen, andere ausschliefslich durch den Glanz seines Namens, durch den kriegerischen wie wissenschaftlichen Ruhm eines Mannes angezogen worden, „dessen Schwert die Grenzen seines Reiches und dessen Feder das Gebiet des Wissens bereichert habe.“ „Welcher Magnet,“ fährt er fort, „für geistvolle Männer, in der Umgebung eines toleranten, aufgeklärten Königs sein zu dürfen, der in ihrer Mitte nur Friedrich sein wollte und vom Fürsten nur den einen Vorzug behielt, belohnen zu können! Männer wie Voltaire, Maupertuis, d'Argens, Algarotti, Pöllnitz,

Euler, Lieberkühn, Eller, Pelloutier, König, Merian bildeten in Preufsen eine der glänzendsten Vereinigungen Europas.“ — Die Thatsache, dafs es, wie auch aus diesem Verzeichnisse hervorgeht, doch vorzugsweise Fremde waren, welche in Berlin und Sanssouci Ehre und Auszeichnung genossen, bildet für Denina, weit davon entfernt, ihm auffällig zu erscheinen, geradezu einen Schlüssel zu der auch ihn verwundernden Erscheinung unseres litterarischen Aufschwungs. Diese Mischung Einheimischer mit Fremden, sagt er Disc. sopra le vic. etc. II, p. 113, welche in dem deutschen Berlin in dem Bestehen einer Akademie mit französischer Verhandlungssprache ihren prägnantesten Ausdruck gefunden, und zu welcher nur die Nachblüte der griechischen Litteratur in dem ägyptischen Alexandria ein Analogon biete; dazu der durch Einwanderung protestantischer Emigranten seit dem Beginne des 18. Jahrhunderts wachsende Einflufs französischen Könnens und Wissens: diese Umstände seien für die Weckung und Verfeinerung des deutschen Geschmackes geradezu eine Notwendigkeit gewesen. Der Geist des Widerspruchs gegen fremde Einflüsse habe die deutsche Thatkraft entflammt; und wenn es, so glaubt er, ein eigener Zufall sei, dafs die Deutschen gerade in dem Augenblicke begonnen, ihre Sprache rein und unverfälscht zu schreiben, als Friedrich II. am liebsten nur französische Schriften gehabt hätte, so sei doch nicht zu leugnen, dafs die besten deutschen Autoren, ja selbst die in Bodmer und Breitinger vertretene sogenannte Schweizer Schule und ihre Berliner Anhänger, mehr der französischen als der englischen Litteratur zu Danke verpflichtet gewesen seien. Im übrigen habe die Gröfse Friedrichs, von deren äufserlichen Erfolgen er anderwärts eine kurze, aber beredte Schilderung giebt, allein schon der Sprache derjenigen Nation, welcher er angehörte, gröfsere Beachtung und eingehendere Pflege als bisher zu schaffen vermocht. Um deswillen hält Bettinelli (Disc. sopra la poes. ital.), sowie den Franzosen sich endlich die Erkenntnis aufgedrungen, dafs ihr Lafontaine erst durch Ariost und Boccaccio der grofse Dichter geworden, der er sei, so auch das strenge Urteil des in der Wissenschaft wie im Kriege gewaltigen Königs über die Dichtung seiner Nation allein für ausreichend, um derselben die

Überzeugung beizubringen, dafs jene Dichter, welche sie selbst, und leider auch schon viele Italiener, für so verdienstvoll erachteten, des bisher genossenen Ruhmes nicht wert seien. Schärfer noch und bestimmter als oben bezeichnet Denina die eigentümlich fremde Stellung, welche Friedrich der endlich unaufhaltsam gewordenen litterarischen Bewegung Deutschlands gegenüber einnahm, durch Mitteilung jener Antwort, welche einst ein berühmter Reisender auf seine an den König gerichtete Frage erhalten, warum er die Gelehrten seiner Nation so wenig begünstige. „Je les laisse faire“ läfst er den König erwidern und erklärt mit diesem „grand mot“ die übrigens ihm unauffällige Thatsache, dafs gerade diejenigen Zweige der Kunst und Litteratur, welche Friedrich geliebt und begünstigt, ja selbst gepflegt, weniger prosperiert hätten als die, welche er nicht zu beachten geschienen. Die Freiheit des Wortes und der Schrift, so deduziert er hier und an einer anderen Stelle, sei die Lebensluft litterarischen Schaffens, die einzige Unterstützung, deren dasselbe seitens der Machthaber bedürfe; mit ihrer Verleihung habe der aufgeklärte König auf unser geistiges Emporkommen mehr Einflufs geübt, als alle Erziehungsmethoden der Welt je hätten üben können, und bessere Zeiten für Deutschland herbeigeführt als selbst die Regierung eines Leo X. für Italien, eines Louis XIV. für Frankreich! — Die Mifsachtung der deutschen Sprache und Litteratur, welche der grofse König oft genug an den Tag legte, findet in Denina einen beredten Anwalt. Nicht dafs er sie durchaus verteidigte — dazu hält Denina selbst die deutsche Bildung zu hoch —, aber er bemüht sich, sie aus dem Geschmacke der Zeit, in welcher der Prinz zum Herrscher heranwuchs, aus ihrer sich wie von selbst verstehenden Vorliebe für alles Französische, aus der hilflosen Unfertigkeit der deutschen Litteratar, welche in der That erst durch Anlehnung an Frankreich etwas werden konnte und geworden ist, historisch zu erklären und zu begreifen. Friedrich habe als Prinz eine vollendete, glänzende französische Litteratur vorgefunden, während die deutsche, wenn nicht in der Wiege, so doch noch auf der Schulbank sich befunden habe. Dazu sei der Übelstand getreten, dafs von allen Deutschen, die in seine Nähe gekommen, keiner Kenntnisse genug besessen noch hinreichendes Ver-

trauen bei ihm genossen habe, um ihn von der nationalen Litteratur eine vorteilhaftere Meinung gewinnen zu lassen, so dafs beispielweise, als man ihm einst von Wieland gesprochen, er geäufsert: „Es ist doch erstaunlich, dafs der Mann so berühmt ist, und ich ihn nicht kenne!“ Die Bekanntschaft aber mit Gellert und Gottsched — letzterer stiefs ihn geradezu ab — sei ebenso wenig wie die „manières singulières“ eines Arletius u. a. im stande gewesen, ihm die Franzosen zu verleiden.

Interessant sind Deninas Aufschlüsse über den in des Königs Anschauungen eingetretenen Umschwung. Als im Frühjahre 1779, berichtet er, Friedrich sich zu Breslau aufgehalten, um im Falle des Scheiterns der politischen Unterhandlungen loszuschlagen, habe in seinem Verkehre mit Garve und Arletius das Gespräch sich vielfach auf die alten Klassiker gelenkt, und als einmal von Tacitus die Rede gewesen und der König das diesem Autor eigene „quot verba tot pondera“ für die deutsche Sprache als eine Unmöglichkeit bezeichnete, habe Baron von Hertzberg durch eine Übersetzung zweier Kapitel der Germania dieses Vorurteil zu entkräften versucht. Durch diesen Widerspruch gleichsam gereizt habe Friedrich nach seiner Rückkehr in die Residenz zwar seinen „Discours sur la littérature allemande“ — jenes „Zopfbüchlein“, wie es Joh. Scherr nennt — geschrieben, aber doch von der Zeit an, leider zu spät, begonnen, den Gelehrten seines Landes gröfseres Interesse zu widmen und, wie er an d'Alembert schrieb, einzusehen, dafs, wenn er gute Bücher lesen wolle, er sich an seine Deutschen halten müsse. Einen hervorragenden Anteil an dieser Sinnesänderung habe, teilt anderwärts Denina mit, auch Marquis Lucchesini gehabt, der, nach mehrjährigem Aufenthalte in Wien und Dresden nach Berlin als Kammerherr und Gesandter berufen, mit seiner reichen Kenntnis der modernen Litteraturen auch der deutschen und ihren Vertretern bei dem greisen Könige das Wort geredet habe. — Dafs mit dieser Darstellung Denina nicht etwa beabsichtigte, die unleugbare Schwäche des grofsen Königs zu vertuschen, seine Schuld zu bemänteln, möge man daraus erkennen, dafs er ihm anderwärts — ob mit Recht, sei dahingestellt — den Vorwurf macht, er habe mit seinem den Franzosen abgelernten Monopolsystem, das er in Gestalt eines dem Theater-

direktor Döbbelin für seine Residenz gewährten Privilegii u. a. auch auf die dramatische Muse ausgedehnt, der Entwickelung der dramatischen Kunst in Berlin wenigstens so sehr geschadet, dafs sie derjenigen zu Wien, Mannheim und Hamburg bei weitem nachgestanden habe. Ja, die Vernachlässigung, welche Friedrich II. Klopstock und seinem Erstlingswerke bewiesen, erscheint ihm, obwohl er sich dieselbe aus dem Einflusse Voltaires zu erklären vermag, doch geradezu ärgerlich!

Mit diesen, hier oft nur auszugsweise wiedergegebenen Bemerkungen hat die italienische Kritik, vorzugsweise der zu ihr besonders berechtigte Denina, die Stellung Friedrichs zu der mit ihm sich entfaltenden litterarischen Entwickelung Deutschlands vollauf bezeichnet. Von Jugend auf deutschem Wesen fremd, von dem Glanze französischen Geistes geblendet, hatte Friedrich für den Pulsschlag nationalen Geisteslebens kein Gefühl, kein Verständnis. Als er, mühsam genug, ein solches erringen wollte, war es zu spät. Die Bedeutung seines Namens aber und die überwältigende Macht seiner Persönlichkeit, seine politischen Erfolge, unter denen die Paralysierung des bisher allmächtigen westlichen Einflusses sich in erster Linie befindet, die angelegentliche, fördernde Pflege, welche durch ihn der Wissenschaft überhaupt, die ja an sich aller nationalen Schranken ledig, zu teil ward: diese Momente wirkten doch auch auf solche Kreise, denen diese Förderung nicht eigentlich hatte zu gute kommen sollen; sie weckten die bis dahin in Schlummer gehüllte Denkkraft der Nation; sie verliehen mit der wachsenden Bedeutung des Staates, dessen Regent der grofse König war, auch den geistigen Strömungen desselben und damit des übrigen Deutschland zur harmonischen Entfaltung ihrer Kräfte dasjenige, was ihr in den Jahrhunderten schwerer innerer Kämpfe und äufserer Anfechtungen allmählich so gut wie ganz abhanden gekommen war: das nationale Bewufstsein!

Dresden. Dr. Th. Thiemann.

Zu Walter Scotts Lay of the Last Minstrel.

Die an dem Scottschen Lay gepriesenen und auch wohl kaum zu bestreitenden Vorzüge, welche ihm zugleich eine Stelle im Kanon der auf höheren Schulen zu behandelnden englischen Schriftsteller sichern, sind die, dafs diese Dichtung zu den volkstümlichsten des schottischen Barden gehört, dafs sie vortrefflich in das Verständnis seiner Eigenart und edlen Gesinnung einleitet, durch Kraft, Fülle und Lebendigkeit der Sprache reizt und durch ihren Inhalt auch den Schüler fesselt. Will man sich jedoch von der Richtigkeit dieser Aufstellungen voll überzeugen, so darf man einer Untersuchung über die leitenden Grundgedanken des Werkes nicht aus dem Wege gehen. Einer solchen seien denn die folgenden kleinen Arbeiten gewidmet.

1. Die Idee der Dichtung.

Ich lasse mich durch die Behauptung, der ich neulich bei einem Herausgeber begegnete, dafs es Scotts Werken überhaupt an grofsen und anregenden Gedanken fehle, ebensowenig stören, als ich allein der Vorrede des Dichters folge: jene Ansicht mufs doch Zweifel an ihrer Richtigkeit bei einem grofsen Schriftsteller erwecken und kann vielleicht widerlegt werden; Scotts Vorrede aber handelt fast gar nicht über die Idee seiner Dichtung. Dagegen sehe ich mich, um letztere festzustellen, veranlafst, dem Leser den Verlauf der Erzählung in möglichster Kürze zurückzurufen und mit ihm zugleich einen Gang durch den Zauberwald unseres Gedichtes zu unternehmen.

Die Geschichte also ist diese: Eine Herzogin von Buccleugh, die durch ihren Vater in der „schwarzen Kunst“ unterwiesen war, erfuhr eines Abends aus dem Zwiegespräch eines Flufs- und eines Berggeistes, dafs ihrem Hause eine schwere Gefahr drohte, ferner, dafs sie selbst durch diese Heimsuchung genötigt sein würde, die lange verweigerte Zustimmung zur Verbindung ihrer Tochter Margarete mit dem Lord Cranstoun endlich doch zu geben. Dieser Cranstoun nämlich hatte einst in einer Fehde gegen ihr Geschlecht gestanden, einer Fehde, die ihrem Gemahl das Leben kostete; und seitdem kannte die Herzogin nur ein Gefühl, Rache an ihren Feinden; selbst der Bahre ihres Gatten hatte sie, ganz erfüllt von ihrer Leidenschaft, keine Thräne, kleine Blume gespendet; und Margarete wufste, dafs die Mutter sie lieber auf dem Totenbette als an Cranstouns Arm sehen würde. Die Geister aber hatten eben in jenem Zwiegespräche verkündigt: „Die herannahende Not wird den Stolz der Lady dämpfen und der unschuldigen Liebe der Tochter doch zu ihrem Rechte verhelfen.“ Voll Zornes über diese Weissagung griff die Herzogin zu einem äufsersten Mittel. Sie wufste, dafs in der Melroser Abtei, im Grabe des Zauberers Michael Scott, ein Wunderbuch bewahrt würde, und dafs der Mönch, der es bewachte, diesen Schatz herausgeben müfste, wenn das Haus Buccleugh in Not stände. Alsbald ordnete sie den tapfersten ihrer Ritter, Wilhelm von Deloraine, ab, das Buch zu holen, noch in derselben Nacht; und er führte den Befehl der Gebieterin aus, trotz der Schrecken der Dunkelheit und der Grabesöffnung. Als er aber heimritt und durch einen Wald nahe der Burg Branksome (wo die Herzogin wohnte) kam, stiefs er auf seinen Todfeind, den Lord Cranstoun. Dieser hatte eben eine Zusammenkunft mit seiner Braut, als ihn sein Zwergknappe — ein Kobold, der ihm einst zugelaufen war — auf die drohende Gefahr aufmerksam machte. Bald bestanden sich die furchtbaren Kämpen; aber Deloraine fiel schwer verwundet aus dem Sattel. Cranstoun hiefs nun seinen Zwerg den Ritter nach dem Schlosse bringen. Ungern gehorchte der böswillige Kobold; da entdeckte er zu seiner Freude unter dem Panzer des Verwundeten das Zauberbuch, das ihn belehrte, wie er nach Belieben verschiedene Gestalten annehmen könnte. Nun

packte er Deloraine auf sein Rofs, kam in die Burg und legte den Ritter auf die Schwelle der Kemnate, in welcher die Lady ruhte. Er blieb dann noch im Schlosse und richtete dort allerlei Unfug an; es gelang ihm zuletzt sogar, in der Gestalt eines Spielkameraden den kleinen Sohn der Herzogin in den Wald hinauszulocken. Hier wurde der arme Knabe bald die Beute zweier Jäger, die als Spione eines heranziehenden feindlichen englischen Heeres die Burg umschlichen. Die Mutter ahnte nichts von diesem Unglück, denn der Kobold lief bald wieder als der junge Graf im Schlosse umher.

Nicht lange, so erfüllte sich auch, was die Geister geweissagt: flüchtige Vasallen und Landleute brachten die Nachricht von einem feindlichen Einfalle; Feuerzeichen auf den Höhen bestätigten die Kunde. Kaum hatte man sich zum Empfange der schlimmen Gäste gerüstet, da umschlossen diese auch schon die Wälle. Der junge Graf, d. h. der Kobold, jammerte vor Angst, so dafs die Herzogin, erzürnt über die Feigheit ihres Sohnes, ihn noch kurz vor der Ankunft der Feinde durch einen Freisassen nach dem benachbarten Schlosse Buccleugh schickte. Der Freisasse ward erst unterwegs gewahr, wen er führte, als nämlich der Gauch seine wahre Gestalt annahm und davonlief. Jener schofs ihm einen Pfeil durch die Brust, konnte ihn jedoch damit nicht töten. Der Kobold führte bald hernach sogar seinen Herrn Cranstoun heimlich in die Burg.

Die Belagerer zeigten nun der Lady das gefangene Söhnchen; sie würden ihn, so drohten sie, mit an ihres Königs Hof schleppen, falls die Herzogin nicht den William of Deloraine, den schlimmsten ihrer Marodeurs, auslieferte. Hart war die Probe für das Mutterherz, aber der Stolz trug den Sieg davon. „Deloraine," sagte die Herzogin, „wird nicht ausgeliefert; er mag sich aber durch einen Zweikampf mit Musgrave (einem der englischen Herren) von dem Verdachte, den man auf ihn wirft, reinigen." — Nun bereiteten die Feinde den Sturm. Als sie aber vernahmen, Graf Douglas brächte der Burg Entsatz, gingen sie dennoch schnell auf den Vorschlag der Herzogin ein: die beiden Ritter sollten miteinander kämpfen. Ein Waffenstillstand wurde bis auf den nächsten Morgen geschlossen, und die feindlichen Scharen vereinigten sich zu gemeinsamen friedlichen

Belustigungen im Schlosse. Als nun bald nach Anbruch des Tages die beiden Ritter gegeneinander stürmten, entschied sich die Sache wider Erwarten sehr schnell: Musgrave lag nach kurzem Kampfe tot auf dem Sande. Sein gewaltiger Gegner — Deloraine, wie jeder wähnte — stand noch sinnend neben dem traurigen Anblicke, als eine grofse Bewegung unter den Zuschauern Platz griff: die Menge teilte sich, um eine gräfsliche, halbnackte Gestalt durchzulassen; es war Deloraine selbst, der von seinem Krankenlager auf die Schranken zueilte. Hatte denn ein Geist den Kampf bestanden? — Man nahm dem Sieger den Helm vom Haupte, und siehe! das schöne Haupt des edlen Cranstoun blickte stolz umher. Wieder hatte der Kobold die Hand im Spiele gehabt. Sofort aber führte Cranstoun nun den jungen Grafen aus der Feinde Mitte zur Lady: „Um diesen schönen Preis,“ sagte er, „kämpfte und siegte ich.“ Die Edelfrau wufste sich lange nicht zu schicken; sie blickte nieder zum Flusse, zum Hügel hinan und dachte an die Weissagung der Geister. — „Nicht du,“ sagte sie endlich, „nicht du — das Schicksal hat mich überwunden. Nimm sie denn, die ich dir nicht mehr versagen kann; und mögen nun die Sterne freundlichen Segen auf Teviots Strand und Branksomes Türme herniedersenden; gedämpft ist ja der Stolz und die Liebe frei.“ — Der Verlobung folgten alsbald die feierliche Vermählung in der Schlofskapelle und der Hochzeitsschmaus, den die Krieger mit genossen. In der Festversammlung aber trieb der Kobold sein loses Spiel munter fort: Ritter und Freisassen verstand er aneinander zu hetzen; und hatte er wilden Hafs entflammt, so verkroch er sich in eine Ecke und rief vergnügt, wie jedesmal bei seinen Schurkereien: „Entkommen! Entkommen!“ Doch die Herzogin hatte sein Verderben beschlossen; sie mufste ja auch das Zauberbuch wiederhaben, um es nach Melrose zurücksenden zu können. Sie hatte eben, um den Eindruck der Streitigkeiten zu verwischen, drei Sänger vermocht, ihre Lieder anzustimmen; da umdüsterte sich plötzlich der helle Saal, und ein Feuerstrahl fuhr auf den Kobold hernieder, der erbärmlich schrie: „Gefunden! Gefunden! Gefunden!“ Eine Stimme aber donnerte ihm zu: „Gylbin, komm!“ Und der Zwerg ward nicht mehr gesehen; Deloraine versicherte, der Geist des Zauberers

Michael Scott hätte den Frevler geholt. Alle standen erschüttert da; selbst die Herzogin gelobte sich, fortan der schlimmen Kunst zu entsagen. Die Ritter aber, von denen die meisten auch wohl im Gewissen getroffen waren, entschlossen sich zu einer gemeinsamen Bufsfahrt nach Melrose, wo sie für die Seele Scotts beten lassen wollten, damit sie endlich zur Ruhe käme. Und so geshah es.

Der Verlauf dieser Erzählung, der wir gelegentlich die uns wichtig scheinenden Erklärungen eingeschaltet haben, führt von selbst auf den gesuchten Faden: der Stolz der Herzogin mufste gedämpft, die unschuldige Liebe ihrer Tochter freigegeben werden. So spricht der Berggeist bald nach Anfang des Gedichtes schon das lösende Wort:

> No kind influence deign they (the stars) shower
> On Teviot's tide, and Branksome's tower,
> Till Pride be quell'd, and Love be free.

Diese Weissagung gab dann die Veranlassung dazu, dafs die Lady das Buch holen liefs; ebenso führte sie zur weiteren Verwickelung. Als aber die Edelfrau sich überwunden sah, gestand sie wider Willen ein, dafs jenes Wort in Erfüllung gegangen wäre (V. 26):

> Their influence kindly stars may shower
> On Teviot's tide, and Branksome's tower, —
> For Pride *is* quell'd, and Love *is* free.

Der so angedeutete Grundgedanke wird allerdings nicht, wie sonst wohl in epischen Dichtungen, gleich anfangs bestimmt und breit hingestellt; er tritt nur verhüllt nebenein. Er wird an den Erlebnissen der Herzogin zur Anschauung gebracht. Um nun hier nicht, wie wohl geschehen ist, die genaue, treue und wahre Charakterzeichnung zu verkennen, wollen wir beachten, dafs die stolze Dame einen schweren Läuterungsgang durchzumachen hat, bis in ihr und durch sie „Pride is quelled, and Love is free". Sie mufs äufseren Umständen nachgeben, bis sie die Liebe frei walten läfst; sie sieht endlich auch die schlimmen Folgen ihres „Tampering with the dangerous art" ein, und die noch schlimmeren ihres Stolzes. Die Frage ist nur: Wurde sie auch innerlich geläutert? gab ihr Herz den

edleren Regungen des Mitgefühls Raum? Das sagt uns der Dichter nicht ausdrücklich; aber man darf aus scheinbar unbedeutenden Nebendingen schliefsen. Stolz bleibt sie, das ist wahr; darin ist sie Edelfrau, Schottin; allein ihr Stolz ist zuletzt doch nicht mehr das kalthochmütige, sich über die Grenzen der sittlichen Gebote frei hinwegsetzende; es ist vielmehr der einigermafsen berechtigte, nach welchem man an Mitlebende den Anspruch erhebt, dafs sie uns dem, was wir sind, entsprechend gerecht schätzen und behandeln. So sprechen wir oft von den „stolzen“ Engländern, würden ihnen dabei jedoch grofses Unrecht thun, wenn wir meinten, unter ihrer kaltstolzen Aufsenseite könnte nicht ein warmfühlendes, liebevolles Herz schlagen. Unsere Lady bewahrt sich die Würde ihres Standes und das Bewufstsein: ich bin wohl besiegt, aber nur durch die Umstände; gleichwohl freut sie sich im Grunde des Herzens, dafs sie die arme Margarete glücklich machen, sie einem edlen Mann geben kann. Das läfst sich schon aus den Worten erkennen, mit denen sie die Tochter dem Bräutigam zuführt:

As I am true to thee and thine,
Do thou be true to me and mine:
This clasp of love our bond shall be.

Mit nicht zu verkennender Absichtlichkeit schildert der Sänger auch das Erscheinen der Herzogin bei der Vermählungsfeier: sie wagt es wieder, so hebt er hervor, in die Kapelle zu kommen (trotzdem sie der schwarzen Kunst ergeben war — sie hatte also innerlich schon mit ihr gebrochen); sie kleidet sich in ein Festgewand und verrät damit ihre Freude an dem, was an heiliger Stätte geweiht werden soll:

The Ladye by the altar stood,
Of sable velvet her array,
And on her head a crimson hood,
With pearls embroidered and entwined,
Guarded with gold, with hermine lined;
A merlin sat upon her wrist,
Held by a leash of silken twist. (VI, 5.)

So dürfen wir denn doch wohl schliefsen, dafs auch in diesem Gemüte der Stolz durch die Liebe überwunden wurde, wenngleich nicht sofort gründlich und vollständig, so doch dem grund-

legenden Anfange nach; die Folgezeit wird das Gute zum entscheidenden Siege geführt haben. Wichtig ist auch die Bemerkung am Schlusse, dafs die Edelfrau der schwarzen Kunst, die sie bisher im Dienste der Rache angewandt hatte, für immer entsagte. Daher finden wir durchaus keinen Mangel an Übereinstimmung und deutlicher Ausprägung in dieser Zeichnung. Der Charakter bleibt sich von Anfang bis Ende treu. Er tritt allerdings erst bei genauer Betrachtung und Vergleichung lebendig hervor. Es ist mir überhaupt als eine Eigentümlichkeit mancher englischer Dichter — besonders unseres Scott — aufgefallen, dafs sie gern ihre Hauptgedanken wie die Grundzüge ihrer Charaktere geheimnisvoll verhüllen, dafs sie gar den Leser gern irre führen, um später durch Freilegung des Unterbaues desto schlagender zu überraschen. Daher denn, dafs ihre Erzeugnisse oft zu rasch und unvorsichtig beurteilt werden. Dickens' Pickwick wurde auch einmal angegriffen. Er giebt uns aber in einer Vorrede folgende schöne Belehrung: „It has been observed of Mr. Pickwick that there is a decided change in his character, as these pages proceed, and that he became more good, and more sensible. I do not think this change will appear forced or unnatural to my readers, if they will reflect that in real life the peculiarities and oddities of a man who has anything whimsical about him, generally impress us first, and that it is not until we are better acquainted with him that we usually begin to *look below* these superficial traits, and to know the better part of him.“ — Die hier verteidigte Art der Darstellung nimmt auch, so scheint es uns, die Natur und das Leben zu Führern. Man hat ja oft eine ganz andere Ansicht vom Wesen eines Menschen, wenn man ihn zuerst kennen lernt und wenn man „zwei Scheffel Salz mit ihm gegessen hat“, abgesehen natürlich von solchen Geschöpfen, die gleich von vornherein alles, was sie sind und haben, aufspielen und deshalb kein näheres Eingehen lohnen, viel weniger eine Stelle oder Stellung in einem Dichterwerke einnehmen können. Oft wird uns bei besonderen Veranlassungen manches edel und vernünftig erscheinen, was uns anfangs gewöhnlich und barock vorkam, manches schattenhaft werden, was dem flüchtigen Blicke glänzend schilderte. Kurz, wir sind der Ansicht, dafs auch die Beurteilung

der „Lady“ unseres Gedichtes vielfach günstiger ausgefallen sein würde, hätte man sich bei derselben von den eben erörterten Gesichtspunkten leiten lassen; dieser Charakter enthält für uns keine Widersprüche, ebensowenig auch der an ihm durchgeführte Grundgedanke.

Letzterer lautet nun in zwei Worte zusammengefafst: „Stolz und Liebe.“ Er zieht sich wie ein dem Auge des eingehend Betrachtenden nicht leicht verlierbarer Faden durch das ganze Gedicht; er ist der Strahl, der alle dessen Einzelheiten ins rechte Licht stellt. Wir möchten ihn selbst in den eingelegten lyrischen Stücken wiederfinden. So in denen des Minstrels: der Beschreibung der heilig schaurigen Schönheiten der Melroser Abtei, die doch vor der Beschäftigung mit der schwarzen Kunst warnen sollten; dann dem Hymnus auf die Liebe (III, Anfang), dem Vergleich zwischen dem Sonst und Jetzt am Teviotstrand (VI, Anfang), wo einst der Stolz der Herren so schrecklich blutige Folgen nach sich zog; dem Gesange auf den Tod des Sängers, in dessen Munde das Lob der Liebe blühte (V, 2), endlich in Schottlands Preis (VI, Anfang) mit dessen Mahnung: das Vaterland möge dir höher stehen als eigener Ruhm. Doch entschiedener noch in dem Liede Albert Græmes (VI, 11 ff.) „For Love is still the Lord of all“, dem des Fitztraver (VI, 16 ff.) gegen den Hochmut des Tyrannen, der treue Liebe verfolgte, auch in dem Harolds auf bestraften Übermut; endlich im Schlusse des sechsten Gesanges, wo es von den einst so stolzen Rittern heifst: „Gone was their glory, sunk their pride.“ — Wem übrigens die Beziehung dieser Stellen auf den Hauptgedanken zu gesucht erscheint, den bitten wir, aus ihr keinen Schlufs gegen uns ziehen zu wollen, da wir ihrer zu unserer Beweisführung nicht schlechthin bedürfen.

„Stolz und Liebe“ — wir dürfen diesen Gegensatz nicht als zu gewöhnlich beurteilen; so kann er uns nur vorkommen, weil er uns allerdings durch unsere Weltanschauung und Religion in Fleisch und Blut übergegangen ist. Es liegt doch mehr Wahrheit in ihm, als dem Menschen oft lieb sein dürfte. „Gedemütigter Stolz“ z. B. würde nicht hinreichen, den Gegensatz zu bezeichnen; denn Demütigung im wahren Sinne ist erst möglich durch die Liebe; die Liebe ist das einzige und

rechte Mittel gegen den Hochmut; sie zeigt auch zugleich, wie wir den begründeten Anspruch auf gegenseitige Wertschätzung mit Bescheidenheit paaren können und sollen; sie verlangt keine Wegwerfung. Die Griechen kannten wohl die ὕβρις als die Macht, die verblendet und durch Thorheit ins Verderben stürzt; aber das Heilverfahren durch die Liebe war ihnen weniger bekannt, und wie fast aus einer anderen Welt erklingen uns die so anmutenden darauf bezüglichen Worte der Antigone gegen Kreon. In der Bibel aber tritt die Liebe überall im Gegensatze zum Hochmut hervor; so bei dem: „Ihr werdet sein wie Gott“ der ersten Eltern; bei Christi Wort: „Du sollst Gott deinen Herrn nicht versuchen“, bei Paulus: „Die Liebe blähet sich nicht.“ Schiller läfst im Wallenstein und im Kampf mit dem Drachen verwandte Gedanken durchblicken. In Goethes Hermann und Dorothea wäre das durch die Worte des Löwenwirtes gekränkte Ehrgefühl der Jungfrau beinahe die Veranlassung geworden, dafs ihre stille Liebe die verdiente Krönung nicht fand. — Die Liebe beglückt und vereinigt; der Hochmut läfst das Herz leer und unruhig und stiftet Zwietracht und Verderben. Ist das gewifs, so hat man alle Ursache, dem ärgsten Feinde unseres Glückes mit den Waffen seiner holden Gegnerin entgegenzutreten und nicht zu warten (wie es die Lady that), bis bittere Erfahrungen seine Folgen fühlbar machen. Aus diesem Grunde aber bildet der Kampf beider innerer Gewalten im Leben einen der Dichtung vollkommen würdigen, grofsen und anregenden Gegenstand.

2. Der Goblin.

Die Herzogin, eine Jüngerin der schwarzen Kunst, soll mit ihren eigenen Waffen geschlagen werden; so läfst der Dichter gegen sie den Zwergkobold spielen, dem neben der Lady und dem im Hintergrunde wirkenden Geiste des Zauberers Michael Scott die wichtigste Rolle in der ganzen Verwickelung übertragen ist. Man fragt aber, warum das Gedicht nicht durch natürliche Mittel seine Zwecke erreicht, warum es zu abergläubischen Vorstellungen seine Zuflucht genommen hat. Man bezeichnet den Dialog der Geister und das Auftreten des Kobolds als „ziemlich verunglückte Versuche des Dichters, das

Geisterhafte mit dem Verlaufe der menschlichen Handlungen zu verquicken". Liefs Scott hier denn wirklich blofs der Phantasie die lieben Zügel schiefsen? wollte er nur dem Leser durch das Grauenhaftschattige der Spukereien gröfsere Reize bieten? Diese Fragen veranlassen mich, auch eine Betrachtung über den zauberhaften Hintergrund des Gedichtes im allgemeinen, über den Goblin im besonderen anzustellen.

Das steht aber von vornherein fest: ist es ein „ziemlich verunglückter" Versuch Scotts, das Geisterhafte in die menschlichen Handlungen hineinspielen zu lassen, so mufs man sein ganzes Gedicht als verunglückt beurteilen, weil alsdann die übrigen Bestandteile desselben, die ganz und gar von jenen Zauberfäden zusammengehalten werden, wie niedliche Krausen und Schnitzel in die blaue Luft entfliegen. Die Zauberkünste der Herzogin und das Treiben des Kobolds umfassen und tragen das Ganze so allgemein, dafs, nimmt man sie aus der Verwickelung, der Zusammenhang überall nicht durchlöchert, sondern zerrissen wird. — Das erregt jedoch schon Bedenken gegen jenen harten Vorwurf; man fragt sich: wie kann ein solcher Dichter, der in jedem Verse die sorgfältigste Überlegung und Arbeit verrät, solchen Fehler begehen?

Ferner, so scheint uns, hat man Scott Vorwürfe gemacht, die man, wären sie begründet, seinem Minstrel, dem er doch den Gesang in den Mund legt, hätte machen sollen. Es ist zu beachten, dafs die Erzählung selbst in das 16. Jahrhundert fällt, der Minstrel gegen das Ende des 17. Jahrhunderts lebt. Wie verbreitet in jenen Zeiten der Aberglaube, namentlich der Glaube an die Astrologie war, braucht kaum durch einen Hinweis auf den jedermann bekannten Wallenstein erst angedeutet zu werden. Ohne Zweifel aber war auch zu Scotts Zeiten, ist auch heutzutage der Glaube an Hexen und Kobolde aus dem Volke sächsischen Stammes keineswegs ausgerottet; ich habe in meiner Jugend, die ich im Westfälischen verlebte, mehr als genug von geisterhaften Spinneweibchen, die im Mondscheine arbeiten und den Menschen die Lebensfäden spinnen, von Kobolden ohne Köpfe, die in dunklen Hainen ihr Unwesen treiben, von grofsen schwarzen Hunden, die den Teufel im Leibe haben, gehört; und vermutlich erzählen Knechte und Mägde

hinter dem Ofen oder am Heuhaufen immer noch solche grauenhafte Geschichten, nur dafs Erwachsene und gebildete Leute keine Gelegenheit haben, Dinge dieser Art zu hören, weil die, welche sie erzählen können, sich scheuen, sie ihnen mitzuteilen. Hier ist es nun angebracht, auf Scotts Vorrede zur ersten Ausgabe des Gedichtes zurückzugehen, in welcher er seine Absicht, ein Sittengemälde von einer alten Zeit zu entwerfen, ganz bestimmt ausspricht. Er versetzt sich und die Leser in jene Zeit; dafs die Herzogin, die Heldin des Werkes, an ihre Zauberkunst und die Sterndeuterei glaubt, dafs auch der Minstrel und seine Zuhörerschaft, geht aus dem Gedichte hinreichend hervor. Damit streitet auch keineswegs, dafs die Lady schrecklich von dem Verderblichen und Verwerflichen der Magie überführt wird (VI, 27: 'Tis said the noble dame dismay'd, Renounced, for aye, dark magic's aid), noch dafs der Sänger versichert: Yet scarce I praise their venturous part Who tamper with such dangerous art; — beide erkennen nur das Sündhafte des Aberglaubens an, lassen aber die Gegenstände desselben unbestritten; sagte doch der Minstrel kurz vor jenem Worte: For mighty words and signs *have* power O'er sprites in planetary hour (VI, 5). Also findet sich im Gedichte selbst auch kein innerer Widerspruch in dieser Beziehung. Will man nun das Recht des Dichters, volkstümliche Vorstellungen erwähnter Art zu seinen Zwecken zu benutzen, streitig machen? Dann dürfte man auch die Nibelungen, die Gudrun, die Jungfrau von Orleans und Wallenstein und wer weifs wie viele Goethesche Sachen nicht durchgehen lassen. Oder ist es die Art und Weise, wie hier die übernatürlichen Vorgänge in die Erzählung verflochten werden, was man anfechten will? Wir finden überall die schönste Übereinstimmung und Entwickelung; auch der bläuliche Nebelduft, der die elfischen Gestalten umhüllt, schickt sich durchaus zum Wesen einer Dichtung unserer Art. Fragt man endlich, wozu überhaupt diese Wunderdinge im Haushalte des Gedichtes dienen sollen, so ist aufser der schon hervorgehobenen Bestimmung dieses letzteren noch auf folgende Gesichtspunkte zu achten. Es mufs doch jedem Leser auffallen, dafs diejenige, die sich hier der verbotenen Kunst zu ihrem durchaus nicht edlen Zwecke bedient, durch sie gar nicht er-

reicht, was sie erreichen will, dafs sich vielmehr alle ihre Machinationen gegen sie selbst wenden. Damit soll wohl angedeutet werden, wie die dunklen Gewalten des selbstsüchtigen, racheschmiedenden, ehrgeizigen Herzens, das sich über die sittlichen Ordnungen der Liebe und der Gerechtigkeit durch allerlei List und Gewalt meint hinwegsetzen zu dürfen, nur einen vorübergehenden, scheinbaren Erfolg gewinnen, wie sich aber schliefslich alle Ränke gegen den Urheber richten. War der Herzogin gesagt, sie sollte in den Stunden der Gefahr nach der Melroser Abtei schicken, so mochte die (durch den Schlufsgesang angedeutete) Absicht dieser Weisung dahin gehen, dafs sie an der Heiligkeit jener Stätte, am Ruheorte ihrer einst so berühmten, nun aber dem Staube beigesellten Ahnen bessere Gedanken hegen, ihre Hoffnung auf festere Grundlagen stützen lernen sollte.

Diese allgemeiner gehaltenen Bemerkungen gewinnen vielleicht noch mehr Licht aus der folgenden Betrachtung über den Goblin, für den wir noch um besondere Aufmerksamkeit bitten müssen.

Der Kobold spielt keineswegs blofs eine Clownfigur im Gedichte, vielmehr, wie schon bemerkt und offenbar, eine Hauptrolle: man kann ihn nicht aus dem Zusammenhange nehmen, ohne diesen vollständig zu zerstören; die wichtigsten Obliegenheiten sind gerade ihm anvertraut. Durch ihn wurde Lord Cranstoun mehrmals gerettet; er fand durch Gewinnung des Zauberbuches Gelegenheit, den jungen Grafen an die englischen Spione auszuliefern, dadurch die weitere Verwickelung herbeizuführen, endlich seinem Herrn zum Siege im Zweikampfe zu verhelfen. Nur seine Streiche im Schlosse, namentlich beim Hochzeitsmahle, befremden auf den ersten Blick; aber der Dichter wollte ihn in seinen eigenen Stricken sich fangen lassen. Warum machte sich, fragt man weiter, der Schelm nicht aus dem Staube, da er den Zorn der Herzogin wohl kannte (III, 13: „His awful mother he had in dread") und die Rache des Zauberers Scott fürchten mufste („Man of age, thou smitest sore", III, 10)? Die Antwort wird wohl lauten müssen: weil er eben der Neigung, überall Unheil zu stiften, nicht widerstehen konnte, so entging er auch nicht der wohlverdienten Strafe. Die ihm

beigelegten Eigenschaften entsprechen ganz seinen Handlungen: es ist eine häfsliche Zwerggestalt mit langen Händen und einem dicken von zottigem Haar bedeckten Kopfe (huge and matted head); — distorted like some dwarfish ape; he was waspish, arch, and litherlie; small his pleasure to do good; he was always for ill, and never for good; whate'er he did for gramarye, was always done maliciously. Ebenso die bunte Reihe der Namen: the elfish dwarf, the Goblin Page, the Elfin Page, the urchin, the imp, the foul malicious urchin. Nur eine gute Eigenschaft nehmen wir an ihm wahr, die Anhänglichkeit für seinen Herrn Cranstoun; aber er fürchtete ihn doch mehr, als dafs er ihn liebte, und wo er nur konnte, entzog er sich seinem mifsbilligenden Blicke. Als er sich, so dürfen wir schliefsen, in Cranstouns Dienst stellte, folgte er mehr einem höheren Willen; seine Aufgabe und sein Vergnügen waren, der Familie Buccleugh zu schaden. Weil Menschenhände ihn nicht überwinden konnten (IV, 15), so bildete er sich ein, auch seinen elfischen Oberen könnte er entgehen. Bei seinen Schurkereien ruft er deshalb jedesmal boshaft grinsend aus: Lost, lost, lost! So, als er dem Lord Cranstoun zum erstenmal sich anschlofs (II, 31), wahrscheinlich um anzudeuten, dafs die Herzogin bezw. der alte Zaubergeist M. Scott ihn nicht hatten hindern können, dem Feinde des Hauses kräftig beizustehen; — dann als er den jungen Grafen verriet (III, 13), als er dem Freisassen entwischte (IV, 15), zuletzt bei seinen Streichen unter den Hochzeitsgästen, bis ihn Michael Scotts Geist dennoch fafst, „Gylbin, come!“ und er eingestehen mufs: „Found, found, found!“ Da er sich stets jener boshaften Freude hingiebt, wenn ihm ein Streich gegen die Herzogin gelungen ist, so hat man wohl als Dativ zu dem Lost den strafenden Geist zu ergänzen: „Lost to thee, aged man“; dem entsprechend bei found; „Found at length by thee, dreadful spirit.“

Wie man also den Zusammenhang der Erzählung gänzlich zerstören würde, wollte man diesen Kobold aus letzterer herausnehmen, so pafst er auch vortrefflich in das Zeitbild, das der Dichter entwirft; denn in ein solches Bild gehörte jedenfalls entweder ein böser Kobold, ein Teufel, oder ein schützender, helfender, guter Geist. Etwas anderes ist es nun freilich, zu

ergründen, was wir uns nach des Minstrels oder Scotts eigener Absicht unter diesem Elfin Page zu denken haben. Oder darf man hier nur an ein Phantasiestück, an eine Darstellung abergläubischer Naturvergötterung denken? In den mittelalterlichen Architekturen ist die verborgene Idee der dort abgebildeten Ungeheuer oft handgreiflich klar gemacht; und ich sollte sagen, auch bei einer sonst von unserer Weltanschauung getragenen Dichtung müfste man nach einer Absicht fragen. Möge denn ein Versuch der Deutung gestattet sein.

Obschon wir in dem Goblin mehr finden als einen gewöhnlichen Spafsmacher (dafür nimmt er ja ein zu schreckliches Ende), obschon er eine der Hauptrollen in der Handlung spielt, so ist andererseits doch klar, dafs die Endergebnisse nicht durch ihn herbeigeführt werden oder werden können; diese höhere Aufgabe ist der edlen Gestalt des Lord Cranstoun zugefallen. Der Kobold arbeitet in der trüben Mitte und erzielt dabei allerdings wichtige Erfolge. Beständig sind seine Streiche und sein Hafs gegen die Herzogin gerichtet, beständig durchkreuzt er ihre Absichten; ja, er ist es, der die stolze Frau nötigt, den Forderungen der Gerechtigkeit nachzugeben. — Findet sich denn, so fragen wir nun, im menschlichen Leben etwas, das den Umtrieben dieses Kobolds wie überhaupt der elfischen Geister unserer alter Sagen und Märchen ähnlich ist? Allerdings widerfährt den Menschen häufig genug dasselbe, was jener stolzen Dame widerfuhr. Wir nehmen uns vor, dieses oder jenes Ziel zu erreichen, aber unsere Absichten werden hundertfach durch sogenannte Zwischenfälle, nicht selten auch durch unsere eigene Thorheit durchkreuzt; und diese oft unvorhergesehenen, oft unbedeutenden Dinge erfüllen dann die Aufgabe einer gewissen Ironie des Lebens; ein unscheinbares Etwas kann weit angelegte Pläne gänzlich zum Scheitern bringen. Napoleons ungeheure Absichten, die ihm eine lange Reihe von Jahren ganz nach seinen ehrgeizigen Wünschen gelangen, fanden im Winter und Hunger Rufslands ein unerwartetes punctum finale. Was diesem Grofsen dort entgegenarbeitete, das leisten geringeren Geistern allerlei Widerwärtigkeiten, ärgerliche Quälereien des gewöhnlichen Lebens, veranlafst meistens durch die Hand feindlich gesinnter Menschen oder durch die eigenen Thorheiten.

Sind unsere Absichten redlich, gut, edel — ohne Zweifel wird dann dieser oder jener Zwischenfall uns vor Fehltritten warnen, wenn wir etwa im Begriffe stehen, einen solchen zu begehen; und lassen wir uns warnen, so wird derselbe Zwischenfall das gute Streben fördern. Bei unedlen, ehrgeizigen, hochmütigen, verlogenen, überhaupt selbstsüchtigen Menschen dagegen sollen jene Widerwärtigkeiten allerdings auch nicht zunächst zur Strafe, sondern zur Mahnung, vom Schlechten abzulassen, dienen; wollen aber solche Menschen (und die Herzogin gehörte anfangs und zum Teil in ihre Zahl) sich nicht warnen lassen, so bringen dieselben Zwischenfälle das Verderben. Der Kobold unseres Gedichtes hat, so scheint es uns, die Aufgabe, jene Vexationen des gewöhnlichen Lebens im zweiten Falle zu vertreten: er soll die Herzogin, solange sie noch dem Stolz und Hasse ihres Herzens Folge leistet, fortwährend plagen und ärgern, damit sie zur Einsicht gelange, auf wie verkehrtem Wege sie sich befinde, zugleich aber auch hindern, ihre Pläne auszuführen. Näher gefaſst ist er der Geist der Uneinigkeit und Zerstörung alles Guten, von dem selbstsüchtige Menschen am meisten heimgesucht werden, obschon sie meinen, nichts und niemand könne ihrer Klugheit widerstehen. Die Lady wurde durch den Kobold genötigt, ihrer Tochter zu gewähren, was sie verdiente; nicht allein aber das, sie wurde schlieſslich auch von dem Verwerflichen ihres eigenen Strebens überzeugt; da hörte die Gewalt des Goblin auf, und er erhielt die ihm gebührende Strafe: denn diejenigen, welche anderer Menschen Absichten in boshafter Weise zu hemmen suchen, sind, auch wenn sie schlieſslich ohne ihren Willen etwas Gutes damit zu stande bringen, darum nicht weniger strafbar.

Diese Auslegung ist ein Versuch; als solchen möge man freundlich ihn gelten lassen; denn der poetische Geist eines wirklich klassischen Werkes selbst gestattet verschiedene Auffassungen: er ist so groſs, weit und tief, daſs er der Nachwelt oft mehr bietet, als was er selbst vielleicht zunächst beabsichtigte.

3. Einzelheiten.

a. Geographisches.

Die Ausgaben des Lay müſsten unbedingt eine Karte beifügen, wie die, welche Dr. Krummacher in seiner trefflichen Besorgung der

Lady of the Lake (bei Friedberg & Mode) bietet; sonst geht der Leser, der nicht an Ort und Stelle gewesen ist, eines grofsen Teils der Anschaulichkeit verlustig. Kieperts Specialkarte, „die britischen Inseln“ (1 : 1 800 000), giebt schon die Hauptanhaltspunkte; aber für das Genauere hat sich ein Herausgeber an schottische Quellen zu wenden. Hier nur einige Angaben zu den geographischen Namen des Gedichtes!

Die „Borders“ von England und Schottland sind bekanntlich durch die Cheviot (ĕ) Hills von Süd- nach Nordost geschieden. Die Cheviots beginnen nicht weit vom Solway Firth, in dessen innersten Winkel der Esk mit dem Liddel (westlich von den Cheviots), weiter hinunter der Annam und Nith münden. Parallel den Cheviot Hills fliefst nordöstlich der Teviot (ĕ), der den Hawick (â) und die Ale von links her aufnimmt. Bei Kelso mündet der Teviot nach einer kurzen nördlichen Biegung in den Tweed, der ja im ganzen auch der Richtung der Cheviots folgt und bei Berwick (englisch) in die Nordsee geht. (Rechts vom Teviot, am Fufse der Cheviots, liegt Jedburgh.) Der Tweed empfängt weiter oberhalb noch den Ettrick und Yarrow, der durch St. Mary's Lake fliefst und an welchem Selkirk liegt. Zwischen den Mündungen des Ettrick und des Teviot liegen Abbotsford (unweit der Mündung des E.) und etwas weiter unterhalb Melrose Abbey. — Tweed, Annam und Clyde entspringen nicht weit voneinander, fliefsen aber in drei verschiedene Meere: German Ocean (North Sea), Irish Sea, Nord Channel.

Schlofs Buccleugh unweit des oberen Ettrick; Ettrick Pen an seiner Quelle; Hawick am oberen Teviot; Eskdale und Eskdalemur am oberen Esk. Hermitage, Priesthaughswire am Cheviot; Ruberslaw, Ousenham, Cessford zwischen Teviot und Cheviot; Branksome zwischen Hawick und Teviot; Borthwick, Thirlestane, Harden, Carterhaugh, Gamescleugh, Bowhill, Newark, L. of Lowes zwischen Teviot und Yarrow; Home, Wedderburn, Halidou Hill nördlich vom Tweed, dem Meere zu; Warkworth am Ausflusse des Coquet, Otterburn an dessen oberem Laufe (Northumberland).

b. Aussprache der selteneren und schwierigeren Eigennamen.

Schlüssel: fāte, fár, wâter, black; — mē, hér, get; — mīne, fit; — nōte, mōōn, nôr, loss, hour, wood; — tūne, tub.

Introduction.	C. I.
Newark — Nū urk.	Buccleugh — Buc clū′.
Montmouth — Mon′ muth.	Howard — Hou′ urd.

Warkworth — Wârk′ wurth.
Naworth — Nâ urth.
Dunedin — Dun ē′dn.
Carr — á.
Mathouse — Mat′ hus.
Cranstoun — Cran′ stun.
Bethune — Be thū′ne.
Padua — Pad′ ūa.
Craik-cross — Crāke cross.
Solway — Sol′ wā.
Tarras — a.
Michael — Mīkl.
Hairibee (bei Carlisle) — Hā′ribēē.
Goldiland — ō.
Borthwick — Bôr′ thick.
Hawick — Hâ′ ick.
Hazeldean — Hā zldēn.
Horsliehill — Hôrsli hill.
Doric — o.
Ail — āle.
Bowden — Bō dn.
Halidon — a.

II.

Ave Mary — A vēē.
Castile — ē′le.
Eildon — ī l′dn.
Reedsdale — ē.
Thirlestane — Thurlstn.

III.

Sym Hall — Sim Hâll.
Priesthaughswire — Prēēsthoff swīre.
Alton — â.
Gilbert — deutsches g.
Todrig — o.
Soltra — ô.
Dumpender Law — Dumpénder Lâw.
Lothian — Lōthian (soft th).
Leven — ē.
Tynedale — Tindl.

IV.

Dundee — Dun dē′.
Barnabright — Bárnabrīte.
Billhope — Bill′ hup.
Askerton — Askertn.
Akeshaw — Ā′kshâw.
Fergus Graeme — Grāme.
Gamescleugh — Gāmesclū.
Murdieston — Mur′ distn.
Ower — ou.
Borthwick — Bôrth ick.
Todshawhill — Tod′ shâwhill.
Beattison — Bēt′tisn.
Woodkerrick — Wood ker′rick.
Pentoun-linn — Pént un.
Galliard's Haugh — hoff.
Whitslade — Whit′slāde.
Headshaw — Hed′ shâw.
Hindhaugh-swair — Hīndhoff swāre.
Woodhouselie — wood′ houslē.
Bellenden — Bell′ndn.
Almayn — Al mān′.
Irthing — Ur thing (soft th).
Wolfenstein — Woolfn stīne.
Gilsland — deutsches g.
Wardenry — â (Aufsicht, Hut).
Cuthbert — u.
Stapleton — ā.
Musgrave — Muz′ grave.
Ancram — a.
Slogan — o und ō.
Ruberslaw — Rōō.
Archibald — A′rtshibold.
Reule — Rōōl.
Ousenam — Oōsnm.

V.

Wedderburne — Weddr.
Swinton — Swintn.
Dunbar — Dun bár.
Hepburn — Hebburn.
Holme Cotrame — Hōme Cotrm.

VI.

Hunthill — Hunt hill′.
Rutherford — u.
Inglewood — i.
Fire-the-Braes — ā.

Hob — o.
Land Debateable — Dēbāte′ able.
Geraldine — Jér ul dēn′.
Surrey — Sur ra.
St. Clair — ä.
Orcades — ôr′ cadēs.
Kirkwall — Kurk wâll.
Odin — ōdin.
Lochlin — Lock lin.
Runic — rōō′ nick.
Saga — sāga.
Roslin — Rozlin.
Ravenscleugh — ä.
Rosabelle — Ro′zabel.
Lindesay — Lind′za.
Hawthorndee — Hâ thorndē′.
Gylbin — deutsches g.
St. Modan — Mod'n.
Lisle — Līle.

Conclusion.

Harehead-shaw (Dickicht) — hāre hed shâw.
Carterhaugh — Cárturhoff.
Blackandro — Black an′ drō.
Bowhill — Bō hill.

c. Bemerkungen zu einzelnen Wörtern und Ausdrücken.

Die Erklärungen, die sich in englischen Ausgaben (z. B. bei Ingram, Cooke and Co., London) finden, sind gröfstenteils in der Tauchnitz-Ausgabe abgedruckt.

Introd. V. 33. *Whose* wird in der gewöhnlichen Sprache auch auf leblose Gegenstände bezogen.

V. 40. *To Tend* findet sich auch in der Bedeutung pflegen (vgl. Shakesp. Tw. Night 3, 1), und diese Bedeutung ist hier gemeint.

Canto I.

V. 6. *To see St. George's red cross* (*streaming*) wird erklärt von nächtlichen Alarmzeichen! Es ist aber Englands Fahnenzeichen gemeint, vgl. III, 16 und hier I, 6 mit den folgenden Versen. Die Wächter mufsten immer auf einen Einfall von England her gerüstet sein. — To Stream häufig von Fahnen.

V. 10. *burn*, Bächlein. V. 14. *fell*, steiniger Abhang (North).

V. 14. *The Ladye knew it well* — sollte meiner Auffassung nach in Klammern stehen. Der Hauptsatz: It was the Spirit of the Flood that spoke from the sound of Teviot's side.

V. 27. *To Glint*, v. a. = to glance (Scotland); glint, a flash, a gleam, a glimmer; glint, a. = slippery.

Canto II.

V. 5. *To Dree*, nicht drie.

V. 33. *Lowes:* In some counties a *moor*, or *common land.*

V. 32. *Home and Hermitage:* Two castles famous in the Border wars. Both in the County of Roxburgh, in Scotland. Bedeutet: von Norden bis Süden.

Canto III.

V. 6. *jack* (Korsett), eine mit Eisendraht durchflochtene lederne Panzerjacke. — *Acton* (vom arab. al-qoton, cotton), ein wattierter, lederner, unter dem Panzer getragener Wams (wahrscheinlich auch unter dem jack getragen).

V. 10. *So mot (mote) I thrive* = so must I thrive. Sinn: as true as I live, Beteuerungsformel.

V. 17. *sheaf*, a bundle of 24 arrows; *span*, 9 inches; *leash*, a leather thong.

V. 19 ff. Die Worte des Knaben finde ich ganz passend: so sehr jung ist er nicht mehr; auch lebte und hörte er fortwährend unter den stolzen Rittern des Hauses.

V. 20. *for thy good will* = do not be angry.

V. 21. *Maudlin* (â), short for Magdalen. Nebenbei bemerkt, spricht man den Namen des Oxforder College (Magdalen College, wo Addison ein fellow war) stets Maudlin College aus.

V. 27. *Priesthaughswire;* haugh = hill; swire (sware), the neck or shoulder of a hill.

V. 29. *Bowne* (or boun), to make ready, or, be bound for.

Canto IV.

V. 4. *St. Barnabright.* St. Barnabas day. There is a popular rhyme about „St. Barnaby bright, The longest day, and shortest night.“

Str. 9. *bend of Murdieston;* bend, heraldisch, Schrägbalken. *Dinlay*, a mountain in Liddesdale.

Str. 10. *Tod-shaw* = fox-wood.

Str. 15. *a cloth-yard shaft*; cloth-yard: eine Elle zum Abmessen des Tuches; das Ganze: ein Pfeil von der Länge dieser Elle.

Str. 18 (V. 325). Haben die Engländer keine Volkslieder? (Weidm. Ausg.). Mir sind doch ganze Sammlungen von Soldaten- und Matrosenliedern volkstümlicher Art bekannt.

glaive oder glave, Hellebarde und breites Schwert.

Str. 20. *Bartizan* — a small overhanging, or projecting, turret.

Culver. Für Feldschlange (Geschütz) sonst: Culverine, franz. coulevrine.

Str. 22. *Border tide:* Seasons and times on the Border.

Str. 23. *Pur'suivant-at-arms*, pursuer of law; hier: Herold.

Str. 24. *Flemens-firth*, an asylum for outlaws (flem, to banish).

St. Cuthbert, Patron Saint of the Diocese of Durham, Bishop of Lindisfarne, 685—687.

Str. 27. *Pennon*, Wappenschild (auch Fahne), *pensil*, kleine Fahne.

Gray-goose shaft, an arrow with feathers of a goose at the end of the shaft.

Str. 29. *Bill-man*, Hellebardier.

Str. 33. The morrow, am folgenden Tage, wie oft (vgl. zum Überflufs IV, 9 the morrow's dawn, V, 11 the yesterday). Dies nur bemerkt, weil die Weidmannsche Ausgabe hat: „the morrow, dichterisch für morning; auch in Prosa hört man mitunter das scherzhaft gebrauchte good morrow.“ Letzteres habe ich nie gehört; allerdings war es in früheren Zeiten (cf. Shakespeare) so gebraucht, vielleicht auch noch in diesem Jahrhundert von altmodischen Leuten.

Schlufs, V. 620. *A simple race;* simple hier = thöricht.

Str. 12. *Pentoun linn.* Linn: a deep pool.

Canto V.

Str. 11. *Stalking slow* gehört auch der Satzkonstruktion nach zu „a stately warrior“; denn „the jingling spurs announced his tread“ mufs in Klammern stehen.

Str. 16—17. *ruff* = a plaited cloth round the neck (Krause); *foot cloth*, Schabracke; *wimple*, Busenschleier (Jesaja 3, 22).

Str. 19. *scathe* (ā und scharf th), Schaden; gewöhnlich scathe and scorn zusammen.

Str. 20. *strain* kann hier Abkunft oder Stand, aber auch Art (von edler Art, edlem Charakter) bedeuten. — Beide Bedeutungen übrigens jetzt fast aufser Gebrauch.

Str. 21. *claymore*, langes Schwert mit Korbgriff.

Str. 24. *beaver*, Sturmhut; aber auch ein bewegliches Stück des Helmes, das den Ritter befähigte zu trinken (cf. beverage).

Zur Schilderung des Kampfes Str. 21—23 wird als „ungleich lebhaftere“ auf die des Zweikampfes in der Lady of the Lake 378 ff. hingewiesen. Allein unser Minstrel erzählt Damen und leitet seine Schilderung ein mit den Worten: „Ill would it suit your gentle ear“ (Str. 21) etc.

Str. 28. *Some fleeting wraith.* Wraith wird erklärt: the apparition of a person about to die. So allerdings in Northumb. gebraucht. Die englische Ausgabe aber hat: the spectral apparition of a living person. Wir möchten letzterer Erklärung den Vorzug geben.

Str. 28. *raids,* feindlicher Einfall (North.).

Str. 29. *snaffle,* Knebeltrense.

Canto VI.

Str. 2. *Ettrick break.* Break ist offenbar Verbum: he feels the breeze break down Ettrick (upon his withered cheek).

Str. 4. *Owche,* gewöhnlich *ouche,* ouches geschrieben, findet sich z. B. Exod. 39, 6 (And the wrought onyx stones inclosed in ouches of gold), Exod. 28, 11; Shakesp. Haml. 4, 2. — Sollten es die engl. Wörterbücher nicht haben (Weidm.)? — Es bedeutet: die goldene Einfassung eines Edelsteines; aber auch: goldenes Halsband, goldene Spange mit Edelsteinen; und so wohl hier gemeint.

Str. 7. *bit his glove.* Hierzu, was Scott sagt: Seems *not* to have been considered, upon the Border, as a gesture of contempt.

Str. 9. *Hob,* a corruption of Bob, and abbreviation of Robert.

Str. 10 f. *Well friended, too, his hardy kin,*
Whoever lost, were sure to win.

Die mehrfach umstrittene Stelle bedarf für Schüler einer Auslegung, wird auch oft unrichtig erklärt. Friended = befriended, favoured; kin = family. Sinn: „Da sein verwegenes Geschlecht obendrein allgemein beliebt war, so würde es sicherlich stets gewinnen, d. h. gut davon kommen, möchte auch sonst jeder verlieren, d. h. Schaden leiden.“ Whoever lost ist ein häufig vorkommender Ausdruck des gewöhnlichen Lebens; man sagt wohl: You may say what you will, — whoever loses (comes to grief), *that* man won't, du magst sagen was du willst — der kommt immer gut fort, mögen auch sonst noch so brave Leute Schaden leiden.

Str. 17. *Character,* Chiffre.

Str. 18. *Agra*, in Indien.

Str. 21. *Islet*, Inselchen (23, inch); *isle*, poetisch für island; doch nennt man in der Geographie die bekannten englischen Inseln stets: Isle of Wight, Scilly Isles, Isle of Man — wahrscheinlich volkstümliche Bezeichnung, oder auch wegen der Schönheiten und Sagenberühmtheiten jener Inselchen.

Str. 22. *Saga*, Heldengeschichte.

falchion (fâl-shn), a short crooked sword.

Str. 23. *pinnet*, a poetic form of pinnacle (from Lat. pinna).

Str. 8. *Fire-the-Braes.* To fire the braes means to burn the heather and gorse off the hills (brae = brow of hill).

Mülheim a. d. R. O. Natorp.

Die Komposition des Beovulf.[1]

Früher noch als die Westgoten in Spanien, die Vandalen in Afrika, die Franken in Gallien, die Ostgoten in Italien auf den Trümmern römischer Herrschaft deutsche Reiche gründeten, waren vom Norden unseres Vaterlandes aus Scharen, die dem grofsen ingväonischen[2] Stamme angehörten, nach Britannien gegangen. Schon Diocletian hatte infolge der Angriffe sächsischer Seeräuber einen Befehlshaber der römischen Nordseeküsten ernennen müssen. Seine Wahl war auf den Menapier Carausius gefallen. Doch, anstatt diese Gebiete der römischen Herrschaft zu erhalten, hatte dieser, ein Germane von Geburt, die Ansiedlungen seiner Landsleute auf römischem Boden gefördert. Und bald finden wir ein litus saxonicum in der Normandie, ein zweites in Flandern, ein drittes in Britannien. Leichter noch wurden unseren Vorfahren die britischen Eroberungen, als um das Jahr 380 viele Briten auf das gegenüberliegende Festland auswanderten und als mit dem Jahre 405 die letzten römischen Truppen die Insel verliefsen, um den ins Reich einbrechenden Goten, Sueven, Vandalen einen Damm entgegenzusetzen. Aber von nachhaltigster Bedeutung wurde jene Einladung, die um die Mitte des 5. Jahrhunderts, wahrscheinlich 445, der britische König Vortigern an germanische Krieger ergehen liefs, um sich seiner nördlichen Feinde zu erwehren. Hengist und Horsa waren nach der Sage die Führer dieser Hilfsscharen. Von nun an brachte fast jedes Jahr neue Zuzügler, denen die Heimat zu enge geworden war und die Fremde zu lockend erschien. Bald waren

[1] Den Citaten liegt die Ausgabe M. Heynes zu Grunde: „Beovulf, mit ausführlichem Glossar herausgegeben.“ Dritte Auflage. Paderborn, Schöningh, 1873.

[2] So zu schreiben nach Müllenhoff in Haupts Zeitschrift IX, 249.

es Sachsen, bald Angeln, bald Jüten, bald Friesen,[1] die sich auf der grofsen Insel jenseit des Kanals wohnlich einrichteten. Auch Franken und Langobarden[2] scheinen sich angeschlossen zu haben. Doch wie alle jene Ansiedlungen nur allmählich und in kleinen Zügen geschahen,[3] so führten sie auch nicht zur Gründung eines grofsen Gesamtreiches. Es giebt also keine eigentliche Geschichte der Saxonisierung Britanniens. Bot nun daher jene Zeit keinen hinreichenden Stoff, der poetisches Gemeingut aller Germanen auf britischem Boden werden konnte, was lag da näher, als dafs man an den Mythen und Sagen festhielt, die schon in der Heimat Gegenstand des Liedes gewesen waren? Aber in welcher Heimat? Nicht in der Heimat der Angeln allein und der Sachsen, sondern auch in der Heimat der Völkerschaften, die mit ihnen und aufser ihnen das Meer durchfahren hatten, ja sogar in der Heimat der Völkerschaften, die mit jenen wieder durch den Verkehr verbunden gewesen waren. Zu letzteren gehören vor allen die Dänen und die Geaten; jene wohnten auf den Inseln, die den anglischen und sächsischen Gebieten benachbart sind, und beugten unter ihr Scepter im Laufe der Zeit die Jüten; diese waren die Bewohner des südlichen Schwedens oder Schonens, von dessen Küste die Fahrt zur nächsten dänischen Insel nicht mehr als einen Tag betrug.[4]

Eine Vereinigung von Sagen dieser Völker liegt uns im Beovulfliede vor, einem Liede, das auch heute noch Anspruch auf eine vielseitige Beachtung macht und in der That auch diese Beachtung in unserem Jahrhundert gefunden hat. Gehört doch der Held des Liedes dem Schwedenvolke an, der Schauplatz seiner Thaten den Dänen, die Sprache des Liedes den Deutschen, und der Ort, der das flüchtige Wort in bleibende Schrift gebannt hat, den Briten.

Aber noch ein anderer Umstand rechtfertigt ein allgemeineres Interesse. Zwar ist Ulfilas Bibelübersetzung von deutschen Sprachdenkmälern das älteste; aber eine Übersetzung kann uns kein vollkommenes und anschauliches Bild von dem Leben und Treiben des

[1] Lappenberg, Geschichte von England. Hamburg 1834. I, S. 100.
[2] Ebendas. S. 101.
[3] Ebendas. S. 83.
[4] Ähnlich Jessen „über die Eddalieder“ in Höpfners Zeitschrift III, S. 4, welcher bemerkt, dafs die englische Heldensage darum nicht dichterisch behandelt ist, weil die Streitigkeiten der untergegangenen kleinen angelsächsischen Reiche kein passendes Thema für einen Sänger gebildet haben, der am Hofe des Herrschers über ganz England das Unterkommen zu suchen hatte.

Volkes geben, dessen Sprache sie angehört. Von den erhaltenen epischen Gedichten ist das Beovulflied der ältesten eines, wenn nicht das älteste. Es ist älter als ein episches Gedicht des deutschen Festlandes, und älter auch als die ältesten gröfseren geistlichen Gedichte der Angelsachsen, als Cädmons Paraphrasen alttestamentlicher Erzählungen, als Cynevulfs Christ, jenes Epos von der dreifachen Ankunft des Herrn.[1] Die schriftliche Abfassung des Beovulf fällt etwa um das Jahr 670.[2] Nur das Wandererslied könnte das Alter unseres Liedes übertreffen: doch würde jene trockene Aufzählung von Namen fremder Könige und Länder, so wichtig sie in anderer Beziehung ist, gar nicht den Namen eines Liedes führen können, wenn sie nicht in der Form der Allitteration stattfände.

Dazu kommt der hohe poetische Wert unseres Gedichtes. Zwar ist derselbe in einem Werke von J. L. Klein, das eine Geschichte des englischen Dramas sein soll,[3] auf ein äufserst geringes Mafs zurückgeführt. Es wird freilich „in Dekorationsstil, in Schilderungen und Aufputz von Bierhallen, Waffenschmuck, von Landschaftlichem, in Wappenmalerei, durch markigen Farbenglanz und energische Ausdruckskraft“[4] vorzüglich genannt. Aber an einer anderen Stelle wird unser Gedicht als ein buntscheckiges[5] bezeichnet, dem jede Ahnung eines poetischen Kunstgeistes[6] abgeht, dessen Kennzeichen „zerstückelte Planlosigkeit“[7] ist, dessen eben erst bewunderte Schilderungen zwar farbig ausgefallen, aber „mit saftigem Torfmoorpinsel“[8] ausgeführt sein sollen. Die Art der Inhaltsangabe, die Art der Deutung des mythischen Gehalts[9] überheben uns der Mühe, auf jene Beurteilung einzugehen. Als ein Urteil für viele kann uns die Auffassung Simrocks dienen, der in den Erläuterungen zu seiner Übersetzung (unter Nr. 13) vom poetischen Werte des Gedichtes spricht. Er verkennt die Mängel desselben keineswegs, die darin bestehen, dafs dies Gedicht kein romantischer Hauch belebt, die Minne es nicht verschönt;[10] dafs freie Wahl und Selbstbestimmung, wie sie Freundschaft

---

[1] Dietrich, Haupts Zeitschrift IX, 212. X, 367.
[2] Vergl. Dederich, Historische und geographische Studien zum angelsächsischen Beovulfliede. Köln 1877. S. 17.
[3] J. L. Klein, Geschichte des englischen Dramas. Leipzig, Weigel, 1876.
[4] Ebendas. S. 245 f. [5] Ebendas. S. 237. [6] Ebendas. S. 242.
[7] Ebendas. S. 242. [8] Ebendas. 243.
[9] S. die Überschriften: „Kulturkampf-Mythe“, „Kanalisations-Allegorie“.
[10] Simrock: Beovulf, das älteste deutsche Epos übersetzt und erläutert. Stuttgart und Augsburg, Cotta, 1859. S. 195.

und Liebe fordern, zurücktreten. Aber er hebt auch seine Vorzüge klarer und bestimmter hervor: 1) „wie jedes echte Epos aus dem Glauben und der Geschichte des Volkes erwächst, so zeigt auch der Beovulf mythische neben historischen Bestandteilen.“ 2) Hier ist noch alles angeboren, alles ursprüngliche Natur.[1] Und gerade „in dieser altertümlichen Einfachheit der Motive liegt die unvergängliche Schönheit des Gedichtes: je tiefer sie in der Natur gegründet sind, je sicherer und stärker ergreifen sie uns“.[2] 3) „Neben dieser Einfachheit setzt die Kunst in Erstaunen, womit die vielen ergreifenden Episoden eingeflochten sind.“ 4) „Vor allem empfiehlt uns den Beovulf die lebendige Schilderung des deutschen Heldenlebens, das noch in selbwachsener Eigentümlichkeit prangt, das noch keine Konvenienz, keine ritterliche Courtoisie der reinen Menschlichkeit entfremdet hat.“ Sein Urteil zusammenfassend, bedauert Simrock, dafs nicht ein Lessing unser Epos oder ein Gedicht wie Walther und Hildegunde kennen gelernt hat. „Er, der uns durch einen Philotas, ein Drama ohne andere Liebe als die der Pflicht und Ehre, zu mannhafter Tüchtigkeit zurückzuführen unternahm, würde diese Epen des älteren strengeren Stils, wenn er ihre Auferstehung erlebt hätte, als mit den besten Werken des klassischen Altertums aus gleichem Geiste geboren begrüfst, ja ihnen vielleicht, wie dem Shakespeare vor den Tragikern, darin noch einen Vorzug eingeräumt haben, dafs sie unserem deutschen Sinn und Gemüt näher und inniger verwandt sind.“

Im Jahre 1705 wurde unser Gedicht nach langer Vergessenheit aus dem Staube der Bibliothek hervorgenommen. Stanley zeigte es in seinem zu Oxford erschienenen „Catalogus historico-criticus“ an. In der Cottonischen Bibliothek des British Museum zu London hatte es sich in einem Pergamentkodex in 4⁰ gefunden (signiert Vittelius A. XV.) als neunte unter zehn Schriften des verschiedensten Inhalts, und wurde als „Tractatus nobilissimus Poetice scriptus“ bezeichnet. Die Handschrift, die von zwei verschiedenen Händen herrührt[3] (wie Kemble angiebt und es die ganze Art der Behandlung des Gedichtes lehrt), soll ins 10. Jahrhundert fallen; sie hatte 1731 das Mifsgeschick, bei dem Feuer im Cotton-house beschädigt und schwer lesbar zu werden.

---

[1] Simrock: Beovulf, das älteste deutsche Epos übersetzt und erläutert. Stuttgart und Augsburg, Cotta, 1859. S. 195.

[2] Ebendas. S. 196.

[3] Von der ersten bis v. 1910, von der zweiten bis zu Ende.

Zwei Abschriften, deren eine von Thorkelin (dem ersten Herausgeber des Gedichtes), die andere in seinem Auftrage im Jahre 1786 gefertigt ist, sind die Grundlage der in unserem Jahrhundert besorgten Ausgaben:

1) Thorkelin, De Danorum rebus gestis secul. III et IV poema Danicum dialecto Anglosaxonica. Havniæ 1815. 4°.

2) Kemble, The Anglo-Saxon poems of Beowulf, the traveller's song and the battle of Finnsburh. 1833. Second ed. Lond. 1835.

3) Thorpe, The Anglo-Saxon poems of Beowulf, the scôp or gleeman's tale and the fight at Finnsburg, with a literal translation, notes, glossary etc. Oxford 1855.

4) Grein, Bibliothek der angelsächsischen Poesie in kritisch bearbeiteten Texten und mit vollständigem Glossar. 4 Bände. Göttingen 1857 ff. (Band I, S. 255—341).

5) Grundtvig, Beowulfes beorh eller Bjovulfs drapen, det oldangelske Heltedigt paa Grundsproget. Kjöbenhavn 1861.

6) Grein, Beovulf nebst den Fragmenten Finnsburh und Valdere in kritisch bearbeiteten Texten, neu herausgegeben mit Wörterbuch. Kassel und Göttingen 1867.

7) Heyne, Beovulf, mit ausführlichem Glossar herausgegeben. (1863, 1867) 1873.

8) Ettmüller, Carmen de Beovulfi, Gautarum regis, rebus præclare gestis atque interitu, quale fuerit antequam in manus interpolatoris, monachi Vestsaxonici, incideret. Turici 1875.

Abgesehen von der Herstellung eines brauchbaren Textes, sind die Bemühungen der Forscher besonders auf zweierlei ausgegangen. Die mythischen, sagenhaften und geschichtlichen Beziehungen sind Gegenstand eifrigen Studiums geworden und haben manches sichere Resultat zu Tage gefördert. Sodann aber haben sich die Untersuchungen auch auf die innere Geschichte unseres Gedichtes geworfen. Die verschiedenen Teile desselben, sein ungleichartiger Wert, manche Wahrnehmungen anderer Art haben seit dem Jahre 1840 mehr und mehr zu der Ansicht geführt, dafs uns hier kein einheitliches Werk vorliegt. Ein Buch, das uns über die verschiedenen Stadien dieser Untersuchung, über die Resultate historischer und geographischer Forschung in betreff des Beovulf eine dankenswerte Übersicht giebt,[1] hält sogar die Akten darüber für geschlossen, eine Ansicht, der ich nicht beipflichten kann.

[1] Dederich, Historische u. geographische Studien zum ags. Beovulfliede,

In dem letztgenannten Jahre erschien von Ettmüller eine stabreimende Übersetzung unseres Gedichtes mit Einleitung und Anmerkungen.[1] Er versuchte, die Liedertheorie auf dasselbe anzuwenden, schied Zusätze aus, die ihm nach Inhalt und Form nicht in die Darstellung zu passen schienen, oder die ihm einen mönchischen Interpolator verrieten, oder die als „Nebenerzählungen“, deren er neun festsetzte, sich leicht vom Ganzen trennen liefsen. Aber sein Verfahren ist zu sehr das der subjektiven, durch keine feste Norm eingeschränkten Willkür, dafs es sich einer principiellen Beurteilung entzieht und er jetzt selber seine Auffassung aufgegeben hat.

Auch Simrock unterscheidet in seiner Übersetzung vom Jahre 1859 zwischen verschiedenen Bestandteilen des Gedichtes. So spricht er[2] von einem ersten Dichter, von Interpolationen, die, „wie es scheint“, von mehr als einer Hand herrühren, und endlich von der Redaktion des Gedichtes, bei welcher schwere Fehler begangen seien. Von einer Anwendung der Liedertheorie, zu der sich Simrock bei unserem Gedichte nach Dederich[3] bekennen soll, finde ich nichts. Er vermeidet jede nähere Andeutung und Auskunft über die Verfasserschaft des Liedes.[4]

In den Jahren 1867—1869 erschienen, im Grundgedanken übereinstimmend, drei kritische Arbeiten über Beovulf, von denen zwei nur geringe Teile des Liedes behandelten, die dritte die innere Geschichte des Ganzen zum Gegenstand hatte. Arthur Köhler veröffentlichte in Höpfners und Zachers Zeitschrift für deutsche Philologie, Bd. II, Untersuchungen zuerst über die Einleitung, dann über die beiden Episoden von Heremod im Beovulfliede. Es sind Beiträge zur Liedertheorie. Der Verfasser unterscheidet volksmäfsige und kunstmäfsige Stellen. Erstere, die Grundlage des Liedes, haben durch einen kunstmäfsigen Dichter mannigfache Erweiterungen erfahren, die sich aber durch ihre Absichtlichkeit,[5] durch ihre theologisierende Art,[6] Ton[7] und Ausdrucksweise[8] von den ursprünglichen Bestandteilen abheben.

---

[1] Ettmüller, Beovulf, Heldengedicht des 8. Jahrhunderts. Zum erstenmal aus dem Ags. in das Nhd. stabreimend übersetzt und mit Einleitung und Anmerkungen versehen. Zürich 1840.

[2] Simrock, Beovulf übersetzt und erläutert. S. 194.

[3] Dederich a. a. O. S. 8.

[4] Ebendas.

[5] Höpfners und Zachers Zeitschrift Bd. II, S. 308.

[6] Ebendas. S. 310. [7] Ebendas. S. 309. [8] Ebendas. S. 313.

In umfassenderer Weise wurde die Liedertheorie auf das Beovulflied in Müllenhoffs Untersuchung „die innere Geschichte des Beovulfliedes“ angewandt.[1] Dasselbe wird in dieser Abhandlung sechs Verfassern zugeschrieben. Dem frühesten gehört danach das erste Lied an, das Beovulfs Kampf mit Grendel behandelt (v. 194—836). Gleich alt, doch von einem anderen Verfasser ist das vierte Lied: das Lied von Beovulfs Kampf mit dem Drachen und Tod (v. 2200—3183). Ein dritter Verfasser hat die Fortsetzung des ersten Liedes geliefert, das von des Helden Kampf mit Grendels Mutter berichtet (v. 837 bis 1628). Dann ist wohl von vierter Hand die Einleitung (v. 1—193) hinzugefügt, von fünfter das dritte Lied (v. 1629—2199) über Beovulfs Heimkehr ins Geatenland und Interpolationen der früheren Gedichte (diesen Interpolator bezeichnet Müllenhoff mit A). Ein sechster Verfasser (B) habe neue Interpolationen gebracht, die meist in Sagen aus anderen Kreisen und in theologisierenden, meist recht schlechten Zusätzen bestehen.

Dem Dichter der Einleitung kommen nach Abzug der Athetesen 126 Verse zu, dem Verfasser des ersten Liedes 490, dem des zweiten 333, dem des vierten 440; dem Interpolator A gehören 32 Verse des ersten, 194 des zweiten und der Kern des dritten Liedes (399 Verse); dem Interpolator B 67 Verse der Einleitung, 121 von Lied I, 265 von II, 172 von III, 544 von IV.[2]

Endlich erschien im Jahre 1876 die oben erwähnte Ausgabe des Beovulfliedes von Ettmüller, die nach des Herausgebers Meinung den Abschlufs der höheren Kritik enthält. Ohne Zweifel (haud dubie) ist dies Lied im 6. oder 7. Jahrhundert bei den Geaten entstanden. Dann besang Beovulfs Thaten ein englischer Dichter, und zwar ein solcher, der dem Laienstande angehörte (laicus procul dubio, nisi paganus). Die letzte Hand legte ein Klerikus aus Wessex im 8. oder 9. Jahrhundert an.

Sein Verfahren wird in Steinmeyers Zeitschrift für deutsches Alterthum 1877[3] mit Recht als ein mechanisches bezeichnet, das kennen zu lernen eine Untersuchung seiner Athetesen in den ersten tausend Versen vollständig hinreicht. Ebenso richtig wird sein Verfahren

[1] Haupts Zeitschrift Bd. XIV.
[2] S. a. a. O. S. 242.
[3] Ettmüllers Ausgabe des Beovulfliedes von 1875—1876, angezeigt von Schönbach in Graz.

als ein widerspruchsvolles charakterisiert. Ettmüller behauptet S. IV, das Geatengedicht sei heidnisch gewesen und der erste anglische Dichter habe die für Christen anstöfsigen Stellen beseitigt. Die meisten seiner Athetesen aber treffen Sätze ganz indifferenten Inhalts, welche von einem Heiden heidnisch, von einem Christen christlich verstanden werden konnten.[1] Drittens wird ihm grofse Willkür vorgeworfen, die sich in der Einschmuggelung heidnischer Götternamen zeigt.

Nach alledem bleibt uns in erster Linie Müllenhoffs Untersuchung, und in zweiter die sich nur auf geringe Teile des Liedes richtenden Abhandlungen von Köhler übrig, wenn wir Auskunft über die Frage suchen: wie ist die Entstehungsweise des uns vorliegenden Textes des Beovulfliedes zn denken? daneben sind Untersuchungen zu beachten, welche jene Arbeiten, namentlich Müllenhoffs zu ergänzen suchen. Wir wollen dabei sehen, ob, wie Dederich sagt,[1] in völlig klarer und überzeugender Weise das Gedicht in seine ursprünglichen Bestandteile zerlegt ist und die Zuthaten gekennzeichnet sind.

I. Aufstellung der Grundsätze für die kritische Behandlung des Beovulfliedes.

Ehe zu der Frage übergegangen werden kann, mit welchem Rechte die einzelnen Teile des Gedichtes diesem oder jenem Verfasser zugewiesen sind, scheint es notwendig, die Momente kennen zu lernen, die zu einer sicheren Beurteilung dieses Gegenstandes führen können. Es erheben sich dabei folgende Fragen:

1) Können äufsere Zeugnisse geltend gemacht werden, um eine Mehrheit von Verfassern festzustellen?

2) Welche inneren Gründe können ein litterarisches Produkt, wie das uns vorliegende Lied, mehreren Verfassern und mehreren Interpolatoren zuweisen? Im letzten Grunde müssen sich dieselben auf das Princip des Widerspruchs zurückführen lassen. Ausgehend von Stellen, die mit der Tendenz des Stückes unauflöslich verbunden, die also unzweifelhaft echt sind, würde man die Frage aufzuwerfen haben: giebt es Stellen im Gedicht, die jenen nach Inhalt oder Form widersprechen?

a) In Bezug auf den Inhalt würde für unser Gedicht wieder vielerlei in Betracht kommen.

---

[1] A. a. O. S. 10.

α) Bleibt sich der religiöse Grundgedanke überall gleich?
β) Finden sich in der Darstellung der Thaten, in der Schilderung des Charakters des Helden Widersprüche?
γ) Finden sich Widersprüche in Einzelheiten der Erzählung?
δ) Finden sich Stellen, die nicht zum Zwecke des Ganzen passen (Wiederholungen und überflüssige Mitteilungen)?

Es versteht sich dabei von selber, dafs geringfügige Differenzen, die etwa aus Nachlässigkeit entstanden sind, nicht gleich als Widersprüche gelten können, die dem betreffenden Teile die Echtheit absprechen.

b) In Bezug auf die Form fragt es sich: Findet zwischen den einzelnen Teilen des Gedichtes eine Verschiedenheit statt, was
α) den Gebrauch einzelner Wörter oder ganzer Redensarten betrifft?
β) was Grammatik,
γ) metrische Behandlung,
δ) Stil und Darstellung angeht?

II. Allgemeine Beurteilung des Standpunktes, den die Kritiken Müllenhoffs und Köhlers einnehmen.[1]

Äufsere Gründe gegen die Authentie sind weder bei gröfseren noch bei kleineren Abschnitten geltend gemacht worden.

Gehen wir also zu den inneren Gründen über. Der Unterschied zwischen den Untersuchungen Köhlers von denjenigen Müllenhoffs besteht darin, dafs letztere sich auf sachliche Momente stützen, Widersprüche in sachlichen Angaben, Mifsverständnisse, unnütze Wiederholungen und Mitteilungen aufweisen wollen; erstere sich auf formelle Momente gründen, Kunst- und Volksmäfsiges voneinander trennen, Unterschiede in der Diktion aufsuchen.

Ad 2 a α. In der religiösen Auffassung ist ein Unterschied zwischen den verschiedenen Teilen nicht aufgefunden. Die christliche Färbung, welche der Kern des Gedichtes, heidnischer Mythus, empfangen hat, ist allen Teilen des Gedichtes gemeinsam: den sogenannten echten, wie den unechten Stellen. Vom Versuche Ettmüllers, christliche und heidnische Stellen voneinander zu sondern, hält sich Müllenhoffs besonnene Kritik fern. Zwar hebt er in betreff des Verfassers

[1] Über das Besondere s. Teil III.

der Einleitung ausdrücklich hervor, derselbe sei sich bewufst, dafs die Einführung des Christentums zwischen seine Zeit und die Zeit der Begebenheiten der Sage fällt, und er weist zur Begründung dieser Worte auf v. 175—178.[1] In diesen Versen heifst es, dafs die durch Grendels Verwüstungen erschreckten Dänen oft in den Göttertempeln (ät härg-trafum) Gebete und Gelübde dargebracht hätten, damit ihnen der Geisttöter (gâstbona, d. i. der Teufel) Hilfe in der Not des Volkes leistete. Aber ähnlich ist es doch auch, wenn der Interpolator v. 3073 sagt, die hehren Herrscher, welche sahen, wie der Hort verborgen wurde, hätten denjenigen verflucht, der ihn anrühre: er solle sein synnum scyldig, hergum geheaderod (der Frevel schuldig, in Götterhainen eingezwängt). herg wird gleich darauf mit hell-bend parallelisiert, ist also mit Heyne sls „verruchte Stätte“ zu fassen, und zeigt, dafs auch in dem Bewufstsein dieses Verfassers das Heidentum zur Zeit der Begebenheiten der Sage noch existierte.

Ad 2 a *β*. Etwaige Widersprüche, die sich in der Vermischung mythischer, sagenhafter und geschichtlicher Elemente finden, sind nicht als Princip, echte von unechten Stellen zu scheiden, benutzt.

Ad 2 a *γ*. Widersprüche, die in Einzelheiten der Erzählungen geltend gemacht sind, werden in Teil III behandelt werden.

Ad 2 a *δ*. Ein grofses Gewicht wird von Müllenhoff auf das Vorkommen von Stellen gelegt, die zur Tendenz des Gedichtes entweder in gar keiner Beziehung stehen und um deswillen unnütz sind, oder die nur unnütze Wiederholungen von früher Gesagtem enthalten. Wir haben es hier mit den Teilen des Gedichtes zu thun, die den Interpolatoren A und B zugewiesen sind.

Von denjenigen, die A verfafst haben soll, haben gemeinsamen Charakter nur v. 612—643, 924 f., 1017—1019, 1162 bis 1197, 1216—1232, dazu eine Reihe von Versen, die dem dritten, von A ganz verfafsten Liede angehören (z. B. 1837—1840, 2010—2032), Stellen, in denen von des Dänenkönigs Hrodgar Familie die Rede ist. Es wird darin seine Gemahlin, die edle und milde Vealhtheov, dazu seine Söhne Hredric und Hrodmund und seine Tochter Freavare genannt.

Auf B's Anteil fallen alle diejenigen Stellen, die theologisierende Zusätze, und diejenigen, welche Episoden enthalten.

---

[1] Müllenhoff in Haupts Zeitschr. XIV, S. 243.

Ich kann nun darin, dafs uns über die Familie Hrodgars Nachrichten gegeben werden, keinen Grund erblicken, einen Interpolator anzunehmen. Die Einleitung hat uns auf dänischen Grund und Boden, als den Hauptschauplatz der Thaten unseres Helden versetzt und hat uns von den Vorfahren des Dänenkönigs Hrodgar erzählt. Und nun darf Lied I, II, III nichts von des Dänenkönigs Gemahlin, nichts von seinen Söhnen und seiner Tochter erzählen? Aber freilich, weder Vealhtheov noch Hredric noch Hrodmund greifen in den Gang der Handlung ein. Es sind Personen, die auftreten und wieder abtreten, ohne dafs die Handlung gefördert wird, ja in betreff der Vealhtheov wird die Bemerkung gemacht, dafs ihr Verschwinden vom Schauplatz vom Dichter gar nicht erwähnt, aber an späteren Stellen vorausgesetzt wird. Doch letzteres gehört nicht hierher. Darüber hat sich Interpolator B zu verantworten. Dafs die blofse Erwähnung jener Personen schon als ein Hauptgrund erscheint, die betreffenden Stellen für unecht zu erklären, das beweist schon die im übrigen wohlwollende Kritik, die der Abschnitt v. 612—643 von Müllenhoff erfahren hat: er wird eine „hübsche Interpolation“ genannt.[1] Aber in aller Welt, woher weifs man denn, dafs die ältesten Lieder in ihrer ursprünglichen Form nur die nackte Handlung besingen dürfen, dafs sie alles Schmuckes entbehren müssen? Einerseits wundert man sich, dafs unser Lied nur die Liebe zu Kindern und Geschwistern kennt, und andererseits sucht man die Spuren zu vertilgen, die uns einen, wenn auch noch so geringen Blick in das Walten des Weibes thun lassen, die uns erzählen, wie die königliche Frau zur Begrüfsung des Gastes erscheint, den Männern die Freuden der Geselligkeit erhöht[2] und sich recht als Königin durch ihre „Milde“ bewährt. Und liegt nicht auch in dem Auftreten der Freavare, der Tochter Hrodgars und Vealhtheovs ein schöner poetischer Zug, wenn gleich er uns nicht von Anfang an, sondern erst in der Erzählung Beovulfs am Hof seines Königs Hygelac erzählt wird? Sie wird eine freódovebbe, eine Friedeweberin, nach dem schönen Ausdruck der ags. Poesie genannt, weil sie freundlich unter den Helden verkehrt, und Beweise der Milde giebt, und weil sie, Frieden zwischen zwei streitenden Völkern zu vermitteln, sich dem vormals feindlichen Königssohn Ingeld, dem Headobeardenfürsten, verlobt

---

[1] Haupts Zeitschrift XIV, S. 200.
[2] Vergl. besonders v. 2015—2020.

hat. Welche Kraft der Tragik liegt nicht in der Schilderung des Grolles, der trotzdem unter den Headobearden fortglimmt, zuletzt wieder in offene Feindschaft aufglüht und Freavares Gemahl, dessen Liebe zur Gattin erkaltet ist, dann selber mit fortreifst?[1]

Ich bin daher der Meinung, dafs gerade diese Stellen eine Mannigfaltigkeit in das Gedicht bringen, die wir ungern vermissen würden; und dafs daher von seiten des Inhalts sich nicht gut ein Einwand gegen sie erheben läfst. Die anderen Stellen von gröfserer Wichtigkeit, Stellen, welche dem Interpolator B zugeschrieben werden, betreffen theologisierende Zusätze und Episoden.

Zu ersterer Art gehören folgende Abschnitte:

v. 105—114 über die Abstammung Grendels von Kains Geschlecht und seine andere Verwandtschaft;

v. 179—188 über den Mangel und das Unglück rechter Gotteserkenntnis bei den von Grendel Heimgesuchten, und ihr Gebet zu heidnischen Göttern;

v. 701—703 über das Walten Gottes unter dem Menschengeschlechte;

v. 1057—1063 wird für geistliches erbauliches Gerede ohne Zusammenhang erklärt und darauf hingewiesen, dafs schon Ettmüller diese Verse getilgt hat. Auch ich kann die Verse nicht für sehr passend halten, sehe aber nicht ein, worin aufser v. 1057^{b}, 1058, 1059 das geistliche Gerede besteht; in der Mehrzahl der Verse wird eine ziemlich naheliegende Lebensweisheit vorgetragen, dafs nämlich Einsicht und Besonnenheit die besten Lebensführer sind.

v. 1262—1279 von der Abstammung der Mutter Grendels aus dem Geschlechte Kains;

v. 1689—1694, die Bemerkung enthaltend, dafs auf den Griff des im Meersaal Grendels vorgefundenen Schwertes die Geschichte der Sündflut aufgezeichnet gewesen;

v. 1701—1769 eine lange Ermahnung Hrodgars an den siegreichen Beovulf enthaltend, der ihn doch soeben von der Doppelplage befreit hatte: er solle sich vor Übermut hüten, solle vielmehr durch Grofsmut und Freigebigkeit sich Freunde gewinnen und so das Schicksal Heremods (wohl eines Vorgängers der Scyldingen-Dynastie) von sich fernhalten.

---

[1] Dieser letzte Zug soll freilich erst vom Interpolator B herrühren. Wir werden bei der Besprechung des einzelnen darauf zurückkommen.

Ferner ein Abschnitt aus v. 3039—3076, der von der Unmöglichkeit spricht, den Drachenhort zu erlangen, wenn nicht Gott den Besitz gewähre (v. 3054—3058), und von dem Fluch, der durch die hehren Herrscher (þeódnas mære) auf jeden selbständigen Versuch gelegt war.[1]

Endlich noch eine Reihe einzelner Verse, die Gottes Eingreifen in den Kampf zu Beovulfs Gunsten rühmen.

Zwei Gründe sprechen dagegen, derartige Stellen ihres Inhalts wegen einem besonderen Verfasser zuzuweisen: der Vergleich mit anderen Stellen religiösen Inhalts, die von anderen Verfassern herrühren sollen, und der Vergleich mit Stellen desselben Interpolators, die mythischen Charakter tragen. Es ist ganz unmöglich und auch von Müllenhoff nicht versucht, die Verse, die biblisch-religiöse Färbung haben, aus dem Gedichte in der Weise auszusondern, dafs dasselbe seinen Zusammenhang behält. So kommen denn in dieser Beziehung an echten, wie an angefochtenen Stellen Ausdrücke vor, die einander sehr ähnlich sehen. Stellen wir einige der Art zusammen:

Aus I B: v. 381 hâlig god, I: v. 687 hâlig dryhten;

II B: v. 1554 f. hâlig god, vitig drihten, rodera rædend. — I: v. 686 vitig dryhten;

II A: v. 1610 fäder (von Gott gebraucht). I: v. 316, fäder alvalda;

II A: v. 1611 sód metod. II: metod.

So sahen wir oben, dafs an sogenannten unechten Stellen Grendel und Grendels Mutter in Zusammenhang mit dem Gott feindlichen Geschlechte Kains gebracht werden. Aber sagt nicht v. 712 (Lied I) von Grendel: godes yrre bär; nennt ihn nicht v. 787 (Lied I) godes andsaca; nennt ihn nicht v. 789 (Lied I) helle häft, gerade wie v. 853 (Lied II A) von ihm sagt, als er dem Tode verfallen ins Moor sich flüchtete: þaer him hel onfêng? Und klingen die Verse 978—980 (Lied II) nicht auch theologisierend:

þaer âbîdan sceal
maga mâne fâh miclan dômes,
hû him scîr metod scrîfan ville. —?

In (Lied II A) v. 853 lesen wir in Bezug auf Grendel den Ausdruck hædene sâvle, v. 987 (Lied II) hæden, wie es auch in angefochtenen Versen (B) des Liedes IV vom Drachenhort heifst: v. 2217 hædum horde, v. 2277 hæden gold.

[1] Über diesen Abschnitt s. Teil III.

Und während sonst an keiner Stelle weder Christi noch der Kirche Erwähnung geschieht, lesen wir v. 2821, einer unangefochtenen Stelle aus Lied IV von der sód-fästra dôm, der Heiligen Urteil.[1]

Man kann ja die Frage aufwerfen, ob die Ausführung derartiger Gedanken, die wir oben erwähnt haben, in Einklang mit der Form steht, in welche wir die übrigen Teile des Gedichtes gekleidet sehen. Das ist indes eine Frage, die weiter unten abzuhandeln sein wird.

Auch die Episoden des Beovulfliedes sollen den Interpolator (B) verraten. Solcher Episoden oder, wie er sich ausdrückt, Nebenerzählungen zählt Ettmüller neun. Ich würde deren dreizehn annehmen.

1) v. 90—98 Lied über die Schöpfung der Welt,
2) v. 506—581 von Beovulfs Wettschwimmen mit Breca,
3) v. 876—901 von Sigmund und Fitela,
4) v. 902—914 von Heremod,
5) v. 1060—1160 von Finn und Hengest,
6) v. 1199—1202 von Heime und dem Brosinga mene,
7) v. 1710—1723[a] von Heremod,
8) v. 1932—1963 von Thrydo,
9) v. 2033—2067 von den Kämpfen zwischen Headobearden und Dänen,
10) v. 2355—2397 von Hygelacs Fall, Heardreds Regierung und Ermordung, Beovulfs Nachfolge und Verhältnis zu den schwedischen Königen aus der Scylfinge-Dynastie,
11) v. 2612—2626 von Eanmunds Fall,
12) v. 2914—2922 von Hygelacs Fall,
13) v. 2925—2999 von Hädcyns und Hygelacs Kampf mit Ongentheov.

Nach Müllenhoff will in den meisten dieser zahlreichen Episoden der sagenkundige Interpolator B seine Weisheit anbringen.[2] Doch weist M. die Episoden verschiedenen Verfassern zu: 1 = B, 2 = teils dem Verfasser des Liedes I, teils B (v. 550—557), 3 = B, 4 = B, 5 = B, 6 = B, 7 = B, 8 = B, 9 = B, 10 = B, 11 = dem Verfasser des Liedes IV, 12 = B, 13 = B.

---

[1] Auch Köhler (Die Einleitung des Beovulfliedes, in Höpfners Zeitschr. für deutsche Philologie II) äufsert sich Seite 300 dahin, dafs die christliche Färbung durchgehends anzutreffen sei und man einzelne Stellen nicht ausscheiden könne.

[2] Haupts Zeitschrift XIV, S. 217.

Wenn auch nur wenig verletzt, kann doch das Princip, das man bei diesen Athetesen vermuten mufs, nicht bestehen, um so weniger als man überhaupt keinen Grund einsieht, weshalb in einem einheitlich gedichteten Liede Episoden keine Stelle haben sollen. Auch gilt von ihnen in noch höherem Grade das oben über die ersten (A zugeschriebenen) Zusätze Bemerkte, dafs auf solche Weise eine angenehme Mannigfaltigkeit und reiche Abwechselung entsteht. Diese Mannigfaltigkeit nehmen wir auch an der Art und Weise wahr, wie die Episoden eingefügt sind, die auch schon bei Simrock Anerkennung gefunden hat. Er bemerkt:[1] „Neben dieser Einfachheit (sc. in den Motiven) setzt die Kunst in Erstaunen, womit die vielen anziehenden Episoden eingeflochten sind.“ Achten wir nun genauer auf die Art der Einfügung! Die erste, dritte, vierte und fünfte Episode ist einem scôp in den Mund gelegt, der den dänischen Königshof mit seinen Liedern erfreut; die zweite tritt uns in der Form einer Streitrede zwischen Hunferd und Beovulf entgegen; die sechste, achte, zehnte und elfte gehört dem Erzähler an; die siebente ist eine warnende Rede des Königs Hrodgar; die neunte eine Weissagung Beovulfs; die zwölfte eine Rede Viglafs, die dreizehnte eine Rede des Boten Viglafs.[2] Wenn nun diese Mannigfaltigkeit eine höhere dichterische Begabung des Verfassers bezeugt, so werden wir dadurch veranlafst, die Annahme aufzugeben, dafs sie von einem Interpolator herrühren, dem es um weiter nichts zu thun gewesen, als seine Sagenweisheit anzubringen. Hätten wir es mit einem solchen zu thun, so wäre auch nicht einzusehen, weshalb die Episoden, die von der Feindschaft zwischen Geaten und Schweden handeln, auf vier Stellen verteilt sind. Ein Interpolator solchen Schlages, wie er von Müllenhoff uns gekennzeichnet wird, hätte doch sicherlich, sobald sich die Gelegenheit bot, mit einemmal seine Sagenweisheit ausgekramt. Und eine solche Gelegenheit hätte sich ihm zu Anfang des vierten Liedes sehr wohl geboten. Wenn trotzdem jene Ereignisse nicht an der genannten Stelle berichtet werden, so liegt der Grund eben darin, dafs wir es nicht mit einem Interpolator, sondern mit einem Dichter zu thun haben, der nach einheitlichem Plane von Beovulf redet und daher Erzählungen, deren Träger dieser Held nicht ist, die aber mit ihm in Zusammenhang stehen oder aus einem

[1] Simrock, a. a. O., S. 196.

[2] F. Ebert, Jahrbuch für roman. und engl. Litteratur IV. Grein, „Die historischen Verhältnisse des Beovulfliedes“, S. 261.

anderen Grunde uns mitgeteilt werden sollen, als Episoden bringen mufs. —

Wir gehen nun zur Besprechung der formellen Gründe allgemeinerer Art über, welche für die Anwendung der Liedertheorie auf unser Gedicht und die Annahme von Interpolationen geltend gemacht sind.

Ad 2 b *α*. Was sprachliche und grammatische Gründe betrifft, so äufsert sich Müllenhoff[1] dahin, dafs der Zeit nach die einzelnen Teile nicht weit auseinander liegen, eine Bemerkung, die auch Dederich[2] acceptiert. Er sagt: „der ganze sprachliche Charakter sowohl wie die Art und Weise der Zusammenstellung sämtlicher Bestandteile bürgt uns aber auch dafür, dafs die Abfassung dieser einzelnen Teile in der Zeit nicht so bedeutend auseinander liegen kann; ebenso dürfte der Interpolator B nicht viel später als A gearbeitet haben.“ Auch der Umstand, dafs sich B, „der letzte Interpolator“, durch seine theologische Weisheit etwas hervorthue, wird nicht zu dem Schlusse benutzt, dafs er viel jünger gewesen als A und die übrigen Bearbeiter.[3]

Doch hatte Müllenhoff[4] in seiner Untersuchung über die innere Geschichte des Beovulfliedes die Meinung ausgesprochen, dafs fortgesetzte Beobachtung vielleicht noch sprachliche Unterschiede im Gebrauch der Worte und Redeweisen finden würde.

Und dafs das geschieht, ist in der That auch durchaus notwendig, um der Anwendung der Liedertheorie auf unser Gedicht eine Stütze zu verschaffen. Denn eigentlich fällt durch die oben mitgeteilten Äufserungen ein Hauptgrund für jene kritischen Annahmen fort.

In Steinmeyers Zeitschrift für deutsches Altertum 1877 hat Schönbach in Graz gelegentlich der Anzeige von Ettmüllers Ausgabe von 1875—1876 den gewünschten Versuch gemacht. Er stellt auf S. 44 und 45 ein Verzeichnis von Wörtern auf, die den verschiedenen Liedern und Überarbeitern eigentümlich sind, und legt dabei die Ausscheidungen von Müllenhoff zu Grunde. Ein jeder derartiger Versuch hat aber bei der geringen Anzahl von Versen des ganzen Liedes, die nun noch dazu auf verschiedene Verfasser verteilt werden, etwas Gewagtes. Dazu kommt, dafs er sich auch ein minder charakteristisches Gebiet ausgewählt hat, und auf das Aufsuchen einzelner Wörter statt ganzer Redensarten geht.

---

[1] A. a. O. S. 242. [2] A. a. O. S. 14 f. [3] Dederich, a. a. O. S. 16. [4] A. a. O. S. 242.

Aber gesetzt auch, dafs sich dadurch ein Resultat erzielen liefse, so kann ich mich doch mit der Art und Weise, wie der Versuch angestellt ist, nicht einverstanden erklären.

Das Verzeichnis leidet an Ungenauigkeit. So ist das Wort geslyht A statt B zugewiesen, desgleichen strengum gestrynan, þengel; das Wort bîd zu IV gestellt statt zu IV B; die Komposita von väl sind ohne weiteres als Eigentum von A erklärt, während sie verschiedenen Verfassern zugehören würden: väl-bed dem Verfasser von II, väl-bend dem Interpolator B, väl-bléat dem Verfasser von IV, väl-deáđ dem Verfasser von I u. s. w.

In Wegfall müssen ferner 1) diejenigen Wörter kommen, deren Begriff uns nur einmal im ganzen Liede begegnet. Dahin gehören: gamban und hûd aus der Einleitung, ærgescód, græ̂gmæl, geolo aus IV, zumal zu letzterem ein Kompositum geolo-rand existiert und dieses in IV B vorkommt; vord-hord aus I, onlîcnes aus II, nôn aus III A.

2) Ebenso müssen in Wegfall solche Wörter kommen, die nur bei einem Dichter sich finden sollen, wenn bei demselben für den betreffenden Begriff daneben ein anderes Wort gebraucht wird. Z. B. ræsva, Fürst, lesen wir in der Einleitung einmal, überhaupt nur einmal im Beovulf; aber in der Einleitung kommt eine ganze Anzahl anderer Wörter für denselben Begriff vor, z. B. freá, vine, beága brytta, þeód-cyning, leód-cyning. Wie kann nun jenes ræsva zu dem der Einleitung eigentümlichen, sie charakterisierenden Vokabelschatze gerechnet werden? Ähnlich ist es mit dem Worte gevîcan, das zweimal in IV vorkommt und auf welches Schönbach grofses Gewicht legt. Mit diesem Worte verhält es sich allerdings auf die angegebene Weise, aber daneben kommt in demselben Sinne bei dem Dichter von IV das Wort gesvîcan vor; dieses findet sich auch in II und IV B; in II auch das Simplex svîcan. Ähnlich ist es ferner mit dem Worte ambiht oder wie die Formen im Beovulfliede lauten: ombeht und ombiht, das allerdings sich nur in Lied I findet. Aber das ist doch kein Wort, das I für diesen Begriff ausschliefslich gebraucht. Es kennt dafür auch das Wort beódgeneát und hat dieses mit III B gemein, es kennt dafür auch das Wort hordgeneát und hat dieses mit II, III B, IV, IV B gemein.

Doch das sind nur Beispiele. Derselbe Nachweis läfst sich noch bei einer grofsen Reihe anderer Wörter mit Leichtigkeit führen.

3) Auszuscheiden sind endlich solche Wörter, die entweder in ge-

ringen Abweichungen oder als Komposita an anderen Orten vorkommen. So lesen wir in der Einleitung das Verbum irnan (Schönbach) oder vielmehr das Kompositum beirnan an einer einzigen Stelle der Einleitung; das Kompositum onirnan kommt ebenso an einer einzigen Stelle des Liedes I vor. Kann daraus auf eine besondere Vorliebe des Verfassers der Einleitung für das Verbum irnan geschlossen werden? Das Schwert erhält einmal in IV das Epitheton brûn, aber in III B lesen wir das Kompositum brûn-ecg. Unhælo kommt nur in der Einleitung vor, aber das Simplex hælo findet sich in IV; tôsomne in IV, aber ätsomne einmal in IV und einmal in I; ungemete dreimal in IV, aber ungemetes in III. — Auffälliger erschien mir die dreifache Wiederholung des Wortes nâthvylc auf verhältnismäfsig kurzem Raum v. 2216, 2225 und 2234, in Stellen, die dem Interpolator B zugeschrieben werden und die auch in der That keine grofse poetische Kunst verraten. Aber die ganze Stelle ist äufserst korrumpiert, der Text sehr geschädigt. In den Anmerkungen zu derselben sagt Heyne:[1] „Der Zustand der Handschrift verbietet von selbst Ergänzungen zu wagen, die einigermafsen den Anspruch auf Sicherheit haben sollen.“ Mir scheint eine dreimalige Wiederholung eines so wenig poetischen Wortes, wie dieses, auch nicht einmal dem Interpolator B zugetraut werden zu dürfen, da ihm andere Stellen doch weit besser gelungen sind. Dazu kommt, dafs das Wort auch den übrigen Teilen des Liedes nicht so unbekannt ist. Wir treffen es in Lied I an: v. 274 (ve sódlice secgan hyrdon) þät mid Scyldingum sceáda ic nât hvylc (deógol dæd-hâta, deorcum nihtum eáved þurh egsan uncúdne nîd), wo das Geheimnisvolle der Erscheinung Grendels noch durch Erwähnung seines geheimnisvollen Thuns in einem synonymen Ausdruck hervorgehoben wird. In Lied II heifst es v. 1514: þät he in nîd-sele nât-hvylcum väs. Wir können endlich auch noch v. 1332 hierher ziehen: ic ne vât hväder (atol æse vlanc eft sídas teáh).

Eine besondere Beachtung scheint mir die häufige Anwendung der Participia Präsentis von zusammengesetzten Wörtern zu verdienen. Schönbach erwähnt nur gelegentlich unter den übrigen Wörtern folgende acht: ceasterbûend I, fletsittend A, randhäbbend A, boldâgend IV, bordhäbbend IV, væglîdend IV, grundbûend B, þanchycgend B. Aber ihre wirkliche Zahl ist bei weitem gröfser. Wir finden sie in über-

[1] Seite 99.

raschend grofser Anzahl durch das ganze Lied und zwar fast ganz gleichmäfsig zerstreut. Bald vertreten sie die Stelle von Substantivis, bald sind sie mehr adjektivischer Natur. Ich will eine Übersicht derselben hier folgen lassen:

Die Partic. Präs. als Subst.:

Einl.: ymbsittend v. 9, londbûend v. 95.

I, searohäbbend v. 237, lindhäbbend v. 245, feorbûend v. 254, merelidend v. 255, gúdfremmend v. 299, foldbûend v. 309, sælidend v. 411, ceasterbûend v. 769.

II, lindhäbbend v. 1403, foldbûend v. 1356, blædâgend v. 1014, londbûend v. 1346.

A, sælidend v. 1819, rondhäbbend v. 862, healsittend v. 2016, fletsittend v. 1789, v. 2023.

IV, ymbsittend v. 2735, sælîdend v. 2807, healsittend v. 2869, helmberend v. 2518.

B, foldbûend v. 2275, sælîdend v. 377, brimlîdend v. 508, sâvlberend v. 1005, grundbûend v. 1007, helmberend v. 2643.

Die Partic. Präs. als Adj.:

Einl.: Man könnte hierher wohl aus v. 159 ziehen: éhtende väs.

I, cnihtvesende v. 372, 555, heardhicgende v. 294.

II, svíđhicgende v. 1057, selerædende v. 1347.

A, svíđhicgende v. 920, v. 1017.

IV, vîshicgende v. 2717, unbyrnende v. 2549, bealohycgende v. 2566.

B, þanchicgende v. 2236, mägenâgende v. 2838, heoroveallende v. 2782.

Wir sehen also aus dieser Übersicht, dafs eine durch ihre Häufigkeit eigentümliche Erscheinung sämtlichen Teilen des Gedichts, für die man verschiedene Verfasser hat annehmen zu müssen geglaubt, gemeinsam ist.

Ad 2 b β. Um die grammatische Behandlung der ältesten ags. Dichtungen, insbesondere des Beovulf, hat sich in betreff eines wichtigen Punktes Lichtenheld verdient gemacht.[1]

Nach der Doppelregel:[2] je häufiger der Artikel, desto später das Werk; und je häufiger das schwache Adjektiv in Verbindung mit dem Substantiv, aber ohne Artikel, desto älter das Werk — erhält die An-

---

[1] Lichtenheld, Das schwache Adjektiv im Ags. Haupts Zeitschrift. Neue Folge IV.

[2] A. a. O. S. 334, 335.

nahme, dafs das Beovulflied das älteste ags. Epos ist, von neuem Bestätigung.

Dennoch acceptiert er die Anwendung der Liedertheorie auf dasselbe. An sechs Stellen seiner Abhandlung spricht er von Interpolationen, die B vorgenommen habe. So erweist sich ihm die Verfasserschaft dieses Interpolators v. 92:[1] vor das Wort älmihtiga habe der Artikel se erst gesetzt werden können, als der Monotheismus zur Herrschaft gekommen. Dieser Grund würde aber doch nur dann von Bedeutung sein, wenn die monotheistische Grundanschauung sich nicht durch das ganze Lied von Anfang bis zu Ende und bei allen vermeintlichen Verfassern hindurchzöge. Und ist es nicht auffällig, dafs B, dem so viele theologisierende Zusätze zugeschrieben werden, nur an dieser einen Stelle den Monotheismus zu so scharfem Ausdrucke kommen läfst?

Ähnlich verhält es sich mit der zweiten Stelle, die Lichtenheld geltend macht: v. 1748;[2] dort wird des Teufels, als vergan gâstes, Erwähnung gethan. Die Hervorhebung desselben durch die schwache Form des Adjektivs verrate den Interpolator. Die Erwähnung desselben kehrt aber häufig wieder.

v. 1734 [3] wird die Spur einer formelhaften Festsetzung der schwachen Form gefunden, während die letztere hier nicht am Platze sei. Unter den Beispielen, die L. aufzählt, gehören allerdings die meisten B an, aber die übrigen A, II und IV. Bei der grofsen Zahl von Versen, die B überhaupt zukommen sollen, ist dieser Umstand nicht auffällig: wird B doch mehr als der dritte Teil des Gedichts (1169 Verse) zugeschrieben.

Über die Bemerkung, der Ausdruck „ofer ealde riht“ in v. 2331[4] sei vom Interpolator B wohl auf christliche Gebote übertragen, können wir füglich hinweggehen, da sie nur als Vermutung vorgetragen wird und der rechten Begründung entbehrt.

v. 2183[5] endlich wird von der Heldenkraft als göttlicher Gabe geredet; dabei kommt der Ausdruck ginfästan gife vor. Lichtenheld macht darauf aufmerksam, dafs sich derselbe Vers bei demselben Verfasser (B) schon einmal vorgefunden, doch mit dem starken ginfäste. Aber was folgt daraus? Doch nur, dafs nichts daraus zu folgern ist.

Im übrigen aber sprechen die Wahrnehmungen, die L. gemacht hat, durchaus für Einheit des Gedichts. Es wird bei 209 (I)[6] nach-

---

[1] A. a. O. S. 342. [2] A. a. O. S. 370. [3] A. a. O. S. 371. [4] Ebendaselbst. [5] A. a. O. S. 372. [6] A. a. O. 343.

gewiesen, dafs bei hilderæs der Artikel nicht an seinem Platze ist, ebenso bei v. 2039 (III A); ferner dafs v. 2861[1] (IV) die starke Form bei dem Artikel ganz gegen den sonstigen Sprachgebrauch verstöfst, dafs v. 1399 (II), 1780 (III A), 2331 (IV B) mit drihten das Adjektiv in seiner schwachen, der Hervorhebung dienenden Form verbunden ist (dennoch war v. 85 angegriffen).

Von besonderer Bedeutung möchte es aber sein, dafs in allen Teilen des Gedichts die Einwirkung des Artikels auf die Umwandlung der starken Form in die schwache noch nicht weit reicht.[2] Wenn ein Substantiv mit Artikel gesetzt ist und ein den Begriff wieder aufzunehmendes Adjektiv folgt, so steht dies häufig noch in der starken Form (an echten wie an unechten Stellen), desgleichen wenn ein schwaches Adjektiv mit Artikel, und endlich, wenn Artikel, schwaches Adjektiv und Substantiv vorhergehen.

Ad 2 b γ. Auch die metrische Behandlung der verschiedenen Teile unseres Liedes kann keine Schwierigkeit machen. Zwei Abhandlungen neueren Datums, welche auch die ags. Metrik in den Kreis ihrer Untersuchung ziehen, berühren die kritische Frage gar nicht. So Jessen „Grundzüge der altgermanischen Metrik“ in Höpfners Zeitschrift III. Etwas anders verhält es sich mit der trefflichen Dissertation H. Schuberts De Anglosaxonum arte metrica, Berlin 1870. Dieselbe stellt sich auf den Müllenhoffschen Standpunkt und bringt an zwei Stellen ihre Untersuchungen in Zusammenhang mit den Resultaten jener Kritik.

1) S. 7, 8, nachdem der Verfasser von der Freiheit ags. Gedichte gesprochen hat, kurze Endsilben in gewissen Fällen bei Substantivis, Adjektivis, Adverbiis als Hebungen zu betrachten, heifst es weiter, dafs diese Freiheit bei Verbis (mit Ausnahme der Participia) nicht vorkomme. Dann fährt er fort: quæ autem tria (sc. exempla) in Beov. occurrunt, facile emendari possunt, quum v. 6[a] (egsode eorl) objectum „hie“ desideratur et v. 2345[b] (heólde lange) si pro heólde levissima mutatione scribis geheólde recte conformatus evadat. V. 131[a] autem (þolode þryðsvyd) verbis transpositis emendatur. Tamen nescio an hi versus ferendi sint, propterea quod omnes in recentioribus carminis partibus leguntur. Indessen ist diese letztere Äufserung insofern zu beschränken, als das erste Beispiel in einem, dem Verfasser der Ein-

---

[1] A. a. O. S. 353. [2] A. a. O. 390.

leitung zugeschriebenen Verse sich befindet und nur die beiden anderen dem Interpolator B angehören. Ferner glaube ich, dafs wir überhaupt an den überlieferten Lesarten festzuhalten haben, da uns nichts berechtigt sie für verderbt anzusehen. Die Leichtigkeit, mit der an jenen Stellen eine Änderung vorgenommen werden kann, beweist noch nichts für deren Notwendigkeit. Es ist nicht richtig, dafs in v. 6^a zu egsode eorl ein Objekt zu ergänzen ist, da egsian als intransitives Verbum unglücklich sein, Mühsal haben bedeutet. Danach wird das End-e wohl zu betonen sein. Das o in egsode aber ist ebenso zu beurteilen wie in eardode, þancode, insofern die ursprüngliche Form egsôde gelautet hat.[1] Diese Bemerkung gilt auch für þolode v. 131^a. Es fallen in diesem Verse zwei Hebungen auf die beiden ersten Silben in þolode und zwei auf das zusammengesetzte Wort þryð-svyð. V. 2345^b endlich ist dem Verse 6^a in der Beziehung ähnlich, dafs das e in heolde mit einem Accent zu versehen ist: héoldè lángè. Wir würden demgemäfs zu den vielen Beispielen betonter Verbalendungen, wie sie im Cädmon vorkommen, zwei aus dem Beovulfliede zu stellen haben. Eins davon fällt dem Verfasser der Einleitung zu, eins dem Interpolator B.

2) Die zweite zu gunsten der Müllenhoffschen Kritik gemachte Bemerkung finden wir auf Seite 52. In unserem Liede kommen aufser den Halbzeilen mit drei und denen mit vier Hebungen auch solche mit sechs Hebungen vor. Solche Senare sind nach Schuberts Aufzählung enthalten in v. 1163—1168, 1705—1707, 2996—2997,[2] qui omnes ad recentiores carminis partes pertinent. Genauer betrachtet, würden die ersteren Verse auf den Anteil A, die beiden letzten Stellen auf den Anteil B fallen; so dafs wir also auch hier nicht einmal die Eigentümlichkeit eines Interpolators antreffen würden. Dazu kommt noch ein anderer Umstand. In anderen ags. Gedichten kommen auch Verse vor, von denen die eine Hälfte ein Senar, die andere ein Quaternar ist. Als derartige Verse sieht Heyne in unserem Liede erstens v. 1485—1486 an. Schubert bestreitet diese Auffassung und skandiert folgendermafsen:

/ / / / / \ / \
mäg þonne on þam golde ongitan Geáta drihten
/ / / / / / /
geseón sunu Hrêdles þonne he on þät sinc starað.

[1] Es ist also zu lesen: égsòdè eórl.
[2] Nach Heynes Zählung ist 1163 = 1164 u. s. w.

Es würde aber in diesem Falle bei zwei aufeinanderfolgenden Versen, nämlich in ongítan und stárad anzuwenden sein, und das erscheint nur als ein gewaltsames Verfahren. Ist es nicht einfacher so zu skandieren:

mäg þonne on þam goldę ongitan   Geáta drihten
geseòn sunu Hrêdles   þonne he on þät sinc starad?

Dasselbe Verfahren ist auch v. 2173, 2174 einzuschlagen. Die erstere der genannten Stellen gehört dem Verfasser von II, die zweite A.

Überblicken wir noch einmal jene längeren Verse des Beovulf, so gehören zwei Stellen A, zwei B, eine dem Verfasser des Liedes II an. Daraus folgt aber, dafs wir aus der Erscheinung derartiger Verse keine Stütze für die Anwendung der Liedertheorie auf Beovulf entnehmen können.

Ad 2 b δ. In Bezug auf die Gründe, die in der Art der Darstellung liegen sollen, kommt eine Bemerkung Riegers („Zum Beovulf" Höpfners Zeitschrift III) in Betracht. Er will die Wahrnehmung gemacht haben,[1] dafs der Interpolator B sehr oft das erste Hemistich aus einer Struktur mit äfter bildet: v. 187, 886, 1150, 1607, 1681, 1944, 2031, 2053, 2061, 2067, 2262, 2464, 2582, 3006. Wir können dagegen ohne Anspruch auf Vollständigkeit eine Reihe von echten Stellen anführen, die dieselbe Eigentümlichkeit aufweisen: v. 117, 1302, 1321, 1323, 1403, 2754, 2804. Dadurch fällt jener Grund natürlich weg, die von Rieger beigebrachten Stellen als interpoliert anzusehen. Im übrigen mache ich an dieser Stelle nur folgende Bemerkungen, indem ich das Genauere in den speciellen Teil verweise:

1) Nicht jede mangelhafte Stelle ist unecht (und umgekehrt: nicht jede echte Stelle mufs gut sein). Demselben Verfasser gerät die Darstellung in dem einen Teile besser als in einem anderen.

2) An einigen für unecht erklärten Stellen walten Mifsverständnisse Müllenhoffs ob; mit Hebung derselben fällt also auch der Grund, die betreffenden Verse für unecht zu erklären, fort.

3) In jedem gröfseren Gedicht lassen sich ohne Nachteil für den Zusammenhang einige Verse oder ganze Abschnitte tilgen, wie man

---

[1] A. a. O. S. 403.

schon aus dem einzigen Umstande ersicht, dafs unsere Theateraufführungen die dramatischen Stücke in abgekürzter Gestalt zu geben pflegen.

4) Insbesondere sind allgemeine Sentenzen nicht als solche gleich einem Interpolator zuzuweisen.

III. Untersuchung über die einzelnen Abschnitte.

I. v. 1—193. Einleitung.

Müllenhoff giebt zuerst in seiner Abhandlung über die innere Geschichte des Beovulf die Gründe an, aus denen erhellen soll, dafs der Dichter der Einleitung nicht der eines anderen Liedes im Beovulf sei. Es sind deren wesentlich drei:

1) Die Vorfahren und Geschwister Hrodgars werden ausführlich angegeben, während v. 194 ff. die Geaten unvorbereitet eingeführt werden. — Aber es war dem Verfasser nur darum zu thun, uns auf den Hauptschauplatz der im Gedichte erzählten Thaten seines Helden zu versetzen, dazu genügte e i n e Einleitung.

2) v. 53 wird Hrodgars Grofsvater Beovulf genannt, im weiteren Verlauf des Gedichts wird Beovulfs des Geaten Name nirgend mit jenem in Zusammenhang gebracht, obwohl Hrodgar durch die Adoption seinen Retter in sein Geschlecht aufnimmt. — Aber würde sich ein Interpolator, der seine Sagenweisheit überall anzubringen sich bemüht, solche Gelegenheit haben entgehen lassen? Und zeigt nicht indirekt v. 506, dafs der Dichter auch des ersten Liedes wohl von einem häufigeren Vorkommen dieses Namens weifs? Und doch benutzt er diesen Umstand nicht weiter.

3) Die v. 61 f. genannten Geschwister Hrodgars werden nicht wieder erwähnt aufser Heorogar v. 467 und 2159, und doch kennt A 1018, 1165, 1182 einen Brudersohn Hrodgars, Hrodulf mit Namen, wahrscheinlich einen Sohn des Halga, und B weifs v. 2932, 2957 von der Gemahlin des Schweden Ongentheov, läfst aber ihren Namen unerwähnt. — Dagegen ist der Zweck der Einleitung zu beachten. Es ist der der Orientierung, und für diese brauchte in späteren Abschnitten nicht mehr gesorgt zu werden. Dafs aber die Geschwister Hrodgars doch in gewisser Beziehung erwähnt werden, zeigen ja schon jene von Müllenhoff citierten Stellen, die man doch, wenn andere Gründe nicht vorliegen, nicht für interpoliert erklären darf, um alsdann aus dem Fehlen weiterer Familiennotizen die angegebene Folgerung zu ziehen.

Nehmen wir die angezogenen Stellen als echt an, so finden wir dergleichen Notizen in allen Teilen des Gedichts: über Heorogar Lied I und III, über Halga II, über Elan, Ongentheovs Gemahlin IV. Und so würde alles in bester Ordnung sein.

Aus der Einleitung ist nun aber auch eine Reihe von Versen für unecht erklärt und dem Interpolator B zugeschrieben.

1) v. 12—25. Von den angegebenen Gründen hat die meiste Bedeutung der, dafs von einer schrecklichen Not geredet wird, die der neue König angetroffen habe, obwohl Scild eben erst als mächtiger König gepriesen ist. — Indessen können wir diesem Grund nicht allzu grofses Gewicht beilegen, wenn wir bedenken, dafs später auch der König Hrodgar uns als ein mächtiger, mit allen Herrschertugenden ausgerüsteter König dargestellt wird, bis ihm das Alter die Kraft nahm und er den Verwüstungen seines Landes ruhig zusehen mufste. Bei der Kürze der Übersicht, die der Verfasser über die früheren dänischen Könige giebt, begnügt er sich die Thatsache hinzustellen, und übergeht deren Begründung. Was insbesondere v. 20—25 betrifft, so äufsert sich Köhler über sie dahin, dafs dieselben vielleicht einem alten volksmäfsigen Liede entlehnt oder vielleicht ein Bruchstück eines der Lieder sind, aus denen der Beovulf als Epos entstanden, vielleicht zu demselben Liede gehören, wovon v. 6—11 und 26—52 Bruchstücke sind, vielleicht auch von irgend einem anderen als dem geistlichen Interpolator wegen der Kürze dieses Abschnitts eingeflickt sind, vielleicht aber auch aus einem Lied über den Scylding Beovulf stammen. (Höpfner und Zacher, Zeitschrift II, S. 310.) — Man sieht, dafs die Unterscheidung volkstümlicher und kunstmäfsiger Elemente nicht immer zur Klarheit führt.

2) v. 90—101 soll den Zusammenhang insofern unterbrechen, als man nach der allgemeinen Ankündigung und Beschreibung eines Feindes auch sofort die Nennung seines Namens erwartet. — Ich kann einen solchen Grund um so weniger anerkennen, als sich genau dasselbe Verfahren in einem allgemein als echt betrachteten Stücke vorfindet. In Lied I tritt v. 331 ein Held auf, der die neuangekommenen geatischen Fremdlinge nach dem Zweck ihres Kommens befragt; sein Name wird uns aber erst v. 348 mitgeteilt. Ja Beovulfs Name wird erst, wie Müllenhoff selber an einer anderen Stelle hervorhebt (S. 197), v. 343 genannt, nachdem er schon v. 263 als Ecgtheovs Sohn bezeichnet ist.

3) v. 105—114 wird wegen des theologisierenden Inhalts verworfen. Auch nimmt Müllenhoff Anstofs an der Wiederholung in v. 1262 ff. — Über den ersteren Umstand ist schon oben gesprochen. Hier füge ich hinzu, dafs eine Bemerkung, wie wir sie in unseren Versen finden, in der Feder eines Mönches (der aber trotzdem nicht Interpolator zu sein braucht, sondern Verfasser des ganzen Gedichts sein kann) gerade an dieser Stelle noch am ersten berechtigt ist. Die Einleitung trägt überhaupt orientierenden Charakter. Zur Orientierung in betreff des Kampfschauplatzes gesellt sich hier die Orientierung in betreff der Person dessen, der einen Kampf notwendig macht. Übrigens ist auch zu bedenken, dafs das, was wir als Mönchsfabeln zu bezeichnen gewohnt sind, in der Zeit, in welcher unser Lied entstanden ist, sehr bald Eigentum des Volkes wurde, und leider sich aufs engste mit den alten nationalen Stoffen verband. — Die Wiederholung in v. 1262 ff., die übrigens demselben Interpolator zugeschrieben wird, läfst sich dadurch entschuldigen, dafs die Angabe dort sich an die Erwähnung nicht Grendels, sondern der Mutter desselben anschliefst und gesagt werden soll, dafs auch diese von Kains Geschlecht ihren Ursprung hat.

Die von Müllenhoff vorgeschlagene Auffassung der Worte fífelcynnes eard als Apposition zu fen and fästen hat etwas Hartes. Ich weifs auch nicht, ob eine derartige Stellung der Apposition am Ende des Satzes gebräuchlich ist.

4) v. 131—137 wird aus verschiedenen Gründen verworfen. Erstlich soll v. 131 „herzlich schlecht“ sein. Aber die Übersetzung: „er duldete kraftstark, Degenkummer er litt“ ist irrig. Die Worte þolode þryd-svyd, þegn-sorge dreáh sind wohl nach Heynes Auffassung des Kompositums þryd-svyđ zu übersetzen: „er duldete grofsen Kummer, Sorge um seine Degen trug er.“ Diese Übersetzung von þryd-svyđ pafst auch an der anderen Stelle, in der das Wort vorkommt (v. 737).

Auch die Motivierung des Kummers aus dem Anblick der Fufsspuren Grendels wird als „mindestens seltsam“ hingestellt. Seltsam aber ist es, dafs auch der Interpolator A in v. 841 ff. auf einen ähnlichen Gedanken kommt (fêrdon folc-togan feorran and neán geond vîd-vegas vundor sceávian, lâdes lâstas). Das kann doch keine Eigentümlichkeit gerade der Interpolatoren sein.

Ferner sollen die Worte (in v. 133[b], 134[a]) väs þät gevin tô strang, lâđ and longsum neben den unzweifelhaft echten vas þät gevin

tô svyd, lâd and longsum (in v. 191[b], 192[a]) nicht bestehen können, ebensowenig wie v. 137 (fæhde and fyrene) neben v. 153 (fyrene and fæhde). Aber öfter kehren auch in anerkannt echten Bestandteilen des Gedichtes Worte oder Formeln in kurzen Zwischenräumen wieder, z. B. gleich in der Einleitung: on bearm scipes v. 35 und on bearme v. 40; neósian v. 115 und neósan v. 125; singale v. 154 und singala v. 190; ellor-gæst v. 1618 und ellor-gâst v. 1622; restan v. 1794 und reste v. 1800.

Endlich soll die Notiz v. 135 f., dafs Grendel in der nächsten Nacht noch gröfseres Unheil anrichtete, zu dem Schlusse führen, dafs erst das zweite Erscheinen die Helden bewegte, anderswo zu übernachten. Diese Folgerung ist richtig, aber die aus ihr wieder gezogene Folgerung falsch. Wenn in v. 141, einem unbestritten echten Verse, von einem sveotol tâcen der Feindschaft Grendels gesprochen wird, das eine Änderung der bisherigen Lebensweise der Dänen herbeiführt, so ist das tâcen doch nur dann sveotol zu nennen, wenn sich das Erscheinen Grendels wiederholt hatte. Wenn das Meer zur Zeit der Frühlingsnachtgleiche durch die Stürme aufgeregt wird und zum erstenmal seine Opfer verlangt hat, suchen auch nicht gleich alle Bewohner der Küsten ihre Sicherheit. So liegt auch in der Deutung unseres Mythus ein Hinweis, wie man unserer Stelle einen rechten Sinn abgewinnen kann.

5) v. 147—151. Die bestimmte Angabe von den zwölf Jahren soll sich mit der unbestimmten v. 146 (sväs seó hvîl micel) und v. 153 (fela missera) nicht vertragen. Aber ich kann nicht einsehen, weshalb die Zeitangabe nicht bald bestimmter, bald unbestimmter lauten darf.

6) v. 161—169 soll ein zweckloses Hin- und Herreden enthalten. „Fallen die Verse nicht aus, so steht streng genommen da, dafs es Hrodgars grofser Kummer gewesen, dafs Grendel nicht vor seinem Thron erschienen sei, um sich beschenken zu lassen, während, wenn man sie entfernt, alles im besten Zusammenhang steht und die Erzählung stetig fortschreitet.“ Aber auch hier liegt der Anstofs an der irrigen Übersetzung und Auffassung. Die Verse 168—169 sind parenthetisch zu fassen, wie manche Verse auch in unbestrittenen Abschnitten, z. B. das ziemlich matt klingende he väs fâg vid god v. 812 im ersten Lied, das stôd on stânbogan v. 2546 im vierten Lied.

7) v. 179—188 ist nach Müllenhoff unecht, weil von Hrodgar und seinen Leuten eben erst gesagt ist, dafs sie in heidnischen Tempeln

gewesen und nun in christlichem Zorn gegen das Heidentum angekämpft wird, und jene als Kandidaten der Hölle dargestellt werden. — Ich halte die Verse zwar auch weder für notwendig noch für sehr gut; auch ohne sie hat die Erzählung den rechten Zusammenhang. Aber einen Widerspruch dieser Verse mit den vorigen kann ich aus dem Grunde nicht statuieren, weil in dem für echt ausgegebenen v. 177 gesagt wird, dafs Hrodgar und seine Leute den gâst-bona, also den Teufel um Hilfe gegen Grendels Verwüstungen gebeten hätten. Ich finde doch, dafs diese beiden Bemerkungen auf genau derselben Stufe stehen.

Das sind die wichtigeren Einwendungen gegen Verse der Einleitung.

Lied I (v. 194—837).

Dafs uns nichts nötigt, das Lied I einem anderen Verfasser als dem der Einleitung zuzuweisen, haben wir oben gesehen. Fast zweihundert Zeilen desselben sind von der Kritik unbeanstandet geblieben. Als eingeschoben werden zuerst betrachtet:

1) v. 377—385, weil Hrodgar hier so sprechen soll, als wenn die Geaten ihm Tribut zugeschickt hätten; eine Ansicht, die mit v. 9 ff. in Zusammenhang gebracht wird (v. Scyld:

ód þät him æghvylc þâra ymb-sittendra
ofer hron-râde hyran scolde,
gomban gyldan).

Indessen gesteht auch Müllenhoff zu, dafs bei gif-sceattas v. 378 möglicherweise an allgemeine Geschenke gedacht ist, wie solche nach Tac. Germ. v. 15 üblich waren. Letzteres scheint auch mir die richtige Meinung zu sein; nur dafs das Verhältnis so zu denken ist, dafs die Dänen den Geaten Geschenke sandten: denn þyder heifst dorthin. Es sind also die Worte gif-sceattas Geáta zu erklären als „Geschenke, die für die Geaten bestimmt sind“. Von einer früheren Veranlassung zu derartigen Gaben redet z. B. v. 471 f., wo erzählt wird, dafs Hrodgar eine zwischen Ecgtheov und den Wülfingen bestehende Fehde bei den Wülfingen durch Geschenke sühnte:

sende ic Vylfingum ofer väteres hrycg
ealde mâdmas.

In unserem angefochtenen Abschnitt wird auch noch besonders v. 379[b]—381[a] beanstandet:

þät he þrittiges
manna mägen-cräft on his mund-gripe heado-rôf häbbe.

Derlei sei uns sonst nicht von Beovulf überliefert. Aber eine gewisse Beziehung darauf enthalten doch die Worte:

v. 418: forþan hie mägenes cräft mînne cúđdon,

enthält auch aus Lied IV 2683[b] ff.:

him þät gifede ne väs,
þät him îrenna ecge mihton
helpan ät hilde: väs sió hand tô strong.

2) v. 419—426: von einem Kampf Beovulfs gegen die niceras nihtes. Die Verse werden verworfen, weil die Sage von einem solchen Kampf nichts gewufst haben wird, weil den Entschlufs des Helden, mit Grendel zu kämpfen, hinlänglich der allgemeine Hinweis auf seine Kraft motiviert, weil v. 422[b]—424[b] die Rede ins Stammeln gerät, v. 424[b]—426[a] unmöglich vor dem Aussprechen der Bitte Beovulfs am Platze sind, und weil endlich v. 426[b] ganz erbärmlich und metrisch kaum genügend ist.

In Bezug auf den ersten Grund genügt der Hinweis, dafs die Angabe, nach welcher der Gott schon vor dem grofsen Kampf gegen das Meereswüten die Gewalt der Stürme und der Wellen stellenweise gebrochen hat, nicht im geringsten mit der sonstigen mythologischen Auffassung von Beovulf im Widerspruch steht, und die Bemerkung, dafs wir in jenem Einwande (wie auch bei v. 379[b]—381[a]) das bedenkliche argumentum e silentio angewandt finden. Ferner: wenn Beovulfs Entschlufs durch den allgemeinen Hinweis auf seine Stärke motiviert ist, so wird er durch einen Hinweis auf frühere Proben derselben unter ähnlichen Verhältnissen gewifs noch besser motiviert. Dafs die Rede v. 422[b]—424[a] ins Stammeln gerät, kann ich nicht finden. In kurzen, gedrängten Sätzen stellt uns der Dichter den Kampf vor Augen: wir sehen den Helden, wie er sich mit den Wasserunholden herumschlägt, wie er dabei in arge Bedrängnis gerät, aber dann die Feindschaft jener gegen die Geaten rächte, woraus den Unholden Weh erwuchs; passend wird die Schilderung mit den kräftigen Worten abgeschlossen: forgrand gramum. Am wenigsten klar ist mir der vierte Grund. Beovulf soll jetzt nicht sagen dürfen, dafs seine früheren Erfolge in ähnlichen Gefahren ihm Mut geben, den gröfseren Kampf auf sich zu nehmen, um daran die Bitte zu knüpfen, dafs Hrodgar ihm jenen Kampf gestatten möge? Endlich erregte v. 426[b] grofsen Anstofs: Es scheint auch in der That auf den ersten Anblick unmöglich, dafs die Worte: ic þe nû þâ vier Hebungen tragen. Aber zwei, wie mir

scheint, zwingende Gründe beseitigen den Anstofs vollkommen: 1. Wir lesen v. 658b, einer unangefochtenen Stelle desselben ersten Liedes, die Worte bûton þe nû þâ, die auch vier Hebungen tragen müssen. Der ganze Unterschied beider Verse besteht in dem ersten Worte: aber die Vergleichung möchte eher zu Ungunsten des für echt als des für unecht angenommenen Verses ausfallen. Eher kann das Pronomen ic als das Adverb bûton den Nachdruck haben. 2. Das führt uns auf den zweiten Grund. Alle vier Worte sind mit Emphase gesprochen zu denken. Mit ic bezeichnet sich Beovulf als den Helden, der die erwähnten Thaten glücklich vollbracht hat; mit þe wendet er sich an den König, bei dem die Entscheidung über seine Bitte liegt; nû enthält den Hinweis auf den Grund, der seine Entscheidung bestimmen soll = unter diesen Umständen, und þâ ist deiktisch zu fassen: jetzt, wo ich mich gerüstet habe dir Rettung zu bringen. Auch Schubert in seinen metrischen Untersuchungen [1] äufsert gegen den Bau dieses Halbverses kein Bedenken. Wir können aus den von ihm angeführten Beispielen sogar noch zwei hierher stellen: an zwei Stellen (Jul. 54 und 520) kommen die Worte vor: svâ þû nû þâ. Rieger [2] macht als einen weiteren Grund für Unechtheit unserer Verse den geltend, dafs hier die Geaten ihn haben aus dem Kampfe kommen sehen, während er nach v. 580 bei den Finnen ans Land gestiegen. Aber es handelt sich dabei doch um verschiedene Kämpfe!

3) v. 433—441. Vor der Einwilligung Hrodgars soll Beovulf sich nicht erklären dürfen, wie er den Kampf ausführen will; aufserdem enthalte er sich hier der Waffen gegen Grendel, weil derselbe den Waffenkampf nicht versteht, während ihm nach v. 676 ff. seine ritterliche Gesinnung auch gegen diesen Feind die Waffen verbietet. Die Interpolation sei auch an v. 441b (se þe hine deáđ nimeđ), der zu sehr an v. 447b, 452b erinnere, kenntlich. Aber kann nicht jene Erklärung Beovulfs als Substrat für das Urteil Hrodgars dienen? Kann nicht eine epische Formel, wie deáđ hine nimeđ häufiger wiederkehren und zwar in einem Zusammenhang, der die Eventualität des Todes Beovulfs erwägt? Noch dazu ist v. 447b nach Müllenhoff von demselben Interpolator B. Verschiedenheiten aber in der Motivierung eines Entschlusses gehören zu den Widersprüchen, welche nicht unbedingt die Annahme eines anderen Verfassers erfordern. Aber es liegt auch nicht

[1] S. 12.
[2] Höpfners Zeitschrift III, 389.

einmal ein Widerspruch vor, wenn Beovulf das eine Mal erklärt, dafs er keine Waffen nehme, weil Grendel dadurch sich nicht verletzen lasse, und das andere Mal, dafs er keine Waffen nehmen würde, selbst wenn er es könnte (þeáh ic eal mæge). Und sollte es wirklich ein unlöslicher Widerspruch sein, so möchte doch die Motivierung in dem angefochtenen Verse weit eher der ersteren Vorstellung von jenem Kampfe entsprechen als die andere. Riesen sind durch keine Metalle zu erlegen.[1]

4) v. 445ᵇ—450ᵃ. Der Inhalt dieser Verse soll ganz unsinnig sein. Die Inhaltsangabe wird nämlich mit folgenden Worten gemacht: „Du brauchst nicht länger für meinen Unterhalt zu sorgen, sondern Grendel will mich haben, wenn mich der Tod nimmt, und mich verzehren.“ Aber der Grund zu solcher Meinung liegt nicht am Texte, sondern an der Übersetzung. Auch Rieger,[2] der sonst dem Standpunkte Müllenhoffs beipflichtet, sagt in betreff unserer Stelle, dafs es mit dem Sinne derselben nicht so schlimm stehe, als Müllenhoff meine. Ihr Sinn ist vielmehr der: „Du brauchst mir keine Totenwache beizugeben: Grendel will mich auch im Tode haben“, und daran schliefst sich leicht der Gedanke an, den wir v. 450ᵇ ff. finden: „Du brauchst auch nicht um die Verbrennung meiner Leiche Sorge zu tragen.“ Für den ersten Gedanken haben wir eine Parallele im vierten Lied, wo Viglaf bei dem gefallenen Beovulf sitzt und die Haupteswache hält bei dem Lieben und Leiden (Beovulf und dem Drachen), v. 2910 f.:

healded hige-mædun heáfod-vearde
leófes and lâdes.

Wenn auch dieser Abschnitt angefochten ist, so wird doch von der Erzählung gesagt: dafs sie „diesmal besser“ sei, und wird auch gerade dieser eben citierte Vers nicht beanstandet. Für den zweiten Gedanken haben wir eine Parallele in v. 2081 ff., einer Stelle des dritten Liedes.

Nachdem wir so die Berechtigung beider Gedanken nachgewiesen haben, läfst sich auch die vorher erwähnte Wiederholung des Verses 445ᵇ in 450ᵇ verteidigen: „Du brauchst das nicht zu thun ... noch brauchst du das andere zu thun.“ Hätten wir die bezeichneten Verse nicht, so würden v. 450ᵇ ff. vollständig in der Luft schweben, während sie sich gut an das Vorige anschliefsen.

[1] Grimm, Geschichte der deutschen Sprache. S. 1.
[2] Rieger, „Zum Beovulf“. In Höpfners Zeitschrift III, 386.

5) v. 473—488 scheinen der Kritik in Widerspruch zu stehen mit 655 ff., wo Hrodgar bestimmt erklärt, dafs er die Bewachung seines dem Grendel so verhafsten Saales Heorot niemals einem vor Beovulf anvertraut habe.

Achten wir genauer auf die in Betracht kommenden Ausdrücke. v. 480 sagt Hrodgar:

ful oft gebeótedon beóre druncne

den Feind erwarten zu wollen; aber das sei erfolglos geblieben; es seien ihm nur um so mehr Helden geraubt. v. 654 bietet er Beovulf Heil und vin-ärnes geveald, die er früher niemandem gestattet. Zwischen Bewachung aber eines Palastes und freiem Verfügungsrecht ist ein Unterschied: wenn das eine gesetzt wird, kann das andere noch immer verneint werden.

Auch der vermifste Zusammenhang ist vorhanden, wenn wir bedenken, dafs in den vorangegangenen Versen der König von dem Schutze spricht, den Beovulfs Vater bei ihm empfangen, und von der Huldigung, die jener ihm geleistet, und wie er in diesen Versen von seiner eigenen hilflosen Lage redet. „Was ich an deinem Vater gethan, das vergilt mir jetzt; was der Vater versprochen, das halte der Sohn.“ Das ist der Sinn des Abschnittes.

Wenn die angefochtenen Verse wirklich unecht wären, so würden wir die auffällige Erscheinung haben, dafs in Hrodgars erstem Gespräch mit Beovulf kein Wort von Grendel und der durch ihn bewirkten Not stände.

6) v. 550—577. Rieger bemerkt hierzu a. a. O. S. 388, dafs ein Hauptgrund, den Müllenhoff für Verwerfung beibringe, nicht stichhaltig sei. Derselbe hatte nämlich behauptet, dafs nach v. 539 ff. ein Kampf mit niceras (v. 575) nicht beabsichtigt gewesen. Rieger weist nach, dafs diese niceras dieselben Wesen sind, die v. 540 hron-fixas, v. 549 mere-fixas genannt werden. Sie haben mit den Nixen unserer Sagen nichts zu thun: in ahd. Glossen wird crocodilus mit nihhus übersetzt, im heutigen Isländischen gilt nikr = hippopotamus; es sind wirklich Seetiere gemeint, vielleicht Walrosse, auf welche die hildetuxas v. 1511 passen würden. Was nun die Ausführlichkeit der Schilderung angeht, so ist sie durch die Aussicht auf den bevorstehenden ähnlichen Kampf gerechtfertigt; jener vergangene Erfolg erscheint als Bürgschaft des zukünftigen.

Ein Widerspruch soll auch zwischen v. 539—541 und v. 550 ff.

stattfinden. Dort heifst es: Beovulf und Breca hätten ein blofses Schwert gehabt, hier wird noch von einer Ringbrünne gesprochen. Wenn freilich ein blofses Schwert identisch wäre mit: „blofs ein Schwert“, so würden sich beide Aussagen nicht vereinigen lassen; aber zu dieser Erklärung giebt der Ausdruck svurd nacod keine Veranlassung. Dafs Beovulf bei jenem Kampf mit einer Ringbrünne angethan gewesen, wird auch aus dem Umstande wahrscheinlich, dafs ihm gegen Grendel ein Brustharnisch viel nützte.

Auffällig sind allerdings die in so kurzen Zwischenräumen (v. 574, 578) aufeinander folgenden hvädere. Aber vielleicht ist statt des ersten hvädere ein hvät zu lesen. Es würde auch einem Interpolator übel anstehen, sich so auszudrücken, da er das hvädere des v. 578 vor sich gehabt haben würde.

7) v. 588—590 Müllenhoff: „Die Beschuldigung, dafs Hunferd seine Brüder ermordet habe (cf. v. 1167 f.), ist durch nichts motiviert und in Beovulfs Munde unedel; ebenso die Verwünschung desselben in die Hölle.“ Weswegen eine Beschuldigung, der man anmerkt, dafs sie allgemein bekannt sein mufste, der Motivierung bedarf, ist nicht einzusehen. Dafs sie allgemeiner bekannt war, wird eine Kritik um so eher einräumen müssen, welche dieselbe an einer anderen Stelle (v. 1167) ausgesprochene Beschuldigung von einem anderen Verfasser (A) ausgesprochen sein läfst.

Über edel aber und unedel hatten unsere Vorfahren in den Gilpreden andere Begriffe als wir. Beovulf greift seinen Angreifer an, der ihm den ersten Rang in jenem Wettkampf mit Breca streitig gemacht hatte, und sagt: Ja, du hast allerdings auch Schwertthaten vollführt, aber was für welche! solche, die nicht edel sind, für die du in helle scealt verhđo dreógan.

8) v. 612—643 ist nach Müllenhoff eine Interpolation, wenngleich eine „hübsche“, die wegen der Erwähnung der Familie Hrodgars von A herrührt. Über diesen Grund, den die Kritik geltend macht, haben wir oben im allgemeinen Teile gesprochen. Es bleibt daher hier nur übrig, der Behauptung, dafs v. 644 sich nicht gut an 643 anschliefst, die andere Behauptung entgegenzusetzen, dafs sich v. 644 noch viel weniger an 611 anschliefst.

9) v. 665—669 sollen einen Widerspruch gegen den oben besprochenen Abschnitt enthalten. Nach v. 641 ist Vealhtheov im Saale, hier heifst es v. 665 f. von Hrodgar:

volde vîg-fruma Vealhþeó sêcan,
cvên tô gebeddan.

Aus diesem Grunde soll auch ein anderer als der vorige Interpolator die Stelle eingeschoben haben. — Aber wenn dem Verfasser B jene Stelle vorgelegen, wäre es doch ein gar zu starker Gedächtnisfehler, wenn B den Aufenthalt der Vealhtheov im Saale ganz hätte vergessen wollen. Wir machen später noch einmal die Wahrnehmung, dafs von der Königin Rundgang im Saale gesprochen und alsdann ihr Fortgehen, ohne dafs der Dichter es erwähnt, vorausgesetzt wird. Das hebt freilich Müllenhoff selber zu v. 1233 und 1237 hervor und benutzt es zur Begründung der Ansicht, dafs jener erste Vers zu einem von A verfafsten Abschnitte, der letzte zu einer echten Stelle des Liedes gehöre, die von dem Namen der Königin nichts wisse. Ich füge aber noch eine dritte Stelle hinzu. Als Beovulf das Haupt Grendels als Siegeszeichen in den Saal tragen läfst, wird vom Schrecken gesprochen, den das bei den Helden und bei der Königin hervorgerufen habe. Es heifst das Haupt Grendels v. 1650: egeslîc for eorlum and þære idese mid. Bei dem Aufbruch Hrodgars und seinen Mannen wird zum drittenmal versäumt vom Aufbruch der Königin zu sprechen. Diese Stelle gehört aber unbestritten demselben Verfasser an. Sollte uns das nicht bedenklich machen, einen solchen, noch dazu geringfügigen Umstand zur Begründung einer Athetese zu benutzen? Sollte es dem Dichter nicht ein für allemal feststehen, dafs die Königin vor dem Ende des Gastmahls in aller Stille den Saal verläfst, so dafs auch er darüber mit Stillschweigen hinweggehen darf?

Somit fiele ein Hauptgrund Müllenhoffs fort. Leichter wiegt der Grund, dafs in dem Abschnitt „schlechte Redensarten“ vorkommen sollen. Über den Grad ihrer Güte liefse sich streiten; keinesfalls ist derselbe so gering, dafs sie vom Verfasser eines Liedes wie I nicht herrühren dürften. Ebensowenig ist der Grund von durchschlagender Bedeutung, dafs v. 670 sich mit hûru Geáta leód nicht gut an v. 609 anschliefst, weil doch Beovulf Subjekt ist. Dieselbe Erscheinung haben wir ja z. B. unmittelbar nachher:

thâ com of môre under mist-hleodum
G r e n d e l gongan, godes yrre bär.
Mynte se m â n - s c a d a manna cynnes
sumne besyrvan.

10) v. 701—710. Gegen die Echtheit soll zweierlei sprechen: 1. die Anknüpfung durch selfes mihtum und 2. die Erwähnung des

Kommens Grendels, da von demselben erst v. 711 die Rede sei. Die Anknüpfung in v. 701 ist aber so verdächtig, dafs sie auch B nicht zugemutet werden darf. In allen seinen Versen, und deren sind nach den Ausscheidungen nicht wenige, kommt ein derartiger Gebrauch von self wie hier (þät hie feónd heora þurh ânes cräft ealle ofercômon, selfes mihþum) nicht vor, auch nicht v. 896. Ich vermute statt selfes, das hier gar keinen Sinn hat, secges: „dafs sie ihren Feind alle durch die Kraft des einen überwänden, des Helden Macht.“ Diese Vermutung wird durch die Wahrnehmung bestätigt, dafs in nachlässiger Schrift l und c, f und g im Ags. grofse Ähnlichkeit haben.

Was den zweiten Grund betrifft, so wird sogar an vier Stellen (dreimal allein an unbestrittenen) vom Kommen Grendels gesprochen. Aber das erste Mal scheint mir vom Aufbruch des Riesen, das zweite von seinem Hervorkommen aus dem Moore, das dritte von seinem Wandeln auf den Wegen der Menschen (under volcnum), das vierte Mal von seiner Ankunft vor dem Palast (tô recede) die Rede zu sein. Es soll damit eine Spannung auf den Eintritt des entscheidenden Augenblicks verursacht werden.

Als positiven Grund für die Echtheit möchte ich dagegen den Umstand geltend machen, dafs, wenn v. 700 mit seinem Schlufs ealle ofercômon unmittelbar an v. 711 mit seinem Anfang þâ com gerückt würde, die zweimalige Setzung desselben Verbums nach den Grundsätzen der Kritik Müllenhoffs sehr störend wäre.

11) v. 756—758 hemmt gerade so viel und so wenig den Fortschritt der Erzählung, wie an überaus zahlreichen Stellen die Häufung synonymer Ausdrücke. In Bezug auf das Wort deófol verweise ich auf das häufige Vorkommen dieses Begriffes im ganzen Gedicht.

12) v. 772—778. Die Einwendungen betreffen teils den Inhalt, teils die Form. Wenn gesagt wird: der Saal brach nicht zusammen, so kann nach Müllenhoff nicht noch folgen: die Dänen hätten früher nicht geglaubt, dafs jemand je das Haus zerbrechen könnte. — Aber gesetzt auch, jener Einwand wäre richtig, was wäre mit der Athetese gewonnen? Dann hiefse es doch v. 771 reced hlynsode: der Palast erdröhnte, und v. 779 ff.: die Dänen hätten früher an ein Zerbrechen des Palastes nicht geglaubt, und was würde das für einen Sinn geben? Indessen steht es so verzweifelt mit unserer Stelle nicht, wenn wir auf den betreffenden Ausdruck genauer achten und v. 998 ff. zur Erklärung hinzunehmen. Alsdann ergiebt sich folgende Anschauung des

Dichters in betreff des Saales, der Veranlassung und Schauplatz des Kampfes war. Er fiel zwar nicht zu Boden (he on hrusan ne feól, v. 773), dazu war er zu sehr mit Eisenklammern befestigt; aber manche Metbank wurde von der Wand gerissen und infolge dessen (v. 998 ff.) barst der Bau, was früher die Dänen nicht für möglich gehalten hätten, v. 781.

Der formelle Einwand wird aus dem Pronomen hit v. 780 entnommen, das sich allein auf reced v. 771 beziehen kann. Dies Substantiv ist allerdings weit vom Pronomen getrennt; aber der Begriff desselben schwebt doch unzweifelhaft in allen dazwischen liegenden Versen dem Geiste des Dichters vor, da es der Hauptbegriff war.

Weit störender finde ich v. 774 fäger fold-bold. Diesem Übelstande läfst sich aber leicht abhelfen, ja er weist uns vermöge seiner eigentümlichen Art selbst auf die Art der Abhilfe hin. Statt fold-bold, eines Kompositums, das nur hier vorkommt, ist einfach bold zu lesen und aus dem vorigen Halbverse sind in diesen die Worte ne feól herüberzuziehen.

/ / / \
Ersterer bleibt dadurch noch immer vollständig: þät he on hrusan,
/ / /
und letzterer wird dadurch erst vollzählig: ne feóld fäger, bold; die vierte Hebung desselben wird durch die Senkung an erster Stelle regelrecht ersetzt. Die Hauptstäbe des Verses werden durch feól, fäger und fäste gebildet.

13) v. 792—809. In Bezug auf den Einwand, dafs hier von der Unmöglichkeit gesprochen wird, Grendel durch das Schwert zu töten, während es sich v. 608 f. um den freiwilligen Entschlufs Beovulfs handle, sich des Schwertes nicht zu bedienen, s. o. zu v. 433—441.

Das *ἅπαξ λεγόμενον* freáh-dryhten v. 797 kann kein Beweis der Unechtheit sein.

v. 807 ist zu tilgen, weil jedenfalls durch den Abschreiber aus v. 791 wiederholt.

Lied II (v. 838—1629)

soll darum hauptsächlich einen anderen Verfasser haben, weil in ihm Beovulf þeóden genannt wird (v. 1526, 1628), Hrodgar eodor und freá Ingvina (v. 1045, 1320), welche Namen weder Lied I noch Einleitung kennt.

Andererseits werden die in der Einleitung angekündigten Ver-

wandten Hrodgars nicht erwähnt. Aus beiden Bemerkungen wird der Schlufs gezogen, dafs auch Einleitung und Lied II von verschiedenen Verfassern herrühren.

Letzterer Grund ist schon oben besprochen. Ersterer aber hat an sich schon nicht viel Beweiskraft, und die geringe, die er haben möchte, wird durch die Wahrnehmung noch mehr abgeschwächt, dafs Hrodgar, wenn auch nicht freá Ingvina so doch freá Scyldinga in Lied I (v. 291, v. 351, v. 500) genannt wird, ein Ausdruck, der auch in einer A zugeschriebenen Stelle (v. 1165) vorkommt. Dazu soll der Verfasser von Lied II, wenn er auch Lied I voraussetzte, v. 836 ganz übersehen haben: þær väs eal geador, da er v. 838 ff. mit der Angabe beginnt, dafs die Fürsten sich versammelt haben. — An dieser Bemerkung ist aber einzig und allein die Übersetzung schuld: jener Vers heifst doch, mit 837[a] zusammengenommen: „da war alles von Grendels Greifwerk beisammen.“ Der Vers kann auf keinerlei Weise eine Versammlung von Menschen meinen.

Der Anfang unseres Liedes (v. 838—957) wird sehr ungünstig beurteilt. Die Erzählung wird verworren genannt und der Abschnitt als aus der Arbeit zweier Interpolatoren (A u. B) hervorgegangen bezeichnet. (838—841 = II, 842—864 = A, 865—916 = B, 917 bis 957 = A.)

Einen Hauptanstofs giebt erstens (S. 203), dafs, nachdem (v. 838) schon der Morgen angebrochen ist, es (v. 918) noch einmal an demselben Tage Morgen werden soll. Aber der ganze Tag wird ausführlich beschrieben: nach v. 838 wird es Morgen (on morgen), nach v. 918 steigt die Sonne höher: wir haben es mit dem Vormittage zu thun (þâ väs morgenleóht scofen and scynded. Simrock übersetzt: Nun ward des Morgenlichts Sieg beschleunigt), nach v. 1010 f. ist es Mittag geworden: König Hrodgar begiebt sich zum Mahle.

Einen ferneren Anstofs findet die Kritik in der Beschreibung dieses Tages, in der Angabe der Beschäftigungen, die ihn ausfüllten. Nachdem v. 836 die erste Versammlung in Heorot, 839 die zweite erwähnt sei, werde vom Ritte zum Nixmeere erzählt (v. 842 ff.), dann vom Wettreiten (916 ff.), endlich von der dritten Versammlung in Heorot.

Die beiden ersten Punkte erledigen sich nach dem oben Bemerkten. Der folgenden Aufzählung wird nun wohl niemand übergrofse poetische Schönheiten zusprechen wollen. Aber in einem Gegenstande, wo die Sage den Dichter mit ihrem Stoffe verliefs, wo er auf sich selber an-

gewiesen war, konnte es leicht kommen, dafs er mit geringerer Sicherheit auftrat. Zu dieser Bemerkung, die eine blofse Möglichkeit ausspricht, kommt eine andere, die sich aus genauerer Betrachtung unserer Stelle und einer Vergleichung mit v. 1401 ff. ergiebt und zu weit gröfserer Bestimmtheit führt. Ein Interpolator würde gedankenlos die Beschäftigungen der Helden an jenem Tage aufzählen, wie es ihm gerade in den Sinn kommt. Und so erscheint denn auch unsere Stelle der Kritik Müllenhoffs aus einer ziemlich gedankenlosen Konkurrenz zweier Interpolatoren entstanden. Ein Dichter aber, den ja auch zuweilen das rechte Geschick verlassen kann — und in wie vielen Gedichten wären alle Stellen von gleicher Schönheit? — mufs einen klaren Überblick über die Situation haben. Und vergleichen wir die beiden citierten Stellen miteinander, so werden wir finden, dafs dieser Forderung auch an unserer Stelle genügt wird.

Von v. 884 an wird der Rückweg der Helden vom Nixmeere aus beschrieben; zuerst wird gesagt, dafs sie unter Gesprächen zurückritten, dann, dafs sie þær him fold-vegas fägere þûhton, einen Wettlauf anstellten, dafs dann der Sänger des Königs die That Beovulfs durch improvisierten Gesang und durch ein altes Lied von Sigmund verherrlichte, und dafs sie den letzten Teil des Weges wieder um die Wette reitend zurücklegten. Vergleichen wir damit die Stelle, wo der Weg, den Hrodgar mit seinen Helden und mit seinem Retter zur Behausung von Grendels Mutter unternimmt, uns beschrieben wird, so wird sich eine überraschende Ähnlichkeit darbieten. Die Reihenfolge ist natürlich im Verhältnis zur vorigen Aufzählung die umgekehrte. V. 1402 heifst es vom Aufbruche (vîsa fengel) geatolîc gende, spornte stattlich das Rofs an (Heyne), es war also der Boden auch zu einem Wettreiten geeignet; v. 1404 ist von Waldwegen (äfter vald-svaðum) die Rede: das war der Ort, an den der Gesang zu verlegen ist; nach v. 1405 kommen die Reiter zu Gefilden (ofer grundas), dort also ist Raum zu abermaligem Wettreiten; zuletzt kommen sie auf schmale Pfade v. 1410 ff., das ist der Ort, an dem sie der Unterhaltung pflegen. Der Grund aber, der die ganze weitläufige Beschreibung der frohen Ereignisse dieses Tages veranlafst hat, möchte der sein, eine Folie für die Gröfse des bald nachher von neuem hereinbrechenden Leides zu haben.

Es bleiben danach noch Bedenken gegen Einzelheiten übrig. Die Episode von Heremod soll ungeschickt eingeflochten und schlecht er-

zählt sein; ungeschickt eingeflochten: denn es sei kein rechter Gegensatz zwischen Sigmund, von dem bisher die Rede gewesen, und Heremod. So Müllenhoff, Köhler[1] und Dederich.[2] Besonders ausgeführt finden wir diesen Gedanken in Köhlers Abhandlung: „Sigmund wird berühmt und geehrt durch gewaltige Kämpfe und den Besitz des grofsen Hortes, Heremod aber stirbt elend und verstofsen von seinen Volksgenossen. Der Grund dieses kläglichen Elends wird hier nicht angegeben, aus v. 1709 ff. aber erfährt man, dafs Geiz und Blutgier die Gemüter der Dänen von Heremod abgewendet haben. Das stimmt aber durchaus nicht als Gegensatz zu dem eben gepriesenen Sigmund. Denn nicht Milde, Freigebigkeit, Wohlwollen werden von ihm gerühmt, die ihm die Liebe und Zuneigung der Menschen erworben hätten, sondern Thaten, die zwar imponieren, aber nicht gewinnen, fæhde and fyrene, feindliche Gewaltthaten; Heldenkraft und Kampfberühmtheit werden aber auch Heremod in früherer Zeit zugeschrieben.“ Manches einzelne dieser Ausführung ist ganz richtig, aber diese trifft durchaus nicht den Kern der Sache. Deutlich zeigen beide Episoden, die von Sigmund und die von Heremod das tertium comparationis an. Was ersteren betrifft, so wird seine Heldenthat gegen den Drachen beschrieben und daraus die Folgerung gezogen, dafs er vîgendra hleó ellen-dædum (v. 900 f.) gewesen. Aber während er durch seine Tapferkeit sich als vîgendra hleó erwiesen, war Heremod his leódum, eallum ädelingum tô aldorceare. Und dieser Gedanke wird noch des weiteren ausgeführt. Hier ist doch ein richtiger Gegensatz vorhanden, und derselbe tritt auch gebührend hervor.

Der Ausdruck wird von Müllenhoff in den Versen 903, 905, 906, 914 und 915 getadelt. An ersterer Stelle soll he auf Sigmund gehen, und v. 905 f. auf Heremod. Ersteres ist aber nicht der Fall; alle drei Mal bezieht sich das Pronomen auf Heremod. An v. 914 wird getadelt, dafs sich he auf den seit v. 873 nicht genannten Beovulf, in v. 915 auf Heremod beziehe. Aber die Beziehung auf Beovulf kann nicht das mindeste Bedenken haben, da dieselbe durch die Apposition zu he: mæg Hygelâces, ganz unzweifelhaft und ganz ungezwungen gemacht ist.

Nach Köhler ist übrigens diese Episode von Heremod nicht von einem Überarbeiter, weil ein solcher schwerlich auf den Gedanken ge-

---

[1] A. a. O. S. 316. [2] A. a. O. S. 210.

kommen wäre, das Beispiel desselben zweimal (v. 902—916, v. 1710 bis 1723) anzuführen, und weil in dem Abschnitte eine grofse Anzahl von Wendungen vorkommt, die der volksmäfsigen Dichtung geläufig sind; so eafod and ellen v. 903, sorh-vylmas v. 905, tô aldor-ceare v. 907, snotor ceorl monig v. 909; die Umschreibung für Heremod: svíd-ferhd v. 909, þät þeódnes bearn v. 911. Köhler vermutet an dieser und der zweiten Stelle zwei Bruchstücke desselben Liedes, die also, aus dem eben erwähnten negativen Ausdruck zu schliefsen, vom Dichter selbst eingelegt sind.

Endlich wird Einwand gegen die Rede Hrodgars v. 929—957 erhoben, die eigentümlicherweise nicht dem theologisierenden Verfasser, sondern A zugeschrieben wird. Diese und die augenscheinlich echte Rede Beovulfs v. 959 ff. ständen zueinander in keiner Beziehung, da derselbe auf das Anerbieten des Königs, ihn zum Sohn anzunehmen, kein Wort erwidert. Indessen meint Hrodgar doch schwerlich eine förmliche Adoption; von einer Aussicht Beovulfs auf die Nachfolge im Dänenreiche steht doch nichts geschrieben, und so liegt in den Worten des Königs nur die Versicherung seiner höchsten Liebe zu seinem und seines Volkes Erretter. Darauf zu erwidern lag für Beovulf keine zwingende Notwendigkeit vor. Müllenhoffs Ansicht macht aber eine sonst weder durch den Text noch den Sinn gebotene Änderung nötig: er ändert þû môste v. 926 in ge môston, um aus der Rede Beovulfs eine Rede an die ganze Versammlung zu machen und Anschlufs an v. 841 zu gewinnen.

Als unecht werden ferner ausgegeben:

2) v. 998—1011. Sie sollen einen Widerspruch gegen die vorangehenden Verse (v. 992—997) enthalten: nach ersteren wäre Heorot festlich geschmückt, nach diesen nur das Dach unversehrt. Dafs aber hier verschiedene Zeiten gemeint sind, ist doch klar. Übrigens ist auf das zu v. 772 ff. Bemerkte zu verweisen.

Der Satz 1009^{b}—1011 wird als eine Sentenz enthaltend verworfen. Siehe die allgemeinen Bemerkungen.

3) v. 1015, 1016. mâgas þâra wird mit Recht als ganz verkehrt bezeichnet. Worauf soll sich das Demonstrativ beziehen? Dabei spricht Müllenhoff die Vermutung aus, dafs der Interpolator B wohl die erst v. 1018 genannten Hrodgar und Hrodulf vor Augen gehabt, aber vergessen habe, die richtige grammatische Beziehung für þâra herzustellen.

Es wird dabei dem Verfasser eine Gedankenlosigkeit aufgebürdet, wie sie ärger kaum gedacht werden kann. Hier liegt die Schuld jedenfalls an der Textesbeschaffenheit. Sollte nicht vielleicht mâgas þvære zu lesen sein? þvære kommt in unserem Gedichte gar nicht als Simplex vor, aber doch in den Formen manþvære (mild gegen die Mannen) und geþvære (willfährig). Der Grund, der zu diesem Zusatz geführt hat, liegt in v. 1019 f.: mild und freundlich gegeneinander waren sie damals; später fâcen-stafas fremedon, übten sie Hinterlist. Mit unserer Stelle würden sich dann auch die Worte der Vealhtheov v. 1231 berühren: þegnas syndon geþvære.

Wenn aber v. 1014 mit blæd âgende schliefst und nun gleich darauf svíd-hicgende folgt, so klingt das doch so häfslich, dafs wir noch fernere Athetesen vornehmen müfsten.

4) v. 1018—1019 soll „ohne Zweifel“ unecht sein. Als Grund für die Zweifellosigkeit der Unechtheit wird die Erwähnung Hrodulfs geltend gemacht, der doch hier wie auch v. 1163 f., 1181 f. müfsige Nebenperson bleibe. Doch siehe hierüber die allgemeinen Bemerkungen.

5) v. 1047—1050 wird als müfsige Bemerkung,

6) v. 1057—1063 als geistliches erbauliches Gerede ohne Zusammenhang verworfen. Im allgemeinen verweise ich auch hier auf die allgemeinen Bemerkungen. Was den Vorwurf der Zusammenhangslosigkeit betrifft, so bemerke ich, dafs der Satz v. 1060 ff. von dem Nutzen der Vorsicht sich an v. 1058 anschliefst, wo von mannes môd geredet wird.

7) v. 1066—1233 werden teils A teils B zugeschrieben.

Wir haben es zuerst mit v. 1066 zu thun. Diesen weist Müllenhoff, um einem Übelstande zu entgehen, der sich aus der Beseitigung von v. 1067—1161 (Verfasser B) ergiebt, dem Interpolator A zu. Es rückt nämlich der sang and svêg 1064 zu nahe an den banc-svêg v. 1126. Das soll durch Hinzufügung von v. 1067 vermieden werden, wird es aber nicht, da die Hinzufügung eben nur aus einem einzigen Verse besteht.

Bei Verwerfung einer Athetese fällt jene Schwierigkeit von selber weg. Aber v. 1067—1161 müssen nach Müllenhoff von B sein. Die Erzählung soll zwar besser sein als v. 872 ff., aber sie unterliegt doch, abgesehen davon, dafs sie eine Episode ist, bei ihm zwei gewichtigen Bedenken. Das erste ist eine gewisse Unklarheit.

Es ist zuzugeben, dafs der Abschnitt für uns, die wir der Sagen-

welt unserer Vorfahren so fern stehen, nicht leicht zu deuten ist. Aber diese Schwierigkeit besteht doch nur darin, dafs der Inhalt der Erzählung als bekannt vorausgesetzt und uns nicht in regelmäfsigem Gange mitgeteilt wird. Haben wir den Schlüssel zu dem Inhalt gefunden, so werden wir die einzelnen Worte und Gedanken nicht mehr dunkel finden. Mit der Deutung des Inhalts nun ist mancher Versuch gemacht worden. Was den ersten Teil unserer Episode betrifft (bis zum Friedensschlufs zwischen Finn und Hengest), so hat Grein denselben völlig klar gestelllt. Für den zweiten Teil gebe ich den Ausführungen Riegers[1] unbedingt den Vorzug. Er giebt den Zusammenhang nach v. 1128 auf folgende Weise an: die Krieger gingen nach Hause; ihrer Freunde beraubt, zerstreuten sie sich in die Dörfer und die Hauptstadt von Friesland. Hengest blieb noch den Winter über bei Finn. Er gedachte der Heimat. Der Frühling kam, da sehnte sich jeder Gast (vrecca und gist ohne Artikel, also ohne Beziehung auf Hengest) aus dem Hause; aber Hengest dachte mehr an listige Rache, dachte daran, wie er einen Friedensbruch herbeiführen könnte, um eine Gelegenheit zur Vernichtung des Feindes zu haben. Doch wies er scheinbar den friedlichen Verkehr nicht zurück, als Finn ihm das treffliche Schwert Hunlafing zum Geschenk machte.[2] So betraf den Finn abermals der schlimme Schwertschade an seinem eigenen Wohnsitze, als Gudlaf und Oslaf nach der Seefahrt den Fall Hnäfs feindselig erwähnten. Der Kampf brach wieder aus. Finn wird erschlagen, die Königin gefangen und nach Dänemark geführt.

Ebenso wird Riegers Konjektur v. 1119 gûdrêc âstâh durch Vergleichung mit v. 3145 vudurêc âstâh fast zur Gewifsheit. Unsicherer bleibt seine und Thorpes Vermutung earme on eaxe.

Bedenklich erscheint auch nach der Müllenhoffschen Kritik, dafs der Ausdruck eotenas bald auf die Friesen, bald auf die Dänen zu beziehen ist. Aber eotenas bedeutet, wie Rieger ausführt, überhaupt: Feinde (zuerst Riesen, dann im Munde erschrockener Weiber und

[1] Rieger, „Zum Beovulf". (Höpfners Zeitschrift III.) S. 397.

[2] Ich möchte v. 1144 statt:

þonne him Hûnlâfing hilde-leóman,
billa sêlest, on bearm dyde,

vorschlagen:

þonne Finn Hûnlâfing hilde-leóman,
billa sêlest, him on bearm dyde.

him und Finn konnte leicht verlesen werden, das führte zur Auslassung von him im zweiten Verse.

Kinder die Feinde als Riesenbrut, cf. Teufelsbrut). Von Jüten ist selbstverständlich keine Rede. Ob nun die Friesen, ob die Dänen als Feinde bezeichnet werden, richtet sich nach dem Zusammenhang oder formell nach dem Subjekte des betreffenden Satzes. So sind v. 1073 mit den eotenas die Dänen gemeint, weil vom Standpunkt der Friesen geredet wird, v. 1089 und v. 1146 die Friesen, weil der Standpunkt der dänische ist.

Für Verwerfung des nun folgenden Teiles (v. 1162—1233) bildet den Hauptgrund das Auftreten der Vealhtheov, das zu den besonderen Liebhabereien des Interpolators A gehören soll. Die bezeichneten Verse sind aber wieder durch B interpoliert, auf dessen Anteil v. 1198—1201, 1207—1215 fallen.

Wir können uns hier kurz fassen. Über jenen Hauptgrund cf. den allgemeinen Teil. Über den Widerspruch, der zwischen 1176

me man sägde, þät þu for sunu volde
here-rinc habban

und v. 947 f., wo Hrodgar diesen Gedanken im Beisein der Königin ausspricht, von Müllenhoff gefunden ist, nur einige Worte. Der Widerspruch liegt vor, aber er gehört nach meiner Ansicht zu den leichter verzeihlichen, und was noch wichtiger ist, er findet sich an Stellen, die nach Müllenhoffs Kritik beide demselben Verfasser zugeschrieben werden. Und dieser Umstand nimmt jener Kritik, die auf dieses Princip sich in ganz besonderer Weise gründet, eine Hauptstütze. Auch steht er nicht vereinzelt da: A läfst sich nach Müllenhoffs eigener Wahrnehmung[1] im dritten Liede noch stärkere Abweichungen von seiner eigenen früheren Darstellung zu Schulden kommen.

Was nun die Verse 1198—1201 betrifft, so sind diese nur aus dem Grunde dem Interpolator B zugewiesen, weil sie die Episode vom Brosinga mene enthalten.

v. 1206—1214 enthalten auch eine Episode, die von Hygelacs Fall, welche durch eine von A begonnene Anticipation veranlafst ist. Bei Erwähnung nämlich des Ringes, den Beovulf empfängt, wird gleich (und zwar schon von A) das spätere Geschick desselben angedeutet. Der Ring wandert aus Beovulfs Hand in seines Lehnsherrn Besitz; und dieser hatte ihn bis zu seinem gewaltsamen Tode. Eine solche Anticipation ist aber in epischen Gedichten nichts Ungewöhn-

[1] A. a. O. S. 206.

liches. In unserem Gedichte finden wir sie an unbestritten echter Stelle v. 697 ff. (Lied I), wo gesagt wird, dafs die Furcht der Geaten, durch Grendel ein gleiches Geschick mit den Dänen zu erleiden, grundlos gewesen, denn Gott verlieh ihrem Führer Stärke und Sieg. — Zu den Worten nun v. 1205 f. enthalten die v. 1207—1215 die Ausführung, wenn wir auch nicht gerade Details finden, die bis ins Einzelne gehen. Bei v. 1215[b] soll jeder Zusammenhang aufhören. Doch dient auch diese Halbzeile, wie andere angefochtene Verse dazu, uns das Treiben der Helden beim Gelage anschaulich darzustellen. Nach Gesang oder Rede oder irgend einem Vorgang, der Aufmerksamkeit erfordert, atmen die Helden allemal auf und ergehen sich in lauter Lust. So v. 1161 gamen eft âstâh, nach dem Gesang von Finns Überfall, so hier heal svêge onfêng nach der Erzählung von der Austeilung der Geschenke an Beovulf.

8) v. 1252[b]—1256[a] sollen B's Eigentum sein, dem es darum zu thun gewesen, „den ersten Gedanken anzubringen“ (?). Die Stelle enthält nach meiner Ansicht nichts Anstöfsiges, aufser him in v. 1253[b] (svâ him ful-oft gelamp), wo ich vorschlage statt him: hit zu lesen. Cf. Simrocks Übersetzung:

> Sie sanken in Schlaf. Aber sauer entgalt
> Der Abendruh einer, wie es öfter geschehen war
> Seit den Gabensaal Grendel heimgesucht.

9) v. 1262—1279. Verfasser soll B sein, der wieder sein ganz ungehöriges geistliches Gerede von Kain, von Beovulfs Stärke und Gottvertrauen anbringt. In betreff dieses Vorwurfs siehe S. 358.

Die Schwierigkeit, die durch Beseitigung dieses Abschnittes entsteht, erkennt Müllenhoff zwar, aber er hebt sie nicht. Fallen nämlich diese Verse aus, so werden die Worte Grendles môdor v. 1259 und 1283 ungebührlich nahe zusammengerückt. Das zweimalige Vorkommen derselben Worte würde nur durch fünf Verse unterbrochen sein; ein Umstand, der einem späteren Kritiker von denselben Grundsätzen wie Müllenhoff vielleicht zu weiteren Athetesen noch Veranlassung geben wird.

10) v. 1286—1288 sollen trotz der schönen Schilderung des Schwertkampfes Interpolation sein. B erweise sich auch sonst als des epischen Wortpompes mächtig. Wenn nun aber die Schönheit dieser Verse so allgemein Anerkennung findet, welches ist da der zwingende Grund, sie für unecht zu erklären? Doch wieder veranlafst dazu nur

die Meinung, dafs alles, was nicht dem Fortschritt der Erzählung dient, einem alten Liede nicht angehören kann. Aber was berechtigt zu dieser Meinung?

11) v. 1336—1344 werden als ungehörig, unnütz, sinnlos verworfen. Ungehörig, weil sie eine weitere Ausführung über Grendel enthalten, unnütz, weil sie nichts Neues bringen, v. 1339, und sinnlos v. 1342 ff.

Über die Ungehörigkeit jener Ausführung möge man urteilen, wenn man bedenkt, dafs König Hrodgar, durch neues Unglück erschreckt, sich an Beovulf wendet und ihm erzählt, wie nach dem ersten Frevler, der so viel Unheil angerichtet und dessen Besiegung so heifsen Kampf erfordert habe, ein zweiter als Rächer seines Todes erschienen sei. Dieser Gedanke, dafs das zweite Unglück in Zusammenhang mit dem ersten stehe, dafs das Erscheinen des zweiten Unholds den Tod des ersten r ä c h e n wollte, ist auch das Neue in v. 1339 ff. Zu diesem Übel aber gesellt sich — und das ist der Inhalt der für sinnlos gehaltenen v. 1342 ff. — die Erkenntnis der eigenen Hilflosigkeit und Schwäche solchem Feinde gegenüber: der König und seine Mannen haben nur Klagen über das Unglück (seó hand liged, se þe eóv vel-hvylcra vilna dohte).

12) v. 1433^{b}—1442^{a} wird für einen albernen Einfall erklärt. Ich kann ihn für so sinnlos nicht halten. Beovulf, der sich zur Fahrt in die unterseeische Behausung von Grendels Mutter anschickt, will vielleicht erst eine günstige Vorbedeutung für diesen schweren Kampf haben, will hæl sceávian (cf. v. 204). Die sæ-dracan, nicras und die übrigen Seetiere des Fen stehen doch offenbar in Beziehung zu jenen Dämonen: Grendel und seiner Mutter. So steht ein Kampf gegen sie in Beziehung zum Kampf gegen Grendels Mutter, wie vorher die Ermordung des Äschere, eines der Mannen Hrodgars, zu der Feindschaft der Mutter Grendels gegen den König selber und seinen Retter.

13) In v. 1456—1473 teilen sich A und B, und zwar so, dafs v. 1456—1465 auf A, 1466—1473 auf B kommen.

In v. 1457 heifse Hundferd wie v. 1165 bei A: þyle Hrôdgârs, was gewifs nur aus dem ersten Liede v. 500 gefolgert werde. Diese zur Gewifsheit erhobene Vermutung kann man indes nur für eine Behauptung halten, für die jeder Beweis fehlt.

Ähnlich ist die Folgerung in betreff des Schwertes Hrunting, dessen Name nicht einmal v. 1520—1533 vorkomme. Aber was

würde aus dem Vorkommen dieses Namens an der fraglichen Stelle gefolgert werden? Es sollen ferner die Angaben über das Schwert v. 1459, 1460 f., 1463 mit 1525 ff. in Gedanken und Formeln durchaus übereinstimmen, doch ohne die geringste Beziehung auf die frühere Stelle. Aber der einzige Gedanke, der beiden Stellen gemeinsam ist, bezieht sich auf die frühere Sicherheit dieses Schwertes im Kampfe; derselbe steht überdies an der zweiten Stelle im Gegensatze zur damaligen Unbrauchbarkeit des Schwertes (im Kampf mit Grendels Mutter). Als Wendung indes, die beiden Stellen zugleich eignet, können wir höchstens svîcan anführen, resp. gesvîcan v. 1461[b]: näfre hit ät hilde ne svâc, v. 1525[b], 1526[a]: ac seó ecg gesvâc þeódne ät þearfe.

Weil A noch einmal v. 1660 auf Hrunting zurückkomme, so mufs unsere Stelle auch von A herrühren, als wenn sie nicht ebensogut B angehören könnte, von dem es v. 1809 erwähnt wird. — Man sieht, es fehlt hier an jedem sicheren Mafsstab bei der Annahme der Athetesen!

Die Hinzufügung des Gedankens v. 1466—1473 halte ich für sehr passend. Da uns Hunferd bisher, abgesehen von v. 1166, der wenig Bestimmtes über ihn aussagt, nur als dem Beovulf feindlich vorgeführt war, so ergab der Gedanke, dafs er dem Helden jetzt sein Schwert geliehen, mit Notwendigkeit den anderen, dafs er jetzt seiner Mifsgunst vergessen, und sich selber als dem Geaten an Mut und Tapferkeit nachstehend bekannt habe.

14) v. 1489—1492. Aus der zweimaligen Setzung des Wortes niman v. 1482 und 1492 läfst sich nichts beweisen, um so weniger, da das erste Mal die Formel lautet: gif mec hild nime, und das zweite Mal: odde mec deád nimed. Wie aber die Bezeichnung des Schwertes, das er für den Fall seines Todes an Hunferd vermacht, eine unklare sein soll, begreife ich nicht. Das Schwert, das König Hrodgar als eine der Siegesgaben Beovulf verliehen, ist nach dem Willen des letzteren für den besprochenen Fall an Hygelac zu schicken. Er kann also dem Hunferd nur seine eigene Waffe anbieten.

15) v. 1498—1513 soll erstens im Widerspruch mit 1513 ff. stehen. Dort wird von seiner Ankunft in dem Meerpalaste gesprochen; dann heifst es v. 1519: ongeat þâ se gôda grund-vyrgenne. Das widerspreche der Erzählung unseres Abschnittes, wonach das Meerweib den Helden schon atolan clammum erfafst habe. Aber ein solcher Widerspruch ist nur vorhanden, wenn man für ongitan die Bedeutung „erblicken“ festhält. Die Grundbedeutung von git (cf. englisch

to get) ist aber fassen, ergreifen. V. 1519 f. ist also zu übersetzen: Da erfafste der Gute die Meerwölfin, das mächtige Meerweib; gewaltigen Anlauf verlieh er dem Kampfbeil.

Ähnlich heifst es v. 1497:

> ær he þone grund-vong ongytan mehte
> ehe er den Meeresgund erreichen konnte.

Vom blofsen „Erblicken“ ist auch da nicht die Rede, die Unholdin kommt sofort auf ihn losgestürzt und grâp þâ tôgeânes.

Zweitens wird es dem Verfasser sehr übelgenommen, dafs er nicht erzählt, wie Beovulf aus jener Gefahr wieder loskommt. Wir finden indessen in diesem ganzen Abschnitt, dafs auf solche Fragen kein Bescheid vom Dichter gegeben wird. Wie es gekommen, dafs Grendels Mutter der wuchtige Schwerthieb nichts geschadet (v. 1522 ff.), verschweigt auch der Verfasser des „echten“ Liedes. Wollte aber jemand in betreff des letzten Punktes sagen: der Dichter konnte es als bekannt voraussetzen, dafs Riesen und andere Unholde der Gewalt eines gewöhnlichen Schwertes nicht erliegen, so kann man in betreff des ersten Punktes auf eine andere, dem Gedicht in seiner gegenwärtigen Gestalt zu Grunde liegende Anschauung verweisen: dafs nämlich unser Held unter dem Schutze des Allmächtigen steht. Und dieser Anschauung giebt der folgende angefochtene Abschnitt deutlichen Ausdruck. Auch bei Gelegenheit dieses, nämlich der Verse

16) 1534—1557 wird dem Verfasser der Vorwurf gemacht, als sei Beovulfs Aufstehen nach der Niederwerfung durch den Unhold nicht gehörig oder vielmehr überhaupt nicht motiviert. Wie der Held wieder „leicht“ danach aufstehe, verschweige der Dichter. Wie dies auf eine „leichte“ Weise geschehen kann, erklärt sich hinlänglich aus der Erwähnung des Schutzes, den unser Held bei dem hâlig god, vitig drihten findet.

Würden aber jene von der Kritik verdächtigten Stellen gestrichen, so würde man den Eindruck erhalten, als hätte es mit jenem Kampfe doch nicht so viel auf sich; dafs er aber als ein sehr gefahrvoller in den echten Stellen gedacht wird, ist über allen Zweifel erhaben.

17) 1570—1591. Die Verse 1571—1573 sollen eine Wiederholung von 1517 f. sein. Aber in seinen früheren Versen wird von dem Licht gesprochen, das Beovulf bei seiner Ankunft in der Tiefe wahrnahm; das Licht wird blâc, das ist bleich, genannt. Hier wird von dem Aufleuchten des Lichtes gesprochen (lixte se leóma), das mit

dem plötzlichen Fall der Mutter Grendels eingetreten sei. Das wird mit dem hellen Scheine der Sonne, der Himmelsleuchte verglichen. Es liegt hier jedenfalls ein Nachhall der mythologischen Vorstellung vor. Jetzt, wo der Sturm und der Wogendrang des Meeres gestillt, wo selbst das Toben in der Tiefe des Wassers gedämpft ist, erstreckt die Sonne ihre Strahlen bis tief in das feuchte Element hinein, durchleuchtet den Meersaal mit ihrem Glanze. Statt der Wiederholung haben wir eine Steigerung, die deutlich in den Worten angezeigt ist.

Nach Besiegung von Grendels Mutter wandte sich der Held, so berichtet der Dichter in unserem Abschnitt ferner noch, mit dem Schwerte gegen Grendel selber, dessen Leiche auf dem Ruhelager sich befand. Er vergalt ihm den Lohn für seine früheren Unthaten dadurch, dafs er ihm den Kopf abhieb. Das Blut, so fährt die echte Stelle fort, färbte das Wasser, und der Anblick desselben erschreckte die Freunde Beovulfs. Jene Erzählung nun von dem Abhauen des Kopfes Grendels, das die Genossen des Helden zur Sorge veranlafste, wird von Müllenhoff für einen Einfall erklärt. Da er aber im dritten Liede vorausgesetzt wird, so mufs A der Urheber des Einfalls sein. — Was sonach die Art der Darstellung betrifft, so unterscheidet nichts mehr A und B; Tadel und Lob werden ihnen gemeinsam gespendet; A wie B sind Verfasser von „hübschen“ Interpolationen, A und B haben von Zeit zu Zeit „arge“ Einfälle.

Der Dichter wollte offenbar den Helden einen Ersatz für die durch Grendels Mutter geraubten Beweisstücke seines Sieges: Grendels Arm und Hand, mitnehmen lassen. Denn Grendel, nicht seine Mutter war der eigentliche Feind Heorots. Um die Unholdin konnte es sich erst handeln, als der Unhold besiegt war, oder um die mythologische Vorstellung unserem Verständnis näher zu bringen: um den Kampf mit der tobenden Meerestiefe zu vollbringen, mufste der Kampf mit der tobenden Meeresoberfläche beendigt sein:[1] dieser liegt näher, ist dem Menschen gefährlicher. Nachdem nun so das Ende des ganzen Wagnisses nach beiden Seiten beschrieben ist, führt uns der Dichter zu den Genossen Beovulfs, die durch das lange Warten beunruhigt und durch den Anblick des Blutes, das beim Kampfe geflossen, erschreckt ihren Führer dem Tode verfallen glaubten. Die Verse 1594 f. beziehe ich nicht auf die hier beiläufig erzählte Enthauptung Grendels, sondern

[1] Cf. Müllenhoff „Der Mythus von Beovulf“ in Haupts Zeitschrift VII, S. 424.

der Verfasser denkt wohl an den Hauptgegenstand seiner Erzählung, an den Todesstreich, den das Meerweib empfängt.

18) 1601—1612 kann nach Müllenhoffs Meinung nicht echt sein, da sonst zweimal berichtet würde, dafs das Schwert, das jenen Todesstreich geführt, geschmolzen ist. — Das ist nicht genau. Denn v. 1606 ff. heifst es: þâ þät sveord ongan äfter headosvâte vanian; v. 1608 þät hit eal gemealt îse gelîcost; und nun wird v. 1616 bei Gelegenheit des Umstandes, dafs Beovulf nur die Schwerthilze mitgenommen, erwähnt, dafs die Schwertklinge ær gemealt, forbarn broden mæl, also vorher geschmolzen war. (Durch ær erhält das Imperfektum die Bedeutung des Plusquamperfektums, die es sonst oft genug auch ohne dies Adverb hat.) Von jenem wunderbaren Vorgange, der Verbrennung des Schwertes infolge der Berührung mit dem Riesenblut, glaubt der Verfasser wiederholt versichern zu müssen, dafs er in der That geschehen sei; und er thut es, indem er Anfang, Mitte, Resultat desselben erwähnt. Sind aber die Verse 1606ᵇ—1612 echt, so sind auch die Verse 1601—1606ᵃ gerettet, denen nichts weiter als ihre Verbindung mit dem bestrittenen Abschnitt schadete.[1]

Lied III (v. 1630—2200).

Als Grund für die Verschiedenheit der Verfasserschaft dieses und des zweiten Liedes wird nur angegeben, dafs Beovulf v. 1615 den abgeschlagenen Kopf, „natürlich den der Mutter“, und den Griff des geschmolzenen Schwertes mitgenommen, dafs nach den Versen dieses Liedes aber Beovulfs Genossen das Haupt Grendels forttragen. Da sich nun die Verse 1630—2200 an Lied I und II in der Gestalt anschliefsen, wie A sie gegeben, da ferner Vealhtheov wieder auftrete, so sei A der Verfasser dieses Abschnitts. Aus den bisherigen Ausführungen ergiebt sich die Erwiderung auf diese Begründung von selber.

Aber auch dies Lied hat Interpolator B mit seinen Zusätzen nicht verschont.

1) 1680 f. mag allerdings ein späterer Zusatz sein, den aber nicht ein Interpolator, sondern einfach der Abschreiber des Gedichtes nach bekannten Redensarten gemacht hat. Den Stoff dazu entlehnte er aus v. 1685.

2) 1689—1694 berichten, dafs auf der Schwerthilze der Ursprung

[1] A. a. O. S. 211.

der früheren Feindschaft des Geschlechts der Giganten gegen Gott gestanden, während der darauf folgende Abschnitt uns lehrt, dafs darauf der Name des ersten Besitzers dieses Schwertes zu lesen war. Warum sich diese beiden Angaben nicht sollen vereinigen lassen, ist nicht einzusehen. Bedurfte es doch für die zweite nur eines einzigen Namens. Die Überleitung zur zweiten Angabe durch svâ ist eine ganz regelrechte; und die Darstellung im unbestrittenen Abschnitt durchaus nicht besser als die im bestrittenen, eher schlechter wegen der zwecklosen Setzung der Synonyma: geseted and gesæd v. 1697.

3) 1701—1769 soll eine in Hrodgars Munde unpassende Rede, eine an unklaren zusammenhangslosen Sätzen reiche Predigt sein.

Aber im Munde eines Greises ist diese Rede vielmehr sehr passend. Zu Anfang spricht er in anerkennendster Weise über Beovulf, dem er ja auch die Rettung verdankte, nennt ihn: geboren betera, d. h. einen besseren als er, Hrodgar, selber ist. (Dafs ein Komparativ so absolut stehen kann, lehrt die Vergleichung mit v. 1840, einer unbestrittenen Stelle:

feor-cydde beód
sêlran gesôhte þäm þe him selfe deáh.

Auch hier ist der Komparativ ohne „als" gesetzt. Welche Ergänzung zu machen ist, kann hier wie dort nicht zweifelhaft sein: der Zusammenhang lehrt es. Dies zugleich gegen den Einwand zu v. 1706.) Dann fährt der König fort, die Vorzüge des Helden zu loben: sie bestehen in der Vereinigung der Weisheit und der Stärke. Und erst nachdem Beovulf zu seinem Rechte gekommen, ergeht er sich in der Weise eines alten Mannes, der die ihm selber überkommenen Lehren und die eigenen Lebenserfahrungen Jüngeren zu nutze machen will; er kommt ausführlicher auf Heremod zu sprechen, dem nur der eine jener zwei Vorzüge zu teil geworden war, der zwar hohe Tapferkeit besafs, aber nicht die Gabe der Weisheit, die ihn gegen seine Unterthanen Freigebigkeit gelehrt hätte; dann verallgemeinert er seine Betrachtungen, schildert das wachsende Glück eines Mannes, dessen Sinn auf Erwerb von reichem Grundbesitz (lufa nach Heynes Glossar Grundbesitz, was auch lufen parallel mit êdel-vyn v. 2887 bedeutet; dies gegen den Einwand zu v. 1729) gerichtet ist, bei dem aber wachsendes Glück nicht die Weisheit, sondern nur den Übermut und die Habsucht mehrt, bis der Tod seine Schätze in die Hand eines anderen giebt. Darum also ist „Milde" zu üben. Durch sie würde der

Held sich Freunde erwerben, die in späteren Tagen dem Menschen doch so sehr nötig sind, wie er das an sich selber erfahren. Denn wenn er auch fünfzig Jahre hindurch kräftig der Herrschaft gewaltet, so sei doch nun über ihn Kraftlosigkeit gekommen, die ihn den Verwüstungen Heorots durch Grendel gegenüber zur Thatlosigkeit verdammte. So kommt zum Schlufs seiner Rede Hrodgar noch einmal in passender Weise auf das Verdienst Beovulfs zu sprechen. Das ist der Zusammenhang der Rede, wie er sich ungezwungen ergiebt. Nur an einer Stelle finde ich den Zusammenhang etwas lose: v. 1707[b] f.

ic þe sceal mîne gelæstan
freóde, svâ vit furdum spræcon; thû scealt tô frôfre veordan

u. s. w. Aber ganz zusammenhangslos sind auch diese Gedanken nicht. Nach jener Lobrede sagt Hrodgar: nun will ich mit dir enge Freundschaft schliefsen. Du aber sei wie jetzt, so auch in Zukunft, ein Beschützer der Helden.

Es bleibt nur übrig, zwei einzelne Einwendungen zurückzuweisen. Die erste betrifft den Gebrauch des Wortes geþyldum, das nicht „in Geduld“ zu übersetzen ist (dem Worte snyttrum koordiniert), sondern adverbial gefafst werden mufs; Heyne: dauernd, stetig. Der andere Einwand ist gegen die Episode von Heremod gerichtet, der hier zum zweitenmal vorkomme. Das Faktum ist richtig; aber dafs dieselbe hier sehr geschickt eingeflochten ist, erkennt auch Köhler[1] an. Ein ungeschickter Interpolator hätte doch übrigens wohl seine Weisheit mit einemmal angebracht.

Weit entfernt, hier eine zusammenhangslose Rede zu haben, müssen wir gerade behaupten, dafs ohne diese Verse der folgende für echt ausgegebene Abschnitt völlig in der Luft schweben würde.

4) v. 1808—1813[a] kann man allerdings nicht als sehr geschickt bezeichnen. Die Mitteilung, dafs Beovulf das geliehene Schwert Hrunting dem Hunlaf einhändigen läfst und ihm Dank für die gütige Überlassung desselben abstattet, konnte füglich unterbleiben. Dennoch mufs man anerkennen, dafs, sollte die Mitteilung einmal gemacht werden, sie hier noch am besten an ihrer Stelle war, ehe Beovulf den Abschied vom Könige nimmt. Die grammatischen Beziehungen sind übrigens durchaus klar: Beovulf ist in dem ganzen Abschnitte Subjekt, wie er es schon v. 1807 (cuma collen-ferhd) gewesen.

---

[1] A. a. O. S. 318.

5) v. 1867—1870. Weshalb dieses Stück beseitigt werden mufs, verstehe ich nicht. Es wird von Müllenhoff richtig hervorgehoben, dafs v. 1381—1383 (also Lied II) neue Belohnung versprochen, dann v. 1784 f., also bei A, dieselbe angekündigt wird; und nun soll dieselbe ganz übergangen werden. Der Interpolator würde sich danach weit aufmerksamer als der Dichter selber bewiesen haben. Aber freilich: eine weitere Ausführung fehlt; es wird nur gesagt, dafs der König dem Helden mâdmas tvelfe gegeben und ihm alsdann glückliche Heimkehr gewünscht habe. Da aber sonst dem Interpolator B der Vorwurf der Wortkargheit nicht gemacht wird, eher der gegenteilige, so erhellt nicht, weshalb er Verfasser dieses Abschnitts sein soll.

6) v. 1932—1963 enthält die Episode von Hygd, der Gemahlin Offas. Sicher soll wenigstens v. 1946—1963 von B sein, eine zweite Relation über Hygd, die aufserdem noch eine genealogische Angabe enthält. Wenn ich auch nicht mit der Meinung übereinstimme, dafs B der Verfasser ist,[1] so bin ich doch der Überzeugung, dafs wir es hier mit einem späteren Zusatze zu thun haben, und zwar aus folgenden Gründen:

a) Wie S. 336 bemerkt, rührt die Handschrift des Beovulf, die aus dem 10. Jahrhundert stammt und Grundlage aller uns vorliegenden Ausgaben ist, von zwei Abschreibern her. Mit v. 1941 beginnt der zweite. Eigentümlich ist demselben die ziemlich konsequente Setzung des io für eo und ió für eó; eigentümlich ist ihm ferner die Form telge für talige v. 2068, madelade v. 2426, morna v.2451, siex v. 2905 u. s. w. Wir sehen aus diesen Bemerkungen, dafs sich der zweite Abschreiber mit einer gewissen Selbständigkeit bewegt. Daraus folgt, dafs er Verfasser etlicher Abschnitte im Gedichte sein k a n n.

b) Verdächtig macht ferner die vorliegenden Verse der ungeschickte Anfang: ealo drincende ó d e r sædan, da im Vorigen ein derartiges Wort gar nicht vorgekommen war.

c) Die dreimalige Setzung des syddan in kürzesten Zwischenräumen: v. 1948, 1950, 1952.

d) Ferner der grammatische Bau: der ganze Abschnitt von achtzehn Versen bildet ein einziges Satzgefüge.

e) Endlich die ungeschickte Art der Erzählung, die besonders zum

---

[1] Dafs vielmehr v. 1932—1945 und v. 1946—1963 zwei verschiedenen Verfassern zuzuschreiben sind, wird sich aus dem Folgenden mit Sicherheit ergeben.

Schlufs hervortritt. Eine Angabe poltert der anderen nach: dem sêlestan v. 1957 der Satz forþam Offa väs 1958 f.; dem Offa v. 1958 der Satz þonon Eómær vôc mit der weiteren genealogischen Beschreibung Eomärs.

f) Entscheidend ist aber der Umstand, dafs dieser Abschnitt gar nicht dem Hauptzwecke dient, der die Erwähnung der Thrydho veranlafst hat; dafs er vielmehr denselben aufhebt. Nach dieser Darstellung kann Thrydho nicht mehr zu einem Gegenbilde der Hygd dienen.

g) Entscheidend ist auch die ausdrückliche Aussage, dafs von einer zweiten Fassung der Sage berichtet werden soll, v. 1946.

Auf eine spätere Zeit der Abfassung scheint ein Ausdruck v. 1951 hinzudeuten. Der Satz, in welchem sich derselbe findet, heifst:

syddan hió Offan flet
ofer fealone flôd be fäder lâre
síde gesôhte.

Das bringt unsere Erzählung (wenn auch keineswegs in Übereinstimmung, so doch) in Zusammenhang mit der Erzählung des Matthäus Parisiensis, welche Grein zu unserer ganzen Stelle citiert. Matthäus verwechselte zwei Namen: Drida (oder Thrydo) und Cynedrida, oder die Gemahlin des älteren Offa, Königs der Angeln, mit der des jüngeren Offa, Königs von Mercia, der zu Karls des Grofsen Zeit lebte.

Doch ich spreche das letzte zu v. 1951 Bemerkte nur als Vermutung aus.

7) v. 2033—2067 ist eine von denjenigen Stellen, die der Mangel an rechtem Verständnis zu den eingeschobenen hat zählen lassen. Denn die Unklarheiten, die man dem Verfasser aufbürdet, sind in Wirklichkeit nicht vorhanden. Im Anschlufs an die Erzählung, dafs Hrodgars Tochter Freavare, die, um alte Feindschaft zwischen Dänen und Headobarden sühnen zu helfen, dem headobardischen Königssohn Ingeld verlobt worden war, im Saale des Heorot Wein kredenzt habe, ist hier eine weitere Darstellung des Verhältnisses zwischen beiden feindlichen Völkern gegeben. In Form einer Vermutung, die Beovulf äufsert, eröffnet uns der Dichter den Blick in die Zeit, wo trotz jener Friedensversuche doch der alte Groll wieder losbricht, wo die alten Krieger des besiegten Volkes ihren Rachegedanken nachgehend ihre jüngeren Genossen aufreizen, wo selbst im Königssohn, der der Liebe zur Gemahlin vergifst, die Kriegswut aufwallt (vealad väl-nidas). Es

übersteigt nicht die Grenzen der Vermutung, wenn Beovulf sagt, dafs ein dänischer Held (dryht-bearn Dena) die junge Fürstin in die Fremde begleiten, und dafs gerade der Anblick dieses Helden, der mit dem schönsten Waffenschmuck versehen ist, dem durch seinen Vater den Feinden abgenommenen Waffenschmuck, schwere Erinnerungen im Herzen der Headobarden wachrufen wird. Denn die Feinde, denen der Waffenschmuck abgenommen war, sind die Headobarden. Die Erzählung gehört zu den schönsten des Gedichts: sie ist in klarer und in ergreifender Weise gegeben. Ungerechtfertigt ist es, wenn man sagen will: es sei auch in ihr, wie gewöhnlich, manches unklar. Es ist doch klar, dafs mit he v. 2035 der in der Apposition v. 2036 näher bezeichnete Held gemeint ist, der Held, welcher mit der Königin in den Saal geht, der v. 2060 se fæmnan þegn genannt wird: ein persönlicher Diener derselben! Und ein solcher Gebrauch von he soll nach Rieger verwirrend sein! Schwerer begreiflich ist aber noch, dafs Müllenhoff unter dem Worte víder-gyld v. 2052 das nomen proprium eines Helden verstehen will, und darauf das Hauptargument gegen die Echtheit dieses Abschnittes baut. Er fragt: „Wer ist v. 2052 Vídergild? Hier werden doch zu starke Voraussetzungen gemacht; es bleibt eine Hauptperson ungenannt, eine Nebenperson aber wird genannt, und zwar so, als wäre sie die sagenberühmteste.“ Aber wie konnte der Dichter, wenn er die Worte dem eben erst vom dänischen Königshof zurückkehrenden Beovulf in den Mund legt, den Diener, der die Königstochter erst noch in ihre neue Heimat begleiten soll, damals aber vielleicht noch gar nicht bestimmt war, mit Namen nennen? Über die Nebenperson können wir durch einfache Angabe der Simrockschen Übersetzung v. 2052^{b} f. hinweggehen: „Wiedervergeltung schlief nach der Fürsten Fall.“ Vídergild heifst eben Wiedervergeltung.

Seiner ganzen Auseinandersetzung bricht übrigens Müllenhoff selber die Spitze ab, wenn er hervorhebt, dafs die hier gemeinten Begebenheiten auch A bekannt waren, wie aus v. 2030 ff. und v. 2067 ff. hervorgehe.

8) v. 2108—2111 sollen v. 2106—2107 und 2112—2115 voneinander reifsen und aufserdem sehr ärmlich sein. Es ist wahr, die Verse hätten fortfallen können; wesentliches würde nicht verloren gegangen sein; aber der in ihnen ausgedrückte Gedanke findet sich öfter in ags. Gedichten: er kann einem Dichter ebenso geläufig gewesen sein wie einem Interpolator. Fallen dieselben fort, so wird aber der Aus-

druck gomela Scylding (v. 2106) bedenklich nahe an gomel gúđ-viga (v. 2113) gerückt.

9) v. 2143 f. soll unecht sein, weil er auf die zweite Schenkung rekurriert, die nach dem Kampf mit Grendels Mutter stattfand. Wir haben über diesen Punkt schon gesprochen. Wären die zwei Verse auszuscheiden, so würde sich an die Bemerkung Beovulfs über sich selber: näs ic fæge þâ gyt, die Bemerkung desselben über Hrodgar anschliefsen: svâ se þeód-cyning þeávum lyfde. Das würde aber ohne alle Vermittelung geschehen: die Vermittelung liegt gerade in den angefochtenen Versen.

10) v. 2178—2190 werden hauptsächlich aus zwei Gründen verworfen. Es wird erstens gesagt, die Bemerkung, dafs Beovulf sich immer „gut betragen“, nie die „trunkenen Genossen“ erschlagen u. a. passe nicht in den Zusammenhang, in die Erzählung von Gabe und Gegengabe. Aber wodurch hatte denn Beovulf jene Gaben sich verdient, die er hier seinem König und dessen Gemahlin überbringt? Sind sie nicht das Zeichen seiner rühmlichen Thaten, seiner Tapferkeit, die er an den Feinden des Menschengeschlechtes übte, nur zum Guten, nie zum Bösen anwandte? Letzteres hebt nun der Dichter ausdrücklich hervor. Er gedenkt dabei der Tapferen, die gegen ihre Genossen oder Verwandten ihre Stärke gebrauchten, wie er von Hunferd gesagt hatte, dafs derselbe seinen Bruder erschlagen (v. 587—589; 1168 f.), und wie Ochtheres Sohn Eanmund den geatischen König Heardred beim Gastmahle heimtückisch getötet (cf. v. 2207, 2386). Vielleicht machte sich auch Hrodulf in ähnlicher Weise des Treubruchs an seinen Verwandten, Hrodmund und Hredric, schuldig (v. 1165 f.). Beispiele dieser Art finden sich ja zahlreich genug in der deutschen Heldensage. So war es also kein überflüssiges Lob, wenn von Beovulf gesagt wird: nealles druncne slôg heord-geneátas. Dafs druncen, absolut gesetzt, nicht „betrunken“ bedeutet, sondern jemanden, „der getrunken hat“, lehrt uns der Vergleich unserer Stelle mit v. 1232: „druncne drihtguman — ihr Krieger, die ihr getrunken habt (Worte der Königin Vealhtheov). Siehe Heynes Glossar.

Zweitens wird ein Widerspruch zwischen unserer Stelle und solchen Stellen des ersten Liedes gefunden, welche von Beovulfs Thaten in der Jugend reden; so v. 408 f.:

... häbbe ic mærda fela
ongunnen on geogođe,

so v. 538 f. ... væron begon (Beovulf und Breca) þâ git
on geogod-feore.

Unsere Stelle sagt von Beovulf (v. 2184^{b} ff.):

	Heán väs lange,
svâ hine Geáta bearn	gôdne ne tealdon,
ne hyne on medo-bence	micles vyrdne
drihten vereda	gedôn volde;
svyde eft sägdon,	þät he sleac være,
ädeling unfrom.	

Aber wie kann man diese beiden Darstellungen einen Widerspruch nennen, wenn man selber auf Sagen über andere Helden hinweist, die in ihrer ersten Jugend mifsachtet gewesen, dann aber mit einemmal sich glänzend hervorgethan? Müllenhoff nennt selber als Beispiel König Offa. Das Beispiel ist um so passender, als der Name Offa in unserem Gedicht vorkommt. Von ihm erzählt Saxo Grammaticus:[1] er sei lange Zeit stumm gewesen; dann urplötzlich, als er seinen erblindeten königlichen Vater von einem benachbarten Fürsten hart bedrängt sah, habe sich der Zunge Band gelöst, und ebenso plötzlich sei ein neuer Geist, der Geist heldenmütiger Tapferkeit über ihn gekommen. Da erfocht er kurz hintereinander zwei herrliche Siege. Aus dem verachteten Königssohne wurde ein sagenberühmter Held. Beides aber, Unthätigkeit und Heldentum, fällt in Offas Jugendzeit. So wenig hier von einem Widerspruch geredet wird, kann von einem Widerspruch zwischen den betreffenden Stellen unseres Liedes geredet werden. Dieselben ergänzen einander. Weshalb aber diese Ergänzung gerade hier gemacht wird, hat einen zureichenden Grund darin, dafs Beovulf ruhmgekrönt an den Hof zurückgekehrt ist, dessen Kriegsleute ihn auch aus seiner früheren Jugend kannten. In deren Augen mufste nun Beovulfs Heldentugend nach solcher That und nach solcher Anerkennung in der Fremde über allen Zweifel erhaben sein. Die Anerkennung, die er bei den Dänen gefunden, ist der Grund für die Behauptung, v. 2189^{b} f.:

	edvenden cvom
tîr-eádigum menn	torna gehvylces.

Am Schlufs der Bemerkungen zum dritten Lied zählt Müllenhoff die Abweichungen auf, die der Verfasser A von seiner eigenen Darstellung in den früheren Teilen sich erlaubt habe. Wir können die-

[1] Hist. dan. ed. P. E. Müller, Havn. 1839 p. 161 s. 170 ss. Cf. auch die notæ uberiores zu p. 161.

selben hier auf sich beruhen lassen, da sie als kaum nennenswert bezeichnet werden und da sie gegen die Einheit des Gedichtes nichts beweisen. Mit gröfserem Rechte würden wir sie als Gründe für die Einheit geltend machen können, es fällt durch diese Annahme von Abweichungen bei einem und demselben Verfasser eine Hauptstütze jener Kritik hin.

Lied IV (v. 2201—3184)

beginnt nach Müllenhoff mit einer grofsen Interpolation. Als solche wird der Abschnitt v. 2201—2397 bezeichnet.[1]

Auch Simrock spricht sich in der Anmerkung zu seiner Übersetzung entschieden in gleichem Sinne aus, ebenso Rieger in der mehrfach erwähnten Abhandlung.

Folgendes sind die Hauptgründe für die Unechtheit:

1) v. 2201 ff. erscheinen in Bezug auf ihre Konstruktion bedenklich.

2) v. 2215—2232 unterbrechen den Zusammenhang.

3) v. 2202—2210 wird kurz, v. 2356—2391 ausführlicher von Hygelacs Tode gesprochen.

4) „Die Art, wie das Gold durch den alten Edling in den Berg gekommen und erst später von dem Drachen gefunden sein soll, deutet auf eine Zeit, wo man schon vergessen hatte, dafs Hort und Drache im Mythus zusammengehört, jener also keiner besonderen Motivierung bedarf.“[2] Dabei ist eigentümlich, dafs der erste Besitzer durch Verbergen des Hortes sein Leben länger zu fristen glaubt (v. 2240—2242).

5) In betreff des Kampfes mit dem Drachen ist anfechtbar:

a) die Angabe der vorliegenden Verse, dafs Beovulf die Fehde aus Notwehr auf sich nimmt, während wir aus v. 2513, 2533 ff., 2795 ff., 3080 ff. sehen, dafs er dieselbe sucht, also sie freiwillig besteht;

b) die Angabe, dafs sich Beovulf einen eisernen Schild machen läfst, um das Feuerspeien des Drachen ertragen zu können. Davon weifs kein späterer Teil des Gedichtes etwas;

---

[1] Unwesentlich für unseren Zweck ist die abweichende Einteilung von Lied III u. IV, wie sie Rieger a. a. O. S. 406 vorschlägt. Nach ihm geht Lied III bis v. 2210, wo er für þâ þät lesen will. Nur möchte ich darauf hinweisen, dafs Rieger infolge dessen geneigt ist, die Verse 2201—2210 für Eigentum des Verfassers A zu erklären.

[2] Simrock a. a. O. S. 201.

c) der Grund, der dem Helden Mut zum bevorstehenden Kampfe verleiht. Derselbe liegt in der Erzählung von Hygelacs Fall und von den Feindseligkeiten der Scylfinge gegen die Geaten.

Dabei wird Wichtiges nur dürftig ausgeführt, während sonst oft Unwichtiges weitläufig beschrieben wird.

Überhaupt aber ist die Ordnung in unserem Abschnitte nicht die beste: zu Anfang des Abschnittes v. 2211—2350 schreitet die Erzählung zuerst rückwärts.

Um den Wert dieser Gründe zu prüfen, vergegenwärtigen wir uns zuerst den Gedankengang. Wir können dabei drei Teile unterscheiden: der erste handelt von Beovulf, der zweite vom Drachen, der dritte von dem Kampf, den der König gegen den Feind seines Landes bestehen will.

Über Beovulf wird kurz berichtet, dafs er nach Hygelacs Tode die Vormundschaft für dessen Sohn Heardred geführt, dafs dann Heardred selbständig regiert habe, und dafs nach dessen Fall er König der Geaten geworden sei. Die Erzählung ist sehr gedrängt, sie eilt ihren Hauptzwecken zu: den Kampf Beovulfs mit dem Drachen zu schildern. Im Einklang mit dieser Idee, die ihrerseits wieder mit der bisherigen Darstellung in völliger Übereinstimmung sich befindet, steht es auch, wenn alle diejenigen Ereignisse, die zwischen Lied III und dem Hauptinhalt von Lied IV liegen, in Form von Episoden dargestellt werden. Hätte ein Interpolator Lied III und IV fertig vorgefunden, er würde voraussichtlich jene Erzählungen in chronologischer Reihenfolge gegeben haben. Der Dichter dagegen liefs sich von der Idee leiten. Es erhellt also, dafs der Vorwurf der Planlosigkeit unseren Abschnitt nicht treffen kann. Ja, diese Einheit der Idee fällt so stark in die Wagschale zu gunsten der Echtheit dieser Verse, dafs die Annahme der Echtheit nur durch die gewichtigsten Gründe erschüttert werden könnte.

Nachdem also kurz berichtet ist, dafs Beovulf König geworden, geht der Verfasser dazu über, von dem Feinde zu reden, dessen Verwüstungen den Kampf mit Beovulf veranlassen. Auch hier ist die Erzählung geordnet. Wir erfahren, weshalb der Drache dem Lande Feind geworden, wie er in Besitz der Schätze gekommen, wie deren Entwendung ihn in Zorn gebracht haben, und in welcher Art er seinen Grimm an den Bewohnern des Landes ausgelassen.

Endlich erzählt uns das Gedicht von dem Entschlufs des Königs,

jenem Verwüster entgegenzutreten und seinen Verheerungen ein Ende zu machen.

Somit fiele der Vorwurf, der den Mangel an Ordnung betrifft.

Gehen wir zu den Einzelheiten über!

Vers 2201 ff. sollen schlecht gebaut sein, oder wie Rieger es bezeichnet: sie enthalten ein Anakoluth; und dieses Anakoluth reiche von v. 2201—2210. Die uns vorliegende Fassung der Verse ist in der That keine geschickte. Der Vorwurf ist begründet. Aber wir haben Grund anzunehmen, dafs sie nicht die ursprüngliche ist. Wenn v. 2197[b] ff. gesagt wird:

Him väs bâm samod
on þam léod-scipe lond gecynde,
eard êdel-riht,

so erwartet man als Fortsetzung: bis einer das gesamte Reich erhielt. Ein ód enthält auch die Fortsetzung in den Worten, die verderbt sein müssen, nämlich in ódrum svídor.

Aber wie dem Schaden abzuhelfen sei, sehe ich noch nicht. Statt eft in v. 2201 müfste dann etwa das in ags. Gedichten so häufige hvät gelesen werden: wahrlich, das ereignete sich, seitdem Hygelac fiel u. s. w.

Dann wäre alles in bester Ordnung. Sie herzustellen bedarf es aber gewifs nur einer leisen Änderung der eben angeführten Worte in v. 2199.

v. 2215—2232 unterbrechen allerdings den Zusammenhang; die Stelle ist aber in der Handschrift so defekt, dafs wir uns eines bestimmten Urteils über sie zu enthalten gezwungen sind. Vielleicht gehören sie dem Abschreiber an.

v. 2240—2242 lassen sich rechtfertigen. Wenn jener Edling sich und die Schätze verbirgt, so fristet er allerdings sein Leben, da niemand ihm jetzt nachstellen wird. Dafs aber ein solcher Edling überhaupt hier erwähnt wird, hätte Simrock nicht zum Gegenstand des Angriffs machen sollen. Weist er doch selber in seiner Mythologie[1] S. 416 nach, dafs dieser Erzählung eine mythologische Beziehung inne wohnt. Es wird durch die Beziehung der beiden Gestalten (des Edlings und des Drachen) zueinander angedeutet, dafs auch dieser Drache sich wie Fafnir in einen Riesen verwandeln konnte. Der

[1] Vierte Auflage.

Dichter hat uns also, wenn auch in entstellter Form, eine mythologische Angabe aufbewahrt.

Der Kampf, den Beovulf hier unternimmt, wird als ein Kampf der Notwehr dargestellt. Notwehr ist hier aber nicht so zu verstehen, als sei er selber angegriffen gewesen; wenn ein König sich genötigt sieht, seine Unterthanen zu verteidigen, so ist das auch Notwehr. Dem widerspricht nun aber auch keine der von Müllenhoff citierten Stellen. v. 2513 f.: ic ville .... fæhde sêcan beziehen sich doch durchaus nicht gerade auf ein Aufsuchen des Kampfes, das der Mutwille oder die Lust zu Abenteuern veranlafst. Die Worte passen sehr gut neben der vermeintlichen Interpolation. v. 2533 ff. sowie v. 2795 ff. handeln weder von freiwilligem noch von gezwungenem Kampfe, und auch aus v. 3080 ff., dafs die Genossen Beovulf vergeblich ermahnt haben vom Drachenkampf abzustehen, folgt nicht, dafs dieser Kampf bei ihm reiner Mutwille gewesen.

Den Einwand, dafs von der Anfertigung eines eisernen Schildes im weiteren Verlauf des Gedichtes nichts erwähnt wird, entkräftet Müllenhoff selber durch den Hinweis auf v. 2673 ff., wonach Viglafs Schild vom Feuer verzehrt wird, Beovulfs Schild unversehrt bleibt.

Die Erzählung von Hygelacs Fall soll in diesem Zusammenhang unpassend stehen. Der Satz, dafs Beovulf nach dem Sieg über Grendel viele Kämpfe glücklich überstanden, enthalte eine wunderliche Ausführung im folgenden, wo nur der Zug Hygelacs gegen die Friesen beschrieben wird. Aber beschränkt sich nicht der Dichter von vorn herein auf eine kurze Auswahl aus der Fülle der späteren Kämpfe? nô þät läset väs hondgemota v. 2355 läfst doch sofort darauf schliefsen, dafs er jene Kämpfe nicht alle erwähnen will. Die hervorragende Beteiligung Beovulfs an dem letzten Kriege, den Hygelac besteht, liegt in der Angabe ausgesprochen, dafs er allein wiederkehrt, und zwar mit reicher Beute: häfde him on earme ...XXX... hilde-geatva, þâ he tô holme stâg. — Auch die Erinnerung an die Kämpfe mit den Scylfingen war geeignet, den König mit Mut zu erfüllen. Denn wenn derselbe auch mit dem Überfall Heardreds durch Ochtheres Söhne nichts zu schaffen gehabt, so führte er doch den Rachezug gegen den einen der Mörder an: gegen Eadgils.[1] Das Resultat war: he gevräc

[1] Nach dem Vorgang Leos liest Heyne v. 2393 f. Eádgilse veárd feásceaftum feónd statt des im Ms. befindlichen freond.

syddan cealdum cear-sídum: cyning ealdre bineát (v. 2396 f.). Die Erzählung ist trotz der Wichtigkeit ihres Inhalts, die sie an sich hat, doch ziemlich kurz ausgefallen, weil sie nur teilweise auf den Helden des Gedichtes Bezug hat. Sie ist im wesentlichen nur so weit mitgeteilt, als sie im Dienste der Idee des Gedichtes steht.

Dafs unser ganzer Abschnitt erst später eingeschoben ist, soll endlich auch daraus hervorgehen, dafs auf denselben an keiner einzigen unbestritten echten Stelle im Gedicht Beziehung genommen wird. Aber eine Stelle gerade, die nach Müllenhoffs Meinung auf die Unbekanntschaft des echten Liedes mit diesen Bestandteilen schliefsen läfst, beweist für das Gegenteil. Wer v. 2213 f., 2242 f. die Lage der Höhle und v. 2232 ihren Reichtum beschrieben, kann später (v. 2411) nicht sagen: er ging dahin, wo er einen Erdsaal wufste. So Müllenhoff. Aber Lichtenheld zeigt in seiner Abhandlung über das schwache Adjektiv im Ags. (S. 382 f.), dafs in v. 2411 (wie auch 100 und 2211) das Wort ân nicht die Bedeutung eines unbestimmten Artikels haben könne. Es steht hier in der Hebung und ist sogar Träger der Allitteration, es ist also mit Nachdruck gesetzt. Der betreffende Satz heifst daher: wo er den einen Erdsaal (den uns bekannten oder jenen Erdsaal) wufste. Wir haben also gerade in den Worten eord-sele ânne einen Hinweis auf frühere Beschreibung zu finden.

Mit v. 2398 beginnt nach Müllenhoff erst das vierte Lied, das er einem neuen Verfasser zuschreibt. Das erste Lied lasse den Helden sich keines Schwertes bedienen (v. 680 f.), das zweite gebe ihm eins, das er oft geführt (1526 ff.), A lasse ihn mit Hrunting kämpfen (1456, 1489), das vierte gebe seinem Schwerte den Namen Nägling; nach 2693—88 war er sogar viel zu stark für jedes Schwert.

Bei Widerlegung dieses Grundes ist zuerst zu berücksichtigen, dafs jedes der drei Hauptlieder, das erste, zweite und vierte, von einem anderen Kampfe reden. Warum sollte Beovulf sich in seinen verschiedenen Kämpfen nicht verschiedener Schwerter bedient haben? Zu den Geschenken, die er als Lohn für seinen Sieg über Grendel und dessen Mutter davonträgt, gehört auch ein Schwert. Und v. 2683 ff. lesen wir ausdrücklich, dafs er nicht blofs mit einem Schwerte zu kämpfen gewohnt gewesen sei:

him þät gifede ne väs,
þät him îrenna ecge mihton
helpan ät hilde.

Sodann aber fällt für uns nach den vorausgegangenen Ausführungen die Annahme weg, dafs das zweite Lied ihn bald mit dem eigenen, bald (Interpolator A) mit einem geliehenen Schwerte habe kämpfen lassen. v. 1526 sagt auch durchaus nicht, dafs Beovulf das Schwert oft geführt habe, sondern dafs das Schwert oft geführt sei þolode ær fela hond-gemôta u. s. w. Es war ja das Schwert Hunferds und dieser hatte es oft geführt. Die unbestimmte Ausdrucksweise hätte vor der Annahme eines Widerspruchs warnen sollen.

Ein zweiter Grund für Verschiedenheit der Verfasser soll in den genealogischen Angaben liegen. Nach Lied I bis III sind Ecgtheov und Hredels Tochter die Eltern Beovulfs; nach Lied IV gehört letzterer mit Viglaf zu dem Geschlechte der Vägmundinge. Dafs sich beide Angaben aber vereinigen lassen, lehrt ein Blick in die Stammtafel, die Heyne von Beovulf (im Index) entwirft.

Danach liegt kein Grund vor, unser Lied von den drei ersten zu trennen und ihm einen anderen Verfasser geben zu wollen.

Als von B interpoliert wird noch eine Reihe von Stellen bezeichnet:

1) 2404—2410, weil sich diese Verse auf v. 2282—2287 u. a. beziehen, während v. 2411—2416 das grofse Zwischenstück nicht kennen. Letzteres ist nach dem oben über eord-sele ânne Bemerkten nicht richtig; das ânne, das hier Träger der Allitteration ist, weist gerade auf eine frühere Erwähnung zurück. Der Mangel aber an Geschicklichkeit der Darstellung ist kein zwingender Beweis für Unechtheit.

2) 2426—2510, weil die Rede Beovulfs für die Verhältnisse, in denen er sich befindet, unpassend und viel zu lang, die Darstellung trotz des poetischen Gegenstandes sehr mittelmäfsig ist und weil dieser Rede eine andere und zwar kürzere, sowie angemessenere folgt. „Das Stück ist offenbar viel mehr auf eine Erzählung vom Ende Hredels und seiner Söhne angelegt, als eine Ausführung des eingangs 2427 angekündigten Themas.“ Ähnlich urteilt Bouterwek in seiner Abhandlung „Zur Kritik des Beovulfliedes“[1] über unsere Stelle: „Der ganze Abschnitt von Zeile 4879—4915 (er folgt der Einteilung des Gedichtes nach Halbzeilen) scheint mir ein früher selbständiges klei-

[1] Haupts Zeitschrift XI, S. 104.

neres Gedicht, das hier wahrscheinlich in etwas veränderter Gestalt, ungeschickt genug, eingelegt ist und vielleicht schon v. 4873 beginnt."

Indessen kann eine Rede nicht schlechthin unpassend für die vorliegenden Verhältnisse genannt werden, die dem Gedanken Ausdruck giebt, dafs Beovulf, wie er es in der Jugendzeit und im Mannesalter gewesen, so nun auch noch im höchsten Alter ein Verteidiger seines Landes sein will. Unpassend würde vielmehr eine so kurze Rede sein, wie sie v. 2512 und 2519 folgt. Hangen dieselben mit der angefochtenen Rede zusammen, so fällt natürlich ein derartiger Vorwurf fort: dem Greise nicht unangemessen erscheint eine längere, selbst weitschweifige Rede. Dafs aber Beovulf sich in der Jugend als Verteidiger seines Landes und seiner Könige bewährt hat, dafs er wirklich thätigen Anteil an den Kämpfen gegen die Scylfinge genommen, zeigt v. 2485 þâ ic on morgne gefrägn, v. 2491 ic him þâ mâdmas . . geald ät gúde, besonders aber v. 2494 ff.

Von der oben angegebenen Idee geleitet, hat der Dichter ein allerdings ihm schon vorliegendes Lied vom Ende Hredels und seiner Söhne hier eingeschaltet, denn dergleichen Sagen der Nachwelt zu überliefern, war eine der Aufgaben, die er sich bei Abfassung des Beovulfliedes stellte. Dasselbe sollte eine Zusammensetzung von Sagen sein. Wörtlich kann er unseren Abschnitt nicht herübergenommen haben; dazu ist es der Lage, in der sich der Held im vorgestellten Momente befand, viel zu sehr angepafst.

Wenn die Darstellung zu mancherlei Bedenken Anlafs giebt, so ist zu beachten, dafs dieselbe gegen Ende hin überhaupt etwas schwächer wird;[1] dann aber auch, dafs es nicht so schlecht damit bestellt ist, wie die Müllenhoffsche Kritik sie erscheinen lassen will. Die Anknüpfung mit „oder" v. 2475 soll „ganz schlecht" sein. Sie wäre es auch, wenn hier nicht gerade wie v. 630 ein Schreibfehler im Ms. vorläge: statt ódde ist ód þe (s. Heyne) zu lesen. Auch die Anknüpfung mit syddan v. 2502 ist unbedenklich. Die Schlacht, in der Hygelac fiel, wird damit als ein Wendepunkt in Beovulfs Leben bezeichnet.

3) Gegen 2583—2594 werden verschiedene Einwände erhoben, die meistens darauf hinauslaufen, dafs wir es mit einer Wiederholung

[1] Auch in angeblich echten Stellen; cf. v. 2601 f., 2675 f..

der vorigen Gedanken zu thun haben. Aber eine kurze Darlegung des Inhalts v. 2563—2596 wird zeigen, dafs sich der Verfasser einer Wiederholung nicht schuldig gemacht hat: 1. Beovulf zieht beim Herannahen des Feindes sein Schwert. 2. Der Drache greift ihn an. 3. Der König schützt sich durch einen Schild, 4. greift seinerseits den Drachen an. 5. Durch den Angriff wird jener wütend gemacht. 6. Beovulf sucht sich seiner zu erwehren, bis 7. ein neuer Angriff ihn in ernstliche Gefahr bringt.

Wenn v. 2583 vearp väl-fyre nichts Neues bringt, und hilde-leóma v. 2584 sonst vom Schwerterglanz steht, so sind das keine Instanzen gegen die Echtheit der Verse. Über den Umfang der Athetese ist übrigens die Kritik selber nicht im klaren, da M. sehr geneigt ist, auch v. 2581 f. zu den unechten Versen zu zählen.

4) v. 2632—2661 wird für unecht erklärt, weil eine Rede Viglafs hier unpassend sei, weil der Verfasser sie an die entflohenen Gefährten richten lasse, weil er sie schlecht stilisiert habe. Das die wichtigsten Gründe für Unechtheit dieser Verse. Aber für unpassend kann man es unmöglich halten, wenn Viglaf seine Genossen auffordert, mit ihm in den Streit für ihren gemeinsamen König und Wohlthäter zu gehen, wenn er versucht, sie von ihren Fluchtgedanken abzubringen. Denn noch waren sie nicht entflohen: on holt bugon, sie wandten sich erst zum Holze (v. 2559). Die nun folgende Erzählung aber bringt keine Zögerung in sein Thun; sie soll nur den Leser in betreff des Helden orientieren, der hier zum erstenmal im Liede auftritt.

Was aber den Vorwurf der schlechten Darstellung angeht, so ist zuzugeben, dafs v. 2637—2647 ein ungeschickt stilisierter Satz ist, aber hinzuzufügen, dafs sich dergleichen auch in „echten“ Teilen des Gedichtes finden, besonders im vierten Liede; z. B. 2571—2576, 2865—2873.

Aber auch v. 2652 wird angegriffen, weil hier, wie schon einmal in einer „unechten“ Stelle, das zweite Glied des Komparativs fehlt. Ich kann hierzu auf das zu v. 1704 f. Bemerkte verweisen, und füge nur hinzu, dafs in den vorliegenden Versen:

God vât on mec
þät me is micle leófre, þät mînne lîc-haman
mid mînne gold-gyfan glêd fädmie

die Ergänzung sich von selber ergiebt und dafs sie dem Sinne nach (wenn auch nicht nach dem Wortlaut) in v. 2654 f. nachfolgt.

5) v. 2761—2767. Die Behauptungen, dafs der Gedanke, die Schätze seien zu altem Gerümpel geworden, in Widerspruch mit der Auffassung des Dichters stehe, dafs die Bemerkung von der Gröfse des Schatzes sehr müfsig und nach Spielmannsart gemacht sei, und endlich dafs der Zusammenhang unterbrochen werde, erscheinen ohne rechte Begründung. Von der letzteren Behauptung können wir ohne weiteres absehen; die erste ist stark übertrieben und die zweite ohne Bedeutung. Dafs sich der vermeintliche Interpolator die Schätze nicht als altes Gerümpel vorstellt, lehrt doch seine Wertschätzung jener Reichtümer, wonach jener Schatz leicht alle anderen übertreffen möchte. Sicher liegt dieser Versicherung des Dichters eine dunkle Ahnung der mythologischen Bedeutung der Erzählung zu Grunde. Mag Beovulf nach Müllenhoff der Gott Freyr oder nach Simrock der Gott Thor sein, immer bedeutet der Schatz die Früchte der Erde, den herrlichsten aller Schätze. Dafs aber die Schätze hyrstum behrorene sind, steht im Einklang mit der Angabe, dafs sie feormend-leáse gewesen.

6) v. 2781—2783 mögen vom Abschreiber herrühren, dessen unnötige Selbständigkeit wir schon kennen. Er hat den Ausdruck eald-hlâfordes falsch verstanden. Der Dichter bezog ihn auf den früheren Besitzer, der Abschreiber bezieht ihn auf den Drachen — ganz gegen den Zusammenhang.

7) v. 2827—2844 werden aus zwei Gründen für unecht erklärt: erstens weil sie den Zusammenhang stören und zweitens weil sie nur Variationen eines zum Überdrufs besprochenen Themas seien. Aber die Verse sind nur weitere Ausführung des Gedankens v. 2825 f. Unterbrechen sie den Zusammenhang, so müfste der Satz, der jenen Gedanken ausspricht (v. 2825 f.) dasselbe thun. Von Unterbrechung aber und unnützer Wiederholung kann insofern nicht die Rede sein, als beim Abschlufs des Kampfes zwischen dem Helden und dem Drachen, sowie des Todeskampfes Beovulfs eine nochmalige Betrachtung über den Tod beider sehr nahe lag. Und warum werden nicht auch die Stellen beseitigt, die jenen Überdrufs hervorgerufen haben?

8) v. 2878—2884. Es werden drei Gründe für die Unechtheit dieser Verse angegeben: Das Selbstlob Viglafs soll ein des Interpolators würdiger Gedanke sein; 2881 ff. im Widerspruch mit 2702 stehen; v. 2883 f. klägliches Flickwerk sein.

Aber worin besteht das Selbstlob Viglafs? Doch nur darin, dafs er sagt, er allein sei trotz aller Anstrengung zu schwach gewesen, dem König zu helfen! Den feigen Flüchtlingen gegenüber war ein so bescheiden gehaltenes Selbstlob wohl an der Stelle. Es schärfte den verdienten Tadel jener. Eine weitere Verschärfung erfährt derselbe durch die Bemerkung, dafs, wenn mehr Hilfe dagewesen, der König vielleicht gerettet wäre. Denn diesen Sinn haben doch v. 2883 f. im Zusammenhang mit dem Vorigen. „Als ich allein Beovulf zur Seite stand, erwachte der Grimm des Drachen noch mehr: das Feuer rann stärker, wogte hervor aus der Brust. Zu wenig der Schirmer umstanden den König, als dafs die Wut des Ungeheuers unschädlich gemacht werden konnte.“ Ein Widerspruch endlich mit v. 2702 liegt durchaus nicht vor. Die Verse, die uns darüber Bericht erstatten, wie es mit dem Kampfe nach Viglafs Ankunft stand, stimmen völlig mit v. 2882 ff. überein: Viglafs Schild verbrannte, er selber mufste sich hinter Beovulfs Schild flüchten, der Drache griff den König mit erneuter Wut an, umfing dessen Hals mit scharfen Zähnen. Erst später wird von dem glücklich geführten Schlage Viglafs gesprochen.

9) 2900—3030 gehören zu den schönsten Teilen des ganzen Gedichtes, werden aber nichtsdestoweniger von der Kritik dem Interpolator B zugeschrieben. Sie werden in Bezug sowohl auf den Inhalt als auf die Form angegriffen.

a. So soll in v. 2905 die Angabe, der Drache liege siex-bennum seóc, in Widerspruch mit der Angabe stehen, dafs Beovulf mit dem Schwerte nichts habe ausrichten können. Aber siex-ben ist eine Wunde, die jemandem durch das Hüftmesser zugefügt ist, und dafs der Drache durch das seax den Todesstofs empfing, sagt v. 2704 ff.:

	(Beóvulf) väl-seaxe gebräd,
biter and beadu-scearp,	þät he on byrnan väg:
forvrât Vedra helm	vyrm on middan.

Die Besorgnisse, die der Bote ausspricht, sollen sehr unnötig sein: Denn Franken und Friesen wohnten fern, konnten sich hinlänglich gerächt glauben, und aufserdem waren mehr als fünfzig Jahre vorbei. Die Fehde aber mit den Schweden war zum Teil noch älter: Ongentheovs Kriege mit den Geaten datierten aus der Zeit Hädcyns; Onelas Angriffe waren zurückgewiesen; dessen Sohn Eadgils war aber mit Beovulf befreundet; und da dieser oder sein Sohn damals regierte, war

nichts zu befürchten. — Diese Argumentation beruht auf verschiedenen Irrtümern. Ein Irrtum ist es zu glauben, dafs Volksfeindschaften von kurzer Dauer sind. Hat sich nicht des grofsen Kurfürsten Wort in Bezug auf Habsburg erst durch den grofsen König erfüllt? Ist nicht nach Jena erst sehr spät ein Sedan gefolgt? Auch ist es nicht wahr, dafs es Friesen und Franken an jedem Grund zur Rache gefehlt habe. Konnte sich doch Beovulf rühmen, dreifsig Kampfrüstungen in jenem Kampfe erbeutet zu haben, und waren doch nur wenige der Hetwaren in die Heimat zurückgekehrt. Darum sagt der Bote sehr treffend v. 2921 f.:

ús väs â syđđan
Merevioinga milts ungyfede.

Also, wenn es auch nicht zu offener Fehde kam, heimlich währte der Groll doch fort. Ein Irrtum liegt auch in der Auffassung des Verhältnisses zwischen Beovulf und Eadgils, ein Irrtum, der freilich durch den Schreibfehler des Ms. veranlafst ist. Aber ein solcher Fehler liegt doch v. 2394 unzweifelhaft vor. Statt freond ist feónd zu lesen. — Es ist wahr, von Ongentheov wird verhältnismäfsig viel, von Onela wenig erzählt. Aber die Kämpfe des ersteren scheinen den Grund zu der ganzen, von da ab datierenden Feindschaft gelegt zu haben.

b. Die Form betreffend, so soll diesmal die Erzählung besser sein. Sagen wir lieber, dafs sie zu den besten des Liedes gehört! Die Vorwürfe, die gegen sie erhoben werden, treffen nicht zu, sind auch meist aus irrtümlicher Auffassung des Textes hervorgegangen:

α. An v. 2960 f. wird getadelt, dafs die Hrêdlingas, die doch dem Sinne nach schon Subjekt zu v. 2960 seien, erst im folgenden Verse genannt werden. Aber es ist falsch, sie zum Subjekt des Hauptsatzes zu machen. Der Sinn der Verse ist folgender: Die Leute Ongentheovs sind hinter den Erdwall geflüchtet (v. 2957 ff.); in diesen dringen die Hredlinge, so dafs die Schweden wieder weiter flüchten müssen (v. 2960 f.).

β. Eofor, schon v. 2965 eingeführt, werde erst v. 2978 f. als Bruder des Vulf Vonreding bezeichnet. Dergleichen Erscheinungen sind aber an sich nicht auffällig und kommen auch in unserem Gedichte zu wiederholten Malen vor. Mán soll auch nicht begreifen können, wie Vulf den Ongentheov under fexe verwunden kann, wenn

Eofor ihm erst v. 2980 den Helm zerbricht. Wie sich aber der „Interpolator“ in diesen Versen zeigt, so ist ihm nicht zuzutrauen, dafs er baren Unsinn sagt. Dafs Blut aus den Kopfadern springt, wird wohl schon ein wuchtiger Hieb auf den Helm hervorbringen können, ohne dafs das Schwert den Helm ganz durchdringt.

γ. Die Beziehung der Worte his mæg auf Eofor wird getadelt, da nicht dieser, sondern Ongentheov Subjekt der letzten Verse gewesen. Aber läfst sich diese Ausdrucksweise auch nicht vor dem Buchstaben der Grammatik rechtfertigen, so ist doch ihrem Geiste genügt. Subjekt des letzten wichtigsten Hauptsatzes ist Eofor gewesen: was im folgenden Satze gesagt ist, erscheint als einfache Folge jener Aussage.

δ. v. 2995 f. soll eine Übertreibung nach Spielmannsart enthalten. Rieger [1] weist nach, dafs das nicht der Fall ist. Die Worte des Textes lauten:

sealde hiora gehvädrum hund þûsenda
landes locenra beága.

Schlüssel zum Verständnis derselben giebt v. 90 des Wandererliedes. Es wird dort von einem Ringe geredet, on þâm siexhund vas smætes goldes gescyred sceatta scillingrîme. Also die Werteinheit ist der sceat, der in den Gesetzen Ädelbyrhts von Kent $^1/_{20}$ Schilling beträgt. Jeder der beiden Helden unseres Liedes empfängt 5000 Schilling an Land und Ringen. Beovulf hatte allerdings nach seinen Thaten in Dänemark weniger von Hygelac empfangen: 350 scillingas und Haus und Fürstenstuhl, aber das war auch nur Anerkennung eines Dienstes, den er bei Fremden gethan und für den er von Fremden belohnt ist.

ε. v. 2998 wird erzählt, dafs Eofor Hygelacs Tochter zur Frau bekommt. Es soll dies aber ganz unmöglich gewesen sein, wenn Hygelac ungefähr ein Altersgenosse Beovulfs war und wenn von Hygd gesagt wird, sie sei bei ihrer Vermählung mit Hygelac sehr jung gewesen (v. 1927—1929). Da uns aber über Hygelacs Alter nähere Angaben nicht gemacht werden, da es an sich möglich ist, dafs Hygd seine zweite Frau gewesen, so läfst sich weder nach der einen noch nach der anderen Seite hin Bestimmtes behaupten; wir können den Dichter nicht weiter kontrollieren.

---

[1] A. a. O. S. 415.

ζ. v. 3006 soll gedankenlose Wiederholung von v. 2053 sein. Aber diese Verse sind doch gar zu weit voneinander entfernt, und eine Änderung des Wortes Scyldingas in das hier allein passende Scylfingas liegt zu nahe, als dafs wir hier nicht einen leicht verzeihlichen Schreibfehler annehmen sollten. Daher hat auch Heyne Scylfingas in den Text aufgenommen.

η. Es soll sonderbar erscheinen, dafs der Bote erst eine lange Rede hält und dann selber zur Eile treibt (v. 3008). Indessen wird die Rede nicht so lange Zeit gedauert haben, als wir auf die Lektüre derselben verwenden, wenn wir sie nach allen Richtungen hin mit Aufmerksamkeit verfolgen.

ϑ. Wichtiger ist folgender Einwand. Die Worte des Boten, dafs der Hort, den Beovulf mit seinem Leben bezahlt habe, den Flammen übergeben werden sollte, dafs bei der von den Feinden drohenden Gefahr weder Mann noch Weib die Zieraten des Schatzes anlegen dürfe, sollen im Widerspruch mit einer Reihe anderer Verse stehen: so mit den Worten des sterbenden Beovulf v. 2799—2802, in denen er Gott dankt, dafs er ihn noch solchen Hort habe gewinnen lassen, und die Seinen auffordert, für der Leute Notdurft mit dem Golde zu sorgen; mit den Worten der späteren Erzählung v. 3135, 3140 f., wonach der Scheiterhaufen mit Helmen, Heerschilden und blanken Brünnen behängt ist, nicht aber mit den dem Drachen abgenommenen Beutestücken; mit den Worten endlich, die gleichfalls der späteren Erzählung angehören, v. 3165—3170, wonach die Helden Baugen, Edelsteine und köstliche Kleinode, die sie dem Horte entnommen hatten, in den Berg thaten.

Aber die letzten Worte führen zur Rechtfertigung der angegriffenen Verse. Eine grofse Menge Goldes und eine Anzahl Kleinode mufs dem Drachenhort entnommen sein, wenn v. 3168—3170 gesagt wird:

forlêton eorla gestreón eordan healdan
gold on greóte, þær hit nu gen lifad
eldum svâ unnyt, svâ hit æror väs.

Dafs der Drachenhort gemeint ist, nicht Schätze der Geaten, geht unzweifelhaft aus dem letzten Verse hervor.

Wenn nun der Bote in übertreibenden Ausdrücken sich über die Gefahr ergeht, die von den lauernden Feinden über die Geaten hereinbrechen soll, so sind dieselben der ersten augenblicklichen Furcht

zu gute zu halten; und ist der Dichter für das zu loben, wofür der Bote zu tadeln ist. Und Übertreibung, nicht Widerspruch ist es, wenn er von Vernichtung des ganzen Schatzes spricht: der gröfste Teil desselben fällt der Erde anheim.

ι. v. 3030 werden die Worte he ne leág fela getadelt. Sie sollen elendes Flickwerk sein. Aber mögen uns die Figuren der Litotes und der Meiosis oft unpassend erscheinen, dem naiven Zeitalter waren sie geläufig; cf. in Beovulf v. 80 he beót ne âlêh, v. 127 (Einleitung) undyrne, ebenso v. 150 (B); v. 203 (I) lyt hvon lôgon; v. 794 f. (I, B) ne his lîf-dagas leóda ænigum nytte tealde; 863 (II, A) viht ne lôgon; 886 (II, B) dôm unlytel; 1019 f. (II, A) nalles fâcenstafas þeód-Scyldingas þenden fremedon; 1042 (II) næfre on ôre läg vîd-cúdes vîg; 1049 (III, B) svâ hy næfre man lyhd; 1226 (II, A) ic þe an tela; 3130 (IV) lyt ænig u. s. w.

10) 3039—3076 gehören nach Müllenhoff zu den elendesten Stücken im ganzen Gedicht. Das Urteil ist wohl berechtigt, die Gründe für dasselbe durchaus zutreffend. Besonders hervorgehoben zu werden verdient die Anknüpfung an den vorigen Abschnitt durch ær. Nachdem gesagt ist, dafs die Geatenschar den Leichnam ihres Heldenkönigs gesehen, fügt der folgende Abschnitt hinzu: vorher hätten sie den Drachen erblickt. Dies „vorher“ kündigt deutlich den Interpolator an, der etwas, das nach seiner Meinung vergessen ist, nachträgt. Es ist fast einem äufseren Zeugnis gleich zu achten, dafs hier ein Zusatz von späterer Hand vorliegt. Dazu kommt, dafs die Darstellung, die ja einem Verfasser nicht immer auf gleiche Weise zu gelingen braucht, hier in durchaus keinem Verhältnis mit der sonstigen Darstellung des Liedes sich befindet: sie ist widerspruchsvoll, aus bekannten, im Liede vorgefundenen Redensarten zusammengesetzt, unklar. Höchstens hält sie mit v. 1946 ff. einen Vergleich aus, Versen, die wir auch dem Abschreiber zuweisen mufsten.

Anderer Meinung bin ich bei dem letzten Abschnitt, der interpoliert sein soll:

11) v. 3149—3157. Da die Handschrift äufserst unleserlich ist, so wird es schwer, ein ganz sicheres Urteil zu fällen. So viel läfst sich allerdings aus unserer Stelle ersehen, dafs an Beovulfs Scheiterhaufen das Weib des Königs erscheint und den gestorbenen Gemahl beklagt. Der Umstand, dafs erst zuguterletzt Beovulf eine Frau ge-

geben wird, ist besonders Objekt des Angriffs. Aber klingen hier nicht uralte mythologische Vorstellungen an? Mit Baldur stirbt Nanna, mit Sigurd will Brynhild den Scheiterhaufen besteigen. Solcher Hinweis will sich aber eher dem Dichter als dem Interpolator ziemen.

Fassen wir die Ergebnisse unserer Untersuchung zusammen, so mufs die Anwendung der Liedertheorie auf das Beovulflied abgewiesen werden. Nur einige wenige Stellen und namentlich des Teiles, der von zweiter Hand geschrieben ist, waren als unecht zu bezeichnen.

Das Gedicht giebt sich somit als eine einheitliche Arbeit, nicht als eine lose Aneinanderreihung einzelner Lieder, die von späteren Verfassern noch Zusätze, Umänderungen und Verbindungen erhalten haben, zu erkennen. Geht dies schon aus der obigen Ausführung hervor, so ergiebt es sich noch mehr aus einer positiven Untersuchung. Aufgabe einer solchen würde es sein, die Einheit der Idee nachzuweisen, ferner gewisse grammatische und metrische Eigentümlichkeiten, die bestrittenen und unbestrittenen Stellen gemeinsam sind, hervorzuheben. Zu ersteren rechne ich unter anderen die Nachstellung des Artikels sowie des Verhältniswortes; zu letzteren den dichterischen Effekt, wie er durch das Versmafs bewirkt wird.[1] Es würde ferner auf Eigentümlichkeiten im Ausdruck zu achten sein, z. B. die so häufig vorkommende Erscheinung, drei synonyme Ausdrücke zu setzen, das Vorkommen subjektiver Formeln, wie hyrde ic, ne gefrägn ic u. s. w. Es würde auch hervorzuheben sein, dafs die Darstellung in einigen bestrittenen Stellen schön, in einigen unbestrittenen schwach ist.

Mag es auch Verschiedenheiten in unserem Gedichte geben, sie reichen nicht hin, um eine Mehrheit von Verfassern anzunehmen. In Cynevulfs Christ hat man früher auch unzusammenhängende Hymnen gefunden; jetzt steht wohl dessen einheitliche Abfassung allgemein fest. Von etwaigen sprachlichen Verschiedenheiten in Cynevulfs Werken be-

---

[1] Dazu kann Jordans Werk: „Der epische Vers der Germanen und sein Stabreim“, Frankfurt a. M. 1868, Fingerzeige geben, auch wenn man mit seinen Grundanschauungen nicht einverstanden ist.

merkt Dietrich:[1] solche müssen sich bei jedem Dichter zwischen verschiedenen Werken neben dem Gleichen vorfinden; sie sind stark bei Cynevulf, aber auch zwischen Dichtungen, die sicher ihm angehören, wie Elene und Juliane, „und sie sind noch lange nicht so grofs als die der Ornamente an einem einzigen Säulenbündel deutscher Baukunst.“ Ähnliches gilt vom Beovulfliede.

[1] Haupts Zeitschrift IX, S. 210.

Dr. Hornburg.

Altdeutsche und dialektische

Anklänge in der Poesie Ludwig Uhlands

nebst einem Verzeichnis der Uhlandlitteratur.

Eine Skizze

von

Richard Fasold.

Rudolf von Raumer sagt in seiner Geschichte der germanischen Philologie (S. 567): „Uhlands Studien und Uhlands Dichtung gingen Hand in Hand.“ Schon äufserlich ist dieser Stempel altdeutschen Forschens der Dichtung Ludwig Uhlands deutlich eingeprägt. Mittelhochdeutsche Worte und Wendungen, Anklänge an alte Heldensagen, Volkslieder und Volksbücher sind in vielen Gedichten dieses Dichters anzutreffen. Nie aber tritt dabei die Absicht des Prunkenwollens und des Haschens nach Absonderlichkeit zu Tage; jene Anklänge an die Poesie vergangener Tage, welche fast unwillkürlich dem Dichter in die Feder fliefsen, verstimmen darum auch nicht den Leser, sondern heimeln ihn vielmehr an als gern gesehene Überreste längst verschwundener Romantik.

Über die Stellung Ludwig Uhlands zur Dichtung und die Beeinflussung derselben durch seine Forschung wäre eine gewifs dankenswerte und lohnende Untersuchung anzustellen; zu einer solchen anzuregen und als Hilfsmittel zu derselben eine möglichst vollständige Uhlandlitteratur darzubieten, war die Absicht des Verfassers dieser Skizze.

Die Ausdrücke *Recke* und *Degen* (II, 191, II, 171) entlehnte Uhland dem Nibelungenliede (Nibel. 1, 4; 2, 4). *Turnei* (II, 17) ist die den Romantikern beliebte, aus den Minnesängern genommene Form, bei welcher das provençalische tornei zu Grunde liegt. Uhland braucht es in den lyrischen Gedichten regelmäfsig, sonst Turnier.

Schildesamt (II, 199) = Kriegsdienst, Ritterschaft. *Hünenschwert* (II, 13) kommt von mhd. hiune = Ritter. *Tartsche* (II, 173), mhd. tarsche = Schild, vergl. Mühlhauser Rechtsb. 85. *Heldenwerc* (III, V. 205) erinnert an die Quelle des Dichters, Schilderung der Schlacht bei Ampfing von einem Unbekannten, „do diu her da ze einander brasten, da sach man heldenwerc.“ *Marschalk* (III, V. 791), mhd. marschalc aus mareschalc = Pferdeknecht; vergl. Gudr. 553, 1, Trist. U. 3500. *Unsieg* = mhd. unsige (III, V. 1077); vergl. W. H. v. Östr. 57[a]. *Brünne* (III, V. 1628), mhd. briune, Brustharnisch, von briunen, leuchten; vergl. Laur. 1465, Heldenbuch K. 38, 41; 39, 4. *Wappner* (II, 74), mhd. wâpenære, wepener, wapener; vergl. Albr. 9, 108, Chr. 2., 522, 18. *Das Waffen* (II, 171) von mhd. wâfen, wâpen, wâffen; vergl. MSH. 1, 327[b], din munt der minnen wâfen treit. *Widerstreit* (II, 240) kühn adverbial gebraucht für „im Widerstreit“ (Wettstreit). Im Mhd. gewöhnlich widerstrît, enwiderstrît, zuo oder ze widerstrîte. *Hei* (II, 183), den belebenden Ausruf, entlehnte Uhland auch aus dem Nibelungenliede (Nibel. 21, 4); ebenso *den Mut höhen* (Nibel. 283, 4: des wart da wol gehoehet den zieren heleden der muot). *Lanzenbrechen*, *Stechen* (II, 33) erinnert an die mittelalterliche Kampfweise der Ritter. *Ferge* (II, 64), vergl. Parz. 547, 527. *Minne* = Liebe, erscheint zuerst im Gedicht „Wunder“ 1805, dann sehr häufig angewandt, auch in Zusammensetzungen: Minnelied, Minneglück, Minnesang (II, 82); vergl. Gottfr. v. Strafsburg Trist. 206:

> Liep unde leit die waren ie,
> an minnen ungescheiden

und Troj. 2392:

> Swem nie von minne wê geschach,
> dem wart nie von ir rehte wol.

Das Wimpel (III, V. 122), mhd. das wimpel; Weist. u. RTA. 1, 172, 27. *Die Baier* (III, V. 138), die starke Form von Uhland im Plural gebraucht, wie Wolfram im Parzival (121, 7): ein prîs den wir Beier tragen. *Buhle* (II, 5) im guten Sinne gebraucht, den alten Volksliedern entnommen; vergleiche Uhlands Volkslieder Nr. 27.

> Es stet ein lind in diesem tal,
> ach gott! was tut sie da?
> sie will mir helfen trauren,
> dafs ich kein bůlen hab.

Klee (II, 4), der Ausdruck Klee für Gras in den alten Dichtungen sehr häufig:

Het mir ein gärtlein bawen
von veil und grünem kle. (Uhl., Volkslieder.)

Das rote Blut (II, 41) ist ebenfalls dem Volksliede entnommen:

Was zog er aufs der taschen?
ein mefser, war scharf und spitz;
er stachs seiner lieben ins herze,
das rote Blut gegen in spritzt. (Uhl., Volksl. 76 D.)

Rosenblühend, mhd. rôsenblüende (Lobges. Engelh.) braucht Uhland wie rosig. Fischart hatte in diesem Sinne rosenblüsam. *Getreu und gut* (II, 122), eine Wendung, welche dem Volksliede entlehnt ist. *Botenbrot* (II, 106), mhd. botenbrôt, botenmite, bedeutet das Geschenk für eine gute Nachricht; vergl. Nibel. 1156, 3, Parziv. 21, 1; 577, 17. *Botenlied* (II, 106), im Mhd. ein Lied, welches der Ritter seiner Dame (Herrin seiner Lieder) durch einen Boten vortragen läfst. *Stimm' an den vollsten Ton* (II, 226), im Sinne mhd. Dichtung bedeutet Ton soviel als Versart mit Melodie. *Mein Schwert, ich kenn's am guten Klang* (II, 14); vergl. Nibel. 2305:

Er sluoc ûf Hildebranden, daz man wol vernam
Balmungen diezen.

Auch Parzivals Vater erkennt sein Schwert am Klange. Waltharis Schwert hörte man auch weithin schallen. *Das Ertosen des Hauses* vom Spiele (Nibel. 1835) hat Uhland zu einem Erzittern des Turmes verstärkt (II, 183). Die ganze Situation ist durchaus alt und volkstümlich:

Und als er ritt vorüber an Fräuleins Turm,
Da sang er bald wie ein Lüftlein, bald wie ein Sturm.
Sie sprach: „Der singet, das ist eine herrliche Lust:
Es zittert der Turm und es zittert mein Herz in der Brust.“ (II, 183.)

Im Volksliede ist die Schilderung ganz ähnlich:

Gut ritter der reit durch das riet,
er sang ein schönes tageliet,
er sang von heller stimme,
dafs in der Burg erklingt.

Die junkfrawen an dem laden lag,
sie sört gut ritter singen.
„Ja, wer ist der da singet?
Mit dem will ich von hinnen.“ (Uhl., Volksl., N. 74.)

Des mag noch werden Rat (II, 193), rât mhd. = Abhilfe; vergl. Heinr. 1389: es sol werden rât uber rât; Flore 4865. *Singen und sagen* (II, 46) bezeichnet im Mittelalter die Art und Weise, wie ein Gedicht vorgetragen werden mufste; vergl. Uhland, Schriften zur Gesch. der Dichtk. u. Sage, I, 351. *Und schneidet zwischen beiden*

das Tafeltuch entzwei (II, 200) bezeichnet eine Strafe für Ritter und Edelleute, welche sich eines groben Vergehens, Verletzung der ritterlichen Ehre durch Feigheit u. dergl., zu schulden hatten kommen lassen. *Das Geding* (III, V. 179), die Verhandlung, von mhd. thing, ding, Gerichtssache (ze dinge sitzen); vergl. Denkm. XCIX, 18. *Gesippt* (III, V. 668) von mhd. gesippet = verwandt; vergl. Bit. 4165, j. Tit. 4229, N. P. 57: Gesippte und verwante freunde. *Gesund* (II, 171) im Mhd. im Sinne von unversehrt gebraucht; ebenso *genesen* (II, 230) im Sinne von unversehrt bleiben; vergl. Parz. Gen. D. 111, 32. *Fromm* (II, 182) bei Uhland öfters in der Bedeutung von tüchtig; vergl. Nibel. 1130, 1 u. 1971, 1: Swie frum sie alle wæren, die künige und ouch is man. *Lustsam* (II, 182), mhd. lussam = lustig, reizend; vergl. K. 222, 3; 305, 25; 547, 27. *Gülden* (II, 19) = mhd. guldin; vergl. Nibel. Parz. Trist. *Wohlgethan* (II, 68), mhd. wolgetân = schön, stattlich; von Uhland nach dem Gebrauche des Nibelungenliedes meist nachgestellt; vergl. Nibel. 44, 3:

Er hôrte sagen mære, wie ein scœniu meit
wære in Burgonden, ze wunsche wolgetân.

Bafs (II, 115), mhd. baz, siehe Nibel. 162, 4; 181, 3; 669, 2; 1545, 3. *Zuthal* (II, 146), Nibel. 986: Do was gestrûchet Hagene vor siner hant zetal; zetal mhd. niederwärts. *Was* = mhd. war. *Thät*, *thäten* (II, 33) mit abhängigem Infinitiv zur Umschreibung des Verbums; z. B.:

er jagt über Berg und tiefe tal
under den stauden überal,
sein hörnlein tet er blasen;
sein lieb unter einer stauden safs,
tat auf den jeger losen. (Uhl., Volksl., N. 182.)

Gaden (II, 15), Zimmer, Gemach; mhd. gadem stn.; vergl. Nibel. 603, 3. *Zins* (II, 165) = Steuer, wird gebraucht von den Abgaben an den Fürsten wie an den Gutsherrn; vergl. Trist. H. 6442: Er vriete daz lant von dem zinse. *Vehenwiese* (III, V. 735) bedeutet bunte Wiese; auch Vechwiese genannt, woraus entstellt Vecht oder Fechtwiese entstanden ist. Adj. vêch, ahd. fêh = bunt. *Die Fängnis* (III, V. 1484), mhd. die vancnisse = Gefängnis; vergl. Gudr. Wig. Rud. (Orl. 11721, 28). *Berühmen* (II, 165), mhd. berüemen, welches rühmend behaupten heifst; siehe Pass. Ecke Sch. 128. *Lan* (II, 191) = mhd. lân, lassen. *So* = relat. das (II, 171), vergl. Nibel. 3, 3. *Mut* (II, 171) in der Bedeutung von Sinn; vergl. muot im Mhd. im Nibel. 385, 1 u. 1386, 3: swar nâch ieslîchem daz herze truoc den

muot. *Zween* (III, V. 310), die unterscheidenden Formen für die drei Geschlechter, zween, zwo, zwei gebraucht Uhland noch durchgehends. *Das Gemahl* (II, 226), mhd. gemahele, Nibel. 1381, 3. *Frau* (II, 200) für Jungfrau; ähnlich braucht das Nibelungenlied vrouwe; vergl. 717, 3; 753, 1; 1236, 1. *Hin fahr' ich* (III, V. 541), varen im Mhd. gewöhnlich mit der Bedeutung des Unstäten, Flüchtigen; vergl. die varnden, Nibel. Gudr. Trist. (varndiu diet, varnde liute, varnde frouwen etc.). *Hubgericht* (III, 4, 795) = mhd. huobgericht, huob = Acker, Hufe; vergl. Mone z. 12, 197. *Der oder das Esch* (III, V. 796) von mhd. ezzisch, esch, das bezäunte Saatfeld. *Birschen* (II, 129), mhd. jede Jagd mit Geschossen, Speer, Bogen und Hunden. *Gauch* (I, 81), mhd. gouch, Narr, Thor. Der Name *Gunihild* (II, 13), mhd. Gundihild, von gund und hildi (beide Krieg bedeutend), erinnert an Brunhild und Chriemhild; der Ausdruck ist übrigens von Uhland dem Saxo Grammaticus entlehnt. *Darführen* (II, 19) = hinführen; den Ausdruck findet man bei Luther: Also ward Herr Leonhard dargeführt. *Ich kenne deiner nicht* (II, 143), ein ebenfalls veralteter Ausdruck; man findet ihn gleichfalls bei Luther: ich kenne eurer nicht (Matth. 26, 12). *Hebt sich* (II, 158), vergl. Luther, II. Samuel 18, 16. *Vierfarb* (II, 165) ist die ältere, richtigere Form, wie Uhland auch rosenfarb hat. *An den Mund küssen* (II, 54); vergl. Friedr. v. Hausen (MSF. 49, 17): der keiser ist in allen landen, kust' er si z'einer stunt an ir vil rôten munt: er jaehe, im waere wol ergangen.. *Elend* (II, 172) = fremdes Land: „Jedem ist das Elend finster, Jedem glänzt sein Vaterland."

Oft ist die Entscheidung sehr schwierig, ob ein für ein hochdeutsches Ohr etwas ungewöhnlicher Ausdruck von Uhland dem Altdeutschen oder der Volkssprache Schwabens entlehnt ist, weil sich manche altdeutsche Ausdrücke, wie Gaden, Gauch etc. im schwäbischen Dialekte bis heutigen Tages erhalten haben. Denn auch Ludwig Uhland, obwohl er, nach seinem glaubwürdigen Biographen Notter, ein entschieden schriftgemäfses Hochdeutsch sprach, hat seine nationale Individualität doch nicht so weit zu verleugnen verstanden, dafs ihm nicht hin und wieder, in schelmischen Anwandlungen (Metzelsuppenlied), wohl auch mit Absicht, ein speciell dialektischer Ausdruck entschlüpft wäre. War doch selbst Schiller in seinen Erstlingswerken von solchen dialektischen Anwandlungen nicht frei, und mit Recht sagt darum Adelbert v. Keller: „Unsere gröfsten schwäbischen Dichter,

Schiller und Uhland, haben sich dem provinziellen Einflusse ihrer Sprache nicht ganz entzogen.“ (Ad. v. Keller, Anleitung zur Sammlung des schwäbischen Sprachschatzes. Tübingen 1855. Programm.)

Solche Provinzialismen bei Uhland sind:

Schwenke (II, 145) für Wasser, weil es nur zum Schwenken, d. i. Ausspülen der Flaschen und Gläser gut ist. *Schmollen* (II, 191) für lächeln. *Wert* (II, 6) im Sinne von kostbar, prächtig. *Fragen um* (II, 138) statt fragen nach; von Uhland auch in seiner Prosa so gebraucht. *Bürsten* (II, 204) oder bitschen (von bitsch, ein grofser, etwa sechs Mafs fassender Bierkrug), viel trinken. *Blutt* (II, 273), blofs, entblöfst; gewöhnlich so auch bei Uhland, im Ausdrucke: blutt und blofs, ein Hendiadyoin für: gänzlich entblöfst. *Schneller* (II, 240) die Strähne (Stränge) des abgehaspelten Garnes. *Nächt* (II, 191) ein schwäbischer Ausdruck für gestern Abend oder für gestern. Ein altes Überbleibsel der altgermanischen Sitte, die Tage nach Nächten zu zählen; vergl. Tacitus, Germ. cap. 11: nec dierum numerum, ut nos, sed noctium computant. *Stäte* (I, 25), geduldig, langsam, beharrlich. *Zart*, superl. zärtest (I, 80) in der Bedeutung von lieb. *Gar*, 1) (III, V. 1834) aus, zu Ende, vergl. Ulm. Wtb. es ist gar; 2) (I, 82) gar süfs, d. i. in vorzüglichem Mafse, sehr süfs. *Mählich* (I, 108) für allmählich. *Dämisch* (I, 114) = verwirrt, dumm. *Halt* (III, V. 649), Adverb der Bekräftigung. *Mit eins* (III, V. 1727), mit einem Mal. *Auf die Sprünge kommen* (III, V, 369), im Ndd. dieselbe Redensart: hinter die Schliche kommen. *Ans Mahl setzen* (I, 12), zu Tisch setzen. *Gucken* (I, 37), sehen, schauen. *Ablangen* (III, V. 1108) im Sinne von abholen. *Es bifs den Rittern weidlich aus* (III, V. 1282), ausbeifsen im Sinne von nhd. verdriefsen. *Schaffen* (I, 41) = arbeiten. *Die Schluft* (III, V. 1386) ist die schwäbische Form für nhd. Schlucht, von schliefen = hineinkriechen; vergl. schwäb. Niftel mit nhd. Nichte. Die Form *wascht* (I, 62) für nhd. wäscht. *Der Beck* (Sauer-, Süfsbeck) (III, V. 642) für nhd. Bäcker. *Dudeln* (I, 167) in der Bedeutung von herleiern. *Abhudeln* (I, 177), heruntermachen, tadeln. *Zernichtet* (III, V. 390), schwäb. Idiom für vernichtet. *Der Bienenstock will lassen* (III, V. 772), schwäb. Ausdruck für schwärmen; vergl. pfälzisch: der Stock stöfst ab. *Ins Nest treffen* (I, 114), ein Schützenausdruck, im Nhd. ins Schwarze treffen. *Worfeln* (I, 114) = würfeln. *Das geht mir übers Bohnenlied* (Nachlafs) = das geht über alle Begriffe, „das geht über die Hutschnur“, ndd.

Uhlandlitteratur.

Auerbach, B., Rede zum Gedächtnisse Ludwig Uhlands. Jakob Grimms Deutsche Blätter, Oktober 1863.

Bacmeister, A., Rede zu Uhlands Totenfeier. Reutlingen 1863.

Bechstein, R., Ludwig Uhlands gelehrte Werke (I—III). Blätter für litter. Unterhaltung 1867, Nr. 7, 14, 27.

Beranger, A., Ludwig Uhland. Im Januarheft 1863 der Genfer Bibliothèque universelle.

Bernays, M., Ludwig Uhland als Forscher germanischer Sage und Dichtung. Im neuen Reich 1872, S. 81—96.

Börne, L., Béranger et Uhland. Gesammelte Schriften VII, 314 ff.

Creizenach, Th., Ludwig Uhland. Zeitschr. Diutiska.

Düntzer, H., Uhlands Balladen und Romanzen. Leipzig 1879.

Eckardt, L., Ludwig Uhland. Eine Gedächtnisrede. Karlsruhe 1863.

Eichendorff, J. v., Ludwig Uhland in „Über die ethische und religiöse Bedeutung der neueren Poesie in Deutschland". Werke, S. 198 ff.

Eichholtz, P., Beiträge zur Erklärung Uhlandscher Balladen. Zeitschr. f. Gymn. XXV, 1—10. Berlin 1870.

— — Uhlands französische Balladen auf ihre Quellen zurückgeführt. Festschr. zur 3. Säkularfeier des Berlinischen Gymnasiums zum grauen Kloster. Berlin 1874.

— — Uhlands schwäbische Balladen auf ihre Quellen zurückgeführt. Progr. des Gymn. zum grauen Kloster. Berlin 1873.

— — Quellenstudien zu Uhlands Balladen. Berlin 1879.

Fofs, R., Zur Erklärung deutscher, vorzügl. Uhlandscher Gedichte. Progr. des Friedr.-Wilhelms-Gymn. Berlin 1849.

— — Ludwig Uhland. Ein Vortrag. Berlin 1863.

Frenzel, A., Büsten und Bilder. I. Ludwig Uhland, 1864.

Georgii, M., Worte am Grabe Uhlands. Sonderabdruck. Tübingen 1862, Fues.

Gihr, J., Uhlands Leben. Stuttgart 1864.

Gutzkow, K., Ludw. Uhland. Jahrbuch der Litteratur 1839, S. 46 ff.

Haffner, W., L. Uhland. Westermanns Monatshefte, Oktober 1871.

Heine, H., Ludwig Uhland in „der romantischen Schule", Gesammelte Werke VI, 254 ff.

— — Ludwig Uhland, im Schwabenspiegel. Ges. Werke XIV, 104 ff.

Hense, C., Ludwig Uhland. Hallesche Jahrb. 1838, S. 893 ff.

Holland, Wilh. Ludw., Über Uhlands Ballade „Merlin der Wilde“. Stuttgart 1876, Cotta.
Holland, Wilh. Ludw., Über Uhlands Gedicht „Die Mähderin“. Tübingen 1874.
— — Wettgesang zwischen Uhland und Rückert. Tübingen 1876.
Jäger, O., Ludwig Uhland. In der Festschrift zur Begrüfsung der 34. Versamml. deutscher Philologen und Schulmänner zu Trier. Bonn 1879.
Jahn, O., Ludwig Uhland. Bonn 1863.
Janicke, K., Joseph von Lafsberg und Ludwig Uhland. Histor. polit. Blätter 1871, 4. H., S. 237—256.
Jordan, W., Uhland als Sagenforscher. In der deutschen Vierteljahrsschrift, Nr. 103 (1863) III.
Kämmel, H., Ludwig Uhland. Zittau 1874.
Keller, A. v., Ludwig Uhland als Dramatiker. Stuttgart 1877.
— — Urkundliches zu Uhlands Leben. Staatsanzeiger für Würtemberg 1863, Nr. 25.
— — Ein Gedicht Ludwig Uhlands. In wenigen Exemplaren gedruckt b. H. Laupp. Tübingen 1876.
Klüpfel, K., Joh. Ludw. Uhland. Unsere Zeit, Bd. VII, Febr. 1863.
Krannhals, A., L. Uhland. Baltische Monatsschrift 1863, VII.
Liebert, G., Ludwig Uhland. Eine Skizze. 1863.
Mayer, K., Ludwig Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen. I. II. Stuttgart 1867.
— — Ludwig Uhland, im Album schwäbischer Dichter, Nr. I. Tübingen 1861, Osiander.
Mönnich, L., Ludwig Uhland und seine Gedichte. Album des litter. Vereins. Nürnberg 1844.
— — Über L. Uhlands Herzog Ernst von Schwaben. Progr. 1839.
Müller, W., Ludw. Uhland und Justinus Kerner. Hermes, Bd. 28.
— — L. Uhland in: Die neueste lyr. Poesie der Deutschen. Verm. Schr. IV, S. 95 ff.
Notter, F., Ludwig Uhland, sein Leben und seine Dichtung. Stuttgart 1863.
— — Nekrolog. Schwäbischer Merkur 1862.
— — Ungedruckte Briefe von L. Uhland. Westermanns Illustrierte Monatshefte 1869, Nr. 52.
Ohnesorge, E., Ludw. Uhland. Bibliogr. litter. Skizze. Dresden 1865.

Paulus, E., Ludw. Uhland und seine Heimat Tübingen. Berlin 1869.
Paur, T., Zu Uhlands Gedächtnis. Görlitz 1863.
Petsch, W., Ludwig Uhland. Jubelschrift. Berlin 1862.
Pfeiffer, F., Ludwig Uhland. Nachruf. Wien 1862.
— — Briefwechsel zw. Jos. Freih. v. Lafsberg u. Ludwig Uhland. Wien 1869.
Prutz, H., Ludw. Uhland als Litterarhistoriker. Deutsches Museum 1866, Nr. 47, 48.
Raumer, R. v., Ludwig Uhland in der Geschichte der germanischen Philologie, S. 566—579. München 1870.
Rudloff, F., Über Uhlands dichterischen Entwickelungsgang. Progr. Koburg 1883.
Ruperti, R., Ludwig Uhland. Im Telegraph, 31. Dezbr. 1862.
Sandvofs, F., Rede auf Uhland. Friedland 1864.
Schäfer, W., Kommentierte Gedichtsausgabe (in Auswahl) von Ludwig Uhland. Stuttgart 1877.
Scherk, L., Erinnerungen an L. Uhland. Weserzeitung. Bremen, 18. Novbr. 1862.
Schleusner, W., Zur Uhlandlektüre. Leipzig 1878.
Schmidt, J., L. Uhland. Biographie und Charakteristik. Illustr. Zeitung 1861, Nr. 29.
Scholl, F., Reden zur Erinnerung an zwei Heroen im deutschen Liede, Franz Schubert und Ludw. Uhland. Stuttgart 1864.
Schöll, A., Erinnerungen an Ludwig Uhland. Orion, Monatshefte für Litteratur und Kunst. Hamburg 1863.
Schwab, G., Ludwig Uhland als Dichter. W. Menzels Taschenbuch „Moosrosen“, 1826.
Schwenda, J., Schiller u. Uhland, eine Dichter-Parallele. Wien 1859.
Schulzen, J., Mittelhochdeutsche Anklänge bei Uhland. Thann 1879.
Sintenis, L., Einflufs Goethes auf Uhland. Fleckeisens Jahrbücher, Abt. f. Päd., 1872. S. 369 ff.
Steudener, A., Zur Beurteilung von Uhlands Dichtungen. Progr. Brandenburg 1852.
Strobl, K., Quellen zu drei Romanzen Uhlands. Wien 1864.
Treitschke, H. v., L. Uhland. Histor. u. polit. Aufsätze. Bd. 1, 1871.
Uhland, E., Das Leben Uhlands von seiner Witwe. Stuttgart 1874.
Vischer, Th., Ludwig Uhland. Kritische Gänge, Neue Folge, 4. Heft. Stuttgart 1863.

Wackernagel, W., Gedächtnisrede auf Ludwig Uhland. Gelzers protest. Monatsbl., Januar 1863.
Weismann, H., Über Uhlands Ernst von Schwaben. Programm. Frankfurt a. M. 1863.
— — Uhlands dramatische Dichtungen. Frankfurt a. M. 1863.
— — Kommentierte Ausgabe von Uhlands Ludwig dem Bayer. Stuttgart 1874.
— — Kommentierte Ausgabe von Uhlands Herzog Ernst von Schwaben. Stuttgart 1876.
Weichelt, A., L. Uhland als Liederdichter. Progr. Demmin 1870.
Wendt, K., Die dramatischen Dichtungen Uhlands. Archiv f. das Studium der neueren Sprachen von Herrig, XV.
Wienbarg, L., L. Uhland in: Die Dramatiker der Jetztzeit, Nr. 1. Altona 1839.
Wurzbach, A. v., Zeitgenossen. I: L. Uhland. Wien 1871.
Ziegler, Th., Studien und Studienköpfe aus der neuen und neuesten Litteratur. S. 193 Ludwig Uhland. Schaffhausen 1877.
Zimmermann, G., Uhland als lyrischer und epischer Dichter. Programm. Darmstadt 1862.

Anonyme Schriften über Ludwig Uhland sind erschienen:

Ludwig Uhland, Biographisches. Blackwoods Magazin 1863.
— — Evangelische Kirchenzeitung von Hengstenberg 1864, Nr. 9, 33, 46 u. 47.
— — und die deutsche Dichtkunst im 15. und 16. Jahrh. Magazin für Litteratur des Auslandes 1867, Nr. 13.
— — H. R., Gartenlaube 1860, Nr. 41.
— — als Gelehrter. Unsere Tage. Braunschweig, Westermann, 1863. Heft 50.
— — Gedenkblätter a. d. Grab d. Dichters. Tübingen 1862. Osiander.
— — Nekrolog. Augsburger Allgemeine Zeitung von Gust. Pfizer, Nr. 338—345, 1862.
— — Studien zu seinem Leben. Allgemeine Zeitung 1874, 213. Beilage.
— — Nekrolog. Grenzboten 1862, II, S. 400 ff.
— — A., dem deutschen Sänger L. U. Braunschweig 1842.

Zur englischen Synonymik.

Von

Franz Lütgenau.

Im folgenden behandele ich eine Anzahl synonymischer Gruppen im Englischen auf Grund sorgfältiger Beobachtung des neuenglischen Sprachgebrauchs. Dieses Studiums des wirklichen Sprachgebrauchs haben sich die englischen Synonymiker meist entheben zu dürfen geglaubt, indem sie sich einfach auf den ihrem Gedächtnis und sprachlichen Gefühl zu Gebote stehenden Teil des empirischen sprachlichen Materials verliefsen. Von dem gefällten Urteile ist noch am ehesten Crabb auszunehmen, welchen übrigens die anderen trotz ihres Scheltens über ihn vielfach ausschreiben. Die deutschen Verfasser synonymischer Lehr- oder Hilfsbücher des Englischen (Dreser, Klöpper, Meurer) haben überhaupt keine selbständigen Studien über englische Synonymik getrieben, sondern blofs die Ergebnisse der englischen Forschung (wenn man es Forschung nennen kann) in deutscher Sprache dargestellt. Dafs ich meist zu wesentlich anderen Resultaten gekommen bin, ist eben der beste Beweis für die Notwendigkeit eines umfassenderen, genauen Studiums sowohl der Autoren als auch der gesprochenen Sprache zum Zweck zuverlässiger synonymischer Ermittelungen. Der Angaben neuerer Synonymiker habe ich bei einigen Gruppen (gewöhnlich anmerkungsweise) gedacht, um den lebhaften Unterschied zu zeigen. Mit dem daraus möglicherweise entspringenden methodischen Gewinne möge man die sonst vielleicht unerwünschte polemische Beigabe entschuldigen.

1) Gestehen.

To confess, to own, to avow.

Confess ist das allgemeinste Wort.[1] *Own*, etwas anerkennen, was das eigene Ich nahe berührt; es geht daher auch lieber auf Erscheinungen des Gemütslebens als auf Angelegenheiten des Verstandes.[2] *Avow*, etwas offen und ohne Scheu einräumen, weil man im Bewufstsein seines Rechtes ist.[3] [4]

[1] Crabb schränkt *confess* in vierfacher Weise ein: es werde gebraucht 1) „mostly in such matters as are criminal or in a high degree culpable"; 2) „mostly of particular transactions", nicht von „general characteristics"; es werde sodann 3) „mostly called for in consequence of an interrogatory or the necessities of the party"; endlich 4) „it must always be by express words". Damit vergleiche man die obigen Beispiele, welche sich beliebig vermehren liefsen! — Die anderen machen zum Teil dieselben Beschränkungen wie Crabb, so Graham die 1. und 4., Whately die 1. und 2. (allerdings die erstere etwas gemildert und die letztere nur implicite). Aufserdem giebt Graham an, *confess* sei „private, not public", während Smith gerade umgekehrt das Moment des „giving of formal publicity" als durchaus charakteristisch für *confess* bezeichnet. Whately sagt noch, dafs *confess* „points out the fact that we are not known to be the doers of the action". Gar nichts endlich besagt Dresers Erklärung: „*To confess*, gestehen, was man für unrecht hält; jedoch auch in der gewöhnlichen Umgangssprache ein oft angewendetes Wort ohne tiefere Bedeutung (!); sodann bekennen und beichten."

[2] Crabb erkannte das zweite: „*acknowledged* is most properly applied to matters of opinion, *own* to matters of feeling", übersah aber das erste, was offenbar der Grund für das andere ist: unsere Ansichten gehören nicht so eng zu unserem Ich wie unsere Neigungen oder Leidenschaften. Die Zurückführung aller beobachteten Eigentümlichkeiten auf einen gemeinsamen Ursprung mufs immer das Ziel der synonymischen Untersuchung sein, und ihr Gelingen ist zugleich der Probierstein für die Richtigkeit des Ergebnisses. Wo sie Crabb nicht gelingt, stellt er die beobachteten Erscheinungen unvermittelt und unerklärt nebeneinander, während andere zu willkürlichen Erklärungen greifen.

[3] Crabb: „to *avow* is to declare the motives or reasons of one's actions, particularly such as might with more propriety be concealed (to *avow* one's contempt, scorn ec.)." Wäre letzteres richtig, so müfste der Sprachgebrauch ein *I avow* als Aussage über den Sprechenden selbst perhorreszieren; *avow* würde eine bestimmt geartete Aussage einer Person plus dem Urteile der anderen über diese Aussage bezeichnen. Es ist hier — ein bei synonymischen Untersuchungen häufiger Fehler — nicht genau genug zwischen dem objektiven Begriffsinhalt des Wortes selbst (der *signification*, vergl. die folgende Gruppe) und subjektiven (sehr oft freilich sich ganz von selbst darbietenden) Schlufsfolgerungen aus einem bestimmten Zusammenhange unterschieden worden.

[4] *To acknowledge* gehört, weil sein Begriff noch allgemeiner ist, nicht zu der Gruppe.

Diese einfachen Angaben enthalten kaum Neues, jedoch schon die Abweisung einer Reihe bisher begangener Irrtümer.

Beispiele:* I *confess* that he was in the right. — The Royalists themselves *confessed*, that in every department of honest industry, the discarded warriors prospered beyond other men. (Macaulay.) — He loved, he *confessed* his love, and Gertrude returned it. (Bulwer.)

> You shall *confess* that you are both deceived.
> (Shak., Jul. Cæsar II, 1.)

> Yet now, I must *confess*, that duty done,
> My thoughts and wishes bend again toward France.
> (Shak., Hamlet I, 2.)

To own (jedoch auch *to confess*) one's weakness. — I own that mine (my heart) was often so full that I could hardly find utterance. (Citiert nach Klöpper.) — „And now, my dear," cried she to me, „I will fairly *own* that it was I that instructed my girls to encourage the landlord's addresses." (Goldsmith.) — Wilt thou *own* to him thy love? (Bulwer.) — Cranmer, indeed, on one important occasion, plainly *avowed* his conviction that, in the primitive times, there was no distinction between bishops and priests. (Macaulay.) — Opinions which, at the time of the accession of James, no clergyman could have *avowed* without imminent risk of being stripped of his gown were now the best title to preferment. — The Queen was an *avowed* Roman Catholic. (Ders.)

2) Bedeutung.

Meaning, import, signification, acceptation, sense.

Meaning inhäriert dem Sprechenden, oder doch den Worten nur als dem subjektiven Gedankenausdruck des Sprechenden. *Import* ist der ganze Inhalt und die volle Tragweite der dem Worte von seinem Urheber beigelegten Bedeutung; dieser Urheber kann ebensowohl das sich des Wortes bedienende Individuum als die Sprache, bezw. die dem

* Eine allgemeine Bemerkung über die Beispiele:
Um für sich allein schon beweisende Kraft zu besitzen, mufs ein Beispiel zwei Synonymen zugleich in unmittelbarer Entgegenstellung oder doch deutlicher Verschiedenheit der Anwendung enthalten. Solche Stellen findet man bei der Lektüre gelegentlich, aber doch selten; sie eigens zu suchen, würde unverhältnismäfsige Zeit in Anspruch nehmen. Andere Beispiele können im allgemeinen nur zur Illustration dienen, nicht als Belege gelten. Wer die Richtigkeit synonymischer Angaben (auch der meinigen) kontrollieren will, mufs dieselben bei seiner eigenen Lektüre stetig am Sprachgebrauch prüfen.

Worte seinen Sinn gebende Gesamtheit der Nationalen sein.[1] *Signification* inhäriert dem Worte als objektiv vorhandenem Ausdrucks- und Verständigungsmittel. *Acceptation* bezeichnet das Nämliche als von der Allgemeinheit dem Worte beigelegt.[2] *Sense* ist zwar wie *signification* an das Wort gebunden, aber nicht durch das Wort ausschliefslich bedingt; es wird von dem auffassenden (hörenden oder lesenden) Individuum produziert und durch das vorliegende Wort nur negativ begrenzt.[3]

[1] Nach dieser Erklärung — deren Richtigkeit die angeführten und event. weitere Beispiele zeigen — ist Crabbs Angabe „*import* is most allied to *signification*" anscheinend unrichtig, und die Smithsche: „*Import* is more allied to *meaning* and *signification* (*purport* to *drift* and *scope*)" läfst die Sache unklar. In praxi ist indessen *import* zugleich mehr als *meaning* an das Wort geknüpft. *Meaning* kann ich, absichtlich oder unabsichtlich, undeutlich aussprechen; beabsichtige ich aber, einen Gedanken in seiner ganzen (aber doch bestimmten) Tragweite auszudrücken, was *import* eben bedeutet, so kann ich dies nur mittelst einer genauen Sprache. Offenbar wird das Wort um so wichtiger, je bestimmter (d. h. „limitierter" und „entschiedener") der Gedanke in die Erscheinung treten soll. Dadurch wird aber unsere Definition nicht aufgehoben.

[2] In gewisser Weise verhält sich hiernach *acceptation* zu *signification* wie *import* zu *meaning*. Die einzelne sprechende Person giebt dem Worte *meaning*, die Allgemeinheit giebt ihm *import;* das einzelne gesprochene oder geschriebene Wort hat an seiner Stelle *signification*, und es kann z. B. eine bestimmte *metaphorical signification* desselben ungewöhnlich sein, *acceptation* aber zeigt die Sanktionierung durch die nationale Gesamtheit an.

[3] Die Synonymiker haben *sense* nicht von *signification* unterschieden; nur Crabb war auf der richtigen Spur — „*sense* is most nearly allied to the word *meaning*, inasmuch as they both refer to the mind of the individual" —, er gewahrte nur nicht, dafs *meaning* von dem sprechenden, *sense* von dem hörenden Individuum produziert wird.

Beispiele: Perhaps it was the *meaning* of his reply that &c. — Full (void) of *meaning*. (Wörter ohne *signification* würden dagegen ebenso gedankenlose Völker voraussetzen, wie es gedankenlose Individuen giebt.) — To attach a *meaning* to a word. — Benedick thought he observed a concealed *meaning* of kindness under the uncivil words she uttered. (Lamb.) — It is necessary to get the real *meaning* which he attached to the word.* — To draw near to God is an expression of awful and mysterious *import*. (Blair.) — The word has this *signification*. — The proper, literal, metaphorical *signification* (wenig gut,

* Französisch etwa: la vraie pensée que le mot devait exprimer. Der Franzose setzt für *meaning* zuweilen *signification*, in den meisten Fällen ein Wort, das gar keine direkte Beziehung zum sprachlichen Ausdruck enthält, z. B. eben *pensée*. Das Französische bildet sich für den Begriff des englischen *meaning* kein besonderes Wort, weil sein Sprachgebrauch so genau fixiert, gewissermafsen stereotypiert ist, dafs der Subjektivität des *meaning* kaum ein Spielraum gelassen ist.

obwohl es sich findet: *meaning*). — That the King was, under Christ, sole head of the Church, was a doctrine which they all with one voice affirmed: but those words had very different *significations* in different mouths. (Macaulay.) — My words, in common *acceptation*, did they reveal any hatred to him? — I gradually opened to the *sense* of all I was for ever denied. (Bulwer.) — It is no hard matter for witty men to put perverse *senses* on Scripture to favour their heretical doctrines. (Sherlock.) — Witches and juggling spirits, who deceive us in words which have double *senses*, and while they keep their promise literally, disappoint our hopes with a different *meaning*. (Lamb.)

3) Erscheinung, Geist.

Apparition, vision, phantom, spectre, ghost.

Apparition ist die Erscheinung als das Sichtbarwerden eines (natürlich von dem Sprechenden oder Schriftsteller, nicht von dem Sehenden) als objektiv vorausgesetzten Gegenstandes. *Vision* bezeichnet den gesehenen Gegenstand nicht als objektiv aufser dem Sehenden existierend, sondern nur insofern er dem sehenden Subjekte erscheint. *Apparition* ist ein Einzelwesen oder ein als Einzelgegenstand gedachtes Kollektivwesen, *vision* auch eine Vielheit von Objekten.[1] *Phantom* bezeichnet die Erscheinung direkt als der Realität widersprechend (sei es, dafs dem erscheinenden Körper ein solcher in Wirklichkeit gar nicht zu Grunde liegt, sei es, dafs ein Gegenstand sich anders zeigt, als er wirklich ist). *Spectre* ist objektiv gedacht wie *apparition*, jedoch nur die Erscheinung von etwas Immateriellem; es gehört somit nicht mehr dem Bereich der natürlichen Erscheinungen an und erweckt daher leicht Grauen.[2] *Ghost* ist ebenfalls die Erscheinung eines rein geistigen Wesens in sinnlich wahrnehmbarer, meist sichtbarer, wenn auch unkörperlicher Gestalt, jedoch, was bei *spectre* nicht notwendig ist,[3] als Individualität und Persönlichkeit (oder Personifikation); am häufigsten als Geist eines Verstorbenen.[4]

[1] Taylor bestimmt eigentümlicherweise *apparition* und *vision* gerade umgekehrt und stützt auch seine Angaben durch mehrere Belegstellen, welche aber nicht den überwiegenden wirklichen Sprachgebrauch darstellen.

[2] Smith: „*Spectre* is a preternatural personal appearance without individuality, and therefore not assumed to be in particular the spirit of any, either departed or living.“ Dies ist richtig, nur das Wort personal mufs gestrichen werden. — *Spectre* ist absolut: ein erscheinendes Etwas; *ghost* relativ: der Geist einer Person, eines personifizierten Gegenstandes oder Begriffes.

[3] Aber doch der Fall sein kann. (S. die Beispiele aus Tennyson.)
[4] Aber nicht nur so, wie Crabb und nach ihm alle anderen Bearbeiter der Gruppe angeben.

Beispiele: Credulous people take trees and posts for *apparitions.*

I think it is the weakness of mine eyes
That shapes this monstrous *apparition.*
(Shak., Jul. Cæsar IV, 3.)

Gertrude is better! — In that sentence what *visions* of hope dawn upon me! (Bulwer.)

Art thou not, fatal *vision*, sensible
To feeling as to sight? or art thou but
A dagger of the mind, a false creation,
Proceeding from the heat-oppressed brain?
(Shak., Macb. II, 1.)

A hideous *spectre.* (Dagegen: a lovely *vision.*)

Lady Clara Vere de Vere,
There stands a *spectre* in your hall:
The guilt of blood is at your door. (Tennyson.)

One of them
Said, shuddering, 'Her *spectre!*' But his friend
Replied, in half a whisper, 'Not at least
The *spectre* that will speak if spoken to.' (Ders.)

Eine auf der Bühne auftretende Erscheinung ist *spectre* oder auch *apparition.* „An *Apparition* of an armed Head rises", und: „An *Apparition* of a Child crowned, with a tree in his hand, rises." (Shak., Macb. IV, 1.)

I thought that I had died in sleep,
And was a blessed *ghost.* (Coleridge.)

„The *Ghost* of Christmas Present", „The *Ghost* of Christmas Past". (Dickens.)

4) Suchen.

To seek, to search, to look for.

Nach Crabb bezieht sich *seek* auf Objekte, „welche sich in der Nähe befinden und leicht auffindbar sind"; *search* „auf Entlegenes, Verborgenes oder etwas, dessen Auffindung mit besonderen Schwierigkeiten verbunden ist". Dagegen giebt Dreser (nach Smith) an, *seek* beziehe sich „direkt auf den Gegenstand, der gefunden werden soll", to *search* (durchsuchen) „direkt auf den Ort, an welchem der Gegenstand gefunden werden soll". (Dresers Beispiele passen freilich gröfstenteils nicht zu seinen Erklärungen.)

Zwischen diesen Angaben besteht nur scheinbar ein Widerspruch. Smith und Dreser sprechen nämlich nicht von der Bedeutung, sondern von der Konstruktion, wie denn auch die Bedeutung dieselbe bleibt, ob ich sage: „Suche meine Handschuhe in diesem Zimmer", oder: „Durchsuche dieses Zimmer nach meinen Handschuhen." Letztere Konstruktion — den Ort als direktes Objekt — wird man allerdings in dem Falle namentlich anwenden, wo man den gesuchten Gegenstand sehr verborgen glaubt; in diesem Falle durchsucht man eben die Räume, in welchen er sich möglicherweise befindet.

Hinzuzufügen ist, dafs *to look for* ein üblicher Ausdruck der gesprochenen Sprache und hier in Verbindung mit konkreten Objekten gewöhnlicher ist als *to seek*.

Beispiele: What are you looking for? Look your gloves. Dagegen to *seek* shelter. — A schoolboy *seeks* birds' nests; the botanist *searches* for plants. — His hand no longer *sought* hers. (Bulwer.) — Death by torture was denounced against the murderers, and strict *search* was made for them, but generally in vain. — These men returned to their country, convinced that the reform which had been effected under King Edward had been far less *searching* and extensive than the interests of pure religion required. (Beide Beispiele aus Macaulay.)

5) Bringen.

To bring, to carry, to take.

Zunächst ist *bring* = bringen, mit Angabe des Zieles; *carry* = tragen, ohne Angabe des Zieles, als rein mechanische Thätigkeit. *Carry* verhält sich zu *bring*, wie griech. *πράττω* (geschäftiges Thun) zu *ποιέω* (schaffendes Thun), wie deutsch „*sprechen*" zu „*sagen*", wie engl. „*to walk*" zu „*to go*". In allen diesen Fällen unterscheidet die Sprache zwischen der Thätigkeit, wie sie sich unmittelbar der sinnlichen Wahrnehmung darstellt, losgelöst aus dem psychologischen Zusammenhang, aus welchem sie hervorgeht und erst ihre Bedeutung empfängt, und der bewufsten und zweckvollen Handlung, welche mit anderen, vergangenen oder zukünftigen Handlungen notwendig verknüpft ist und in der Bedeutung, welche sie hierdurch gewinnt, nicht auf dem Wege blofser sinnlicher Wahrnehmung, sondern nur mit Zuhilfenahme der Verstandes- und Vernunftkräfte aufgefafst werden kann. Dazu mögen sich übrigens noch andere, bei den einzelnen Gruppen verschiedene Unterschiede gesellen. An sich liegt in *carry* ebensowenig das Merk-

mal der Entfernung vom Sprechenden oder Subjekt, als in *bring* das des Näherkommens zu demselben (vergl. *to bring off*, *away*). Wird aber bei letzterem Verb das Wohin, welches immer vorschweben mufs, nicht ausdrücklich genannt, so liegt es offenbar am nächsten, den Ort des Redenden als dieses Wohin anzusehen, oder umgekehrt ausgedrückt, geschieht die Beförderung zum Sprechenden hin, so wird, falls der Zusammenhang nicht etwa ein Mifsverständnis hervorrufen kann, die ausdrückliche Angabe der Richtung manchmal als überflüssig gelten können. Es liegt deshalb aber auch nahe, dort, wo die Richtung eine entgegengesetzte ist, ein anderes Wort zu wählen, nämlich *carry* (oder auch *take*). Diese Unterscheidung zwischen *bring* und *carry* ist aber nicht die eigentliche und überhaupt keine rein begriffliche, sondern erst eine abgeleitete und gelegentliche, durch den Zusammenhang bedingte; sie gehört in die Stilistik, nicht in die Synonymik, und ich bespreche sie hier nur, weil sie in den bisherigen Synonymiken, mit deren Kritik ich es hier zu thun habe, erörtert ist. Die natürlichste Wendung ist die sprachüblichste, ohne dafs darum eine andere sprachunrichtig würde (s. die Beispiele). Synonymische Schlüsse können also hier nicht gezogen werden.

Take ist ein der Umgangssprache geläufiger Ausdruck für *bringen*, hauptsächlich *fortbringen*. Dafs *carry* von schwereren, *take* dagegen von leichteren Dingen gesagt werde,[1] ist in dieser Fassung falsch, und der Sprachgebrauch zeigt oft genug das Umgekehrte; dennoch liegt etwas Richtiges der Angabe zu Grunde. Bei *take*[2] wird an das Gewicht des Gegenstandes gar nicht gedacht; zu dem Begriff von *carry* gehört dagegen das Moment der Schwere. Aus diesem Grunde würde in dem Satze „the luggage was light enough *to carry*“ ein *to take* geradezu sinnlos sein.

[1] So Taylor, Klöpper; dagegen erwähnen Crabb, Smith, Graham, Whately das Wort bei der Gruppe überhaupt nicht.

[2] Dreser bemerkt: „*Take* wird oft statt *carry* in der Umgangssprache angewendet.“ Dies ist dann völlig unverständlich, wenn, wie bei Dreser, die allgemeinen Erklärungen so gefafst sind, dafs der Gebrauchskreis von *carry* ganz innerhalb desjenigen des anderen Verbs fällt.

Beispiele: *Bring* me the book. — Aber auch: I will *bring* your honour a full account in an hour. (Sterne.) — I promised to *bring* him the rest next morning. (Fielding.) — I'll *bring* you to him. (Macaulay.) — *Take* this letter to the post and *bring* the newspaper with you. — A ship *carries* piece-goods. — The Manmountain had

found a prodigious vessel on the shore, able to *carry* him to sea. (Swift.) — The poor ant when she *carries* a grain of corn to the second story. (Addison.) — *Take* my luggage to the post. — What was become of the money, unless the devil himself *carried* it away, is difficult to determine. (Fielding.)

6) Freiheit.

Freedom, liberty.

Freedom ist die Freiheit objektiv oder substanziell gefafst, die Freiheit als ein Begriff, der rein für sich allein gedacht wird (wie etwa unser Begriff der „Ordnung"); *liberty* ist subjektiv, die Freiheit als Eigenschaft, Recht oder Besitz einer bestimmten Person oder auch einer bestimmten Vereinigung von Personen.

Da *liberty* hiernach den Gegensatz persönlicher Unfreiheit hat, so versteht man die Angabe der Synonymiker, dafs *liberty* mehr negativ sei, Abwesenheit von Zwang bedeute. *Freedom* ist ein konstanter, *liberty* ein je nach den Umständen sehr variierender Begriff mit guter oder auch schlechter Bedeutung. Bestimmte Freiheiten, welche einer Person oder Korporation gewährt werden, sind natürlich *liberties*. (Z. B. *liberties* of the city sind die der Stadt gewährten Vorrechte, of the city ist hier subjektiver Genitiv; dagegen in *freedom* of the city ist *freedom* substanziell gedacht und of the city nur Ortsangabe.) An manchen Stellen können beide Wörter stehen, jedoch mit verschiedener Anschauung.

Crabbs Angabe: „*Freedom* is personal and private, *liberty* is public" wird widerlegt durch „a slave is set at *liberty*" und andere Beispiele (s. oben), eklatant auch durch das von Crabb selbst gebrachte Citat aus Cowper:

> Blush, when I tell you how a bird
> A prison, with a friend, preferr'd
> — — — To *liberty* without.

Crabb versucht mit der Gründlichkeit, welche wir bei ihm zu finden gewohnt sind, der Frage noch von den verschiedensten anderen Seiten beizukommen, kommt aber nur zu problematischen Ergebnissen (wie er sich denn auch fortwährend ausdrückt: *may be*...). Smith befand sich, einigen Sätzen nach, auf der richtigen Spur: „*Freedom* is more independent and abstract." „The bird escaped from its cage enjoys *freedom* and *liberty*, the first in the full use of its wings, the latter as being no longer a captive." „*Liberty* is the power of putting one's will into action." Über diese Ansätze aber kam er nicht hinaus. — Whately erkannte, dafs die von den anderen Synonymikern gemachten Unterscheidungen vom Sprachgebrauch nicht bestätigt wurden, und schlofs seinerseits, dafs die beiden Wörter „strictly synonymous" (soll heifsen: völlig gleichbedeutend) seien. — Dafs die deutschen Bearbeiter durch die teils untereinander, teils dem Sprachgebrauch widersprechenden Angaben der englischen Synonymiker sich ganz

haben verwirren lassen, ist zu erwarten. Klöpper: „*Freedom* 1) eine positive Eigenschaft, besonders die Freiheit eines einzelnen, persönliche Freiheit; 2) ein natürlicher Zustand, das Freisein von etwas in dem Sinn von Vorrecht, Gerechtsame; sodann Freimütigkeit ... *Liberty* 1) die Freiheit im Gegensatze zur Unfreiheit und in diesem Sinne oft = *freedom* (!), besonders die Gesamtfreiheit, Freiheit des Volkes, des Bürgers; 2) Freiheit zur Bezeichnung einer Erlaubnis oder des Benehmens."

Beispiele: Having cleared the *freedom* of the press from a restraint &c. (Junius.) (Zu dem Prädikate *clear* würde *liberty* nicht passen.) — Sterile and obscure as is that portion of our annals, it is there that we must seek for the origin of our *freedom*, our prosperity, and our glory. (Macaulay.) — What is an Englishman? Is he to be trampled upon by every oppressor? Is he to be knocked down at everybody's bidding? What's *freedom?* Not a standing army? (Dickens.) — May I take the *liberty?* — Life and *liberty*. — Had our ancestors been then at *liberty* to fix their attention entirely on domestic questions, the strife between the crown and the Parliament would instantly have commenced. (Macaulay.) — Men who, after suffering cruel mutilations, had been confined in remote dungeons, regained their *liberty*. (Ders.) — It will be seen that the system which effectually secured our *liberties* against the encroachments of kingly power gave birth to a new class of abuses. (Ders.) — Though he had been a faithful servant to his master, he was always longing to enjoy his *free liberty*. (Lamb.) (*Free* bedeutet frei von irgend welcher Verpflichtung.)

It is the land that freemen till,
That sober-suited *Freedom* chose, ...
A land of just and old renown,
Where *Freedom* broadens slowly down ...

Should banded unions persecute
Opinion, and induce a time
When single thought is civil crime,
And individual *freedom* mute ... (Tennyson.)

(Der Schlufs des Gedankens ist: So würde ich mein Vaterland mit dem Süden vertauschen. *Liberty* ist überhaupt individuell; aber nicht um individual liberty, die übrigens inhaltlich näherer Bestimmung bedürfen würde, sondern um die Anteilnahme des einzelnen an einem öffentlichen glücklichen Zustand handelt es sich.)

7) Verzeihen.

To forgive, to pardon, to remit (to condone).

Bei *forgive* ist wesentlich die Persönlichkeit beteiligt, deren Gemütsrichtung vor allem in Betracht kommt; *pardon* dagegen geschieht

aus sachlichen Gründen und nach einem sachlichen Mafsstabe. Auf diesen Grundunterschied (einen für solche Synonymen, deren eines germanischer, das andere romanischer Herkunft ist, typischen Unterschied)[1] müssen die Gegensätze zurückgeführt werden, welche der Sprachgebrauch beider Wörter zeigt: 1) Hinsichtlich des Objekts. *Forgiven* wird eine persönliche Kränkung; denn nur bei einer solchen bringt der Verzeihende ein persönliches Opfer. *Pardon* wird gegen rechtliche und sittliche Vergehen geübt; und zwar bezieht es sich seiner historisch erwachsenen, im ganzen noch ungeschwächten Bedeutung nach auf ernstere, schwerere Vergehen; nur die im Verkehr der Gesellschaft herrschende Übertreibung (d. h. Abschwächung) wendet es auch auf blofse Verstöfse gegen die Form, die Höflichkeit an.[2] 2) Hinsichtlich des Subjekts. *Forgiveness* übt der Beleidigte, der Nahestehende (Eltern und Kind, Freunde), auch der Untergebene, allgemein: der Mensch; *pardon* der Vorgesetzte, die Gesellschaft als Gesamtheit oder ihre berufenen Vertreter. 3) Hinsichtlich der Stilgattung, welchem sie angehören. *Forgive* ist „the familiar term“, *pardon* wird vorzugsweise im ernsten, förmlichen Stile gebraucht. *Forgive* wird nach einem vorübergehenden Zwist geübt, *pardon* wird dem Verschwörer gewährt. Nur um von rein äufseren (etwa Etiquette-) Verstöfsen angewandt zu werden, hat *forgiveness* zu viel auch im Kleinen waltenden sinnigen Ernst.

Bei *remit* wird weniger an das Vergehen selbst als an die Strafe, Bufse u. s. w. gedacht, welche erlassen wird; nur wer diese zu erlassen befugt ist, kann *remission* üben.[3]

(Über *condone* sagt Smith: „*Condone* has a legal air, and denotes generally a constructive pardon, that is, such behaviour towards another as, without the formal expression of forgiveness, implies that the offence has been overlooked. In the ecclesiastical law it had the special meaning of a pardon express or implied on the part of the husband or the wife for the breach of the marriage vow.“)

[1] Obwohl dieser Umstand schon der Untersuchung die Richtung anweisen könnte, sind doch manche Synonymiker ganz fehl gegangen. Whately: „Wie gewöhnlich, wenn ein sächsisches und ein lateinisches Wort in beinahe gleichem Sinne gebraucht werden, hat das sächsische Wort die kräftigere, derbere und ernstere Bedeutung, das lateinische hingegen ‘the more polite and colloquial one’. (Ich führe den Ausdruck des englischen Originals an, weil er kaum zu übersetzen ist. Die allgemeine Auslassung ist übrigens nur halb richtig.) Im religiösen Sinne werden *forgiveness* und *pardon* allerdings gleichbedeutend gebraucht, aber im gewöhnlichen Leben wird ersteres mehr auf unbedeutende (*trifling*) Dinge angewendet.“ (Folgen Beispiele.)

Nur ein kleiner Teil des Sprachgebrauchs ist hier berücksichtigt. Noch schiefer und ungenügender ist die Angabe Taylors: *pardon* werde von bürgerlichen Vergehen und Verstöfsen gegen den Anstand, *forgive* von religiösen Vergehen gebraucht; „für einen anstöfsigen Ausdruck wird *pardon*, für eine schlüpferige Anspielung *forgiveness* erbeten: *pardon* me, Sir; *forgive* me, madam."

[2] In diesem Falle wird *to forgive* synonym mit *to excuse*, das Smith denn auch in die Gruppe aufgenommen hat.

[3] Dreser erklärt: „*to pardon* vergeben, verzeihen, von ernstlichen Beleidigungen, groben Fehlern und Verbrechen; das Leben schenken (zuweilen mit dem Substantiv life verbunden); bei Verstöfsen gegen die Höflichkeit ein rein formeller Ausdruck." Eine solche unvermittelte Nebeneinanderstellung von anscheinend Widersprechendem kann doch unmöglich eine Vorstellung von der Bedeutung und dem Gebrauche des Wortes geben.

Beispiele: A being who has nothing to *pardon* in himself may reward every man according to his works; but he whose every best actions must be seen with a grain of allowance, cannot be too mild, moderate, and *forgiving*. (Addison.) — A King might be *pardoned* for amusing his leisure with wine, wit, and beauty. But it was intolerable that he should sink into a mere saunterer and voluptuary. (Macaulay.) — Throwing herself at the king's feet, she implored *pardon* for her husband. — I beg your *pardon*, Sir. — The little girl showed such unequivocal signs of sorrow for her fault, that her mother was induced to *forgive* her. — The ladies became once more true friends; all the unkind words which had passed were *forgiven*. (Lamb.) — Though she had long *forgiven* the injuries which Leontes had done to herself, she could not *pardon* his cruelty to his infant daughter. (Ders.) — *Forgive* us our trespasses, as we *forgive* them that trespass against us. Lord's Prayer. — The King had the power of *pardoning* offenders; and there is one point at which the power of *pardoning* and the power of legislating seem to fade into each other, and may, easily, at least in a simple age, be confounded. A penal statute is virtually annulled if the penalties which it imposes are regularly *remitted* as they are incurred. The sovereign was undoubtedly competent to *remit* penalties without limit. (Macaulay.)

(Fortsetzung folgt.)

Der Ebingersche Vokabularius.

Von

Dr. Renward Brandstetter.

I.

Zu den wichtigsten Schätzen der Stiftsbibliothek von Bero-Münster gehört ein Sammelband, der unter anderem auch den Ebingerschen Vokabularius enthält. Dieser zählt 155 Blätter Folio. Jede Seite enthält zwei Spalten, jede Spalte 25 bis 30, im Maximum 40 Vokabeln. Eine am Schlusse angebrachte Notiz besagt, dafs Thomas Ebinger, Johanniter in Hohenrain (Kanton Luzern), der Verfasser ist. Über diese Persönlichkeit macht Liebenau im Wochenblatt der Johanniterordensbalei Brandenburg 1863 Mitteilung. Ebinger vollendete sein Werk im Jahre 1438. Das Schlufswort ist Zuchera. Die lateinischen Vokabeln werden teils durch lateinische Synonyma, teils durch Umschreibungen, teils aber auch durch die deutsche Übersetzung erklärt. Ungemein reichhaltig ist der Vokabularius an lateinischen und deutschen Benennungen von Pflanzen und Tieren. Unter dem Artikel F a s c i n u s ist ein kleines Wiegenliedchen enthalten: Fascinus dicitur carmen quod nutrix cantatt movendo cunam scilicet b r ú t a m i m a b r ú t a. Der Artikel P a l a t u m r a c h v e l h i m e l t z weist wohl dem Worte himelze die Bedeutung Gaumen auch auf oberdeutschem Sprachgebiete zu. Hier und da wird die Bibel citiert. Die Schrift ist sehr schön, nur unter P, Q, R etwas zerflossen. Schreibfehler finden sich da und dort. Der Verfasser verwechselt nicht selten n und u, c und t, s und f, z. B. S c e n a s p i l h o f l i n g e r, oder L a t e r n a l a t e r n v e l r i t t e r k l e i d v n d i s t d ü n n e. Statt nn ist hier und da m geschrieben. Von späterer Hand sind da und dort Nachträge gemacht, allein ohne gröfsere Bedeutung.

Abkürzungen, die nur aus einem Buchstaben mit Punkt daneben bestehen, behalte ich bei.

Ich lasse nun zuerst einige lateinische Vokabeln folgen, welche bis jetzt gar nicht oder doch nur wenig belegt sind, oder nach Form oder Bedeutung eine wichtigere Abweichung zeigen.

Adriatus = petrosus.
Aludel öluas.
Bisacuta über beinling.
Cenofectoria est ars illorum qui operantur in ceno intabernaculis vel fures
Carrenatores dicuntur carnilanitores s. metzger vel lanicarpitores.
Confraga = confragum holtzvelli vel locus vbi crescunt fraga.
Fabicium bonbrügi.
Falciterium fröwen schwentzli.
Submentolabes kinn reif an dem zöme.

Vielfach erscheinen die lateinischen Wörter in verschiedenen Formen; diese sind meistens nebeneinander gestellt, auch wenn die alphabetische Reihenfolge dadurch gestört wird.

Armiglosso, arnaglossa wegrich.
Gariophilum, gariophilata, gariophilatrix gamandre.
Glutinum, glutorium, glutinarium gelimet ding.
Panifex, panificus, paneta, panicius = pistor.
Tendiculum, tensidicula, tendicula strik vel insidie.
Scamsia, scampsalia ist der tritt vor dem bank.

Im folgenden gebe ich eine Auswahl aus den lateinischen Benennungen der Kleidungsstücke.

Accupicta = vestis acu ornata wulgariter buoben nät.
Braca bruoch vel presmen. Bracile bruoch gúrtel. Bracea, braccola pharitz zúg.
Bullatus a m glöglcht vel ein gúrtel mit siden vel guldin knöpflin.
Capedulum est vestimentum capitis.
Coccinea rot tuech vel rot rok.
Conturnus metti schuoch buntschuoch.
Dextrale sunt ornamenta virorum siue mulierum scilicet hangent teke.
Discriminale risel har schnuor.
Endromes gehartz kleit.
Fasciolus bintriem vel schuoch riem.
Forulus by gúrtel schuol sak.
Galbauma est velamen capitis.
Gilbea gelwe tuech.
Iacinctina grün rok.
Mitredule huben bendel.
Multicium genalden kleid.
Mutatorium muskorb vel ein par cleineder vel noue vestes.
Obstrigullii gebunden schuoch.
Pannuas gebletzet kleid.
Pessunda vnder sok.
Protexia edel kleid.
Regillum sidin harschnuor fröwin risel rökli vestis regine.

Russata est vestis coccinea rubea vel viri portantes huius modi vestes in bello.
Toralie lang tischlachen.
Teristrum kittel pallium mulierum vel eggda.

Griechische Wörter sind sehr zahlreich vertreten, häufig in korrumpierter Form.

Archicosmasta princeps mundi.
Ayzon huswurtz.
Celido = hyrundo.
Collophizare hals schlahen.
Condolomatica quædam infirmitas.
Conus höwes triste vel sumitas.
Delphus grece frater latine.
Ebdomadarius, ebenus wuchner.
Gignasium studium exercitium spilhus huorhus vel scola.
Ipogabus ross schiff.
Laos grece populus latine inde nycolaus.
Liricus mangerhant dihter.
Macrocosmus meri welt s. firmamentum vel welt.
Mechus todschlaher vel huorer.
Pedos grece puer latine.
Philasse est seruare latinum.
Rabi grece magister latine.
Spinx merkatz.

Folgendes sind die wichtigsten Fremdwörter, die unter den Verdeutschungen vorkommen.

Adamantinus a um von adamast.
Armarium buoch hus alimerg.
Bibliotheca liberig vel biblige.
Camomilla gramill.
Cardamomum cardamümli.
Horalogium zittglogg vel oroloy.
Liberaria buoch hufs s. librie.
Liniare linyeren.
Loramentum geschmid vel holtz phundament dar uff man malet.
Omelia omelye scilicet verbum.
Ordinarius ordiner judex.
Paralasis parly.
Scenodochium maletz hus.
Serpentina serpetin wurm krut.
Surculus surkel schoss dz berhafft ist vel zwig vel absneit von reben.

Im folgenden führe ich mittelhochdeutsche Wörter vor, die bis jetzt gar nicht oder sehr selten belegt sind.

Agea via maris s. ow weg.
Agamus = sine conjuge s. getling.
Agarie röstel.
Amerina reb band.
Anguriagor weterlúser.
Azima panis sine fermento vngehebet brot.
Bacolica stalkoph.
Calamentum wurtzeling.
Caprea reben gebelli.

Carrucium e. vehiculum altissimarum rotarum s. hochgestelle.
Caseacium kesbrögi.
Cidula leiterböm.
Conflages wint bläs s. locus vbi venti concurrunt s. ze allen winden.
Contingnatio holtz gesper ze einem hufs.
Cratera rost kräwel vel katzenhurt s. machina.
Cruricula warte kengel = curricula.
Drales baltzer.
Edimia gens stig.
Fercilio hufbrat.
Forica kol gruob vel bútz.
Licium cii herlif.
Mundibordio stich börli.
Oculum wegscheid berboll.
Orbita wagen leis vel vmbrad vel ring vel revolutio.
Ossifrangus bein brúchel quedam auis ein are.
Palus udis pfuol muofs sed palus s. dec. sie (?) s. piscis vel des ruggen spitz bein vel letzi vff muren vel getúlle vel swir. Paludus = palus udis.
Premus arbor s. binböm.
Puppis schiff vel hinder bret schiff vel wirten.
Rapistrum ruobgruob.
Rastrum eggda höw karst ruoster vel reche.
Riualis gelle vel zuo wip.
Scaturigo erdebrust.
Scussorium rönlla in mollendino.
Stencopus steinkoph.
Temerare frefelen bröden.
Teres knútscher.
Tigrum strick vel ysmarer vel yssel vel rafe.
Torrens löwina regen wasser vel walt wasser.
Vispilio toten greber keiben schinder.
Vmbraculum banwartz hút vel ein schatt hufs.

Der Vokabular weist eine Menge aufsergewöhnliche Ableitungen und Bildungen auf, z. B.:

Cerebrossus vicium habens in cerebro scilicet mönig.
Circumscriptilitas vmbeschlossenheit.
Dyaletica lüht künst.
Lunaris mönlich.
Nutrix amme vel fuorerin.
Paua phewin.
Pervola durchfliegig.
Portalicula stöferli.
Puluerulentus stobleht.
Serus spatech.
Sollertia sorgsami.
Tenacitas zehi hebigi.

Im folgenden gebe ich eine Auswahl aus den deutschen Bezeichnungen der Werkzeuge, Geräte u. s. w.

Celpte, celptis, celtes grabysen vel grúbelysen.
Confrixorium rostysen vel röstphanne.
Distillatorium ein huot dar inn man wasser brent oder rofshuot.
Forfex schnider scher. forceps schmit scher zang. forpex scherer scher. fornicula klein scher.

Gerula múst ber vel nutrix portatrix.
Girgillus garn winda vel garnbrett.
Humerula ruggwid.
Instita wagenband vel cran gaden vel fröwen kleid vel linteolum in quo mortuus involuitur.
Licena weber zemna.
Liciatorium garn böm vel weberstat.
Millus rúden band.
Munctorium schalt holtz.
Orca est vrceus orgell vel vmbrosa vel sparhauen.
Pera bilgrin sak vel peter sak.
Profesia näwen seil.
Rodacium redestab.
Sartago röst phanne grett phanne.
Scansile weber tritt vel stig leder.
Sistarcia peter sak.
Squama, squamata buchblech.
Tenea hab schnuor.
Torcular trott. torcula trottspindel.

Zum Schlufs führe ich Ausdrücke an, die entweder ausschliefslich oder doch ganz besonders alemannisch sind.

Folgende zwei sind in unserem Kanton um 1800 ausgestorben.

Bigermen inis mischlat s. von zweiger hand korn. Geschichtsfreund 19,151, Jahr 1290: Preterea illud quod mischelta vocatur villico cedit.
Repugium höw vel plueme. Rechtsquellen des Kantons Luzern von Th. v. Liebenau, Seite 349, Jahr 1491: Wenn einer old eine eim old einer den blumen verbütt und einer das übersicht und den brucht und etzet, es sy höw oder korn ...

Laurus lorbon. Die Form lôrbône (geschlossene o) kommt noch vor, häufiger ist aber das eingedrungene lôrbêr (o und e geschlossen).

Die folgenden Wörter sind in gleicher Bedeutung in unserem Kanton noch ganz gebräuchlich.

Acciclus egli.
Caluarie locus est vbi dampnati decollantur vel hopt schüdlen.
Carcallus korb zein vel trag hutt.
Cicada muchein.
Conus höwes triste.
Effialtes = incubus s. toggolli.
Elobrum album gemerr s. wis wurtz.
Gibber butz vel hoger vorn an der brust.
Herebitus erbselböm.
Nictimena wigla.
Oscillum kleiner mund vel hotzel reit vel ritscil vel ein jesusli vel ditti vel tuchterlin.
Rancidus = iracundus vel meggend vel schmekent.
Musitare runen gússeln.
Sorex schermufs.
Textura wub.
Valua tor tür vellad.
Vitrellus gütterli.
Vter buch tútli búppli.

Folgende drei haben jetzt eine etwas abweichende Bedeutung.

Luctatio rung.
Merges tis legi von garben.
Tintinabulum kalle.

Im folgenden führe ich diese alemannischen Wörter nach ihrer heutigen luzernerischen Aussprache und Bedeutung an. Mit *e*, *o*, *ö* bezeichne ich die geschlossene, mit e, o, ö die offene Aussprache. ä liegt zwischen e und a. λ ist ein dunkles l.

ärpselebaum Berberis vulgaris.
b*ö*pi Zitze.
bûts jedwede Art Höcker, Finne u. s. w.
egli ein Fisch.
feλlâde Falltür, Fensterladen.
gemere, germere Veratrum album.
g*ö*terli Fläschchen.
gošle raunen.
h*o*te Rückenkorb.
legi, Lage, Schicht.
mäkele übel riechen, besonders von rohem Fleisch.
muhäim Grille.
rîtseλ Schaukel.
ronn Periode, Mal.
šärmûs Sorex.
š*ö*dele Schädel.
t*e*ti Puppe.
tokeli Alp.
trešste Heuschober.
w*e*kele Strix.
w*ô*b Gewebe masc.
χaλλe Glockenschwengel.

Luzern, den 1. Oktôber 1884.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Les Allemands par le Père Didon. Paris, Calmann Lévy, 1884.

Der französische Chauvinismus scheint sich endlich Deutschland gegenüber ausgetobt zu haben; man läfst allmählich nach, in eitler Selbstverblendung mit Tissot auf das Milliardenland zu schimpfen und mit Vasili über die Berliner Gesellschaft zu lachen. Seitdem ein amerikanischer Gelehrter die etwas kühne Behauptung in die Welt geschickt hat, dafs die fast systematische Übergehung der deutschen Forschung die französische Wissenschaft in Mifskredit gebracht, und dafs diese niemals auf einem tieferen Niveau gestanden als jetzt, haben sich die hitzigen Köpfe in Frankreich, trotz der Abwehr, welche Charles Richet in der Revue scientifique vom 30. November 1883 jener Anklage entgegenstellte, ein wenig abgekühlt.

Neuerdings hat nun ein Pater des Dominikanerordens Mut und Einsicht genug besessen, seinen Landsleuten die durch Touristen zweifelhafter Bildung grofsgezogenen und durch spekulative Köpfe genährten Vorstellungen von den barbarischen und traurigen Zuständen in Deutschland vollends zu rauben und ihnen in seinem Buch „Les Allemands“ ein von früheren Schilderungen bedeutend abweichendes Bild zu entrollen.

Mit dem Studium über die Anfänge des Christentums beschäftigt, wandert Didon nach Deutschland, um an deutschen Universitäten das Material für seine Arbeit zu sammeln. Als Mann von vierzig Jahren läfst sich der Pater in Berlin, Göttingen und Leipzig immatrikulieren und lernt so während eines fast zweijährigen Aufenthaltes den ganzen Organismus der deutschen Universitäten und das bunte Leben der Studenten in allen seinen Schattierungen kennen.

Allein sein Urteil über Deutschland, so günstig und treffend es oft lautet, erscheint schwankend und haltlos. Er will seiner Nation einen Staat vorführen, der ihr als Vorbild dienen könnte, und gerät dabei auf Schritt und Tritt mit seinen patriotischen Gefühlen in Konflikt. Daher auf der einen Seite eine kritiklose Bewunderung Deutschlands und deutscher Einrichtungen und auf der anderen eine vollkommen absprechende Beurteilung.

Je tiefer er in das Wesen und die hohe Bedeutung der Universitäten eindringt, und je mehr er das wissenschaftliche Streben und die warme Vaterlandsliebe im deutschen Studententum erkennt, desto höher steigt in ihm die Achtung vor dem viel geschmähten Lande. Er kommt zu der Überzeugung, dafs das Studium keiner Nation für einen Franzosen interessanter und notwendiger sei als das der deutschen; mit tiefem Bedauern findet er in dem Verzeichnis der Berliner Studenten nur vier französische Namen; er macht seinen Landsleuten den Vorwurf, dafs sie die Stuben-

hocker Europas geworden seien und durch ihre fortwährende Selbstbespiegelung endlich die Selbsterkenntnis verlieren würden. Das hindert den Verfasser aber nicht, später im seltsamen Widerspruch mit sich zu behaupten: „Les Français, plus souple, plus impressionable, absorbe au contraire avec un singulière aisance l'élément étranger.“ Er hält das deutsche Unterrichtswesen für das vollkommenste und der Nachahmung wert, trotzdem sagt er im Schlufskapitel: „Le grand corps universitaire français malgré ses lacunes, malgré ses défauts . . . est resté, entre tous les corps enseignants des divers peuples, le plus spiritualiste.“ Didon behauptet, die politische Einheit sei Deutschland von aufsen gekommen „avec le sang de la France“, und später läfst er sie im Innern aus den Universitäten herauswachsen. Sobald sich der Dominikaner auf das politische Gebiet wagt, raubt ihm sein Patriotismus alle Objektivität. Deutschland hält, nach Didons Ansicht, seine unverhofften und unerhörten Siege mehr für ein Gnadengeschenk der Vorsehung als für ein durch Tapferkeit, Taktik und Genie errungenes Werk. Es kann die Segnungen des Friedens nie geniefsen, selbst wenn Frankreich das Schwert in die Scheide stecken wollte; nur krasser Egoismus und brutale Rücksichtslosigkeit den anderen Nationen gegenüber halten Deutschland auf der Höhe seiner gefürchteten Macht; durch Gewalt erschaffen, ist Deutschland verurteilt, sich nur durch Gewalt zu behaupten. „L'Allemagne armée, prépondérante en Europe, c'est le militarisme universel, le règne de la peur, de la force, de l'intérêt.“ Und tröstend sagt er zur französischen Nation: „Nous sommes nés chevaliers.“ „C'est son honneur, d'être une nation humanitaire.“ Geht Didon schon in diesen einseitigen Behauptungen zu weit, so wird er völlig rätselhaft, wenn er glaubt, dafs Deutschland dermaleinst vor der Gewalt des Panslavismus in die rettenden Arme Frankreichs eilen müfste.

Von diesen politischen Zukunftsbildern, die offenbar den etwas gebeugten Patriotismus der französischen Leser wieder aufrichten sollen, geht der Pater wieder zur Bewunderung Deutschlands über. „Les Allemands ont le culte de la force et de l'intelligence. Il n'est pas de pays où le militarisme soit plus fortement organisé et la science plus universellement cultivée.“

Er nennt das Genie der Deutschen „une longue patience“ und ihren Hauptcharakterzug eine scharfe Disciplin, die ihm selbst in den ungezwungenen Festen der Studenten ganz unverkennbar aufgefallen ist. Diese beiden nationalen Vorzüge, die Geduld und der Gehorsam, die leider den Franzosen abhanden gekommen sind, befahigen, nach Didons Meinung, das deutsche Volk vor allem zur Schule, zum Studium, zum wissenschaftlichen Arbeiten, ihnen verdankt Deutschland seine hohe und unvergleichliche Bildung.

Damit ist der Dominikaner auf dem Gebiete angelangt, wohin ihn sein ganzer Beruf unabweislich drängte.

Hier auf dem Felde des Unterrichts und der Erziehung beginnt der Pater eine Kritik der französischen Institutionen; hier verlangt er eine unbedingte Reform, eine vollständige Umkehr und Anlehnung an die bewährten Einrichtungen Deutschlands.

Drei Übelstände erkennt Didon an dem französischen Unterrichtswesen.

Der Krebsschaden, an welchem die französische Volksschule kränkelt, und welcher das ganze nationale Leben Frankreichs untergräbt, ist nach seiner Meinung der Mangel am Religionsunterricht. Das Gebrechen der höheren Schulen liegt ferner in einer thörichten Vielwisserei, an einem oberflächlichen encyklöpädischen Studium und an der vollständigen Verkennung ihres rein vorbereitenden Charakters. Unter dem Druck der Schablone und starrer Programme wird die Selbstthätigkeit im Denken und Handeln getötet: „on arrive à perdre peu à peu le sens même de la spontanéité et de l'originalité“, „le programme, en France, est une chaîne qui saisit l'enfant presque au berceau, et qui grandit avec lui, sans l'abandonner un instant,

jusqu'au jour où, devenu homme, il est jugé apte à exercer une profession publique." Und endlich leidet das höchste Unterrichtswesen an der unseligen die Einseitigkeit fördernden Teilung und Spaltung in Specialfakultäten und Internate. Er eifert gegen die Einteilung der philosophischen Wissenschaften in „sciences" und „lettres" „comme si une littérature sans la science et une science sans la littérature pouvaient se concevoir." Diese oberflächliche Scheidung hat nach seiner Ansicht jene Kategorie von Litteraten geschaffen, welche um so mehr schreiben und reden, je weniger sie zu sagen haben. Durch die völlige Trennung und Zersplitterung des höheren Unterrichtes wird das Sektenwesen gefördert und der politische und religiöse Parteisinn grofsgezogen. „Il semble à l'observateur que notre pays soit atteint d'une sorte d'épilepsie, ce mal mystérieux et terrible qui se traduit par d'affreuses convulsions et dont la cause secrète est dans le défaut de coordination cérébrale."

Allen diesen Gefahren bietet das deutsche Unterrichtswesen durch seine vorzügliche Organisation Trotz; hier kann Frankreich von seinem Feinde viel lernen. So wenig auch der aufrichtige Patriotismus und die Überzeugungstreue des Pater Didon bestritten werden soll, so kann man bei einer aufmerksamen Lektüre des Buches doch nicht umhin, in allen Verbesserungsvorschlägen des Verfassers mehr oder weniger deutlich die hierarchischen Absichten eines katholischen Klerikers zu erkennen. Die deutschen Schulen haben nach seiner Ansicht ihre hohe Bedeutung hauptsächlich dadurch gewonnen, dafs hier dem Religionsunterricht das möglichst weite Gebiet zuerteilt worden ist. Daher „Le premier symptôme de vie, c'est notre indomptable foi religieuse."

An die Einreihung der Theologie zwischen die anderen Fakultäten knüpft der Pater fast das Heil des französischen Staates, die Befestigung der wahren Religion und die Hebung der gesamten Kultur. Die religiösen Streitfragen dürfen nicht auf der Strafse verfochten werden, sie gehören dahin, wo „l'élévation des esprits assure l'élévation de la lutte."

Vom Liberalismus erhofft Didon die rettende Hilfe; es giebt nach ihm keine Freiheit im Staate ohne Religion, und nur durch den Katholicismus kann diese ihren Einflufs auf alle Individuen bewahren. Für eine Religion, welche liberal sein will, ist es daher eine unabweisliche Pflicht, ihre Achtung nicht jeder Religion — denn die Religion ist empfänglich für Wahrheit und Irrtum, für Fälschung und Verbrechen — sondern der wahren Religion zu beweisen, welche nur im Katholicismus ihre vollkommenste sociale Organisation erhalten hat.

In dieser Schilderhebung des Katholicismus liegt der Brennpunkt des ganzen Buches, so sehr auch Didon Freiheit und Toleranz predigt.

Didon fordert in Frankreich Unabhängigkeit der Schule von staatlicher Omnipotenz, er verlangt Versöhnung zwischen der theologischen und den übrigen Wissenschaften, er fordert staatliche Anerkennung einer theologischen Fakultät und für den Klerus nicht nur die Verwaltung der Kirche, sondern auch den Eintritt in die Schule. Er hat in Deutschland gesehen, dafs die Universitäten die Träger der nationalen Einheit seien und die nie versiegenden Quellen des Patriotismus. „Quelques désastres qui viennent fondre un jour sur l'Allemagne, les universités seront pour elle l'arche où se réfugiera son génie, pendant la tourmente." Weshalb sollte nicht Frankreich auch diese mächtigen Vorteile ziehen aus einem nach deutschem Vorbilde geschaffenen „Collège universel de France"!

Didon unterbreitet der Regierung diesen Vorschlag. Er will das „Collège universel" in fünf Fakultäten gruppiert wissen: 1. Faculté des sciences religieuses, 2. Faculté de droit, 3. Faculté de médecine, 4. Faculté de philosophie, embrassant la littérature et les sciences naturelles et mathématiques, 5. Faculté économique et politique, comprenant toutes les sciences appliquées au développements des intérêts materiels et sociaux.

Dafs diese ökonomische Fakultät den deutschen Universitäten fehlt, darin sieht Didon die einzige Lücke derselben. Und in dem Bewufstsein, dafs mit dieser Reorganisation des Unterrichtswesens eine neue Ära für Frankreich anheben wird, ruft der Pater aus: „Le jour où nous verrons en France, au-dessus de nos facultés et des hautes écoles speciales, un grand foyer de science universelle, nous n'aurons plus rien à envier à la duche Allemagne."

Didons Buch ist offenbar hastig durchdacht und hastig niedergeschrieben; es ist skizzenhaft, wo man Ausführungen haben möchte, schönrednerisch, wo Thatsachen schlagender sein würden, verschwommen, wo eine scharfe Polemik notwendig wäre, und einseitig, wo man ein unbefangenes objektives Urteil erwartet. Dieser hastigen Abfassung sind auch wohl alle jene Widersprüche zuzuschreiben, in die der Autor durch seine bald vom Patriotismus, bald von Bewunderung für Deutschland getragene Stimmung geworfen wird, und alle die Stellen, in denen sich sein klerikaler Standpunkt, die Objektivität des Buches gefährdend, mit aller Macht hervordrängt.

Dr. E. Joh. Groth.

Parisismen, alphabetisch geordnete Sammlung der eigenartigen Ausdrucksweisen des Pariser Argot. Ein Supplement zu allen franz.-deutschen Wörterbüchern. Von Prof. Villatte. Berlin, Langenscheidt.

Während man ursprünglich unter Argot zunächst nur das verstand, was wir „Rotwelsch" nennen, der Engländer mit „cant" bezeichnet, wird das Wort heutzutage in einer viel allgemeineren Bedeutung für die Ausdrücke gebraucht, wie sie einmal einzelnen Berufsklassen, z. B. den Soldaten, Handwerkern, den Künstlern, den Journalisten, dann aber auch den verschiedenen Gesellschaftsklassen eigentümlich sind, Ausdrücke, die jeder in der betreffenden Sphäre braucht, die aber trotzdem nicht als schriftgemäfs angesehen werden. Es fällt oft mit „jargon" zusammen, ebenso wie im Englischen cant und slang vielfach promiscue gebraucht werden. In diesem Sinne ist die Existenz des Argot wohl international, und wenn Villatte in der Vorrede seiner „Parisismen" den Verfasser des Dict. de la Langue Verte, Delvau, sagen läfst, dafs in Paris jedermann Argot spricht, so läfst sich das wohl — wenigstens in dem Umfange, in dem Delvaus Aussage der Wirklichkeit entsprechen mag — ziemlich von jeder Stadt und von jedem Stand in jeder Stadt behaupten. Wer braucht nicht, wenn er in einigermafsen ungezwungener Situation ist, Ausdrücke, die eigentlich nicht schriftgemäfs sind! Der Student in Deutschland wie in Frankreich, der Soldat, der Künstler, nicht weniger auch der Schulmeister, der doch von Rechtswegen sich stets einer reinlichen, wir meinen korrekten Sprache bedienen soll — sie alle haben ihre eigene Sprache, die der Uneingeweihte, besonders aber der Ausländer, nicht so leicht versteht.

Indes hat es doch mit dem Argot in Frankreich, speciell mit dem Pariser Argot, heutzutage eine besondere Bewandtnis. Wir sagten eben, Argot sei das Kollektiv für alle nicht schriftgemäfsen Ausdrücke. Diese Definition pafst nicht mehr für das Argot in Frankreich. Hier bemüht man sich eben mit aller Macht, dasselbe schriftgemäfs zu machen. Dafs ein Blatt wie das Journal Amusant mit Vorliebe Argot spricht, ist nicht zu verwundern. (Der Herr Verf. scheint sich übrigens doch darüber zu wundern, indem er dieses Blatt mit den im folgenden genannten zusammenstellt.) Schon bezeichnender ist es, dafs regelrechte Zeitungen wie Le Petit Journal, Le Gaulois, Figaro die kräftigen Ausdrücke der Strafse nicht verschmähen. Vor allen Dingen aber ist es ja bekannt, dafs die ganze mächtige Schule

der Naturalisten mit vielem Behagen die duftigen Wörter der Arbeiterviertel reproduziert. Wenn wir aber nun weiter erwägen, dafs auch ganz andere Schriftsteller, wie E. Augier, Sardou, Dumas F., sich nicht scheuen, der Akademie zum Trotz, diese verfemten Ausdrücke anzuwenden, so müssen wir dem Verf. zugestehen, dafs sein Buch sicher eine Lücke in der franz. Lexikographie ausfüllt. Die gewöhnlichen Wörterbücher lassen ja bei der Lektüre, z. B. Zolas, gleich auf den ersten Seiten im Stich, aber auch Sachs (1873 vollendet) genügt nicht mehr, da es in der Natur des Argots liegt, dafs es fortwährend seinen Bestand ändert. Die Unterschrift des dem Vorderdeckel unseres Buches aufgeprefsten Pariser Stadtwappens, des Schiffes, „Fluctuat Nec Mergitur“, pafst vorzüglich auf die Natur des Argots. Jedes Jahr liefert neuen Stoff, jedes politische Ereignis, jede Mode bringt neue Wörter. Sprachreiniger kämpfen verzweifelt dagegen, aber vergeblich: fluctuat nec mergitur. — Es versteht sich von selbst, dafs auch das vorliegende Buch nur eine relative Vollständigkeit aufweisen kann. Ohne Zweifel wird es bei der Lektüre der neuesten französischen litterarischen Produkte die bestmöglichen Dienste leisten.

Wir sprachen oben mit Fleifs zuerst von französischem Argot im allgemeinen; viele von Villatte angeführte Wörter sind durchaus nicht speciell Pariser Ausdrücke, sondern gemeinfranzösisch. Jeder Bauer der Champagne kennt und braucht das Wort „abouler“ = herholen, den Ausdruck „vivre de l'air du temps“, „un amour d'homme“, „amour de chapeau“, „aplatir comme une punaise“, un arsouille“ u. a. Es soll dies übrigens kein Vorwurf sein; es soll damit nur vor dem Irrtum gewarnt werden, in den man sicher leicht verfällt, als ob die von Villatte gesammelten Wörter Specialeigentum der Pariser seien.

Das Interesse, welches die Betrachtung des Argots, besonders des französischen für uns hat, ist ein zweifaches, ein pathologisches und ein philologisches. Als eine Krankheit, die freilich auch ihr Gutes einmal haben mag — es giebt ja solche Krankheiten — mufs man wohl die Bestrebungen der Naturalisten auffassen, die uns mit Vorliebe unter der Überschrift „Wahrheit“ Schmutz bieten und diesen Schmutz natürlich dann auch mit dem richtigen Namen — d. h. mit dem, der ihm von den schmutzigen Leuten beigelegt wird — zu benennen sich verpflichtet sehen. Als eine Krankheit der Sprache mufs man dieses massenhafte Eindringen des Slang in die Schriftsprache auffassen. Wir sagen, dieses „massenhafte“ Eindringen. Denn niemand wird leugnen, dafs eine mäfsige Benutzung volkstümlicher Ausdrücke die Sprache belebt und erfrischt, während akademische Ängstlichkeit dieselbe steif und langweilig macht. — Den Philologen interessiert es, die Bestandteile des Argots zu untersuchen. Der Verf. bespricht die Art und Weise, wie Argot sich bildet, in der Einleitung. Da ist einmal eine Zahl von der alten Sprache angehörigen Wörtern, die man längst gestorben wähnt. Mit dem, was Villatte hier über diesen Punkt sagt, können wir nicht übereinstimmen. „Zum Teil,“ sagt er, „sind es altfranzösische Wörter, die zwar in der guten Sprache veraltet sind, sich aber im Munde des Volkes erhalten, z. B. pécune Geld von pecunia.“ Nach unserem Sprachgebrauch darf man das Wort nicht als altfranzösisch bezeichnen, wenn es sich auch bei altfrz. Dichtern, z. B. Villon, findet. Es ist wohl zu allen Zeiten nicht schriftgemäfs gewesen, es gehört höchst wahrscheinlich zunächst dem Argot der Bursen an (vergl. unser „Moneten“). Lautlich steht es auf der Stufe der mots savants. Als zweites Beispiel führt Villatte an „abéquer füttern, das alte abécher“. Abéquer atzen, von den Vögeln gesagt, ist bis auf den heutigen Tag ein schriftgemäfses Wort; auf Menschen übertragen aber war es stets ein Argotismus. Auch das dritte Beispiel „caner“ pafst nicht hierher. Wenn es auch immerhin dem Argot angehören mag, so kann man es nicht als für die Schriftsprache veraltet ansehen. Wenn Rabelais' „faire la cane“ als Beweis angeführt wird, so sagt dies nichts. — Aber als ein gutes Beispiel hätte Villatte wohl das Wort méchi = meschief Unglück

anführen können. — Dann fährt der Verfasser fort: „Andere entstammen anderen Sprachen, besonders den romanischen.“ Da das Französische auch zu den rom. Sprachen gehört, so wäre vielleicht präciser gesagt worden: den übrigen romanischen. Auffallenderweise führt er aber nun als Beispiel an „cadène von catena die Kette und le faciès Gesicht, direkt aus dem Lateinischen“. Das Latein gehört doch nicht zu dem, was man sonst „romanische Sprache“ nennt. Was aber cadène selbst angeht, so steht es auf der Stufe von pécune. — Eine grofse Zahl Argotismen lieferte nun weiter das Englische und das Deutsche. Dem ersteren gehört neben zahlreichen Sportausdrücken z. B. auch das der Zunge gefährliche Wort „haoudouiller“ = „how do you do sagen“ an. Dem letzteren sind Wörter entnommen wie bock, nase, nix, schlaguer und das uns urgemütlich klingende „faire schloff“. Drollig scheint es übrigens, nebenbei bemerkt, wenn vor einiger Zeit ein Korrespondent der Berliner Täglichen Rundschau in einer Plauderei über Pariser Argot mit einiger Gereiztheit darauf hinweist, dafs das Sauerkrautessen von den Parisern als das innerste Wesen, als der Kern des Deutschtums angesehen werde, dafs infolge dessen choucrouter an der Seine dasselbe bedeutet wie „deutsch sprechen“, „ein Deutscher sein“. Wir wissen ja nun einmal, dafs unsere Nachbarn jenseits der Vogesen ebenso wie jenseits des Kanals so unglücklich sind, dieses edle Gericht wenig würdigen zu wissen. Das thut uns leid; aber zürnen deswegen? Wir erinnern dabei an die hübsche Stelle in Tom Brown's Schooldays, wo das Sauerkraut etwa als das achte Weltwunder hingestellt ist. Der Verfasser tadelt seine Landsleute, die alle Wunder der Welt gesehen haben, aber ihre heimatlichen Berge und Thäler nicht kennen. Ihr segelt nach dem hohen Norden, ihr seid in der Kapstadt zu Haus, ihr kennt die Wunder Indiens — „you know the taste of sourcrout.“

Eine beliebte Art, Argotismen zu bilden, so fährt Villatte fort, ist die durch Aphärese, z. B. cipal = municipal, oder durch Apokope, z. B. démoc = démocrat. Man vergl. damit das englische bus = omnibus, photo-, exam-. Ferner entsteht Argot, indem weggelassene Endsilben durch andere ersetzt werden. So hört man déguismuche oder déguismar = déguisement, préfectanche = préfecture.

Bei weitem natürlicher ist es, wenn Argotismen durch Substitution entstehen, wenn z. B. der Ortsname statt des dort fabrizierten Tuches oder le bleu für Rotwein steht, oder wenn Tier- und Pflanzennamen auf Menchen übertragen werden. Diese Wörter haben immer die meiste Aussicht, bald zu schriftgemäfsen zu avancieren. — Aber endlich finden sich auch sprachliche Scherze, bei denen jedes Interesse aufhört und die nach unserer Ansicht der Herr Verf. wohl etwas zu ernst, zu respektvoll behandelt. Es würde wohl genügt haben, einfach auf diese Kalauer möglichst kurz hinzuweisen. Dahin gehören Ausdrücke wie souliers seize, Schaffouse, salade.

Endlich müssen wir noch bemerken, dafs einige Wörter aufgefallen sind, die doch unmöglich zum Argot gerechnet werden können. So „se livrer à la boisson“ = sich dem Trunke ergeben; es ist doch dies der regelrechte Ausdruck! Oder „auteur de ses jours“ = Vater, „architecte de l'univers“. Das sind doch keine Argotismen!

Wir glauben übrigens, dafs der Herr Verfasser keine leichte Arbeit gehabt hat. Wir meinen nicht das Sammeln der Wörter, welches selbstverständlich mühselig ist. Es giebt in dieser Art von Sprachschatz eine grofse Zahl von Wörtern, die zwar jedermann kennt, die aber doch niederzuschreiben die Feder sich etwas sträubt. Doch durften sie nicht weggelassen werden, wenn anders das Werk vollständig sein und seinen Zweck erfüllen sollte, und Grimm hat sicher recht, wenn er die übelangebrachte Enthaltsamkeit der Wortsammler schilt, die das Geschäft des Sammelns so unnötigerweise erschweren. Aus dem angedeuteten Grunde aber mag man dem Recensenten erlauben, den guten Rat auszusprechen, das Buch, welches mit

seiner hübschen Ausstattung den Schein erwecken könnte, als ob es der „schönen Litteratur“ angehöre, zu hüten, dafs es nicht von „schönen Händen“ geöffnet werde. Kühne.

Zwei neue Übersetzungen englischer Dichter. 1) Edm. von Beaulieu-Marconnay, Aus beiden Hemisphären (Bd. X der Dichtungen des Auslands). Leipzig, W. Friedrich, 1882. 280 S. 12°.

Eine reiche Ernte der schönsten Ähren neuerer englischer Dichtung von Byron und Th. Moore an bis auf Zeitgenossen von bestrittenem Talent herab ist uns hier geboten. Im ganzen sind zweiundzwanzig britische und elf amerikanische Poeten vertreten. Welche Anforderungen man an deutsche Nachdichtungen zu stellen berechtigt und verpflichtet ist, darüber ist nach den meisterhaften Leistungen von Verszauberern wie Ferdinand Freiligrath wohl kein Zweifel mehr; denn so nachsichtig man gegen metrische Übersetzungen in sprödere Sprachen sein darf, ebenso streng mufs der an deutsche Nachdichtungen gelegte Mafsstab sein, zumal wenn der neuere Dichter sich an Stücke wagt, die ein bekannter Meister bereits übertragen hat.

Von diesem Standpunkte aus kann sich ein gerechter Kritiker mit Beaulieu-Marconnays Verdeutschung des ergreifenden Liedes vom Hemde nicht befriedigt erklären. Man höre:

1) Thomas Hood.	2) Freiligrath.	3) Beaulieu-Marconnay.
I. With fingers weary and worn,	I. Mit Fingern mager und müd,	I. Die Finger müd und matt,
With eyelids heavy and red,	Mit Augen schwer und rot,	Die Lider rot und schwer,
A woman sat, in unwomanly rags	In schlechten Hadern safs ein Weib	Ein Weibsbild (!) sitzt in Lumpen gehüllt;
Plying her needle and thread —	Nähend fürs liebe Brot.	Die Nadel fliegt hin und her.
Stitch! stitch! stitch!	Stich! Stich! Stich!	Näh — näh — näh (!!!)
In poverty, hunger and dirt,	Aufsah sie wirr und fremde,	In Elend, Hunger und Drang;
And still, with a voice of dolorous spitch	In Hunger und Armut flehentlich	Doch mit der Stimme voll klagendem Weh
She sang the „song of the Shirt“:	Sang sie das „Lied vom Hemde“.	Das „Lied vom Hemd“ sie sang:
II. „Work! work! work!	II. „Schaffen! Schaffen! Schaffen!	II. Schaff — schaff — schaff
While the cock is crowing aloof!	Sobald der Haushahn wach!	Von früh, wenn die Hühne schrein,
And work! work! work!	Und Schaffen, Schaffen, Schaffen,	Schaff — schaff — schaff
Till the stars shine through the roof!	Bis die Sterne glühn durchs Dach!	Bis die Sterne lugen herein!
It's oh! to be a slave	O, lieber Sklavin sein	Das heifst ein Sklave (!!) sein,
Along with the barbarous Turk,	Bei Türken und bei Heiden,	Wie draufsen im Türkenreich,
Where woman has never a soul to save,	Wo das Weib keine Seele zu retten hat,	Wo auch die Weiber nach Freiheit schrein,
If this is Christian work!“	Als so bei Christen leiden!“	Wenn solch Werk christengleich!

Man sieht eben, es kann nicht jeder ein Freiligrath sein. Ohne auf Freiligraths Unfehlbarkeit zu schwören, wird jeder wohl am besten von Gedichten seine Hände lassen, die durch jene Meisterhand gegangen. Auf das Einzelne braucht Ref. nicht hinzuweisen, auf das unglückselige Näh — näh — näh für stitch — stitch — stitch, auf die Wiedergabe von a woman sat in unwomanly rags, wo Freiligrath in echt englischer Empfindung die Begriffe Weib und **schlecht** einander entgegenstellt, auf die Störung der Allitteration im ersten Vers etc. etc. Jeder poetisch Fühlende wird den weiten Abstand empfinden, und jede Strophe wird zeigen, dafs doch das Lied vom Hemd in Beaulieu-Marconnays Nachdichtung verwässert wurde.

Nicht viel besser wird der gröfsere Teil der folgenden Nachdichtung von Byrons Lied „When we two parted“ begeistern können:

Als weinend wir schieden,
Und wortlos vor Schmerz
Auf Jahre uns mieden —
Fast brach uns das Herz:
Deiner Wangen Entfärben,
Dein Kufs, ach! so kühl —
Wahrsagten mir herben
Kummers Gefühl.

Der Morgentau kühlte
Mir *fröstelnd das Haar* — (vgl. Orig.)
Was ahnend ich fühlte,
Wird heute mir klar.
Du brachst mir die Treue,
Dein Ruf ist verletzt —
Nur Scham weckt und Reue
Dein Name mir jetzt. —

Und hör ich dich nennen —
Wie lautet's so trüb! —
Durchzuckt mich ein Brennen —
Was warst du so lieb (!) —
Wer weifs, was wir wissen?
Wir wissen's zu gut;
Lang werd ich dich missen
Voll heimlicher Glut.

Still durft ich dich minnen,
Stumm klag ich voll Schmerz,
Dafs treulos dein Sinnen,
Vergefslich dein Herz.
Mag einst ich dich sehen,
Wenn Jahre herum:
Dann siehst du mich stehen
In Thränen und stumm.

Gleichwohl wäre es unbillig, nach Kenntnisnahme von diesen und anderen Proben, der Arbeit des Verfassers die gebührende Anerkennung zu versagen und die stattliche Anzahl wirklich gelungener Nachdichtungen zu ignorieren. Bei etwa achtzig Gedichten darf schon eines oder das andere minderwertig sein, ohne dafs des Dichters Ruf dadurch gefährdet ist. Namentlich für Th. Moore scheint mir B.-M. den Ton des Originals glücklich getroffen zu haben, wie in: „Du liebst nicht mehr“, oder „Oft in der stillen Nacht“. Was er an Freiligrath gesündigt, macht er reichlich durch diese treffliche Nachdichtung Byrons wieder gut:

Nur einmal blick ich auf zu dir,
Zu dir ein einzigmal!
Seitdem erblick ich ringsum schier
Nur dich allüberall!

Ob Schlummer gleich mich nachts umfängt,
Zum Tag wird mir die Nacht;
Das Glück, das mir der Traum geschenkt,
Bleibt Traum, bin ich erwacht.

Verhängnisvoller Traum! — Dich trennt
Ein Abgrund ja von mir;
Die Sehnsucht aber wacht und brennt —
Doch Friede sei mit dir!

Der gröfste Wert der anmutigen Sammlung liegt aber in der Verdeutschung von Liedern, deren Originale dem gebildeten Publikum — für

dieses ist sie ja bestimmt — nur schwer oder gar nicht zugänglich sind. Mancher wird da mit einem ihm bisher unbekannten Dichter Freundschaft schliefsen und dem formgewandten Vermittler der fremden Dichtung Dank wissen.

2) Dr. Gustav Legerlotz, Metrische Übersetzungen aus antiken und modernen Dichtern. Programm des Gymnasiums zu Salzwedel 1884.

Aus dem reichen Schatze, den diese wenigen Blätter als Fortsetzung zur 1882er Festschrift des Salzwedeler Gymnasiums bieten, wollen wir hier nur die Nachdichtungen englischer Stücke hervorheben. Den ersten Teil der metrischen Übersetzungen hat Unterzeichneter im Magazin 1883 (p. 418 ff.), aus dem vorliegenden zweiten Teile die Bérangerverdeutschungen im Schlufsheft dieses Jahrganges der Franco Gallia besprochen. Das dort ausgesprochene unbeschränkte Lob kann Referent auch den Übersetzungen aus dem Englischen erteilen. Besondere Anerkennung scheinen ihm vor allen die Stücke aus Robert Burns zu verdienen, einmal wegen der eigenartigen Schwierigkeiten der Aufgabe, und dann wegen der originellen Art, wie der Verfasser dieselbe gelöst hat. Abgesehen davon, dafs er den beiden Erfordernissen möglichst getreuer Wiedergabe und künstlerischer Formvollendung im ganzen Umfang genügt, hat Legerlotz zur Wahrung des ursprünglichen Kolorits die schottischen Redensarten des Originals durch schwäbische Dialektformen und altertümelnde Provinzialismen wiederzugeben gesucht. Wir müssen in der That gestehen, dafs der auf diese Weise uns mundgerecht gemachte Burns sich sehr sympathisch ausnimmt.

Ein Beispiel mag genügen:

Sichts Obedsternli ob dem Bühl
Zum Pferch die Melkrin streben, o,
Und müd und matt den Ackerstier
Vom Brach sich heimwärts heben, o:
Am Fliefs do drunte, wo voll Duft
Tauschwere Birken beben, o,
Do treff i dich am Grasrech,
Mei Schatz, mei Leben, o.

Zur Geisterstund e düstre Schluft
Durchschweift i sonder Beben, o.
Wann diese Schluft zu dir mich führt',
Mei Schatz, mei Leben, o.
Und wär die Nacht au no so wild,
Und ich todmüd doneben, o,
I träf di doch am Grasrech,
Mei Schatz, mei Leben, o.

Der Jäger liebt die Früh, wenn kaum
Sich Hirz und Hind erheben, o:
Der Mittag sieht beim Fliefs im Thal
Den Fischer emsig weben, o.
Mir gebt das graue Schummerlicht,
's macht süfs mei Herzli beben, o;
Do treff i di am Grasrech,
Mei Schatz, mei Leben, o.

Als beabsichtigten Gegensatz zu dieser schlichten Naturpoesie hat Gustav Legerlotz unmittelbar darauf zwei Stücke aus Byrons Hebräischen Melodien übertragen, um zu zeigen, dafs auch diese Saiten in seiner Leier nicht fehlen. Dankenswert ist ferner der zum erstenmal vollständig wiedergegebene Vesperchor von Th. Moore, dessen erste Strophe bei Freiligrath unvollständig geblieben ist:

Horch, der Vesperchor! Wie schwebt er
Übers Wasser lind und sacht,

Näher, immer näher strebt er,
Schlägt jetzt an das Ohr mit Macht.
Jubilate, Amen!
Ferner, immer ferner schwebt er
Und verklingt dem Ohre sacht.
Jubilate, Amen!
Bald wie müde Mondscheinwellen
Am Gestade stirbt sein Schall;
Bald wie grimmer Brandung Schwellen
Grollt des vollen Liedes Hall.
Jubilate, Amen!
Wieder jetzt wie müde Wellen
Am Gestade stirbt sein Schall.
Jubilate, Amen!

Diese beiden Proben sprechen für sich. Es wäre jammerschade, wenn solche frische und anmutige Dichtungen in einem Gymnasialprogramm begraben blieben, um neben der sonst in solchen Schriften niedergelegten Weisheit in einem Winkel zu vermodern. Der Autor ist es dem deutschen Publikum schuldig, die zerstreuten Proben seiner Kunst gesammelt herauszugeben.

Eduard Engel, Geschichte der französ. Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Leipzig, W. Friedrich, 1883. 544 Seiten.

Wenn dieses Referat über das vielfach besprochene und verschieden beurteilte Buch etwas post festum kommt, so ist dies aus dem Umstande zu erklären, dafs der Unterzeichnete bei der grofsen Zahl der gewichtigen Urteile allgemein bekannter und geachteter Fachmänner oder Journalisten seine Ansicht für überflüssig und sein Schweigen für angemessener und bescheidener hielt.

Indessen scheinen wieder einmal von sämtlichen Kritikern die meisten Engels sympathisches Buch vielleicht durchblättert, einige halb oder ganz durchgelesen zu haben; — eingehend studiert und beim Studium sorgsam kontrolliert hat es sicherlich kein Einziger aus der grofsen Zahl.

Um nicht mehrfach Gesagtes zu wiederholen, will Referent hier nicht auf Inhalt und Wert von Engels Litteraturgeschichte eingehen. Beim gröfseren Publikum hat sie ja den gebührenden Beifall sich selbst errungen, und wird so wesentlich dazu beitragen, die oberflächlichen und oft geradezu verblüffenden Urteile der Gebildeten und leider auch vieler Gelehrten über neuere französische Litteratur zu redressieren.

Damit aber Engels Werk ein wirklich zuverlässiger Führer sei, müssen bei der neuen Auflage vor allem die noch von keinem Kritiker bemerkten Fehler in den Zahlenangaben zur neueren Litteratur verschwinden, welche stellenweise so in die Augen springen, dafs wir einen grofsen Teil dieser Sünden auf Kosten des bekannten Teufelchens im Setzkasten setzen möchten. Die Zuverlässigkeit der Zahlen in den anderen Abschnitten hat Referent nicht eingehend geprüft.

Die Zahlenirrtümer Engels, bzw. des Setzers betragen hier und da zehn, ja zwanzig Jahre, so bei Sismondi und Madame de Genlis, als deren Geburtsjahre 1793, bzw. 1764 angegeben werden statt 1773 und 1746. Bei Souvestre und Lamennais ist 1854 als Todesjahr zu setzen statt 1864; bei Engel wird Leconte de Lisle erst 1828 geboren, statt 1818; Cormenin (nicht é) stirbt bei ihm schon 1858 statt 1868.

Beide Zahlen sind falsch bei:

1) Beyle (Stendhal)	1776—1844	statt richtig	1783—1842,
2) Michelet	1795—1876	„ „	1798—1874,
3) Philarète Chasle	1799—1874	„ „	1798—1873,
4) Madame de Genlis	1764—1831	„ „	1746—1830,
5) Scribe	1792—1860	„ „	1791—1861.

Für eine Reihe anderer Schriftsteller enthält Engels Buch ein unrichtiges Geburtsjahr, z. B.:

1) Courier 1774 (für 1773); 2) X. de Maistre 1763 (1764); 3) Vigny 1797 (1799); 4) Th. Gautier 1811 (1809); 5) Louis Blanc 1813 (1811); 6) Ponsard 1812 (1814); 7) Fr. Coppée 1841 (1843) etc. etc.

Das Todesjahr allein erlitt ähnliche Änderung bei folgenden:

1) J. Janin 1867 (statt richtig 1874); 2) E. Quinet 1877 (1875); 3) Guizot 1876 (1874); 4) H. Patin 1873 (1876); 5) Brizeux 1859 (1858); 6) V. Cousin 1866 (1867); 7) Lanfrey 1878 (1877); 8) G. Planche 1856 (1857); 9) J. J. Ampère 1865 (1864) etc. etc.

Aufserdem dürfte noch folgendes moniert werden:

1) Der Name Arthenice wurde nicht deshalb von der edlen Herrin des Hôtel Rambouillet gewählt, weil er „wenigstens leidlich griechisch klang und das jener Gesellschaft genügte“, sondern lediglich als Anagramm ihres Namens Catherine.

2) Von den beiden Lebrun erwähnt Engel nur den Lyriker Ecouchard Lebrun. Auch der biedere Übersetzer Schillerscher Dramen Pierre Lebrun (geb. 1785) macht Anspruch auf eine Stelle im Parnafs. Dafs beide auch miteinander verwechselt werden können, zeigt der Weidmannsche Herausgeber von Lanfrey (Anm. 42 zu S. 140). — Ebenso hätte zu Lemercier (1771, nicht 1772—1840) der Vorname Nepomucène gesetzt werden können zur Unterscheidung vom nicht so obskuren Sébastien Lemercier.

3) Der verstümmelte Name Schillers auf dem Ehrenbürgerdiplom, das er etwas später als Klopstock, Pestalozzi, J. H. Campe u. a. erhielt, heifst nicht Gilles, sondern Gille, ohne s.

4) Die Bezeichnung Benjamin Constants als „ganz gesinnungslosen politischen Schriftsteller“ ist ganz unrichtig. Vergl. von den vielen Quellen besonders Lanfrey, Hist. de Nap. II., 102 ff, 124 ff. Ebenso falsch ist die harte Verurteilung des vortrefflichen Handbuches von Demogeot (p. 533).

5) Barante hat keine Hist. de la Convention et du Directoire herausgegeben, sondern 1852 eine Hist. de la Conv. in sechs und 1855 eine Hist. du Dir. in drei Bänden.

6) Thiers' Hist. de la Rév. (1823—1827) hat nicht acht, sondern zehn Bände; ebenso Michelets gleichnamiges Werk nicht sieben sondern sechs, und seine grofse Hist. de France nur 16, keine 17 Bände.

Schliefslich seien noch die geringfügigen Druckfehler erwähnt S. 407, 489, 520, 522, 527, 533.

Hermann Isaac, Lernbuch für die frz. unregelmäfsigen Verba. Berlin 1884. Friedberg & Mode. 46 S. 8⁰.

Ein praktisches und schon durch die äufsere Einrichtung, dafs jedes Verbum in eine Tabelle von bestimmter Gröfse gebracht wurde, sich günstig präsentierendes Büchlein, was zwar der Recensent der Badischen Schulblätter (I, 20) tadeln zu müssen glaubt. Neun höchst einfache Lautgesetze — Ciala-Bihler hat elf — gewähren dem Schüler einen Einblick in die Werkstätte der Sprache und erleichtern das Entwickeln jeder Form aus

dem unbedingt zugleich mit dem Infinitiv zu erlernenden Präsensstamm. Man lasse also lernen: *faire*, fais-; *plaire*, plais-; *écrire*, écriv-; *connaître*, connaiss-; *craindre*, craign- etc. etc., wie im Griechischen τάσσω (ταγ-), πλάσσω (πλατ-), und man wird weiter kommen als mit der bisherigen Methode. Hierin geben wir Isaac unbedingt recht.

Die von Isaac gewählte Gruppierung ist geschickt, und die typographische Einrichtung, wie oben betont, sehr übersichtlich. Einige Redensarten am Fufse jeder Tabelle erhöhen noch die Brauchbarkeit des Heftchens, ebenso die 23 Schlufsbemerkungen, obschon selbst diese auf eine geringere Anzahl hätten reduziert werden können.

Von Versehen notieren wir den Druckfehler aquérir (S. 30), sowie bei Lautgesetz 8 (s wird x nach au und eu) die Auslassung von *je meus* und *j'absous*, bei Gesetz 9 (oi des Infinitiv fällt aus beim Futur) aber das Fehlen der vokalisierten Formen *aurai*, *saurai* und des assimilierten *pourrai*.

Voltaire, Histoire de Charles XII. Texte complet, revu avec soin, suivi de notes. Bremen, M. Heinsius, 1884. 256 S. 8°.

Eine neue Ausgabe des in deutschen Schulen so beliebten und lange neben Télémaque alleinherrschend gewesenen Charles XII. scheint auf den ersten Blick kaum dringend nötig. Denn einmal sind die vorhandenen Ausgaben mit und ohne Noten genügend, und zweitens ist bei der Masse des von den überall neu auftauchenden Schulbibliotheken und Sammlungen für den neusprachlichen Unterricht gebotenen neuen Stoffes der gute alte Charles XII. etwas in den Hintergrund getreten. Indessen ist diese Ungnade wohl nur vorübergehend, und bald dürfte Voltaires Meisterwerk wieder den gebührenden Platz in der Sekundalektüre einnehmen.

Die Heinsiussche Ausgabe zeichnet sich vor allen durch den vollständigen Text mit Voltaires Originaleinleitung zur ersten Auflage und den Briefen an den Marschall Schulenburg und den schwedischen Historiker Norberg, sowie durch korrekten und scharfen Druck aus. Ferner sind im Anhang (pag. 235—253) zahlreiche grammatische und sachliche Noten nach den besten Kommentatoren (Brochard-Dauteuille, Genouille, Laveaux, Beaujean etc.) in französischer Sprache zugefügt. Für den Schulgebrauch ist die fortlaufende Numerierung der einzelnen Abschnitte sehr angenehm. Somit kann die Heinsiussche Ausgabe zum Gebrauch auf höheren Lehranstalten bestens empfohlen werden.

Baden-Baden. Joseph Sarrazin.

Zwei Recensionen der Vita Alexandri Magni interprete Leone archipresbytero Neapolitano. Von Karl Kinzel. Berlin 1884. Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Berlinischen Gymnasiums zum Grauen Kloster. Ostern 1884. 33 S. 4.

Die Quelle für das Alexanderlied Lamprechts ist das (von Müller herausgegebene) Werk des sogenannten Pseudo-Kalisthenes über Alexander des Grofsen Thaten und Leben in der lateinischen Bearbeitung durch den neapolitanischen Archipresbyter Leo. Eine Ausgabe von diesem letzteren lateinisch in Prosa geschriebenen Werke steht erst noch zu erwarten. Dieselbe in einer gewissen Vollständigkeit zu geben, würde deshalb nichts Leichtes sein, weil das Buch im Mittelalter sich einer grofsen Beliebtheit erfreute und somit in verschiedenen, bald eifrig und redselig aufgeputzten

und verlängerten, bald verkürzten Fassungen umlief. Der Verfasser der vorliegenden die lateinischen Texte untereinander und mit dem griechischen des Pseudo-Kallisthenes vergleichenden Untersuchung ordnet die Überlieferung von Leos Schrift in folgender Weise:

Mit Ausfeld (Über die Quellen von Rudolf von Ems Alexander, Programm von Donaueschingen 1883) setzt er die Bamberger Handschrift dem Original sehr nahe. Ihr nahe steht ihm die Münchener Hs. Eine zweite Gruppe bilden die Pariser Handschriften. Eine dritte Gruppe eröffnet eine, wie es scheint, noch unbenutzte Berliner Hs., zu welcher dann noch sieben alte Drucke gehören. Der Verfasser vergleicht nun die Quellen untereinander in neunundneunzig Punkten der Sage (und Geschichte) in eingehender Weise, so daſs auch irgendwie bedeutsame und wohl selbst unbedeutsame Abweichungen in wichtigen Worten nicht übergangen werden. Für die Erweiterungen werden vielleicht nach der Meinung des Verf. zuweilen noch Quellen ausfindig zu machen sein, oft aber wird sich der natürliche Grund derselben leicht erraten lassen. Der Stoff einer solchen Untersuchung, wie sie der Verf. hier anbahnt und gern weitergeführt sähe, ist, versteht sich, fast endlos. Denn billig wäre doch die Frage: was scheint von diesen wunderbaren Sagen in den Quellen des Altertums ganz und gar zu fehlen, was kann sich aus denselben und aus Wissen und Glauben des Altertums entwickelt haben und was nicht, und woher dieses letztere?

Marcus Landau, Die Quellen des Dekameron. Zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Stuttgart 1884. XVIII und 345 Seiten nebst zwei Übersichtstafeln.

Das schon in der geringeren Ausdehnung der ersteren Auflage anziehende Werk Landaus über die Quellen des Dekamerone hat in der neuen Gestalt durch die groſsen Fortschritte, welche Forschung und Quellenveröffentlichung auf dem Gebiete der Sagen in neuester Zeit gemacht haben, auſserordentlich gewonnen. Seite IX—XIV enthalten eine Übersicht der Hauptquellen, welche nachher in Text und Anmerkungen noch manchen genaueren Nachweis erhalten. Die Erfolge der besten neueren Untersuchungen sind dem Buche, soweit es der vorliegenden Aufgabe diente, einverleibt, z. B. die des Guido Biagi über die italienischen Cento novelle antiche. Der Möglichkeit früherer Volkserzählungen, z. B. im Munde von Juden, wird hier und da mit Recht Raum gegeben; es könnte wohl öfter auch bei anderen Völkern geschehen. Der Gesamtstoff ist unter folgende Gesichtspunkte verteilt: Orientalisches, Französisches, Italienisches, Religiöses, Antikes, Historisches: unter dem Antiken ragen die Alexanderromane hervor, unter dem Historischen die Künstleranekdoten. Die Darstellung ist durch auf die Erzählungen eingehende Deutlichkeit fesselnd.

Islendzk Æventyri, Isländische Legenden, Novellen und Märchen herausgegeben von Hugo Gering. Erster Band: Text. Halle a. S., Buchhdg. des Waisenhauses, 1882. XXXVIII und 315 S. Zweiter Band: Anmerkungen und Glossar mit Beiträgen von Reinhold Köhler. Halle a. S. 1884. LXXVI und 396 Seiten.

Die nun in ihrer Vollständigkeit vorliegende Sammlung der isländischen Novellen von Hugo Gering ist ein in Erstaunen setzender Schatz. Dem Kenner des Isländischen wird ein schöner groſser alter Text nebst eingehendem Glossar (255—340 S.) geboten. Wer es ablehnt, sich hierauf

einzulassen, dem geben die Anmerkungen (p. 1—252) eine auf reiche Fach- und Litteraturkenntnis gestützte Mitteilung vieler zusammengehöriger Sagen. Diese Anmerkungen enthalten jede der Geschichten des isländischen Textes in einem ausführlichen deutschen Auszuge, der oft zu einer vollständigen Übersetzung anwächst. Die Geschichten, in einer hübschen, mäfsig breiten Sprache abgefafst, bilden ein schönes Seitenstück zu den Cento novelle antiche der Italiener und ähnlichen Sammlungen, nur haben sie ein wesentlich geistlich-mönchisches Gepräge. Die Erzählungen werden meistens durch den Dominikanermönch, nachmaligen Bischof, Jón Halldórsson nach Island gebracht worden sein. Derselbe liebte es, sein Erzählungstalent glänzen zu lassen, selbst auch in Predigten, und werden die Geschichten von mehreren Verfassern, die sie von ihm selbst gehört hatten, aufgezeichnet sein. Jón Halldórsson scheint in die zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts zu gehören, und jener Aufzeichner nimmt der Verf. vier an, welche er nach Sprache, Redefiguren, Allitterationen sorgfältig unterscheidet. Die Nachweise der Quellen zu den einzelnen Geschichten oder die Zusammenstellung verwandter Sagen hat besonders Reinhold Köhler gegeben. Anderwärts bekannte Sagen erhalten hier zuweilen eine wertvolle Vervollständigung, wie z. B. die Erzählung der Cento novelle antiche von den drei kostbaren Steinen in der Weise, dafs wir erfahren, der erste der drei habe die Eigenschaft, an einem Haufen Goldes gelegt dasselbe zu verdoppeln, der zweite unverwundbar zu machen. Der zweite Band enthält auch noch (p. 341—392) einen Anhang von lateinischen und altenglischen zur Sache gehörigen Texten.

Philipp Wolff, Arabischer Dragoman, Grammatik, Wörterbuch, Redestücke der neuarabischen Sprache. Ein Handbuch für Reisende in Ägypten, Palästina und Syrien, sowie für Studierende der arabischen Sprache. Dritte gänzlich umgearbeitete Auflage. Leipzig 1883. VII und 369 S. kl. 8°.

Wolffs arabischer Dragoman hat in der dritten Auflage sich aufserordentlich vervollkommnet und verbessert, so dafs er wirklich dem Freunde dieser Sprache sehr viel Neues und Wertvolles bietet: eine neue Reise des Verfassers und wertvolle Beihilfen sind in angenehmer Weise zu verspüren. Die nur 77 Seiten umfassende Grammatik ist doch etwas Eingehendes; hier sowie auch in den folgenden Abschnitten erfreuen aufserordentlich die Nachrichten über Eigenheiten dieses und jenes Landes, dieser und jener Stadt. Das deutsch-arabische Wörterbuch p. 77—323 ist sehr reich und im ganzen wohl dem Bedürfnis des Reisenden und Anfängers entsprechend; auf Etymologie und genaue Verdeutschung könnte hin und wieder noch mehr eingegangen sein. Unter den Redestücken giebt es sehr wertvolle, wie die Ausrufe, Sprichwörter, Anrufe und Anreden. Dafs aber alle Dichtung hier ganz ausgeschlossen ist, scheint mir nicht ganz richtig; ein paar kurze Probestücke würden dies Buch manchem noch lieber gemacht haben, und vor allem vergesse niemand, wie sehr jedem Anfänger ein paar leicht fafsliche (und deren giebt es doch auch) Verszeilen willkommen sind, wie sie sich dem Gedächtnis anklammern, und wie an diese wiederum sich das Nötige und Nützliche anhängt. Der arabische Druck ist schön, reichlich mit Vokalen versehen, aber durchgängig steht die Aussprache in lateinischen Buchstaben daneben. Wer also in der Lage sein sollte, aus diesem Buche erst lesen zu lernen, den dürfte die zu grofse Erleichterung leicht vom Ziele fern halten. Der Reisende wird überhaupt gut thun, sich die Sache nicht zu leicht vorzustellen, leichter wird es dem Buche immer werden, den nicht für praktische Zwecke Suchenden zu erfreuen und zu befriedigen. Welche hübsche Belehrung unter anderen ist hier über den

Tonfall zu finden! Freilich hat ja der Reisende bei einigem Ernste wieder unendliche Hilfszuflüsse in Aussicht. Auch die Aussprache ist recht klar gegeben, doch kann dies wohl nicht von der Erklärung gelten: ق ähnelt dem Laute, mit welchem geborene Leipziger das K in König aussprechen; nur prefst sich beim ق der Gaumen stärker zusammen.

H. Buchholtz.

Aufsätze technischen und historischen Inhalts zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische. Von Dr. A. Krefsner. Baden-Baden, O. Sommermeyer, 1884.

Der Herausgeber dieser zum Gebrauche für die obersten Klassen der höheren Lehranstalten bestimmten Aufgaben ist den Lesern des Archivs als ein tüchtiger Kenner der franz. Sprache und Litteratur wohl bekannt, und da er sich auch als Lehrer an verschiedenen Unterrichtsanstalten bestens bewährt hat, so konnte man von vornherein in einem Hilfsbuche, wie dem vorliegenden, eine durchaus gute Leistung erwarten. Ref. sah sich in dieser Voraussetzung zu seiner Befriedigung nicht getäuscht. — Die meisten ähnlichen Bücher bringen nur Stücke, welche aus dem Französischen ins Deutsche übersetzt sind und nun zurückübersetzt werden sollen. Dafs die Bewältigung einer solchen Aufgabe für die oberste Lehrstufe nicht ganz genügt, liegt auf der Hand, und es kann deshalb nur gebilligt werden, dafs Herr Krefsner grofsenteils deutsche Originalstücke vorlegt und dabei sich nicht, wie das gewöhnlich geschieht, auf Biographien, Erzählungen u. s. w. beschränkt. Er will auch solche Stoffe heranziehen, welche jenen Wissenschaften angehören, die auf Realgymnasien und Gewerbeschulen einen Hauptgegenstand des Unterrichts bilden, und so finden wir denn neben Abschnitten historischen und erzählenden Inhalts eine geschmackvolle Auswahl von Artikeln über Naturgeschichte, Astronomie, Chemie, Mineralogie und Erdbeschreibung, welche sich nicht nur sehr gut lesen, sondern auch für recht tüchtige Schuler wohl geeignet sind und die in den unten stehenden Noten und Winken den Beweis liefern, dafs der Verf. zu unterrichten versteht. Hin und wieder will es uns scheinen, als ob die Aufgaben ein wenig zu schwer seien und als ob namentlich eine, wenn auch nur geringe, Vermehrung der leitenden Anmerkungen angezeigt oder wünschenswert wäre. Die Praxis dürfte indessen über diesen Punkt erst einen sicheren Anhalt gewähren. Indem Ref. das Büchlein den Amtsgenossen zur Beachtung empfiehlt, fügt er nur noch den Wunsch hinzu, dafs der Verf. bei einer spateren neuen Auflage die Zahl der leichteren Abschnitte noch etwas vermehren möchte. Die äufsere Ausstattung des Werkes ist recht gut, und der Preis von 1 Mk. 20 Pf. äufserst billig.

Ferd. Avenarius, Deusche Lyrik der Gegenwart seit 1850. Dresden, L. Ehlermann.

Vorliegende „aus den Quellen“ geschöpfte Anthologie, welche der Verf. mit biographischen und bibliographischen Notizen versehen hat, kann mit Recht eine Charakteristik unserer lyrischen und lyrisch-epischen Dichtung seit 1850 genannt werden; sie berücksichtigt demnach unter den Dichtern auch weniger bedeutende und will in bescheidener Weise rücksichtlich der hervorragenden poetischen Geister nur als Hinweisung dienen. Ein ganz besonderes Interesse gewährt die Sammlung dadurch, dafs der Herausgeber sich von jedem Gedichte die Erlaubnis zur Veröffentlichung seitens der Verfasser erbeten, deren Veränderungen berücksichtigt und namentlich einzelne Strophen und Verse eingehend mit ihnen besprochen hat. Wir erhalten

hier eine reiche Fülle wahrer Poesie und können nur wünschen, dafs das schöne Buch weite Verbreitung finde und anregend wirken möge, ein Wunsch, der übrigens um so wahrscheinlicher in Erfüllung gehen dürfte, als die Verlagshandlung das Werk bei sehr mäfsigem Preise wirklich prachtvoll ausgestattet hat, so dafs es sich auch seinem Äufseren nach zur Benutzung als Festgeschenk ganz vorzüglich eignet.

Petit Vocabulaire français pour servir aux Lectures enfantines d'après la méthode intuitive par Hubert H. Wingerath. Cologne, Du Mont-Schauberg, 1884.

Der Verfasser, welcher seit längerer Zeit im Elsafs lebt und jetzt als Direktor der St. Joh. Realschule in Strafsburg wirkt, ist den Lesern dieser Zeitschrift als Herausgeber trefflicher Lesebücher bestens bekannt, und wir begrüfsen auch in dem vorliegenden Büchlein wieder den tüchtigen Pädagogen. Die Sammlung schliefst sich eng an die von Dr. Wingerath nach der Anschauungsmethode bearbeiteten Lesestücke, und wird dieselbe sicherlich, wie es auch der Verf. hofft, bei dem ersten Unterrichte im Französischen wesentliche Dienste leisten können.

Jos. Niederberger, Easy German reader. Heidelberg, Winter, 1884.

Dieses hübsche Lesebüchlein, welches die Verlagshandlung sehr gut ausgestattet hat, kann dem englischen Anfänger in die Hand gegeben werden, sobald er nur mit den ersten Elementen der deutschen Sprache bekannt ist. Es enthält ganz kurze, nette, leichte Erzählungen nebst ein paar kleinen Gedichten, welche sich leicht behalten lassen, und die in der Einleitung gegebenen grammatischen Angaben, sowie eine Anzahl recht zweckmäfsiger, leicht verständlicher Anmerkungen werden den Leser über alle Schwierigkeiten forthelfen.

Materialien zum Übersetzen ins Französische. Herausgegeben von Dr. A. Wiemann. 2 Bdchen. Gotha, G. Schloesmann.

Der Herausgeber dieser beiden Bändchen ist als Verfasser mehrerer recht guter Hilfsbücher für den Unterricht des Französischen und Englischen vorteilhaft bekannt, und auch die vorliegenden Materialien verdienen bestens empfohlen zu werden. Das erste Heft bietet uns eine Geschichte Preufsens von 1640 bis 1786, und in dem zweiten erhalten wir nach G. Belèze die Geschichte Frankreichs von 1589 bis 1774. Der Text trägt ein gut deutsches Kolorit, obwohl derselbe ganz nach französischen Originalen zusammengestellt ist, und die am Schlusse beigefügten Noten bekunden den pädagogischen Takt des Herausgebers. Rücksichtlich der Schwierigkeit der Aufgaben kann man der Ansicht des Herrn W. beipflichten, dafs sie etwa den Prüfungsarbeiten der Abiturienten höherer Bürgerschulen entsprechen. Die Ausstattung ist sehr gut und der Preis (60 Pf.) aufserordentlich billig.

Einführung in das Studium der Dichtkunst. II. Das Studium der dramatischen Kunst. Von A. Goerth, Direktor der höheren und mittl. Töchterschule in Insterburg (Ostpreufsen). Leipzig, Julius Klinkhardt, 1884.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes hat jetzt den zweiten Band: Das Studium der dramatischen Kunst, den er im Vorworte zum

ersten: Das Studium der Lyrik, bereits angekündigt hatte, erscheinen lassen. Als wir zu seiner Zeit den ersten Band besprachen, hoben wir hervor, dafs der Verfasser nichts Geringeres als eine durchgreifende Reform beabsichtige. Wir hoben ferner hervor, dafs der Verfasser ein selbständiger Denker ist, der aus voller Hingabe, ja Begeisterung für die Sache der Dichter und ihrer Kunst die Feder ergriffen hat und in der That aus innerem Berufe schreibt. Wir sagten vom ersten Bande, das sehr beachtenswerte Buch sei ein Werk aus einem Gufs. Jetzt nach dem Erscheinen des zweiten Bandes können wir jene Aussprüche nur wiederholen. Das ganze Werk ist einheitlich angelegt, auf einheitliche Grundprincipien aufgebaut, aus denen die Konsequenzen mit rücksichtsloser Schärfe und Klarheit gezogen werden.

Der Verfasser sagt im Vorworte, er habe den zweiten Band strenge nach denselben Grundsätzen wie den ersten: Das Studium der Lyrik, gearbeitet. Er habe auch hier den Grundsatz festgehalten, die Leser, namentlich die studierende Jugend, in die Werkstätte des Dichters zu führen, ihnen die Geheimnisse der Komposition, die Verarbeitung von Ideen, die Wechselbeziehungen zwischen der Form und dem tiefsten Gemütsleben der Menschen klar zu machen und sie so zum geistigen Nachschaffen des Schönen anzuleiten.

Dieser Weg ist ein neuer und ganz eigentümlicher, und wir stehen nicht an, denselben nicht nur für den Unterricht in höheren Schulen, sondern überhaupt für jeden zu empfehlen, der sich in Bezug auf dichterische Kunstwerke ein feineres Urteil verschaffen will. „Wir wollen," sagt der Verfasser S. 76, nach Beendigung des Studiums von Maria Stuart, „den Reden und Handlungen der Personen, welche der Dichter uns vorführt, ein empfängliches Gemüt entgegenbringen, wollen lieben und hassen, je nachdem die Personen liebenswürdig oder hassenswert werden und handeln, und uns von jedem Klügeln fernhalten. Nach der Beendigung eines jeden Aktes wollen wir die empfangenen Eindrücke sinnend verarbeiten und uns namentlich die Ideen klar machen, durch welche die Personen des Stückes zu ihrem Handeln getrieben werden. Am Schlusse des Ganzen wollen wir rückblickend die einzelnen Teile der Komposition mit dem Ganzen vergleichen, um die Absichten des Dichters und seine Kunstfertigkeit nach allen Richtungen hin recht zu begreifen und uns das Geheimnis seiner Wirkung auf unser Gemüt klar zu machen, damit wir mit guten Gründen darthun können, warum wir uns so gefreut, warum wir das Ganze als schön empfunden haben."

Diesen Weg hält der Verfasser beim Studium sämtlicher Stücke fest. Die Anordnung des Buches, die Auswahl der aufeinanderfolgenden Stücke ist nach einem klaren und wohlüberlegten Plane getroffen.* Der Verfasser sagt darüber im Vorwort:

„Auch hier habe ich mir die Aufgabe gestellt, den Unterschied zwischen echten Kunstwerken und dilettantischen Leistungen so scharf wie möglich herauszukehren und denselben überall auf die dem künstlerischen und dem dilettantischen Schaffen zu Grunde liegenden Gesetze zurückzuführen.

Ich beginne deshalb sowohl in der ersten Abteilung dieses Bandes (die Tragödien) als auch in der zweiten (die Komödien) nach der notwendigen wissenschaftlichen Einleitung mit der Beleuchtung vollendeter Kunstwerke, betrachte dann solche, die neben grofsen Schönheiten einzelne bedenkliche

* Wir haben schon im Studium der Lyrik auf diese klare Anordnung und die durchweg klare und frische Sprache als auf einen nicht geringen Vorzug hingewiesen.

Mängel zeigen, und stelle ihnen dilettantische Machwerke gegenüber, die nichts Schönes enthalten, sondern nur Künsteleien des Witzes sind und von der echten dramatischen Kunst nur die äufsere Form entlehnt haben. Bei meinen Beleuchtungen richte ich mich überall nach den ästhetischen Grundsätzen, welche von mir in den für das ganze Werk mafsgebenden Aufsätzen im ersten Teil „Künstler und Dilettant“ und „Über die Ausbildung des ästhetischen Urteils“ erörtert worden sind. Ich darf daher von meinen Lesern fordern, dafs sie vor der Lektüre dieses zweiten Bandes jene Aufsätze eingehend studieren. Sie sind das Resultat jahrelanger philosophischer, ästhetischer und psychologischer Studien und eines ununterbrochenen Sinnens und geistigen Ringens, um auf diesen Gebieten zu voller Klarheit und zu gesicherter objektiver Kunstkritik zu gelangen.“

Wir stehen nicht an, unsere Leser in vollster Anerkennung gleichfalls auf jene trefflichen Aufsätze hinzuweisen. Der Verf. behandelt hier namentlich eingehend das Wesen von Ideen und das künstlerische Idealisieren des Stoffes. Diese Anschauungen bilden den Ausgangspunkt, den springenden Punkt seiner Theorie. Er hat sie in den Vordergrund gestellt und kommt nicht nur im ersten, sondern auch im zweiten Bande unermüdlich in allen erdenklichen Wendungen auf sie zurück. Es sind Grundanschauungen, durch die er sich von allen anderen Ästhetikern unterscheidet, durch die sein Werk in der That reformatorisch auftritt. In der Einleitung zu den Tragödien — dieselbe ist im „Archiv“, Bd. LXX, S. 129 abgedruckt worden — wird das echte kunstgemäfse Idealisieren, das mangelhafte und das falsche eingehend erörtert und bei den Beleuchtungen der einzelnen Dramen überall hervorgehoben, so dafs ein aufmerksamer Leser darüber leicht ins Klare kommen mufs. Ref. begrüfst den zweiten Band dieses höchst beachtenswerten Werkes mit hoher Befriedigung, und indem er demselben die wärmste Empfehlung widmet, zweifelt er nicht daran, dafs das vorliegende Ergebnis gründlicher selbständiger Forschung bei Lehrern und Lernenden in weitesten Kreisen die wohlverdiente Anerkennung finden wird.

Des Mägdleins Dichterwald. Stufenmäfsig geordnete Auswahl deutscher Gedichte für Mädchen. Aus den Quellen. Von Theodor Colshorn. 9. Auflage, verbessert und vermehrt. Halle, Gesenius, 1885.

Wir begrüfsen in der neuen Bearbeitung des obengenannten Werkes einen alten lieben Bekannten, der schon seit Jahren weite Verbreitung gefunden und viele Freunde sich erworben hat. Dichter wie Freiligrath und Litterarhistoriker wie Karl Gödeke spendeten schon den früheren Auflagen des Werkes den wärmsten Beifall wegen seiner Vollständigkeit und Brauchbarkeit und erkannten gern an, dafs hier nur wirklich Geeignetes und wahrhaft Schönes geboten werde. Die neue Auflage hat mancherlei fortgelassen, was „nach dem bekannten Verfahren zahlreicher Lesebuchfabrikanten“ aus der fleifsigen Sammlung des verehrten Herausgebers wegge—fischt worden war und durch die fremde Ausbeutung den Reiz der Neuheit verlieren mufste. Der gewonnene Raum ist nun dazu verwendet, die besten Gedichte der neuesten deutschen Litteratur zu bringen, welche in den älteren Auflagen des Buches nicht enthalten sein konnten. Auch diese neuen Zusätze bekunden denselben Geschmack und pädagogischen Takt, dieselbe Sicherheit in der zweckmäfsigen, selbständigen Auswahl, welche man auch schon früher der Sammlung nachrühmen konnte, und es unterliegt keinem Zweifel, dafs das Werk in seiner neuen Gestalt überall die freundlichste Aufnahme finden wird. H.

Programmenschau.

Probe eines erklärenden Verzeichnisses elsafs-lothringischer Flurnamen. Vom Dirigenten Dr. Fufs. Programm der höheren kath. Schule an St. Stephan zu Strafsburg 1884. 20 S. 4.

Im Archiv sind schon verschiedene etymologische Arbeiten des Verf. auf dem Gebiete der rhein-fränkischen Mundart besprochen worden. Ein günstiges Geschick hat ihn an die Spitze einer neu aufblühenden höheren Lehranstalt in der Hauptstadt des Reichslandes geführt, welche in kurzem ein vollständiges Gymnasium sein wird. Seine gründlichen Forschungen hat er nun der neuen Heimat zugewendet, und die Wissenschaft darf sich nach der mitgeteilten Probe die erfreulichsten Ergebnisse versprechen; denn diese zeichnet sich durch Gelehrsamkeit, Umsicht, Besonnenheit aus. Die Anordnung ist eine alphabetische, bricht im Buchstaben E mit Esch ab; die letzte Bemerkung des Verf., „kann fortgesetzt werden“, wandeln die Leser um in: „möge baldigst fortgesetzt werden“. Die Erklärung der Flurnamen ist die allerschwierigste, zwischen sehr verschiedenen Deutungen ist es oft nicht möglich, eine nur irgend sichere Entscheidung zu treffen. Aber wie dunkel auch vielfach der eigentliche Sinn bleibt, schon der Blick auf die Namen selbst hat etwas Anziehendes; wir blicken in die älteste Zeit der deutschen Sprache zurück, zahlreiche Fluren sind zweifelsohne auf althochdeutsche Personennamen zurückzuführen, ja wir werden auf dieser Grenzscheide auch auf das lateinische Sprachgebiet hinübergeführt. Auch das Eindringen französischer Wörter ist nicht zu verkennen, aber es zeigt sich doch nur spärlich. Gleich das zweite Wort Algerstenest, wahrscheinlich = Elsternest, ist interessant, man hat das niederdeutsche Bestimmungswort bekanntlich auch in den Externsteinen finden wollen, die Deutung ist wie nicht minder die J. Grimms jetzt wohl allgemein aufgegeben. Das Wort Allmendmatten von almeide findet der Verf. auch wieder in dem Flurnamen Allmackvifs, dies durch die französische Aussprache eines Geometers entstanden. Von den zahlreichen Flurnamen seien noch hervorgehoben: Brühl, von zweifelhafter Nationalität, auch in romanischen und keltischen Sprachen vorkommend, als mlat. brogilus, der Strafsburger Broglie, der venetianische broglio. Ferner Cadutacker, dafür kommen viele Kadukäcker vor, das wäre bona caduca, die im dreifsigjährigen Kriege herrenlos gewordenen und fremden Einwanderern überlassenen Grundstücke. Egerle als Diminutiv vom mhd. Egert, d. i. Brachland. Etzel, häufiger Flurnamen in Zusammensetzungen, Diminutiv von Atz, Etz = Weide, von etzen = essen machen, füttern.

Für und wider die Fremdwörter. Von Dr. B. Kuttner. Programm der israelit. Realschule in Frankfurt a. M. 1884. 23 S. 4.

Dafs es noch immer an der Zeit sei, gegen das Prunken mit Fremdwörtern zu sprechen, wird wohl kein verständiger Mensch leugnen; auf einzelnen Gebieten ist es besser geworden, aber wie wuchert die verderbliche Sucht noch immerfort. Die Post hat am meisten aufgeräumt, aber die verwandte Eisenbahnverwaltung ist nicht immer gefolgt; das „Billet“ bleibt, selbst noch das „Retourbillet“, wofür etwas besser man in Sachsen „Tagesbillet“ sagt. Und thut es der Fremdwörtersucht nicht Vorschub, wenn die Deutschlehrer, wie man allüberall in den Schulschriften liest, für die deutschen Aufgaben einen französischen, lateinischen, griechischen Spruch wählen, den wir ebenso gut im Deutschen haben; jenes klingt nur vornehmer. Und dafs durch diesen Gebrauch der Fremdwörter die Kluft zwischen den höheren und niederen Volksschichten erweitert werde, hebt der Verf. dieser Abhandlung richtig hervor. — Natürlich ist auch er, wie heute wohl jedermann, mafsvoll; die Lehnwörter, die vollberechtigtes Sprachgut geworden sind, zu bekämpfen, ist thöricht. Andere Völker haben auch Lehnwörter, sie haben die fremden sich mundgerecht gemacht, daher kennen sie nicht die Fremdwörtersucht; wir waren zu sklavisch, daher mufste schon 1572 das erste Fremdwörterbuch erscheinen. Woher sind die Fremdwörter gekommen? Die römische Kultur und das Christentum brachten zuerst mit den neuen Begriffen neue Wörter, sie wurden aber Lehnwörter. Dann aber kamen durch den Einflufs der französischen Dichtung, weiter durch das römische Recht, endlich durch die Diplomatie und den allmächtigen Einflufs des Franzosentums die fremden Wörter. Dulden können oder müssen wir die Namen für ausländische Stoffe, Titel u. s. w., gewisse Ausdrücke in Kunst und Wissenschaft, obgleich hier für manche sich ebenso gut deutsche verwerten lassen; ferner die von Fremden gebrauchten Bezeichnungen für etwas ihnen Eigentümliches (Spleen, Romantik), allgemein verständliche Fremdwörter (Publikum, Theater, Nummer). Aber vor allem müssen wir uns da, wo wir nicht die volle Gewifsheit haben, verstanden zu werden, vor ausländischen Wörtern hüten. Dazu giebt es auch Fremdwörter, die verschiedene Deutungen zulassen (brillant, pikant), ein deutsches Wort würde klarer sein. Noch verwerflicher sind Fremdwörter (absurd, Advokat, Agitator, Annonce, equivok, arrogant), für die gangbare deutsche da sind; da sündigt am meisten die kaufmännische Welt. Das Fremdwort unterbricht das Ebenmafs der Sprache, eine mit Fremdwörtern durchsetzte Sprache ist nicht schön; die Sprachmengerei hindert dazu die Weiterentwickelung unserer bildsamen Sprache. — Der Verf. schliefst seinen verdienstlichen Aufsatz mit einer kurzen Übersicht über die Bestrebungen für Reinheit der Muttersprache seit Luther, indem er namentlich Campe sein Recht widerfahren läfst.

Die Form- und Begriffsveränderungen der französischen Fremdwörter im Deutschen. Von Dr. Jos. Moers. Programm der höheren Bürgerschule zu Bonn 1884. 35 S. 4.

Die sehr belehrende Abhandlung behandelt Punkte, die durchaus nicht allgemein bekannt sind, die eben deshalb, weil sie nur dem Sprachforscher vorliegen, verdienten, in allgemein verständlicher Form erörtert zu werden; wie der Titel angiebt, sind die eingedrungenen Fremdwörter nach zwei ganz verschiedenen Seiten besonders ins Auge zu fassen, die zweite entzieht sich fast ganz der Kenntnis des Volkes. Wir haben die seit der ersten Berührung unseres Volkes mit der französischen Litteratur erfolgte Aufnahme

der französischen Wörter zu beklagen, aber den Kampf, den fortwährend der deutsche Sprachgeist führt, um das Fremdwort sich bequem zu machen, zu verfolgen, ist von grofsem Interesse. — Unbewufst zunächst erstreben wir den Fremdwörtern gegenüber Bequemlichkeit der Aussprache für unsere Sprachorgane; aber dieser naive Standpunkt den Fremdwörtern gegenüber ist nur in früherer Zeit möglich gewesen, jetzt sind wir zu skrupulös und halten gern so viel als möglich die Schreibweise des Originals fest; es ist der neuen amtlichen Orthographie nachzurühmen, dafs sie dieser Pedanterie einen Riegel vorgeschoben hat. Sodann ist zur Verdeutschung damit etwas beigetragen, dafs unsere Sprache den Ton von der letzten Silbe der Fremdwörter auf die Stammsilbe gelegt hat (vgl. Banner, Koller, Dutzend, Leutnant) oder die den Hauptaccent tragende Silbe verstärkt (bigott, Rotte, Palast, Staat); bei den Nebensilben trat Schwächung ein, auch Wegfall (Lärm, Schärpe). Andere Wörter erfahren Metathesis oder Lautangleichung (Drommete), Verdoppelung und Vereinfachung des Konsonanten (honett). Bei vielen Fremdwörtern ist eine Verschiebung der Vokale eingetreten (Schärpe, Feige, Geige, Kattun, Abenteuer, Daus, Juwel), bei Konsonanten eine Fortschiebung des Lautes (Posaune, prüfen, Moschee), das französische c verschieden ersetzt (Barrikade, Lanzette, Grimasse), ch als sch (Brosche), qu durch k (Etikette); andere Wörter weisen auf die frühere franz. Schreibart hin (Staat, Stoff, Korporal, Kumpan); oft geben wir den lateinischen Wörtern französische, den französischen lateinische Endungen (regulär, generell). Überwuchernd ist bei uns die Anhängung von ieren und selbst isieren (signalisieren, amortisieren) geworden. Aber nicht blofs einzelne Laute sind verändert, sondern ganze Wörter bekannten Wörtern angenähert (Eichhorn, Felleisen, Packet, Plattform, Apfelsine), auch drängten sich lateinische Formen in die französischen Fremdwörter (desinfizieren, Nationalkonvent, Admiral). Ferner veränderte sich, selbst bei unveränderter Schreibung, die Aussprache (Meute, Lakai, honett, Concert, Mantille, Rendant, Klavier). — Wir haben ferner nicht blofs die fremden Wörter umgeprägt, sondern auch aus denselben neue gebildet (rentieren, rentabel, Rentner, Rentmeister, genial, Kraftgenie, antichambrieren, barbieren u. s. w., Grossierer, Belletrist, Renommist, Gardist u. s. w., Spediteur, Komödiant, Lieferant, Offerte, Baronesse, Blockade, Blamage, Politur, Dressur, Fallissement, Fasanerie, Loyalität, Romantik, Deklination u. s. w.). Wir haben weiter auch durch Zusammensetzung mit deutschen Silben und Wörtern Mengwörter gebildet (zusammenrotten, einmarschieren, Quittung, soldatisch, abenteuerlich, pietätvoll, Meuterer, unpopulär, moralisch u. s. w.). Wir schmieden Wörter zusammen, die nur in einem entfernten Abhängigkeitsverhältnis stehen (Premierlieutenant, Maskenball), das Volk verbindet ein unverständliches Fremdwort mit einer deutschen Übersetzung (Büffelochs, Pöbelvolk, Mastbaum, Kabeltau, Kandiszucker u. a.), wir geben endlich deutschen Wörtern romanische Ableitungssilben (stolzieren, amtieren, grundieren, Heuchelei, Hornist, Schwadroneur u. s. w.). Die Form des Wortes, insbesondere die Endung, ist bei zahlreichen Wörtern Veranlassung zur Änderung des Geschlechtes geworden (alle Wörter auf -age, Bronze, Büste, Cigarre, Domäne, Gruppe, Ordre u. s. w., Debatte, Kanone, Laute, Muskete, Bastion, Million, Partei, Tour, Uniform u. a.; Fries, Lack, Alarm, Marsch, Muff, Sold, Stoff, Batist, Kanal, Barren, Musselin u. a., Amulett, Bajonett, Barett; Panier, Rapier, Revier u. a., Fuder, Manöver u. s. w.). Es hat aber auch die Bedeutung auf das Geschlecht eingewirkt und dann das veränderte Genus auf die Form (Marsch, Tanz, Malheur), vielfach aber läfst sich nur sagen, dafs das Geschlecht durch eine Laune der Sprache bestimmt worden sei.

Wie im Laufe der Zeiten viele deutsche Wörter ihre Bedeutung gewechselt haben (vgl. mild, dick, Gast), so auch französische (vgl. armure, estomac, perruque), und so haben manche Fremdwörter nicht mehr in ihrer

alten Heimat den mit ihnen verbundenen Sinn, auch bei uns nicht mehr die früher übliche Bedeutung (Barriere sonst Grenzfestung, Kommode — Putztisch, Feldmarschall — Hauptmann u. a.), andere haben im Französischen viel mehr Bedeutungen als bei uns (vgl. Adresse, Campagne), anderen haben wir einen Begriff gegeben, den sie in der ursprünglichen Heimat nicht haben (Lettern), anderen einen ungehörigen Umfang gegeben (brillant), wieder anderen einen ungünstigeren Sinn als dem einheimischen Worte (Pläsir, Kommodität), mitunter einen vornehmen (Diner). Aber öfters ist die Begriffsveränderung so grofs, dafs in dem Sinne, wie wir das von ihnen entlehnte Wort gebrauchen, die Franzosen es nicht kennen, sondern dafür andere gebrauchen. In alphabetischer Folge zählt die vorliegende Abhandlung von Accise bis Weste solcher über 150 auf, zugleich ein kleiner Antibarbarus gegen Germanismen, der Verf. giebt nämlich an, welchen Sinn unser Lehnwort in der französischen Sprache hat und welche Ausdrücke sie im Sinne unseres Lehnworts gebraucht. — Diese Übersicht zeigt, wie anziehend und belehrend die Abhandlung ist.

Übertragungen aus lateinischen Dichtern. Von Dr. Ed. Schauenburg. Programm des Realgymnasiums zu Krefeld 1884. 35 S. 4.

Die vorliegende Abhandlung giebt sich anspruchslos nur als Lückenbüfser für eine andere angemeldete, am Erscheinen verhinderte wissenschaftliche Abhandlung. Aber sie darf mindestens auch dazu gebraucht werden, wie der Verf. sagt, dafs einzelne Stücke in einer fleifsigen Klasse vorgelesen und die Schüler vielleicht dadurch zu ähnlichen Versuchen angespornt werden. Sie wird aber nicht blofs Schüler, sondern auch Fachgenossen durch ihre Form erfreuen; mag der eine oder andere von ihnen wünschen, dafs dieser oder jener Ausdruck treuer wiedergegeben sei, ein Versuch wird ihn lehren, wie ein Wetteifer mit dem Verf. nicht leicht sei, er wird zugestehen, dafs der Geist des Originals sich in der Übersetzung wiederspiegele. Der Übersetzung zur Seite steht der lateinische Text. Der Verf. hat ausgewählt aus Ovid Tristan I, 3 (Abschied von Rom), IV, 10 (Lebensgeschick), Elegien IV, 13 (an Carus), aus Horaz I, 1, 3, 5, 14, II, 10, 13, III, 8, aus Silius Italicus VII, 159—213. — Als Probe stehe hier: Horaz I, 14, betitelt: An den Staat (freilich gegen neuere Ansicht):

Reifst denn Welle und Wind wieder dich fort, o Schiff,
Seewärts? Sehe ich recht? Halte den Hafen fest!
  Standhaft! Sieh wie die Flanke
    Schon der Ruderer Kraft entbehrt!

Sieh doch, wie dir den Mast stürmender Föhn zersplifs,
Hör der Raaen Gestöhn! Ohne der Taue Kraft
  Hält nicht lange der Schiffsbau
    Den umtosenden Wogen stand.

Deine Segel, sie sind morsch und zerfetzt! Kein Gott
Blieb dir, den du in neu wachsender Not anflehst!
  Ob auch Pontische Fichte,
    Ob auch Tochter des edlen Hains

Du dich rühmest, — was frommt Adel und Name dir?
Wenig tröstet das Bild, das dir den Spiegel schmückt,
  Den geängsteten Schiffer.
    Soll dich höhnen der Stürme Wut?

Jüngst verleidet dem Sinn warst du und fast verhafst,
Jetzt füllt Bangen um dich, füllet Verlangen mich:
  O, vermeide das Meer, das
    Zwischen schimmernden Klippen strömt.

Nibelungenlied übersetzt von Heinrich Kamp. I. Teil. Programm des Gymnasiums zu Oldenburg 1884. 74 S. 8.

Man braucht nicht mit dem Verf. in dem Urteile über W. Jordans Nibelungen übereinzustimmen, die er ein Gemisch aus willkürlich vermengten Schichten der altdeutschen Sage, aus den Produkten eigener Phantasie, aus lyrischer Sentimentalität und aus historisch- und spekulativ-philosophischen Theoremen nennt, aber wird ihm beipflichten, dafs es unsere Pflicht sei, der Jugend die einfachen Ideale der altdeutschen Dichtung vorzuführen. Und da nun in den Schulen kein Mittelhochdeutsch mehr getrieben werden soll, so bleibt nichts als eine Übersetzung übrig. Eine Probe legt der Verf. hier vor, und sie ist so wohlgelungen, dafs sie hier erwähnt werden mufs und die Vollendung zu wünschen ist. Was den Gang der Handlung aufhält, was mit anderem in Widerspruch steht, ist ausgeschieden, mit anderen Worten, der Verf. ist Lachmann gefolgt. Die Form der Nibelungenstrophe, welche mit Recht beibehalten ist, hat er modifiziert; weil unser metrisches Gefühl das Zusammenstofsen zweier betonten Silben nicht liebe, vielmehr eine Trennung mindestens durch eine unbetonte verlange, hat er demselben Rechnung tragen zu müssen geglaubt und so der Nibelungenstrophe einen jambischen Rhythmus verliehen. Ebenso wenig kann man dagegen etwas einwenden, dafs, wie schon vor ihm viele Übersetzer, sich der Verf. nicht sklavisch an den stumpfen Reim gebunden hat; bei der strengen Beobachtung desselben ist in unserer jetzigen Sprache eine schöne Form nicht mehr möglich. Seinen Vorgängern macht der Verf. den wohl nicht unbegründeten Vorwurf, dafs sie neuhochdeutsche Sprachweise und mittelhochdeutsche Archaismen gemischt haben; sein Ziel war, durch die Übersetzung denselben Eindruck auf den Leser hervorzurufen, den das Original auf die Zeitgenossen machte, den Gedankengehalt des Originals treu wiederzugeben, durchaus neuhochdeutsch zu sein, wohl einmal ein Beiwort zu ändern, aber nur durch eines, welches sich überhaupt im Original nachweisen läfst, aber nicht etwa einen matten Gedanken durch einen kraftvolleren zu ersetzen, sondern dem Original im Kolorit treu zu bleiben. Durch eine solche Übersetzung giebt er den Rat, die Obertertia in die Nibelungendichtung einzuführen; diese werde leichter diese Dichtung fassen als die an poetischen Darstellungsmitteln weit reichere Odyssee, welche dann in Sekunda herantrete.

Die Luthersche Bibelübersetzung. Eine Festrede. Von Dir. Dr. Fr. Heufsner. Programm des Gymnasiums zu Eutin 1884. 19 S. 4.

Sehr übersichtlich und genügend vollständig hat der Verf. alles zusammengestellt, was über das Thema dem Schüler zu wissen not thut. Er geht von der durch die Mängel der früheren Übersetzungen notwendig gewordenen neuen Übersetzung aus. Die dazu nötigen Vorbedingungen waren in Luthers Persönlichkeit gegeben: Sprachkenntnis, Sprachgewalt, Energie, Gemüt, Fleifs, Glaubensfreudigkeit. Es folgt die Geschichte seiner Arbeit, seiner Vereinigung mit Freunden u. s. w., woraus die grofse Gründlichkeit erhellt. So entstand dies vollkommene Werk; der Charakter jeder einzelnen Schrift spiegelt sich in den verschiedenen Büchern wieder. Es wird hingewiesen auf die mannigfache Modifizierung im Ausdruck, die Kürze und Prägnanz, den Rhythmus der Sprache, die Volkstümlichkeit im Reim, Assonanz und Allitteration, und in der Mannigfaltigkeit auf die Einheit, indem sich überall Luthers Geist kundgiebt. Die von ihm gewählte Sprache der sächsischen Kanzlei ist durch ihn doch eine ganz andere Sprache geworden, eine echt volkstümliche. Die Wirkung der Übersetzung in der nächsten Zeit wird durch einzelne Proben klar gemacht. Die bleibende Wirkung ist

diese, dafs ein Muster von Übersetzung gegeben, die neuhochdeutsche Schriftsprache gegründet war, die Herrschaft des Latein beschränkt wurde, die ganze folgende Litteratur auf ihr beruhte, dafs der Einflufs auf das national-politische Leben der sichtlichste gewesen, dafs sie für unser Volk ein unvergleichliches sittlich-religiöses Kulturmittel geworden ist.

Deutsche Kultur und Litteratur des 18. Jahrhunderts im Lichte der zeitgenössischen italienischen Kritik. Teil I. Von Dr. Theodor Thiemann. Programm der Realschule I. O. zu Dresden-Neustadt 1884. 39 S. 4.

Man braucht dem Verf. nicht gerade darin beizustimmen, dafs, um richtig über die eigene Kultur zu urteilen, man auch die Kritik der Fremden kennen müsse, dazu müfsten die Fremden uns doch verstehen, uns geistig verwandt sein; aber doch bleibt es, zumal im 17. Jahrhundert die deutsche Litteratur in grofser Abhängigkeit von Italien stand, interessant zu erfahren, mit welchen Augen die Italiener die Entwickelung Deutschlands verfolgt haben. Diese Urteile der Zeitgenossen hat nun der Verf. mit gröfstem Fleifse aufgesucht und übersichtlich zusammengestellt, so dafs die Fortsetzung der Arbeit auf Anerkennung rechnen darf. Da ist es denn merkwürdig, dafs der grofse Leibniz allgemein bewundert wird, aufser ihm aber die deutsche Litteratur bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts Nichtachtung erfährt; ergötzlich sind die zahlreichen hier zusammengebrachten Urteile der italienischen Schriftsteller über das barbarische Gepräge der deutschen Sprache. Doch kommen anerkennenswerte Urteile vor; natürlich erfährt das italienisch-deutsche Kunstleben Sachsens Lob, sonst aber verraten fast alle Äufserungen auch hervorragender italienischer Autoren eine arge Unwissenheit, die man nur belächeln kann. Alfieri verurteilt das zeitgenössische Preufsen in Grund und Boden; dagegen Algarotti, der Günstling Friedrichs II., lobt Berlin in allen Stücken, Bianconi um 1760 die deutsche Gesetzlichkeit und Ehrenhaftigkeit; das Leben in den deutschen Reichsstädten wird von Bianconi und Bertola mit Anerkennung hervorgehoben. Die Urteile sind in der Regel von rein zufälligen Umständen und Verhältnissen beeinflufst; direkte Widersprüche bei denselben Autoren sind nicht selten. Denina hebt den in Deutschland sichtbaren wohlthätigen Einflufs des evangelischen Pfarrhauses hervor, den allgemeinen Bildungstrieb, aber er tadelt die litterarische Produktionssucht und findet in dem Protestantismus die Quelle des Mangels an künstlerischem Sinne. — Was die Würdigung speciell der Poesie betrifft, so bemerken italienische Gelehrte, dafs die unleugbare Abneigung des Auslandes gegen die deutsche Litteratur auf die der deutschen Schriftstellerwelt eigentümliche Weitschweifigkeit und Pedanterie zurückzuführen sei. Von den Schriftstellern am Ende des 17. und im Anfang des 18. Jahrhunderts ist Canitz sehr gerühmt, die anderen wenig erwähnt, Gottsched wird von den meisten im ganzen richtig gewürdigt, seine Bestrebungen auf dem Gebiete der deutschen Sprache verdienstlich genannt. Denina setzt die ästhetische Begabung der Frau Gottsched über die ihres Gemahls. Das italienische Urteil über das deutsche Theater der vorlessingschen Zeit ist ein geringschätziges. Bodmer wird wenig Beachtung geschenkt. Einen guten Klang hat der Name Haller, weniger der in Frankreich bewunderte Gefsner, wogegen auffallenderweise des letzteren dramatische Dichterthätigkeit gefeiert wird; Bettinelli, Andres, Vannetti spotten über Gefsners Idyllen, während gerade diese in Bertola einen fanatischen Bewunderer fanden; so verschieden sind die Urteile. So verschieden sind sie auch über Hagedorn und Gleim; weniger günstig kommt im ganzen Jakobi fort. Kleist wird von Denina sehr hochgestellt, der Hauptfehler seines „Frühling“ auch erkannt. Es entspricht dem italienischen Formensinn, dafs Ramler grofses

Lob gespendet wird, während die Anerkennung der Karschin unsere Verwunderung erregen mufs. Die Zusammengehörigkeit der Dichter der „Bremer Beiträge“ hat keiner der italienischen Kritiker eingesehen. Sie tadeln bei einer gröfseren Anzahl derselben die Beschränktheit des Gesichtskreises, bei Zachariä in seinen didaktischen Gedichten, denn seine Epopöen werden gar nicht erwähnt, bei Rabener. Bedeutende Leistungen im ernsten Drama werden geleugnet, Kronegk reiche bei weitem nicht an die Franzosen. Auch im niederen Drama waren für die italienische Kritik die deutschen Leistungen schwach; merkwürdig ist, dafs der Wiener Stephanie und Karl Gotthelf Lessing am meisten gelobt werden. Das Hirtendrama und das Singspiel stehen auch noch zurück. — Mit einem ausführlicheren Überblick über die Stellung Friedrichs des Grofsen zur deutschen Dichtung nach den Urteilen der Italiener schliefst der erste Teil der eingehenden Abhandlung.

Friedrichs des Grofsen Stellung zur deutschen Litteratur und zu den deutschen Dichtern. Von Oberlehrer Dr. Krause. Programm des Kneiphöfischen Stadtgymnasiums. Königsberg 1884. 16 S. 4.

Dafs die gleichgültige Stellung, welche Friedrich der deutschen Litteratur gegenüber einnahm, bei seinen Zeitgenossen nicht blofs die härtesten Urteile hervorgerufen hat, dafs auch heute vielfach nicht viel weniger hart geurteilt wird, ist bekannt. Es ist auch oft genug dargelegt, wie das so kommen mufste, dafs der König sich gar nicht um die deutsche Dichtung und die Dichter bekümmerte, so sehr auch die Geister zweiten Ranges sich herandrängten. Man hat auch darüber Betrachtungen angestellt, was wohl geschehen sein würde, wenn Lessings Hoffnung auf feste Anstellung in Berlin erfüllt wäre. Es sind das überflüssige Betrachtungen. Wir freuen uns, dafs, ohne es zu wollen, Lessing den König gefeiert hat, und wissen, dafs schon Goethe die unermefsliche Bedeutung Friedrichs für unsere Litteratur klar erkannt hat. Selbst Friedrichs Buch über die deutsche Litteratur hat höchst wohlthätig gewirkt, es hat angefeuert, die vom König mit Recht getadelten Stilmängel im Deutschen zu erkennen und abzulegen. Wenn selbst der scharfsichtige Lessing nichts davon wissen will, dafs vielleicht die Nachwelt von einer Bedeutung Friedrichs für unsere Litteratur sprechen könnte, so möchte man das für einen Nachklang des Mifsmutes über seine eigene Lebenserfahrung halten. Von einseitigem Parteistandpunkte wird auch über diese Stellung des Königs zur Litteratur jetzt so geurteilt und wird wohl noch oft so geurteilt werden, dafs man solche Urteile nicht als objektive ansehen kann. Die vorliegende Abhandlung nimmt den richtigen Standpunkt ein; alle hierher gehörigen Fragen erörtert sie gründlich. Der besondere Wert besteht aber in der genauen, durch reiche litterarische Kenntnisse gesicherten Darstellung der Beziehungen, in welche der König zu verschiedenen Dichtern und Schriftstellern getreten ist. Es findet sich da manches wenig Bekannte, noch gar nicht Verwertete; vor allem ein Brief Gottscheds (von dem überhaupt viel die Rede ist und zu dessen Charakteristik wir gute Beiträge erhalten) vom 22. Okt. und 1. Nov. 1757 an den Pastor Flottwell zu Königsberg über seine wiederholten Unterredungen mit dem Könige, welcher in den preufsischen Provinzialblättern 1859 abgedruckt erschienen war; was man von Gottscheds Mitteilungen bisher aus dem „Neuesten aus der anmutigen Gelehrsamkeit 1758“ kannte, ist nur lückenhaft. Die Litteratur über die Zeit und Persönlichkeit des grofsen Königs ist in den letzten Jahren sehr gewachsen; noch ist aber, wenn die hochbedeutende Zeit vollkommen gewürdigt werden soll, nicht alles erschöpft, und es ist dem Verfasser durchaus beizustimmen, dafs es an einem Gesamtbilde noch fehlt und wahrscheinlich noch für einige Zeit fehlen wird.

Herder und Karoline Flachsland. Von Rudolf Wolf. Programm des Gymnasiums zu Bartenstein 1884. 27 S. 4.

Aus dem Studium des Haymschen Buches über Herder ist, wie der Verf. angiebt, diese Abhandlung hervorgegangen; die andere hierher gehörige Litteratur ist auch benutzt. Neue Quellen haben ihm nicht zu Gebote gestanden. Für diejenigen, welche nicht genauer mit dem Leben Herders bekannt sind, mag einzelnes in der Abhandlung nicht ohne Interesse sein, aber das Ganze ermüdet, der Aufsatz behandelt nur die kurze Zeit von Herders erster Bekanntschaft mit Karoline bis zu seiner Abreise von Strafsburg und enthält vieles zur Sache Nichtgehörige. Welch einen Umfang wird die Abhandlung erreichen, wenn sie bis zu der Frau Tode fortgesetzt werden sollte!

Rabener und Liscow. Ein Beitrag zur Litteraturgeschichte von Dr. Paul Richter. Programm des Gymnasiums zum heiligen Kreuz. Dresden 1884. 24 S. 4.

Seit Gervinus Liscow hoch erhoben, Rabener ihm gegenüber aufs mifsfälligste beurteilt hat, haben die meisten Litterarhistoriker diesem Urteil beigestimmt. Nur wenige haben sich so mafsvoll wie Goethe über beide ausgesprochen, und doch hat nicht einmal Goethe hinlänglich die Verhältnisse, in denen Rabener lebte, gewürdigt. Die Kritiker finden in der Unbedeutendheit der Stoffe Rabeners, in dem zu allgemeinen Charakter der Satire, in der Methode, in der zu geringen Wirkung der Satire Rabeners gegenüber Liscow den Grund, weshalb er Liscow weit unterzuordnen sei. Diesen abfälligen Urteilen gegenüber ist die vorliegende Abhandlung eine Ehrenrettung Rabeners, die der Verf. damit begründet, dafs die entschiedensten Gegner Rabeners, Gervinus und Vilmar, zunächst die Zeitumstände verkannt, besonders aber sich mit Rabeners Werken zu wenig bekannt gemacht, oberflächlich geurteilt hätten. Indem er daher genauer auf die Satiren Rabeners eingeht, beweist er, dafs er wirklich, was man nicht habe zugeben wollen, bestimmte Zeitthorheiten, namentlich die litterarische gegeifselt habe, namentlich glücklich die den Schein der Gelehrsamkeit und Gründlichkeit annehmende Notenschreiberei, während die berühmteste Satire Liscows „Von der Vortrefflichkeit und Notwendigkeit der elenden Skribenten“ genau besehen sehr trocken ihren Gegenstand behandele. Der Vorwurf ferner, dafs Rabener niemals den Kampf des nationalen Lebens mit der herrschenden französischen Kultur sich zum Gegenstand gewählt habe, ist ebenso ungegründet; vielmehr erhebt Rabener mehr als andere Zeitgenossen seine Stimme für die Wertschätzung der deutschen Sprache schon im Jugendunterrichte. Auch die Modethorheiten, das Titularunwesen, Amtserschleichung, Mängel der Justizpflege, wie die allgemein menschlichen Fehler der Eitelkeit, des Leichtsinnes, Geizes, Ehrgeizes u. s. w. werden von ihm nicht verschont. Keineswegs sind Rabeners Satiren zu allgemein gehalten, er hat wirklich Urbilder vor sich gehabt, er hat sie aber nicht namentlich genannt, nicht solche Verhältnisse der Personen berührt, die nicht ins Gebiet der Satire fallen, um den Unterschied derselben vom Pasquill festzuhalten, während Liscow sich keineswegs von dem Vorwurf des Pasquillanten freigehalten hat, wodurch er freilich für manches Lesers Geschmack pikanter geworden ist. Auch der Vorwurf ist nicht begründet, dafs Rabener sich auf bestimmte Klassen der Bürger beschränkt, andere nicht anzugreifen gewagt habe; vielmehr ist in dieser Auswahl Liscow beschränkter. Dafs ferner Rabener reich an Humor ist, Liscow bitter, ist nicht jenem zum Vorwurf, diesem zu besonderem Lobe anzurechnen. Dafs Phantasielosigkeit Rabener mit Unrecht nachgesagt wird, erhellt schon aus der immer wechselnden Einkleidung

seiner Satiren, während Liscow selten über die Form der satirischen Abhandlung hinauskommt. Rabener verfolgte einen ethischen Zweck, er wollte veredeln, er hat auch denselben erreicht; Liscow wollte nur strafen und seine Freunde unterhalten. Man ist zu einer Lobpreisung Liscows auch veranlafst worden durch die Meinung, dafs er für seine Schriftstellerei schwer habe büfsen müssen; die Erzählung davon ist schon als irrig nachgewiesen; Rabener hat niemals in seinem Leben seine patriotische Gesinnung verleugnet. — Soweit der Verf. Wir müssen ihm u. a. fleifsiges Studium der Werke Rabeners und eine gute Kenntnis der Werke über Litteraturgeschichte nachrühmen, und vermissen nur die Bekanntschaft mit dem Aufsatz Hennebergers im Archiv II, 131—146, der auch eine freilich nicht so eingehende Rechtfertigung Rabeners enthält.

Untersuchungen über Herders Stil. Von Dr. Ernst Naumann. Programm des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Berlin 1884. 32 S. 4.

Der Verf., bekannt durch seine Mitarbeit an der Stephanschen Ausgabe von Herders Werken, bezieht sich nur auf Herders Erstlingsschriften; denn sie spiegeln wohl mehr als die späteren seine Persönlichkeit wieder, den eindringenden Verstand und den Reichtum der Empfindung, die feine Natur Herders. In die Eigentümlichkeit dieser ältesten Versuche geht nun der Verfasser aufs genaueste ein; daraus charakterisiert er den ursprünglichen und auf der ersten Grundlage sich entwickelnden Stil Herders; es sind also nicht einzelne sprachliche, grammatische Beobachtungen, die uns hier geboten werden. Die Empfindungen und Gedanken der ältesten Kulturvölker, in welche er sich ganz hineinzuleben gewufst hatte, treten uns in seiner Darstellungsweise wieder entgegen. Den geschichtlichen Weg hat also der Verf. eingeschlagen, jedes Werk soll für sich untersucht werden; erst nach diesen Einzelforschungen sind die in allen Schriften wiederkehrenden Eigentümlichkeiten des Ausdrucks zusammenzustellen. — In seinen Betrachtungen über die ältesten Dichtungen spiegelt sich gemäfs der empfänglichen Natur Herders der Einflufs wieder, welchen dieselben auf seinen Stil gehabt haben. In seinen Anfängen ahmte er den Stil Hamanns nach, so dafs vielfach Hamann für den Verfasser seiner Schriften gehalten wurde; in den Kritischen Wäldern tritt der Einflufs Lessings und Winckelmanns auf seine Sprache so deutlich hervor, dafs einzelne von jenen gebrauchte Ausdrücke durch ihn Gemeingut geworden sind. Trotzdem ist immer seine Schreibweise ihm eigen und natürlich; das wufste er selbst und gestand es in seinen brieflichen Äufserungen; seine Versuche, seine daran erkannte Autorschaft bei manchen seiner Schriften vor dem Publikum abzuleugnen, fielen auf unfruchtbaren Boden; das trifft besonders die Kritischen Wälder. Die Bückeburger Zeit, wo er die früheren mannigfachen Eindrücke in Ruhe verarbeitete, bildet einen Wendepunkt wie für seine Entwickelung überhaupt, so für seinen Stil. Das Hauptwerk der ersten Periode ist die Älteste Urkunde des Menschengeschlechts, dies ist also vor allem zu studieren. Er hat sich ganz hineinempfunden in die älteste Kulturepoche, ihr Geist beherrscht ihn, er sucht seine Gefühle und Anschauungen ungeschwächt wiederzugeben, daher bewegt er sich in kurzen abgebrochenen Sätzen, Fragen, Inversionen, altertümlichen oder neu gebildeten Wörtern, er schreibt wie ein begeisterter Seher. Die Behandlung der heiligen Schrift, wie sie F. D. Michaelis, der gelehrte Orientalist, sich erlaubt hatte, schien ihm eine Entweihung des Heiligen, daher sein Ausdruck oft hart, schroff. Auch der übliche und von manchem über Luthers Stil gesetzte langatmige hölzerne Stil der Zeit wurde von Herder kräftig bekämpft; dem unsinnlichen Ausdruck sollten inhaltsvolle Begriffe und anschauliche Vorstellungen in kurzen, markigen Sätzen

gegenübertreten; daher Beschränkung im Gebrauch der Konjunktion, Kopula, Artikel. Die Archäologie des Morgenlandes, die älteste Behandlung der Schöpfungsurkunde, zeigt eine rein poetische Auffassung. Zwischen ihr und der Urkunde liegen drei Versuche, den Stoff umzugestalten, welche die Form von Gesprächen haben. Die der Schlufsredaktion des Werkes vorausgehende handschriftlich erhaltene Fassung zeigt schon den heftigen polemischen Charakter; es ändert sich der Stil, Attribute von geringer Bedeutung, Adverbia, Pleonasmen, Konjunktionen, mitunter zum Nachteil der Deutlichkeit, werden gestrichen, Sätze zusammengezogen, in Ausrufe verwandelt, Mittelglieder der Sätze ausgelassen; so erschien nun die Sprache dem Wandsbecker Boten wie eine Verwüstung; Eberhard, der anonyme Recensent in der Allg. Deutschen Bibliothek, verurteilte den prophetischen Ton, und so urteilten andere; dagegen der Recensent in dem Deutschen Merkur, der Schweizer Joh. Kaspar Häfeli, klagt wohl über einige Schwerfälligkeiten, aber ist mit dem Ton im ganzen einverstanden. In dem anderen Werke, den Erläuterungen zum Neuen Testament, und dem zweiten Band der Urkunde hat der Stil Herders schon von diesen Extravaganzen viel verloren, er übergab die Handschrift einem Freunde zur Durchsicht, und die gründlichen Bemerkungen desselben (hier aus der Handschrift mitgeteilt) hat Herder wohl beachtet, in der Entfernung gerügter altertümlicher Ausdrücke, harter Konstruktionen, Veredlung des Ausdrucks; in diesem Freunde vermutet der Verf. mit Wahrscheinlichkeit Lavater. Nach dieser Darstellung der Entwickelung des Herderschen Stils an der Hand der Ältesten Urkunde giebt schliefslich der Verf. zwei Proben aus einer Paraphrase der Urkunde, die sich erhalten hat und wohl auf Häfeli als Verf. zurückzuführen ist.

Goethe und Homer. Erster Teil: Bis zur Reise nach Italien. Von Dr. Hermann Schreyer. Programm. Pforta 1884. 44 S. 4.

Von dem Zeitpunkte an, wo die Homerischen Sagen dem Knaben Goethe zuerst bekannt wurden, hat der Verf. sorgsam alles zusammengestellt, was sich in Goethes Biographie, sowie in verschiedenen Briefwechseln von seiner Bekanntschaft mit Homer aufgezeichnet findet. Da für die Würdigung Homers besonders Lessing und Herder bedeutend geworden sind, so hat er auch die Stellen aus dem Laokoon und Herders früheren Schriften herangezogen, welche für Goethe wirkungsvoll gewesen sein werden. So läfst er den Homer den Begleiter Goethes auf seinem Lebenswege bis zu seinem italienischen Aufenthalt sein; da nun hier das hervorragendste Zeugnis für die Beschäftigung Goethes mit Homer seine Nausikaa ist, diese aber die am meisten homerische Dichtung Goethes, so hat er am Schlufs seines Aufsatzes dieselbe eingehender betrachtet, mit Berücksichtigung der neuesten Forschungen über dies Gedicht.

Goethe und Homer. Von Dr. O. Lücke. Programm der Klosterschule zu Ilfeld 1884. 51 S. 4.

Gleichzeitig mit der vorliegenden Abhandlung und unabhängig von derselben ist diese zweite Arbeit erschienen. Ebenso behandelt sie das Thema aufs gründlichste, bringt also ganz dasselbe wie die erste, nur dafs sie alle litterarischen Zeugnisse genau verzeichnet, einzelnes kürzer behandelt, so Herders Ansichten über Homer. Auch sie bespricht, jedoch kürzer alles zusammenfassend, die Nausikaa. Dann aber führt sie eingehend aus der einschlägigen Litteratur und mit gründlicher Kenntnis aller neueren Arbeiten alles auf, was wir über die ferneren Homerischen Studien Goethes wissen, woraus wir hervorheben die Geschichte der Stellung Goethes zu F. A. Wolfs

Homerischen Untersuchungen, den Einflufs Homers auf Hermann und Dorothea, die Achilleis, Euphrosyne, die speciell auf Homer sich beziehenden Aufsätze, die kunsthistorischen Artikel, die vielfachen Vergleichungen der Nibelungen mit Homer, Goethes Äufserungen über Übersetzungen, die Homerischen Anklänge in der Pandora und im zweiten Teile des Faust, die Reminiscenzen, die sich überall in seinen Schriften, Briefen, Unterredungen finden. Es möchte schwer sein, ein Zeugnis über die bis an sein Lebensende fortgesetzte Beschäftigung Goethes mit Homer, über den Einflufs des griechischen Dichters auf ihn zu entdecken, welches der Verf. übersehen hätte.

Zur Kritik von Goethes Faust, zur Ballade Mignon und Schillers Braut von Messina. Von Rektor Dr. Joh. Pohl. Programm des Progymnasiums zu Linz a. Rh. 1884. 11 S. 4.

Auf diese und jene Weise haben sich in unseren Klassikern Fehler eingeschlichen und pflanzen sich fort. Diese und jene Stelle läfst sich leicht durch Änderung der Interpunktion heilen; manche scheinbare fehlerhafte Stelle erweist sich bei genauerer Einsicht als haltbar; oft ist es von Interesse, die verschiedenen Lesarten aus früherer und späterer Zeit miteinander zu vergleichen (man denke an die bekannte Stelle im Handschuh). So ändert durch Interpunktion der Verf. ansprechend: 1) Goethes Faust I, V. 1091 (Ausg. von 1840 S. 60): „Bereitung braucht es nicht! Voran! Beisammen sind wir, fanget an!", durch Interpunktion nach „nicht", denn „Bereitung" ist schon = Vorbereitung. 2) Faust I, V. 1385 (Ausg. 1840, S 71): „Wenn dies dir völlig Gnüge thut, so mag es bei der Fratze bleiben", zieht der Verf. seine frühere Korrektur „Farce" (denn der Singular Fratze war ihm auffällig) zurück, da eine Anlehnung Goethes an Luthers Sprachgebrauch, der Sing. Fratze = Posse hat, wahrscheinlich ist. 3) Mignon. Statt der drei Anreden, V. 6, 12, 18: „Geliebter, Beschützer, Vater", hatte Goethe ursprünglich eintönig „Gebieter" geschrieben (Herders Abschrift bei Suphan, Goethe-Jahrbuch II, 144); bei der bekannten Anlehnung Goethes an alte Volks- und Kirchenlieder vermutet der Verf., es möge Goethe zur Änderung gekommen sein durch Anlehnung an die Anreden an Jesus: Sponse, pater, protector meus, die sich in einem lateinischen Gebetbuch nach den verschiedenen Dekaden des Rosenkranzes finden. 4) Zu Schillers Braut von Messina V. 401 die vielbesprochene Stelle: Eine Lavarinde lief aufgeschichtet über dem Gesunden. „Dem Gesunden" ist die ursprüngliche Lesart, „den" Gesunden findet sich erst in den späteren Ausgaben. Dieser Plural wird allgemein verworfen; „dem Gesunden" verschieden erklärt, aber dafür von anderen „den Gefilden" oder „den Geländen" gesetzt. Für „den Geländen" entscheidet sich auch der Verf. und argumentiert also: das Gesunde habe man gedacht im Gegensatz zu „Zerstörung" im folgenden Verse, dieser Gegensatz sei aber nicht vorhanden, wie der Zusammenhang lehre: Don Cesar und Don Manuel suchen, einander ins Wort fallend, jeder die Schuld von sich abzuwälzen, da folgt die Schilderung der Mutter von dem feuerspeienden Berge, womit sie die Ablehnung des nutzlosen Wortgezänkes begründen wolle; es sei unmöglich, den Urheber des Streites zu ermitteln, wie es unmöglich sei, das alte Bett des Schwefelstromes zu finden, da alle umherliegenden Äcker die schreckliche Geburt des Feuers geworden, da nun eine Lavarinde über dem ganzen von der Lava bedeckten Gefilde liege, und jeder Fufstritt auf Zerstörung wandele. So sei „alles" und „jedes" Gegensatz zu „das alte Bette". Gewifs, die Konjektur und ihre Begründung hat viel für sich. Und dennoch scheint sie nicht notwendig; wie konnte sich die ursprüngliche Lesart so lange erhalten? „Wer die erste Schuld trug", sagt die Mutter, „ist nicht mehr zu sagen; nicht mehr, wer die ihm angethane Unbill nur glaubte rächen zu müssen." Das alte Bett des Schwefel-

stromes bezeichnet die Schuld, die Lavarinde die Rache. Jetzt sieht sie überall nur die Schrecken des Bürgerkrieges. Aber wendet sie sich nicht an das Herz der Söhne, wenn sie über den ersten Ausbruch des Hasses hinaus auf die Zeit der unschuldigen Kindheit hinweist? Gerade das Wort Schuld legt den Gedanken an den Gegensatz, die Unschuld, nahe. Demnach sagt sie bei Festhaltung der ursprünglichen Lesart: In dem alten, für immer der Hölle geweihten Bette sollte ursprünglich der Lavastrom fliefsen, er hat sich aber rings über die Ufer, welche ein reiches Leben zeigten, ausgebreitet, überall Zerstörung mit sich bringend; jetzt liegt die Lavarinde auch über der Welt des Lebens, dem Gesunden. Wer von euch den Streit begonnen, ist nicht mehr zu erkennen; jetzt seht ihr überall die zerstörenden Folgen, sie verhüllen euch die schönen Tage der unschuldvollen Kindheit, das war die Zeit der Gesundheit, jetzt ist euer Leben Krankheit. — Damit wird das Gesunde doch anders als von Düntzer und Zacher erklärt.

Bemerkungen über Schillers Metrik, besonders im Taucher. Von W. Merckens. Programm des Gymnasiums zu Birkenfeld 1884. 22 S. 4.

Wir haben soeben das umfangreiche Werk von E. Belling über Schillers Metrik erhalten; daneben aber verdient die vorliegende, ein feines Gefühl für Sprache und Rhythmus bezeugende Abhandlung Anerkennung. Von dem Taucher geht der Verf. aus, der zu den jambisch-anapästischen Gedichten gerechnet wird. Diese jambisch-anapästische Versart, sagt der Verf., ist von vornherein aber nicht als solche gedacht; nicht zufällig beginnen manche Verse mit der Hebung, der auftaktlosen Verse gerade im Taucher ist die Minderzahl, aber sie machen gerade den schönsten rhythmischen Effekt. In dem gleichzeitigen Wallensteins Lager kommen viertaktige Verse vor im bunten Wechsel mit ein-, zwei-, drei-, viersilbigem Auftakt, mit grofser Freiheit im Inneren des Verses. Nur im Taucher und Handschuh von den Balladen hat sich Schiller der Freiheit in der Anwendung des Auftakts bedient; ebenso auch Goethe in den Balladen nur selten. Der Verf. beseitigt im Taucher alle fünf- und sechsfüfsigen Verse, und will alle als Vierfüfser gelesen wissen, weil es so die Betonung fordert; der Auftakt kann auch mehr als zwei, er kann drei, sogar vier Silben umfassen, innerhalb des Verses müssen wir oft mehr als zwei Senkungen annehmen. Der Verf. nimmt nun die wichtigsten lyrischen Partien in Schillers Dramen durch, den Monolog aus Maria Stuart, die Hexenbegrüfsung in Macbeth, verschiedene Stellen aus der Braut von Messina, um den Wechsel von Versen mit und ohne Auftakt nachzuweisen, die Bevorzugung der vierfüfsigen Reihen, öfters Takte von vier und fünf Silben; was da als fünffüfsiger Trochäus erschien, lasse sich besser als Viertakter mit Auftakt fassen. Man behaupte wohl, Schiller mische in die vierfüfsigen Gedichte arglos fünffüfsige Verse ein; davon müsse man aber abgehen; der Dichter habe nie absichtslos gehandelt. Um nun zu zeigen, wie der Taucher und der Handschuh gemessen und gelesen werden müssen, hat der Verf. beide Gedichte ganz mit Accenten versehen abdrucken lassen.

Beiträge zur Geschichte der Tauchersage. Von Dr. H. Ullrich. Programm der Lehreranstalt von Zeidler zu Dresden 1884. 6 S. 4.

Der Verf. des Programms hat von anderen Bearbeitungen der Sage schon gesprochen im Archiv f. Litteraturgesch. 10, 220—228. Der Vollständigkeit wegen sei verwiesen auf die Erzählung vom Seemenschen Lopez in Bilbao von Zschokke, Eros (Novellen, I. Teil, S. 264); von Meermännern

und Meerfrauen siehe Gräfse, Beiträge zur Litteratur und Sage des Mittelalters, 1850, S. 38—44. Die alten Zeugnisse über den Fischmenschen Nikolaus zusammenstellend, nennt der Verf. als älteste Aufzeichnung die bei Gualterus Mapes 1188—1193, als zweite die bei Gervasius v. Tilburg 1210, die dritte bei Johannes Junior in der ersten Hälfte des 14. Jahrh. Kurz kommt die Geschichte vor bei Raphael von Volterra im Anfang des 16. Jahrh. In eleganten lateinischen Hexametern hat Jovianus Pontanus in seiner Urania den Taucher besungen. Ihm folgt Alexander ab Alexandro, und diesem wieder der Chronograph Kaiser Karls V. Pedro Mexia, Simon Majolo in den dies caniculares, Thomas Fazellus (1498—1570); dessen letztere Erzählung aber liegt dem Berichte des Vielschreibers Prætorius zu Grunde. Am bekanntesten ist, auch als Schillers Quelle genannt, die ausführliche Darstellung des Athanasius Kircher, im 17. Jahrh. fast wörtlich benutzt von Erasmus Francisci und Eberhard Werner, im 18. von F. W. Otto in dem Abrifs der Naturgeschichte des Meeres 1792. Neben dieser schriftlichen Tradition vom Taucher führt auch als mündliche der Verf. die Erwähnung in einzelnen romanischen Gedichten aus; man kann das aber ebenso gut auch als Anspielung bezeichnen.

Bemerkungen zu Schillers Dramen. I. Wallenstein. Von Dr. Karl Koch. Programm des Gymnasiums zu Münstereifel 1884. 20 S. 4.

Die Abhandlung beschäftigt sich mit den zwei Fragen über das Verhältnis des Schicksals und der Freiheit und über die Bedeutung des Max Piccolomini im Drama. Die Schicksalsidee, welche manche im Drama haben finden wollen, ist nicht darin; Wallenstein ist nicht frei von Schuld, er könnte aber vom Verbrechen sich frei halten; indessen er wird von seinem Ehrgeiz fortgerissen. Die Episode Max und Thekla hat die verschiedensten Beurteilungen gefunden, gegen die neueste von Fielitz ist die vorliegende Abhandlung gerichtet. Eine solche Unentschiedenheit bei Wallenstein, wie sie Fielitz voraussetzt, welche Max auf den rechten Weg habe bringen können, wenn er nicht zu spät die Gefahr des Feldherrn erkannt hätte, will der Verf. nicht zugeben. Wallenstein ist entschlossen zum Verrat, aber entschlossen nur für den Fall, dafs man das Äufserste über ihn beschliefst. Dafs er aber durch Max sich könnte bestimmen lassen, scheint undenkbar. Die Liebe Maxens zu Thekla bildet eine Episode im Drama und weiter nichts, aber hat nicht den Zweck, Max aufserhalb der Verbindung mit seiner Umgebung zu setzen, damit er nicht die Gefahr Wallensteins bemerke und seine Aufgabe, denselben zu retten, erfüllen könne. Die Liebe seines Sohnes zu Thekla veranlafst Oktavio, ihm Wallensteins Vorhaben zu enthüllen, die Episode dient so den Zwecken der Exposition; auch jetzt noch könnte Max den Feldherrn retten, die Erkenntnis der Gefahr kam ihm nicht zu spät; aber die äufseren Umstände machen jetzt Wallensteins Rettung unmöglich, nämlich die Gefangennahme Sesins. Die Episode, das bleibt die Liebe Maxens und Theklas, steht aber doch mit der Haupthandlung in Verbindung; Max will dem Feldherrn die Treue bewahren, so viel er es vermag, d. h. doch seiner Pflicht treu bleiben, er wirft sich dem Feinde entgegen, um dessen Verbindung mit Wallenstein zu hindern, also den Freund vor dem Verbrechen zu bewahren.

Die Kriegsdichtung der Jahre 1870 und 71. Rede zur Feier des Geburtstages des Kaisers. Von Br. Obermann. Programm des Gymnasiums in Zeitz 1884. 26 S. 4.

Der Verf. bietet uns eine von ihm gehaltene Rede hier erweitert und durch zahlreiche Beispiele erläutert; die reichen litterarischen Nachweise

machen die Abhandlung wertvoll. Der Plan war, ausführlich zu zeigen, welche Gedanken und Stimmungen in den Dichtungen jener Zeit ausgesprochen sind, wie sie deutsche Natur ausdrücken, schliefslich wie die darin enthaltenen Gesinnungen in der Person des Kaisers verkörpert erscheinen. Die lyrischen Gedichte jener Zeit haben, kurz gesagt, dasselbe Motto wie die der Befreiungskriege: Mit Gott für König und Vaterland. In erster Reihe erscheinen die Gedichte, welche die starke allgemeine Entrüstung über den schnöden Friedensbruch ausdrücken, besonders gegen Napoleon gerichtet. Es schliefsen sich diejenigen an, welche die religiöse Stimmung der Zeit atmen, sowohl beim Ausbruch des Krieges, dafs Gott der gerechten Sache beistehen werde, wie im Verlauf bei den glänzenden Erfolgen, endlich bei glücklich errungenem Frieden. Der Verf. nimmt auch Rücksicht auf die Volksdichtung, führt noch einmal den kernigen Humor derselben uns vor, aber auch ihren tief sittlichen Ernst. Ein schroffes Gegenstück dazu bildet die meist prahlerische, oft frivole französische Dichtung jener Zeit, die durch zahlreiche Proben erläutert ist. Neben den religiös-sittlichen Gesinnungen tritt uns auch in unserer Dichtung die patriotische Gesinnung im besonderen, die Liebe des Volkes zu Fürst und Vaterland, zu deutscher Sitte und Art hervor, endlich in der immer stärker ausgeprägten Kaiseridee und in der Verehrung für den greisen Monarchen, der den Kyffhäusertraum erfüllt hat.

Eine Betrachtung am Sedantage. Von Oberlehrer H. Corvinus. Programm des Gymnasiums zu Braunschweig 1884. 21 S. 4.

Wir erhalten hier nicht den Abdruck einer Sedanfestrede, sondern, wenngleich aus einer Schulrede am Sedantage hervorgegangen, eine ausführliche Betrachtung über die Bedeutung jener grofsen Tage für unser Volk, und da hier besonders die Entwickelung des deutschen Volksgeistes ins Auge gefafst ist, so verdient die Abhandlung auch hier und auch wegen der schwungvollen edlen Darstellung rühmlich hervorgehoben zu werden.

Ausgehend von der Schilderung der allgemeinen Begeisterung bei der Kunde von dem Siege von Sedan will der Verf. den idealen Wert des Tages durch Betrachtung der Wirkungen klar machen. Die Erblichkeit der Kaiserkrone ist das Unterpfand unserer Gröfse, unserer Sicherheit. Der Besitz der Macht ruft den Nationalstolz wach, stärkt das Selbstgefühl; wir haben einen politischen Glauben, dadurch wird das Wirken des einzelnen erweitert und vertieft. Dafs der politische Glaube das ganze Volk durchdringe, mufsten grofse Thaten geschehen, und seine Erstlingsfrucht ist die Liebe zum Staat. Ohne das Vaterland hat alle unsere Wissenschaft und Kunst und andere Thätigkeit keine innere Kraft und Wahrheit; das Vaterland aber verlangt Thaten, die Thaten der Bürger bauen und schirmen die Staaten. An die Stelle der Welt der Gedanken, in der das vorige Jahrhundert lebte, ist die Welt des Willens getreten; das vorige Jahrhundert war subjektiv und kosmopolitisch, man kannte nur das Individuum und die Menschheit, aber nicht die mitten inne liegenden bedeutsamen Ordnungen. In unserem Jahrhundert ist das geistige Leben ermattet; es ist eine Gunst des Schicksals gewesen, dafs die Blüte unserer Philosophie und Dichtkunst der politischen Entwickelung vorausgegangen ist, so dafs wir die grofsartigen Anschauungen des reinen Idealismus in das realistische Zeitalter hinübernehmen konnten. So haben wir gelernt, den Staat als einen sittlichen Organismus aufzufassen. Als Erben der Väter haben wir das humanistische Ideal des vorigen Jahrhunderts mit dem staatskörperlichen der Gegenwart auszugleichen. Was war der Staat im römischen Altertum? was im vorigen Jahrhundert? d. h. wie

stellten sich die einzelnen zur Staatsidee? Diese Fragen wirft sich Verf. vor und beantwortet sie ausführlich. Der neue Entwickelungsprozefs, sagt er zum Schlufs, hat zwei grofse Thatsachen geboren, die eine ist der Übergang von der absoluten Regierungsform zum Verfassungsstaat, die andere die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches; durch diese letztere ist das monarchische Gefühl neu belebt, das politische Interesse zu einem warmen und festen politischen Glauben vertieft, und die Gröfse dieses Verdienstes der preufsischen Krone um die wahre, dauernde Freiheit Deutschlands wird, meint der Verf., erst von der Nachwelt ganz gewürdigt werden, wenn die Zeit kommen wird, wo die Feinde der Einheit und Freiheit Deutschlands kecker als jetzt ihr Haupt zu erheben wagen. Wir aber meinen, dafs sie jetzt kecker ihr Haupt erheben, als das in der Zukunft der Fall sein wird, wo der Einheitsgedanke in den allerweitesten Kreisen feste Wurzeln geschlagen haben wird, so dafs die Reihen jener mehr als jetzt gelichtet sein werden; und blicken deshalb mit Zuversicht in die Zukunft.

Herford. Hölscher.

Das Wörterbuch der französischen Akademie. — I. Die erste Ausgabe des Wörterbuches der französischen Akademie. Von Dr. A. Fels. Programm des Real-Gymnasiums Hamburg 1884. 26 S.

Der Verf. betont zunächst, dafs eine Geschichte des Wörterbuches der franz. Akademie noch fehlt, obwohl Versuche in dieser Richtung gemacht sind. Vorliegende Arbeit ist eine Monographie über das erste Wörterbuch der Akademie, das 1694 erschien.

1637 fafst die von Richelieu 1635 gegründete Académie française den Plan eines Wörterbuches. 1639 wird Vaugelas mit der Redaktion beauftragt; aber mit Richelieus Tod (1642) ermattete wohl der Arbeitseifer der Akademie. Auch stirbt 1650 Vaugelas, der berühmte Linguist. Erst 1672 war das Wörterbuch vollständig ausgearbeitet. (Man liefs sogar in demselben Jahre schon bis zum Buchstaben N drucken; aber dieser Druck ist 1686 kassiert worden.) Dann ging es an die Revision des Ganzen, die mindestens ebenso viel Zeit kostete als die grundlegende Arbeit. 1686 ist bereits mit dem definitiven Druck begonnen. 1694 erscheint endlich das Wörterbuch in zwei Foliobänden mit einer Widmung an den König und einer Vorrede. Die Anordnung der Wörter ist etymologisch; am Ende jedes Bandes befindet sich ein alphabetisches Wörterverzeichnis.

Die fast 60 Jahre beanspruchende Geburt des Wörterbuches hatte Anlafs zu manchen Spötteleien gegeben; gegen das Ende ihrer lexikalischen Thätigkeit und in Zusammenhang mit derselben sah sich die Akademie genötigt, eines ihrer Mitglieder, Furetière, auszustofsen.

Die Aufnahme, welche das Dictionnaire fand, wird besprochen, hierauf das Werk selbst beurteilt. — Der Verf. hebt als fehlerhaft hervor die veraltete, schwerfällige, ungleichmäfsige Orthographie (erst in der dritten Ausgabe des Wörterbuches, 1740, brach die Akademie mit dem alten etymologisierenden orthographischen Verfahren), die vielfach mangelnde Bezeichnung der Aussprache, die Aufnahme mancher veralteter Wörter, häufige Nachlässigkeiten, die Trivialität der Beispiele, endlich etymologische Irrtümer, die bei dem damaligen Stande der Philologie freilich erklärlich sind. Im ganzen findet aber Verf. die Leistung sehr anerkennenswert: Der damalige Sprachschatz des „bel usage“ ist darin aufgespeichert (der speciell wissenschaftliche Wortvorrat ist ärmlich). Auch treten die Verdienste der Akademie durch Vergleichung mit den von ihr benutzten lexikalischen Vor-

arbeiten deutlich hervor, so in Bezug auf Feststellung des gültigen Sprachgebrauchs, auf Reichhaltigkeit der Phraseologie.

Die Autorität des akademischen Wörterbuches machte dem linguistischen Streit und Schwanken des 17. Jahrhunderts in der Hauptsache ein Ende.

Die Schrift, aus welcher die wichtigsten Punkte hervorzuheben Ref. sich bemüht hat, zeichnet sich durch gründliche, keine Mühe scheuende, umsichtige und urteilsvolle Behandlung des Themas aus. Verf. schreibt klar, treffend und weifs seinen nicht gerade dankbaren Gegenstand lehrreich und anziehend zu machen. Eine Fortführung dieser Studien wäre sehr zu wünschen. Dr. J. Jacoby.

Miscellen.

Lied auf den Bruch der Magna Charta durch Edward II.

Englisch* und deutsch von Th. Vatke.

L'en puet fere et defere,
Ceo fait-il trop sovent;
It nis nouther wel ne faire,
Therfore Engelond is shent.
Nostre prince de Engletere, 5
Par le consail de sa gent,
At Westminster after the feire
Made a gret parlement.
La chartre fet de cyre,
Jeo l'enteint et bien le crey, 10
It was holde to neih the fire
And is molten al awey.
Ore ne say mes que dire,
Tout i va a Tripolay.
Hundred, chapitle, court and shire, 15
Al hit goth a develway.
Des plusages de la tere
Ore escotez un sarmoun,
Of IV wise men, that ther were,
Whi Engelond is brouht adoun. 20
The ferste seide: „I understonde,
Ne may no king wel ben in londe,
Under God almihte,
But he cunne himself rede,
Hou he shal in londe lede 25
Everi man wid rihte.
  For miht is riht,
  Liht is niht,
  And fiht is fliht.
For miht is riht, the lond is lawe-les, 30
For niht is liht, the land is loreles,
For fiht is fliht, the land is nameles.

Thun kann man's und vernichten,
Dies allzu oft sich fand,
Man kann's als gut, als böse richten:
So kam zu Schanden Engeland.
Unser Fürst, laſst mich berichten, 5
Durch der Räte Stand,
Zu Westminster, Streit zu schlichten,
Berief das Parlament im Land.
Das Siegel ist von Wachs gemacht,
Ich hör und glaube, es ist wahr, 10
Dem Feuer ward's zu nah gebracht
Und ist geschmolzen ganz und gar,
Weiſs nicht, was nun sei gesagt,
Nach Tripolis geht alles, das ist klar.
Kapitel, Gau und Grafschaft, gebet acht, 15
Geht einen Teufelsweg, des Guten bar.
Von den Weisesten im Land,
Hört die Rede nun zur Stunde,
Von vier Weisen, die man fand,
Wie England ging zu Grunde. 20
Der erste sprach: „ich hab's verstanden,
Nicht mag ein König sein in Landen
Unter dem Gott, der all' regieret,
Er kann es selbst bereiten,
Wie er das Land mag leiten 25
Und wie er jeden führet.
  Denn schwarz ist weiſs
  Und kalt ist heiſs
  Und laut ist leis.
Denn Macht ist Recht, das Land ist rechtelos. 30
Denn Nacht ist Tag, das Land ist lehrelos,
Denn Schand ist Tand, das Land ist namenlos."

* Nach Wülcker.

The other side a word ful god:
„Whoso roweth agein the flod,
Off sorwe he shal drinke, 35
Also hit fareth bi the unsele,
A man shal have litel hele,
Ther agein to swinke.“
Nu on is two
Another is wo, 40
A frend is fo.
For on is two, that lond is streintheles,
For wel is wo, the lond is reutheles,
For frend is fo, the lond is loveles.
That thridde seide: „It is no wonder 45
Off thise eyres, that goth under,
Whan theih comen to londe,
Proude and stoute, and ginneth yelpe,
Ac of thing, that sholde helpe,
Have theih noht on honde. 50
Nu lust haveth leve,
Thef is reve,
And pride hath sleve.
For lust hath leve, the lond is theweles,
For thef is reve, the lond is penyles, 55
For pride hath sleve, the lond is almusles.“
The ferthe seide, that he is wod,
That dwelleth to muchel in the flod,
For gold or for auhte;
For gold or silver or any wele, 60
Hunger or thurst, hete or chele,
Al shal gon to nohte.
Nu wille is red,
Wit is qued,
And god is ded.
For wille is red, the lond is wrecful, 65
For wit is qued, the lond is wrongful,
For god is ded, the lond is sinful.
Wid wordes as we han pleid,
Sum wisdom we han seid, 70
Off olde men and yunge,
Off many a thinge, that is in londe,

Der andre sprach ein Wort gar gut:
„Wer da rudert gegen die Flut,
Der wird der Leiden trinken, 35
Unselig wird er immer sein,
Sein Glück ist ewiglich nur klein
Im Kampfe, er wird sinken.“
Nun ist eins gleich zwei
Und alles einerlei, 40
Ob Freund, ob Feind man sei.
Denn eins ist zwei, das Land ist kräftelos,
Denn Wohl ist Weh, das Land erbarmungslos,
Denn Freund ist Feind, das Land ist liebelos.
Der dritte sprach: „Es ist kein Wunder, 45
Fort sind die Erben, da man's teilet unter,
Wenn sie kommen ins Land,
Gar hoch und herrlich, beginnen zu prahlen,
Von Dingen, die helfen sollen allzumalen,
Haben sie nichts zur Hand. 50
Frechheit nun alles kann,
Der Dieb ist Ehrenmann,
Der Stolz hat Ärmel an.*
Frechheit ist frei, das Land ist sittenlos,
Der Dieb Verwalter, und das Land ist pfenniglos, 55
Der Stolz hat Ärmel, und das Land ist ohn Almos'.“
Der vierte sprach: „Der Mann ist toll,
Der in der Flut bleibt länger als er soll,
Um irgend einen Lohn;
Denn Gold und Silber und was man immer mag, 60
Hunger und Durst und heiſs und kalter Tag,
Wird alles nun ein Hohn.
Willkür man jetzo ehrt,
Vernunft ist ohne Wert,
Das Gute wird verkehrt.“ 65
Willkür man ehrt, das Land ist schandevoll,
Vernunft ohn Wert, das Land ist unrechtvoll,
Das Gute wird verkehrt, das Land ist sündevoll.
Mit Worten ha'n wir Spiel gewagt,
Und etwas Weisheit auch gesagt 70
Von alten Leut' und jungen,
Von mancher Sach in Landen,

* Gegensatz zum sleeveless coat (tabbard), cf. Morley, E. W. p. 302.

Whoso coude it understonde,
So have I told wid tongue.
Riche and pore, bonde and fre,* 75
That love is god, ye mai se,
Love clepeth ech man brother,
For it, that he to blame be,
Foryif hit him par charite,
Al theih he do other. 80
Love we God and (as?) he us alle,
That was born in an ocstalle
And for us dou on rode.
His swete herteblod he let
For us and us faire het, 85
That we sholde begode.
Be we nu gode and stedefast,
So that we muwen, at the last,
Haven hevene blisse.
To God almihti I preie: 90
Lat us never in sinne deie,
That joye forto misse;
Ac lene us alle, so don here
And leve in love and god manere,
The devel for to shende, 95

That we moten alle ifere
Sen him, that us bouhte dere,
In joye withoute ende.
Amen.

Wer es nur hat verstanden,
So sprach ich mit der Zungen.
Reich und arm und Sklav und frei, 75
Ihr könnet sehn, dafs Liebe Gutes sei,
Die Liebe Bruder jeden nennt,
Darum, dafs er zu tadeln ist,
Vergieb es ihm um Jesu Christ,
Wenn er es auch nicht anerkennt. 80
Lieben wir Gott wie Er uns alle,
Der ward geboren im Ochsenstalle
Und für uns litt die Kreuzespein.
Sein süfses Herzensblut er liefs
Für uns, uns Rechtes thun er hiefs, 85
Dafs gut wir sollten sein.
Sein wir denn gut und standhaft jetzt,
Dafs wir einst mögen allerletzt
Des Himmels Segen haben.
Zu Gottes Allmacht bet' ich immer: 90
„Lafs uns in Sünden sterben nimmer
Und missen jener Freude Gaben.
Verleih uns allen so zu handeln,
In Lieb und Ehrbarkeit zu wandeln,
Dafs sich in Schand der Teufel wende, 95
Dafs wir Ihn anschaun allzumal,
Der uns erkauft mit Todesqual,
In Freuden ohne Ende.
Amen."

Maximilian Robespierre.

Ein Lebensbild nach zum Teil unbenutzten Quellen (?) von Dr. K. Brunnemann. Leipzig und Berlin, W. Friedrich. 2. Auflage.

Die oben bezeichnete Schrift erschien zuerst vor vier Jahren, wurde damals in den fachwissenschaftlichen Blättern Deutschlands** und des Auslandes als völlig wertlos bezeichnet und von dem Referenten dieses als ein dürftiges Excerpt aus Hamel, Hist. de Robespierre, das durch eine Übersetzung einiger Reden des Helden, noch dazu in sehr mangelhaftem Deutsch, vermehrt worden ist, in drei Zeitschriften nachgewiesen. Die Entgegnung, welche Herr Brunnemann darauf in zwei Blättern losliefs, bestand nur in der Behauptung, dafs er neben Hamel auch den „Moniteur" studiert und noch andere Zeitschriften aus der französischen Revolutionszeit in Händen gehabt habe. Daneben ein prunkhaftes Hervorheben seiner Kenntnisse und Beweise einer etwas ungewöhnlichen Logik, die u. a. sich zu der Behauptung aufschwang, sein „Büchlein" könne unmöglich ein „Plagiat" des Hamelschen Werkes sein, weil das letztere bedeutend umfangreicher sei. Nun erscheint dieses Machwerk als zweite Auflage, d. h. wörtlich mit dem Excerpt Nr. 1 übereinstimmend und mit einer zweiten, an mangelnder Bescheidenheit und souveräner Hinwegsetzung über alle Wahrheit überreichen Vorrede. Es hiefse Zeit und Raum verschwenden und dem Herrn Verf., dessen wissenschaftliche Bedeutung als Molière-Forscher, als „berühmter

* Cf. Norden, On Bondmen (1608) in Harrison, England, p. III, ed. Furnivall.

** Aus der Menge der völlig vernichtenden Urteile führe ich nur an: die Besprechungen in der Saturday Review, im Litt. Centralblatt, in dieser Zeitschrift, in den Mitteilungen aus der historischen Litteratur, Herbsts Litteraturblatt u. s. w.

Historiker und Specialist“ hinlänglich festgestellt ist, einen vielleicht erwünschten Dienst leisten, wenn Ref. den Wiederabdruck des ersten Excerptes aus Hamel noch einmal als unselbständige Zusammenschreiberei nachwiese, oder über den lediglich negativen Wert derselben noch Worte verlöre; nur die unwahren Behauptungen, deren Gegenstand Ref. selbst in Vorwort 2 ist, mögen hier im Verein mit den anderen Unrichtigkeiten des Titels und der erwähnten Vorrede gekennzeichnet werden.

1) Herr Brunnemann sagt: Dasselbe (sc. Excerpt 1 aus Hamel) hat vielfach freundliche Aufnahme gefunden, nur Herr Dr. R. Mahrenholtz ist anderer Ansicht. Aus den oben angeführten Besprechungen geht hervor, dafs dieses „nur“ eine Unwahrheit ist.

2) Herr Dr. Mahrenholtz, welcher mir grollt, weil er auf Grund einer Besprechung der sechs Bände ausgewählter Lustspiele von Molière, die ich im Auftrage der Weidmannschen Buchhandlung 1876—77 (d. h. in Zeit von kaum sechs Monaten) herausgegeben habe. der öffentlichen Beleidigung schuldig erklärt worden ist.“ Diese paar Zeilen enthalten allerdings nur zwei grobe Unwahrheiten. Nicht auf Grund meiner Besprechung der Brunnemannschen sogen. Molière-Ausgabe, die bekanntlich durch die Weidmannsche Buchhandlung in aufrichtiger, leider zu später Bereuung ihres Auftrages grofsenteils durch die trefflichen Ausgaben Fritsches gesühnt ist, sondern auf Grund eines „offenen Sendschreibens“ an Herrn Brunnemann, in welchem ich einen rein persönlichen, an sachlichen Unwahrheiten nicht eben armen Angriff auf mich in einem Leipziger Blatte zurückwies, bin ich zu einer Geldstrafe von 30 Mk. im Januar 1882 verurteilt worden. Die Königl. Staatsanwaltschaft hatte Herrn Brunnemanns Strafantrag zurückgewiesen, die Polizei, deren Beistand er gegen mich aufrief, ebenfalls nicht eingegriffen, die erste Instanz mich auf Grund des § 93 des Strafgesetzbuches freigesprochen, erst das Landgericht zu Halle mich in die obige Strafe genommen, weil ich den Realgymn.-Dir. Brunnemann, der konsequent „Satyre“ schrieb, an die Kenntnisse seiner Primaner verwiesen hatte. Zweite Unwahrheit: „Herr Dr. R. Mahrenholtz, welcher mir (deswegen) grollt.“ Das obige Urteil war erst mehrere Monate nach der Abfassung meiner drei Besprechungen des Excerptes des Herrn Dir. Brunnemann gefällt worden, kann also auf diese Besprechungen keinen Einflufs gehabt haben. Dritte Unwahrheit: Der Titel besagt: „nach zum Teil unbenutzten Quellen.“ Solche sind bekanntlich weder Hamel noch der „Moniteur“, auch sonst führt Brunnemanns Schreiberei keine einzige Thatsache oder Bemerkung vor, die nicht in den landläufigsten Darstellungen zu finden wäre.

Vierte Unrichtigkeit: Dasselbe (Excerpt Nr. 1) hat vielfach freundliche Aufnahme gefunden. Zum Beweise hebt Herr Brunnemann fünf „mehr oder weniger anerkennende Urteile“ heraus, zu denen er auch eine Besprechung in dem „Magazin f. Litt. des In- und Auslandes“ rechnet. Der Verf. der letzteren erklärt sich aber mit Brunnemanns Auffassung durchaus nicht einverstanden und sagt dem Herrn Direktor und (leider auch) damaligen Mitarbeiter des Magazins einige zu nichts verpflichtende Komplimente. Aus vier (nicht fünf) ganz gelegentlichen, kurzen Anzeigen, denen die obengenannten rein sachlichen Urteile gegenüberstehen, folgert Herr Brunnemann „eine vielfache freundliche Aufnahme“, denen nur die Ansicht des „grollenden“ kriminalistisch verdächtigen Herrn Dr. Mahrenholtz gegenüberstehe.

Fünftes Beispiel von Herrn Brunnemanns Logik: „Herr Dr. Mahrenholtz läfst kein gutes Haar daran“ (sc. an Excerpt Nr. 1), weil das Thatsächliche ..... mit der Darstellung in Hamels Hist. de R. übereinstimmt, ohne uns jedoch darüber aufzuklären, wie man es anzufangen hat, um Thatsachen aus dem Leben einer Person wahrheitsgemäfs (???) darzustellen, ohne dabei nicht mit denen übereinzustimmen, die dasselbe schon vor uns gethan haben.“ Nachdem ich die zum Teil wörtliche Abschreiberei

Brunnemanns nachgewiesen hatte, war die hier verlangte „Aufklärung“ wohl höchst überflüssig.

Über das „Wahrheitsgemäfse“ in Herrn Brunnemanns Lebensbilde werden die eingeweihten Leser wissenschaftlicher Zeitschriften wohl selbst ihr Urteil haben, wir können nur mit einem Bedauern aus tiefstem Herzensgrunde für den Herrn Verleger schliefsen.

Halle. R. Mahrenholtz.

Die Einheit Homers und des Rolandsliedes.

Im Rolandslied Nr. IX heifst es:

> Je vous dois bien aimer, sire parâtre:
> Vous m'avez fait désigner pour l'arrière.
> — — — — — — — — — —
> Avec colère il parla à son parâtre:
> Ahi! pervers, et de mauvaise race —

und H. Morf bemerkt dazu (Frankf. Zeitung, Feuilleton 12. Novbr. 1881): „Eine einheitliche Dichtung kann offenbar ihrem Helden in der nämlichen Situation nicht so widersprechende Worte in den Mund legen. Es ist dies eine der vielen Stellen, wo die verschiedenen Versionen des alten Heldenliedes durchbrechen.“

Immerhin ist darauf aufmerksam zu machen, dafs eine ganz ähnliche Stelle, ein ähnlicher Widerspruch, eine ähnliche widersprechende Parallelrede im Rolandslied Nr. XXXIX vorkommt:

> Thierry répond: „Je n'y veux pas penser.
> Sois-je félon, si jamais je l'octroie!
> Qu'entre nous Dieu montre aujourd'hui le droit!“ AOI
>
> Thierry lui dit: „Pinabel tu es brave
> Et grand et fort, ton corps est bien moulé.
> Pour ta valeur tes pairs te reconnaissent
> Laisse finir ici cette bataille.

Mir scheint die eine Stelle die Ursprünglichkeit der anderen zu garantieren. Der Widerspruch hat keinen genealogischen, sondern einen poetischen und ästhetischen Grund. Der Dichter will beide Möglichkeiten, die beiden Antworten, welche überhaupt möglich sind, nebeneinander stellen, um mit einer jeden den Verstand anzuregen, und die logische Unklarheit ist ihm durchaus gleichgültig. Nicht der Schein der historischen Wahrheit ist ihm Richtschnur, sondern der Effekt einer Phantasie. Er stellt zwei sich widersprechende Phantasien getrost nebeneinander, weil ihm beide effektvoll zu sein scheinen. Und ich weifs kein vollkommen entsprechendes Verfahren Homers; doch möchte jene Üblichkeit ähnlich sein, an weit auseinander liegenden Stellen (also nicht wie hier unmittelbar aufeinander) zwei mehr oder weniger verschiedene Vorstellungen eines und desselben Vorganges oder Zustandes darzubieten, z. B. einmal zu sagen, die Haare des Odysseus seien blond, ein andermal sie seien schwarz, u. ä.

Bern. K. F.

Zu Goethes Fischer.

„Kühl bis ans Herz hinan“ heifst in sprichwörtlicher Verwendung so viel als gleichgültig; im Gedichte dagegen: von der Kühle des Wassers nicht nur äufserlich berührt, sondern davon bis ans Herz erfüllt, von Kühle

durchdrungen, so disponiert, dafs er sofort den lockenden Worten des Weibes in die Tiefe folgen wird. Damit stimmt „lauscht" überein, welches andeutet, dafs der Fischer dem Elemente schon ganz hingegeben ist.

Eichendorff sagt: „Es weifs und rät es doch keiner, wie mir so wohl ist, so wohl;" hätte Goethe „Fischlein" als Dativ verstanden, so würde er ebenso gesagt haben: wie Fischlein ist; „'s Fischlein" ist Nominativ.

„Wellenatmend" bedeutet: aus den atmenden Wellen, aus dem atmenden, wie eine Brust sich hebenden und senkenden Meer; und Goethe denkt natürlich nicht an den Sonnenaufgang, sondern daran, wie sich Sonne und Mond im Meere spiegeln. — Vergl. „Wellenschimmernd" Pandora = wie schimmernde Wellen.

Bern. K. F.

Ein alter Foliant.

Der Unterzeichnete besitzt ein Polyglotten-Lexikon aus der Reformationszeit. Es ist ein mächtiger alter Foliant, das Werk des Calepinus, eines Abtes, der uns durch seinen Fleifs wie durch seine Gelehrsamkeit und Vielseitigkeit in Erstaunen setzt. Während das Werk selbst (der Sitte der Zeit gemäfs) in lateinischer Sprache geschrieben ist, werden zur Erklärung und Erläuterung der (alphabetisch geordneten) lateinischen Wörter oder Vokabeln alle dem Verfasser bekannten Kultursprachen herangezogen — aufser dem Hebräischen und Griechischen auch das Italienische, Gallische (Französische), Germanische (Deutsche), Englische, Spanische, Belgische (Niederländische), Polnische und Ungarische —, jedoch so, dafs zuweilen nur ein Teil dieser Sprachen berücksichtigt wird. Was das Deutsche betrifft, so bietet es uns (im Gegensatz zu dem oft verkannten Mittelalter) das Bild einer trostlosen Vernachlässigung und Verkommenheit, durch die übrigens der gesunde innere Kern und die frische Lebenskraft um so schöner hervorleuchtet. Dem Verfasser, der sich im Lateinischen mit aufserordentlicher Geläufigkeit auszudrücken weifs, macht seine eigene Muttersprache, das Deutsche, offenbar grofse Schwierigkeiten, besonders in Hinsicht auf die Orthographie, in welcher durchaus keine Konsequenz oder Regel zu entdecken ist. Dasselbe Wort wird bald so, bald anders geschrieben. Dieselbe Willkür herrscht in der Anwendung der grofsen und kleinen Anfangsbuchstaben. Auch ist bei dem Deutschen die Abweichung von der gegenwärtigen Gestalt der Sprache viel gröfser als bei den übrigen Sprachen, z. B. dem Französischen und Englischen. An naturwüchsiger Kraft und Ungeniertheit lassen die deutschen Erklärungen und Zusätze nichts zu wünschen übrig: vergl. z. B. die Art. fraus, fraudulentus (besch...... statt betrügen u. a.), sowie die nachfolgenden Zeilen.

An das eigentliche Lexikon, welches 1655 enggedruckte Folioseiten umfafst, schliefst sich eine Art Real-Lexikon, ein „Onomasticon Nominum propriorum", welches ebenfalls aufserordentlich reichhaltig ist und sich keineswegs auf das sogen. klassische Altertum beschränkt. Das Ganze trägt vielmehr schon den Charakter eines ziemlich umfassenden Konversationslexikons, an das man freilich den Mafsstab der Gegenwart nicht legen darf. Es findet sich hier gar vieles Fabelhafte und Lächerliche, das aber immer mit der ernstesten Miene vorgetragen wird: vergl. unten s. Astomi u. a.

Uns interessieren an dem Onomastikon hauptsächlich die beigefügten deutschen Erläuterungen. Einige Beispiele aus dem Anfange des Buches werden uns ein Bild von der deutschen Diktion und dem wissenschaftlichen Standpunkte des Verf. geben. Also:

Achilles ist „Ein handvester Hauptmann der Griechen vor Troya"; Aesculapius, ein Sohn Apollinis, war ein ausbündiger lehrer und erleüchter

der artzney. Aethiopia ist „das Morenland, in dem die Leut vor grimmer hitz der Sonnen gantz schwartz werden". Acroceraunia ist „ein hoch Gebirg, so durch Epirum an das Meer stofst und alssviel (soviel) alss ein Marckstein ist, so das Adriatisch Meer vom Jonischen underzeichnet (scheidet)". Aēx (αἴξ) ist „ein kleine Insel oder gar nahe (beinahe) nur ein blofser Berg im Egeischen Meer, welcher von fernufs (aus der Ferne) wie ein Geifs anzusehen ist". Agesander war „ein berümpter Bildhawer aus der Insel Rhodus bürtig", Alcibiades „ein fürtreffenlicher Hauptmann der Atheniensseren", Achaemenides „ein spiefsgesell Ulyssis", Alcyone „die fraw Aeoli, der Winden König, welche in ein Seevogel ist verwandelt worden". Alecto war „eine aufs den unsinnigen Hellischen Weiberen", Amphion „ein fürtreffenlicher Musicus auff der Leyren oder Harpffen". Amphictyones sind „die gantze versamblung der Rhatsherren oder Landtrhäten in Griechenland". Amphiscii (ἀμφίσκιοι) sind „die Eynwohner des Erdbodens, so in eines jahrs frist schatten gegen allen Orten umb sich haben". Besser werden später die Antipodes bezeichnet als die „Einwohner des Erdtrichs, so ihre füfs unsern entgegen wenden", die Antichthones als „die Leut auff Erdtrich, so uns entgegen stehn und wohnen". Antoeci (ἀντοῖκοι) sind nach des Verf. Ausdruck „die Gegenwohner des Erdtrichs, doch nicht allso, dafs ihre füss gentzlich gegen unseren gewendet sind". Anaxarchus war „der Namm eines Griechischen Philosophen, welchen der König in Cypern mit eysinen (eisernen) stämpffen hat lassen zerstampffen". Antronia war „ein Statt in Thessalien, bei deren man viel mulystein (Mühlsteine) graben hat", Anabis „ein Gott der Aegyptieren, so sie in einer hundtsgestalt verehreten". Aphrica (λιβύη) ist „einer aus den drey teilen des Erdbodens oder der Welt". Ebenso wird später Asia bestimmt als „einer aus den drey theilen der Welt, so sich weit bifs in Auffgang der Sonnen erstreckt und der allergröste ist". Apollo ist „ein Gott bei den Griechen, welchen sie für ein erfinder der Artzney, des Gesangs und der Reimen (Dichtkunst) hielten". Aquilo wird bezeichnet als „der Nortwind, der Byses, der Schindtenhengst von Mitnacht", Arion als „ein berümpter Poet und Harpffenschlaher aufs der Insel Lesbus bürtig", Aristoteles als „ein Hochgelehrter Philosophus, des Bücher von allerley Philosophey vorhanden sindt." Arnoba, der Rauchen oder die Baar ist nach des Verf. Angabe „das Gebirg, so sich bei Doneschingen verleurt, an dem die Donaw entspringt", Arnus dagegen „ein Schiffreich Wasser in Italien, so durch Florentz fleufst". Aspaltites „das todt Meer, ist ein wüster und böfs dempffender See im Jüdischen Landt", Atergatis aber, „ein Abgöttin der Ascaloniter in Syrien, war obenaufs ein weibsbild, undenaufs ein fisch". Astomi waren nach Angabe des Verf. „Völcker in India, die kein Mund haben und nur vom Geschmack leben"!!! Athenae, Athen, war „ein Statt in Griechenland, so von ihrer Hohenschul, aus deren so viel fürbündiger (!) Gelehrter kommen seind, treffentlich berümpt gewesen ist". Attilius Regulus wird bezeichnet als „ein Burgermeister zu Rom, welchen die Carthaginenser durch Lifst im Krieg fiengen". Es folgt die bekannte Erzählung aus Cic. — Avignon im südl. Frankreich lernen wir kennen unter der lat. Form Avenio, welches bezeichnet wird als „ein Provintz, dem Bapst zugehörend". Aventinus ist „einer aufs den siben Bühelen (Hügeln) in der Statt Rom, an dem die Tyber unden hin laufft". Axenum Mare ist „das ungehewr Pontisch Meer von wegen der grausamkeit der umbliegenden Völckeren".

Diese Beispiele mögen genügen zu einer allgemeinen Charakteristik des Onomastikons! Eine beurteilende Kritik des Buches liegt nicht in unserer Absicht. Für uns hat das Werk ja ohnehin nur Wert als ein historisches Denkmal der Zeit, in der es entstanden ist, und als ein Erzeugnis der Buchdruckerkunst des 16. Jahrhunderts.

Der Deckel des Folianten (aus Holz und Schweinsleder bestehend) ist

reich verziert mit Bildern und Inschriften, und auf der inneren Seite desselben befinden sich eine Menge handschriftlicher Notizen der früheren Besitzer, meist Familien-Nachrichten enthaltend.

Landsberg a. W. A. W.

Virchow und die Schulorthographie.

Professor Virchow hat sich in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 5. Februar d. J. das grofse Verdienst erworben, einige Übelstände der deutschen Rechtschreibung an mafsgebender Stelle zur Sprache zu bringen. Zunächst bekämpfte er die Doppelschreibung, welche Schülern und Lehrern eine nutzlose Last auferlegt, und wandte sich dann gegen das ebenso unnütze e in der Endung ieren. Beide Gegenstände, vorzüglich die Abschaffung der Fraktur, verdienen die Beachtung der deutschen Lehrerschaft in hohem Grade. Doch erlaube ich mir, im Nachfolgenden nur den zweiten Punkt eingehend zu erörtern. Der Nutzen, welcher aus der alleinigen Anwendung des über die ganze Erde verbreiteten lateinischen Alphabetes für Schule und Leben hervorgehen würde, leuchtet ohne weiteres ein.

Bekanntlich schrieb man früher die Endung iren teils mit, teils ohne e; dann aber brach sich die richtige Anschauung Bahn, dafs dieses e überflüssig sei, und es verschwand allmählich aus allen neueren Schriften. Das Regelbuch der Berliner Gymnasial- und Realschullehrer (10. Auflage 1878) schwankt zwar in Aufstellung der bezüglichen Regel, hat jedoch in dem Wörterverzeichnis überall iren, ausgenommen in regieren und spazieren; und man durfte hoffen, dafs die Zeit nicht mehr fern sei, wo das e auch in diesen beiden Wörtern getilgt würde. Da erschien 1879 das preufsische Regelbuch und mit ihm begann die rückläufige Strömung. Es führte zum Staunen und Schrecken, man darf wohl sagen des ganzen deutschen Volkes die allerdings von der Berliner Konferenz 1876 gebilligte Schreibung ie in die Praxis ein, und die Regelbücher sämtlicher deutscher Regierungen folgten diesem beklagenswerten Beispiele. Herrscht auch wohl betreffs der meisten orthographischen Fragen grofse Uneinigkeit und Parteiwesen in Deutschland, so hat sich doch gegen die Wiedereinführung des e in iren die Stimme fast aller Parteien erhoben, und man schwieg endlich nur, weil das Reden ungehört verhallte. Jene Bestimmung war für die Schulen zum Gesetz erhoben, und es ist Recht und Pflicht, jedem Gesetze so lange zu gehorchen, bis die Abänderung desselben gelingt. Für die Abänderung irrtümlicher Gesetze aber zu kämpfen, ist eine ebenso wichtige Pflicht, die unter keiner Bedingung aufgegeben werden darf. Jeder Schritt, welcher dazu führt, jenen seltsamen und lästigen Irrtum zu beseitigen, sollte deshalb willkommen geheifsen und allseitig unterstützt werden.

Selbstverständlich mufs dabei nach sachlichen Gründen, nicht nach persönlichen Neigungen verfahren werden. Betrachten wir unseren Gegenstand also vom praktischen (pädagogischen und ökonomischen) und theoretischen (wissenschaftlichen) Standpunkt aus, und untersuchen, welche Gründe für und welche wider die Schreibung ieren sprechen.

Gründe gegen ieren:

1) Es widerstreitet der Entwickelung der deutschen Orthographie. Vor Veröffentlichung der Schulorthographie schrieben $^{9}/_{10}$ aller Deutschen ieren ohne e, regieren und spazieren etwa ausgenommen. Folglich darf selbst der allgemeine Gebrauch als ein Grund gegen die Aufdrängung des e angeführt werden.

2) Es streitet wider den Grundsatz der Einfachheit. Können wir einen Laut durch i darstellen, so dürfen wir es nicht durch ie thun. Der damit verknüpfte Nachteil ist augenfällig. Seit 1880 sind bereits Milliarden

von völlig nutzlosen e geschrieben, gedruckt, telegraphiert worden — ein nicht zu unterschätzender Verlust an Zeit und Geld.

3) Das e ist auch zur Bezeichnung der Vokallänge unnötig, da offene Silbe ohne irgend eine Ausnahme lang ist; z. B. da, so, du, ni, studi-ren, hö-ren, fa-ren u. s. w. Was sich von selbst versteht, braucht nicht gesagt zu werden. Der Ausdruck „ein runder Kreis“ steht ebenbürtig neben i-e-ren.

4) Die Schreibung ieren ist unphonetisch. Man spricht das e nicht, folglich darf es auch nicht geschrieben werden. Das preufsische Regelbuch verfährt in anerkennenswerter Weise nach demselben Grundsatze (H. 4), tilgt sehr richtig das h in roth, Muth, und gerät durch ieren mit sich selber in den unlöslichsten Widerspruch. Was also kann die sonst so umsichtigen Verfasser des Regelbuches bewogen haben, die Schreibung ieren der Regierung zu empfehlen? Die Gründe, welche in dem 1880 erschienenen „Kommentar“ vorgebracht sind, lassen sich in folgende Punkte zusammenfassen:

1) Durch ieren sollte orthographische Gleichförmigkeit herbeigeführt werden. Das war allerdings sehr wünschenswert, liefs sich aber viel einfacher dadurch bewerkstelligen, dafs man in regieren und spazieren das e strich und die anderen Wörter unangetastet liefs. An die zwei neuen Schreibformen regiren und spaziren würde man sich doch leichter gewöhnt haben als an die hundertfünfundachtzig ungewohnten. Fast zweihundert Wörter für Ausnahme und zwei für Regel zu erklären und danach zu verfahren, kann überdies vom Standpunkt weder der Logik noch der Philologie gut geheifsen werden.

2) Es wurde behauptet, ieren sei historisch, man habe ehemals so geschrieben. Allerdings. Aber nicht allgemein und nicht bei allen Wörtern. Auch folgt aus der ehemaligen Schreibung ieren nichts für die Regelung der jetzigen. Ehemals schrieb man z. B. eyner, Heyll, auff, Geschrifft, Teyl, Jhesus, gantz, Hertz, Creutz u. s. w. — folgt daraus, dafs wir auch heute noch so schreiben müssen? Ebenso beweist der Umstand, dafs die Deutschen zu einer Zeit, wo die Franzosen parlier statt parler sprachen, in dem eingebürgerten Worte „parlieren“ das e hören liefsen, für uns gleichfalls nichts oder doch nur, dafs die Deutschen den Fehler jener nachahmten. Diesen Fehler aber, welchen die Franzosen bald erkannten und abstellten, im Deutschen beibehalten zu wollen, ist gewifs doch höchst wunderlich und könnte sowohl als Freundschaft wie als Feindschaft gegen unsere westliche Nachbaren gedeutet werden. Keinesfalls aber dürfen wir uns dadurch bewegen lassen, parlieren zu schreiben und zu sprechen, sonst müfsten wir auch studieren, chaussieren, balancieren u. s. w. sagen. Allerdings nähme sich das recht historisch aus, wäre aber doch nichts weiter als ein historischer Fehler, wie wir alsbald sehen werden.

3) Es wird gesagt, die Schreibung ieren sei etymologisch wertvoll, man könne aus ihr ersehen, welche Wörter im Altfranzösischen ier gesprochen und geschrieben worden seien. Nun wohl. Allein um einigen Sprachgelehrten das Studium des Altfranzösischen zu erleichtern, 50 Millionen Deutsche zu zwingen, für alle Zeiten täglich eine Menge stummer, also unnützer Buchstaben zu schreiben, dürfte weder pädagogisch noch ökonomisch zu rechtfertigen sein. Volksfreundlich ist es gewifs nicht; aber ebenso wenig gelehrtenfreundlich, indem es die Etymologen lediglich — irre führt. Die Freunde des ieren geben 187 deutscher Zeitwörter mit ieren an. Die Zahl mag richtig sein; aber 44 von ihnen stammen gar nicht aus dem Französischen, sondern aus dem Deutschen, Lateinischen, Slavischen und Italienischen, und viele kommen von französischen Wörtern her, die sich überhaupt nicht auf er endigen; z. B. turnieren heifst im Französischen turnoyer, garniren-garnir, embelliren-embellir, reussiren-réussir, konveniren-convenir, offeriren-offrir, serviren-servir, definiren-définir, repartiren-repartir,

subveniren-subvenir, prätendiren-prétendre. Läfst sich da von der ausschliefslichen deutschen Schreibung ieren auf altfranzösisches ier schliefsen? Gewifs nicht. Aber selbst wenn es der Fall wäre, liegt doch, von dem Nachteil in der Praxis abgesehen, eine seltsame Verkehrtheit darin, das Neuhochdeutsche zum Schlüssel für das Altfranzösische machen zu wollen. Wer das Altfranzösische erforschen will, halte sich eben an altfranzösische Quellen.

Doch lassen wir das und betrachten den Einflufs des Französischen auf das Deutsche. Die Regel, wir sollen ieren schreiben, weil es vom französischen ier herkommt, wird schon durch das eben Angeführte wankend, gänzlich hinfällig aber durch die Thatsache, dafs 127 dieser Wörter mit neufranzösischen Verben verwandt sind, welche sich nicht auf ier endigen, dafs 44, wie oben gesagt, aus dem Lateinischen, Slavischen, Italienischen stammen oder rein deutschen Ursprungs sind, und dafs also eine verschwindend kleine Anzahl übrig bleibt, welche der französischen Abstammung wegen mit ieren geschrieben werden müfste — wenn überhaupt die französische Orthographie für die deutsche mafsgebend wäre. Wir schreiben bei völlig germanisierten Wörtern doch nicht der Abstammung gemäfs, sonst wäre z. B., trotz der Aussprache, „spaziren" spaziaren zu schreiben (lat. spatiari) u. s. w.

Um der Etymologie zu genügen, müfsten wir also einige Wörter, welche auf französischen Ursprung hinweisen, und eins lateinischer Abstammung (spatiari) mit ier, die aus dem Slavischen und Italienischen stammenden aber so schreiben, dafs auch ihr Ursprung daraus zu erkennen wäre, und nur dem Rest die deutsche Schreibung iren gestatten. Eine neue Seltsamkeit und neue Lernlast für die Jugend!

Dafs die Etymologie überhaupt nicht zu dem Grundsatz des Regelbuches pafst, ist oben erwähnt; wollte man sie aber dennoch berücksichtigen, so würden sich aus ihrer richtigen Anwendung einzig Gründe gegen ieren ergeben. In fast allen Grammatiken von Adelung bis Wilmanns findet sich die Regel „ie steht nicht in Fremdwörtern"; man schreibt also Bibel, Fibel, Kamin, Maschine, Saline, Satire, Tiger; nur bei ganz germanisierten kommt es vor; z. B. in Brief, Priester, Spiegel u. s. w. Demgemäfs hätte das Regelbuch hinzufügen müssen: folglich fällt auch in der Endung ieren, die ja nicht deutsch ist, das e durchweg fort.

Leider ist es nicht geschehen, wird aber geschehen müssen, da das Ergebnis auch der sorgfältigsten Untersuchungen nur lauten kann: Gegen ieren spricht alles, für ieren nichts.

Schliefslich aber füge ich, um Mifsverständnisse zu verhüten, die ausdrückliche Erklärung hinzu, dafs ich kein Gegner der neuen Schulorthographie bin. Ich erblicke in derselben vielmehr einen dankenswerten Anfang zur Beschaffung einer sachgemäfsen Rechtschreibung und möchte nur dazu beitragen, dafs jener dunkle Fleck möglichst bald aus ihr getilgt werde.

Wiesbaden. Dr. W. Fricke.

Zu Ségurs Histoire de Napoléon.

3.

L. VI, ch. VII, Abs. 8 und L. VI, ch. VIII, Abs. 10 findet sich das adjektivierte Particip épuisé beidemal mit de konstruiert: épuisé de forces et de sang, Ney... und: nos jeunes soldats, épuisés de faim et de fatigue. Sind diese beiden Genetive gleicher Natur? Lambeck scheint es anzunehmen, denn er fügt zur ersten Stelle als Anmerkung hinzu: „Das de antwortet hier auf die Frage: wovon ging die Erschöpfung aus? Antwort: von Anstrengung und Blutvergiefsen." Er scheint also die Worte épuisé de forces et de sang übersetzen zu wollen: „erschöpft infolge von Anstrengung

und Blutvergiefsen", übereinstimmend mit dem zweiten Passus, der zweifellos durch: „erschöpft infolge des Hungers und der Anstrengung" wiederzugeben ist.

Dieser Auffassung des de als genetivus causæ stehen jedoch die Bedeutungen der Substantiva forces und sang entgegen. Nur sehr selten hat force die Bedeutung „Anstrengung", meist in adverbialen Wendungen, wie de force = mit Anstrengung, dann aber immer im Singular. Warum sollte hier forces nicht seine gewöhnliche Bedeutung „Kräfte" haben? Möglich, dafs dem Kommentator ein lapsus calami widerfahren ist, indem ihm „d'efforts" vorschwebte, das aber im Zusammenhange unserer Stelle auch nicht am Platze wäre; man würde „de fatigue" erwarten, wie eben in dem zweiten oben angeführten Passus. — Sang = Blutvergiefsen ist vollends unverständlich. Inwiefern konnte das Blutvergiefsen Ney erschöpfen? Man erwartet eher „Blutverlust". Absolut gebraucht ist aber sang weder das eine noch das andere. (Blutvergiefsen = effusion de sang, sang versé; Blutverlust = sang perdu). Nimmt man aber — woran durchaus nichts hindert — forces und sang in ihren eigentlichen Bedeutungen, so kann selbstverständlich de nicht durch „infolge" übersetzt werden. Vielmehr haben wir hier einen Genetiv, der den Mafsstab angiebt, durch welchen der Begriff „erschöpft" eine Einschränkung erleidet, einen Genetiv, der dem lateinischen ablativus (seltener genetivus und [dichterisch] accusativus) limitationis (auch relationis oder respectus genannt) entspricht. Cfr. sourd de l'oreille gauche, grand de talents, jeune d'années (major natu, claudus altero pede [truncus pedum, os humerosque deo similis]). Zu übersetzen: in Bezug auf, an. Die Stelle würde also lauten: „an Kräften und Blut erschöpft."

L. VI, ch. VIII, Abs. 9 ist das Wort tombereau besser mit „Wagenladung" wiederzugeben. Die Endung eau hat hier dieselbe Bedeutung wie sonst ée und enthält den Begriff des vom Grundwort Befafsten (wie z. B. in assiettée, becquée etc.). Mithin = charretée, einen Karren voll, eine Wagenladung.

Zittau. R. Scherffig.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

G. Körting, Encyklopädie und Methodologie der romanischen Philologie mit besonderer Berücksichtigung des Französischen und Italienischen. 2. Teil: Die Encyklopädie der romanischen Gesamt-Philologie. (Heilbronn, Henninger.) 7 Mk.

H. P. u. W. Braune, Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur. 10 Bde. (Halle, Niemeyer.) 15 Mk.

Lexikographie.

A. u. E. Bourguignon, Dictionnaire des synonymes de la langue française, comprenant et résumant tous les travaux faits jusqu'à ce jour sur les synonymes français. (Paris, Garnier frères.)

Th. Wright, Anglo-Saxon and old english vocabularies. 2 ed. Edited and collated by R. P. Wülcker. 2 vols. (Strafsburg, Trübner.) 28 Mk.

F. J. Wershoven, Naturwissenschaftlich-technisches Wörterbuch der engl. u. franz. Sprache. I. Teil. Englisch-deutsch. (Berlin, Simion.) 1 Mk. 50 Pf.

Grammatik.

A. Leskien, Der Ablaut der Wurzelsilben im Litauischen. (Leipzig, Hirzel.) 7 Mk.

Der zusammengesetzte Satz bei Berthold von Regensburg. Ein Beitrag zur mittelhochdeutschen Syntax von Hub. Röttcken. (Strafsburg, Trübner.) 2 Mk. 50 Pf.

M. Trautmann, Die Sprachlaute im allgemeinen und die Laute des Englischen, Französischen und Deutschen im besonderen. (Leipzig, Fock.) 6 Mk.

K. Karg, Die Sprache H. Steinhöwels. Beitrag zur Laut- und Flexionslehre des Mittelhochdeutschen im 15. Jahrhundert. (Heidelberg, Weifs.) 1 Mk. 80 Pf.

J. Gütersohn, Beiträge zu einer phonetischen Vokallehre. 2 Teile. (Karlsruhe, Braune.) 80 Pf.

F. Ullsperger, Über den Modusgebrauch in mittelhochdeutschen Relativsätzen. Programm des Gymnasiums in Smichow.

F. Reinhardt, Die Kausalsätze und ihre Partikeln im Nibelungenliede. (Leipzig, G. Focke.)

Ch. Joret, Mélanges de phonétique normande. (Paris, Vieweg.) 3 fr.

H. Harth, Die Qualität der reinen Vokale im Neufranzösischen. (Oppeln, Franck.) 1 Mk. 50 Pf.

H. Erkelenz, L'orthographe allemande au point de vue historique et pratique avec une appendice sur l'accent tonique en allemand. (Bruxelles, Muquardt.) 2 fr.

A. Bystrow, Über den Accent in der russischen Sprache. (Mitau, Felsko.) 60 Pf.

Litteratur.

A. Stern, Geschichte der neueren Litteratur. Von der Frührenaissance bis auf die Gegenwart. 5.—17. Lfrg. (Leipzig, Bibl. Institut.) à 50 Pf.

H. Normann, Perlen der Weltlitteratur. Ästhetisch-kritische Erläuterung klassischer Dichterwerke aller Nationen. 9.—20. Lfrg. (Stuttgart, Levy & Müller.) à 50 Pf.

M. Rödiger, Kritische Bemerkungen zu den Nibelungen. (Berlin, Weidmann.) 2 Mk. 40 Pf.

A. Trendelenburg, Die Laokoongruppe und der Gigantenfries des Pergamenischen Altars. Ein Vortrag. (Berlin, Gärtner.) 1 Mk. 20 Pf.

K. Rieger, Zu Goethes Gedichten. (Wien, Gerold.) 60 Pf.

K. J. Schröer, Goethe und die Liebe. Zwei Vorträge. (Heilbronn, Henninger.) 1 Mk. 50 Pf.

L. Blume, Goethe als Student in Leipzig. Progr. des Akad. Gymn. zu Wien. 60 Pf.

E. Mauerhof, Zur Idee des Faust. (Leipzig, Wigand.) 3 Mk.

A. Hinüber, Das Lied vom Genius. Eine Goethe-Studie. (Leipzig, Wigand.) 60 Pf.

Schillers Maria Stuart. Mit ausführlichen Erläuterungen von H. Heskamp. (Paderborn, Schöningh.) 1 Mk. 35 Pf.

R. Petersen, Henrik Steffens. Ein Lebensbild. (Gotha, Perthes.) 6 Mk.

Leopold Schefer. Eine Monographie von E. Brenning. (Bremen, Rühle.) 3 Mk. 60 Pf.

J. Hub, Deutschlands Balladendichter und Lyriker der Gegenwart. In 10 Lieferungen. 1. Lfrg. 60 Pf.

H. u. J. Hart, Kritische Waffengänge. 6. Heft: Friedrich Spielhagen und der deutsche Roman der Gegenwart. (Leipzig, Wigand.) 1 Mk.

A. Tobler, Die Berliner Handschriften des Huon d'Auvergne. Sitzungsberichte der Berliner Akademie der Wissenschaften.

J. Frank, Satyre Ménippée de la vertu du Catholicon d'Espagne et de la tenue des estats de Paris. Kritisch revidierter Text mit Einleitung und erklärenden Anmerkungen. (Oppeln, Franck.) 10 Mk.

A. Feist, Die Geste des Loherains in der Prosabearbeitung der Arsenalhandschrift. (Marburg, Elwert.) 1 Mk. 20 Pf.

C. Humbert, Englands Urteil über Molière, den einzigen Nebenbuhler Shakespeares und den gröfsten Komiker aller Zeiten. 2. Auflage. (Leipzig, Krüger.) 2 Mk.

J. Krick, Racines Verhältnis zu Euripides. (Aachen, Progr. d. Realgymn.)

A. Kippenberg, Esaias Tegner. (Leipzig, Teubner.) 1 Mk.

A. Gaspary, Geschichte der italienischen Litteratur. 1. Band. (Berlin, Oppenheim.) 9 Mk.

K. Elze, Notes on the Elizabethan dramatists with conjectural emendations of the text. 2 series. (Halle, Niemeyer.) 8 Mk.

A new study of Shakespeare, an inquiry into the connection of the plays and poems, with the origins of the classical drama. (London, Trübner.) 10 s.

E. Thorer, Macaulay und seine Stellung in der englischen Litteraturgeschichte. (Progr. des Realgymn. zu Görlitz.)

J. Schipper, William Dunbar. Sein Leben und seine Gedichte in Analysen und ausgewählten Übersetzungen, nebst einem Abrifs der altschottischen Poesie. (Berlin, Oppenheim.) 7 Mk.

Pseudo-Shakesperian Plays. Ed. by K. Warnke and L. Prescholdt. II. (Halle, Niemeyer.) 2 Mk.

W. Ulrich, Tabellen zur englischen Geschichte und Litteratur. (Langensalza, Beyer.) 80 Pf.

Hilfsbücher.

Kern, Grundrifs der deutschen Satzlehre. (Berlin, Nicolai.) 80 Pf.

Interpunktionsregeln nebst Übungsbeispielen. (Breslau, Morgenstern.) 10 Pf.

W. Danner und C. Grube, Elementarkursus der deutschen Grammatik. 3. Stufe. (Riga, Mellin & Neldner.) 70 Pf.

G. Wendt, Deutsches Lesebuch. 3. Teil für die 2. und 1. Klasse der Gymnasien und Realschulen. (Lahr, Schauenburg.) 3 Mk. 50 Pf.

E. Schelderer, Lehrbuch des Französischen. 1. Teil. (Frankfurt a. M., Jäger.) 1 Mk. 80 Pf.

P. Steiner, Einleitung in die Erlernung der französischen Sprache. (Neuwied, Heuser.) 1 Mk. 20 Pf.

A. Benecke, Exercices syntaxiques. Sammlung franz. Sätze und zusammenhängender Stücke zur Einübung der Syntax. (Potsdam, Stein.) 1 Mk. 20 Pf.

Corrigé des thèmes adaptés à la nouvelle grammaire de Plötz. (Bremen, Heinsius.) 75 Pf.

Hume's History of Charles I and of the Commonwealth. Erklärt von F. Wershoven. (Leipzig, Renger.) 1 Mk. 40 Pf.

F. Arago, Notices biographiques choisies. Erklärt von M. Keuffer und A. Dronke. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk. 20 Pf.

E. Gnochi, La farfalla italiana. Italienisches Lesebuch mit deutschen Anmerkungen. (Leipzig, Brockhaus.) 2 Mk.

Maly-Motta, Italienische Grammatik. I. Kursus. (München, Lindauer.) 2 Mk. 50 Pf.

Maly-Motta, Handbuch der italienischen Umgangssprache. (Berlin, Friedberg & Mode.) 2 Mk. 50 Pf.

F. J. Schmitz, Portugies. Grammatik. (Leipzig, Glöckner.) 4 Mk. 50 Pf.





